

WOLFGANG JESCHKE

DAS  
CUSANUS  
SPIEL

*Roman*  
DROEMER

Wolfgang Jeschke

DAS  
CUSANUS-SPIEL

Roman

Droemer

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Die Einschweißfolie ist biologisch abbaubar.  
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Copyright © 2005 bei Droemer Verlag.  
Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Scan by Brrazo 05/2006  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagillustration: FinePic, München  
Satz: Ventura Publisher im Verlag  
Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN-13: 978-3-426-19700-4  
ISBN-10: 3-426-19700-6

5 4 3 2 1

*Für Julian und Rosi*

»DIE ZEIT IST EINE AUSFALTUNG GOTTES.«

*Nicolaus Cusanus*

»DAS FASZINIERENDE AM PRINZIP DES KALEIDOSKOPS IST, DASS ES SCHON GENÜGT, EIN SPLITTERCHEN DER WIRKLICHKEIT IN EINE ANDERE LAGE ZU KIPPEN, UM NEUE, ÜBERRASCHEND VIELGESTALTIGE PHANTASIEWELTEN ZU ERZEUGEN, DIE DAS AUGE UND DEN GEIST ENTZÜCKEM.«

*Jeremias Wolf*

»DIE WELT IST ALLES, WAS DER FALL IST, UND AUCH ALLES, WAS DER FALL SEIN KANN.«

*Anton Zollinger*

# ERSTES BUCH

# I DAS PFERD IN DER VIA GARIBALDI

»FRÜHER GLAUBTE ICH EINMAL, DIE WAHRHEIT SEI EHER IM DUNKELN ZU FINDEN. ABER DIE WAHRHEIT IST VON GROSSER MACHT. DAS KÖNNEN-SELBST LEUCHTET HELL IN IHR AUF. SIE SCHREIT AUF DEN STRASSEN ... MIT GROSSER GEWISSHEIT ZEIGT SIE SICH, VON ÜBERALL HER IST SIE LEICHT ZU FINDEN.«

*Nicolaus Cusanus*

Hinter der hochgeschichteten Sandsackbarriere tauchte ein Mann auf.

»Halt!« rief er. »Halt, Signorina! Sie können da nicht rüberfahren!« Er hatte ein Gewehr unterm Arm und trotz der Hitze eine gestrickte blaue Wollmütze auf dem Kopf. Ich wollte links auf den Ponte Sisto einbiegen, aber der Motor starb ab. Die Anzeige blinkte rot. Ich gab dem Akku einen Tritt, aber das Ding war restlos leer. Der Mann kam über die Straße gerannt, ging seitlich, die rechte Schulter etwas vorgeschoben – wahrscheinlich wegen seiner Waffe –, und hinkte ein bißchen. Schnaufend packte er den Lenker meines Letric und hielt ihn fest.

»Lassen Sie sofort los!« schrie ich und trat nach

seinem Knie, aber er wich aus und festigte seinen Griff.

»Hören Sie, Signorina! Ich meine es wirklich gut mit Ihnen. Sie können da nicht rüber. Sehen Sie doch selbst.«

Erst jetzt bemerkte ich, daß drüben, auf der anderen Seite des Flusses, an der Einbiegung zur Piazza Trilussa, ein Schützenpanzer stand, und auf dem Lungotevere della Farnesina waren zwei weitere gepanzerte Fahrzeuge dicht hintereinander aufgefahren. Soldaten in hellblauen EuroForce-Kampfanzügen standen dabei, schwerbewaffnet und mit technischem Gerät auf dein Rücken.

Ich stieg ab, zog mir den Sturzhelm vom Kopf, schüttelte das Haar aus und schaute zurück. Die Straße lag wie ausgestorben vor mir.

»Aber ich wohne da drüben«, sagte ich, »in der Via Garibaldi.«

Der Mann schüttelte den Kopf, zog eine zerdrückte Packung Nazionali aus der Hemdtasche, fischte eine heraus und klemmte sie zwischen die Lippen, kramte ein uraltes Camel-Zip-Feuerzeug hervor, ließ es aufschnappen und zündete sich die Zigarette an. Gierig sog er den Rauch ein. Der ist sicher ziemlich krank, dachte ich beiläufig. Die Wangen waren blaß und eingefallen und mit grauen Bartstoppeln bedeckt. Fettige graue Locken hingen unter dem Rand seiner Wollmütze hervor, die vorn das Emblem von

Juventus trug. Er hob das Gesicht, bleckte gelbe Zähne und ließ den Rauch dazwischen hervorströmen.

»Berittene«, sagte er, hob die Armbeuge vor den Mund und hustete. »Berittene«, wiederholte er in einem Ton, als spreche er von etwas besonders Abscheulichem. Mit dem Gewehr deutete er zum anderen Ufer hinüber. »Drei oder vier. Bewaffnet. Moros, mitten in der Stadt – am hellichten Tag. Es wäre Zeit, die Brücken zu sprengen.«

»Und Sie meinen, das hielte sie auf?« fragte ich. »Der Fluß ist verschwunden.«

Er wiegte den Kopf.

»Hier kommt jedenfalls keiner rüber. Dafür sorgen wir«, bekräftigte er und deutete mit dem Daumen über die Schulter.

Ich sah, daß über der Barriere aus sandgefüllten grauen und schwarzen Plastiksäcken und aus den Fenstern im ersten und zweiten Stock Gewehrläufe ragten. Die Schaufenster des Sportgeschäfts im Erdgeschoß waren mit Schränken und umgekippten Tischen verrammelt. »Rund um die Uhr«, versicherte er.

Entlang des linken Ufers hatte man auf dem Trottoir vor den Häusern bis auf Schulterhöhe ähnliche provisorische Barrikaden aus Sandsäcken und Autoreifen aufgeschichtet. Zu den Hauseingängen gelangte man jeweils nur seitwärts durch eine Art labyrin-

thischer Schleuse.

All die Sandsäcke zu füllen war ja kein Problem, denn überall in der Stadt hatte der heiße Südwind in den Monaten der Trockenheit an den Außentreppen und in den Hauseingängen hellen Flugsand aus der Sahara abgelagert, der sich nun an den Fuß verrußter Mauern schmiegte – an manchen Stellen sogar meterhoch.

Der Mann mit der Wollmütze hob plötzlich den Kopf, als nehme er Witterung auf. Vom Petersplatz her, auf dem eine Einheit der leichten Luftkavallerie von EuroForce stationiert war, hörte ich das Geräusch anfliegender Helikopter. Man patrouillierte von dort aus durch die Stadt und flog Einsätze, um den südlichen Autobahnring zu sichern und den Konvois Feuerschutz zu geben. Tagsüber – bei Nacht traute sich niemand mehr, den südlichen Grande Raccordo Anulare zwischen der Via Aurelia und der Via Appia zu benutzen, wenn auf den Fahrbahnen Autoreifen brannten und mit dem Beschuß von Hekenschützen zu rechnen war. Manchmal roch man den Gestank von verbranntem Gummi bis ins Trastevere.

Das peitschende Geräusch schwoll an; zwei Schatten in graubrauner Tarnlackierung tauchten hintereinander im Tiefflug aus dem Dunst auf und nahmen über dem Ponte Mazzini Gestalt an. Die trichterförmigen Doppelläufe der ShriekGuns ragten aus dem

Bauch nach unten wie die Stacheln eines monströsen Insekts. Ohrenbetäubend schwobben die Rotoren und trieben Staub aus dem knochentrockenen Flußbett, der die Luft noch mehr trübte und mit dem Gestank von altem Tod belud.

Die Helikopter stiegen nun plötzlich hoch und legten sich in eine steile Rechtskurve. Nur kurz sah ich die weißen Helme mit den heruntergeklappten Datenvisionen zwischen den Reflexen auf den Plastikblasen der Cockpits schimmern, dann waren die Maschinen hinter den Pinien auf der Höhe des Gianicolo verschwunden. Darauf kreischten minutenlang die Sonarwaffen.

Der Mann schnippte seine Kippe in den Rinnstein und nickte mir zu.

»Jetzt können Sie rüber. Signorina«, sagte er und beäugte anerkennend mein geschnürtes Wildlederwams, als gestatte er sich jetzt erst, den Blick auf etwas anderes zu werfen als die vermeintliche Frontlinie. Der Schweiß tröpfelte mir zwischen den Brüsten hinab und rann mir über den Bauch. Ich wischte mir mit der Hand über die Stirn.

»Sie sollten sich eine andere Wohnung suchen«, sagte er. »Man hat das Trastevere aufgegeben, seit die Polizeistation in der Via Garibaldi geschlossen wurde. Dort drüben sind Sie nicht mehr sicher. Das sollten Sie sich klarmachen, Signorina. Der Westen der Stadt ist längst in der Hand der Moros. Im Vati-

kan ist es zu Plünderungen gekommen. Trotz der Bewachung durch EuroForce.« Er spuckte aus. »Seit Papa Hasenfuß sich nach Salzburg abgesetzt hat, kümmert sich kein Schwein mehr darum, was hier passiert.«

»Viel ist sicher nicht mehr zu holen«, sagte ich. »Das meiste wurde doch längst nach Wien und Budapest gebracht.«

»Dann sollten Sie mal sehen, was die Amerikaner und Japaner wegschaffen.«

»Im Auftrag der UNESCO.«

»Daß ich nicht lache«, sagte er, zog sich die Wollmütze vom Kopf und wischte sich das Gesicht damit ab.

Ich zuckte die Achseln und versuchte den Motor zu starten, aber die Anzeige des Akkus blinkte rot. Ich hatte schon auf der Via del Cerchi kurz vor der Piazza Bocca bemerkt, daß er fast leer war. Er hatte sich in der Nacht nicht aufgeladen: Stromausfall – wie mittlerweile jeden zweiten Tag.

»Leben Sie allein?« erkundigte sich der Mann. »Hier im Haus gibt's noch Wohnungen. Sichere Wohnungen. Ich bin Hausmeister hier. Fragen Sie nach Dino, wenn Sie Interesse haben.«

»Danke, Signore!« rief ich über die Schulter, hängte den Helm an den Lenker und schob mein Lectric zwischen den einbetonierten Pfählen hindurch auf den Ponte Sisto hinauf. »Ich komme be-

stimmt darauf zurück.«

»Sie können gern bei mir einziehen, meine Liebe!« rief er und lachte meckernd.

»Ich werde es mir überlegen.«

\*

Die Soldaten auf der Piazza Triluzza winkten mich durch. Mit ihren hellblauen Keramikpanzern und -helmen, ihren heruntergeklappten VR-Visieren, Laser-Zielgeräten, Peitschenantennen und schweren Handwaffen sahen sie aus wie aufrecht gehende Krustentiere.

Als ich in die Via Garibaldi einbog, sah ich, daß man sie auf halber Höhe mit Rollen von Klingendraht gesperrt hatte. Ein Offizier hob die Hand und hielt mich auf. Er war um die Dreißig, mittelgroß; mit seinem kurz gestutzten Vollbart und den braunen Locken unter dem hellblauen Barett sah er wirklich gut aus. Aus dem Funkgerät in der Brusttasche seiner tarnfarbenen schußsicheren Weste plapperte eine aufgeregte Stimme.

»Wohin wollen Sie, Signorina?« fragte er. Dem Dialekt nach stammte er aus dem Norden, wie die meisten. Bologna vielleicht, oder Modena.

»Ich wohne dort oben – rechts, gegenüber vom Kloster del Sette Dolori.«

»Dann sollten Sie Ihre Koffer packen. Ziehen Sie

besser über den Fluß. Hier tauchen immer häufiger Typen auf, die mit einem jungen Mädchen wie Ihnen kurzen Prozeß machen.«

»Die gibt's drüben auf der anderen Seite auch.«

Er lachte sarkastisch.

»Da haben Sie wohl recht. Aber das hier ist nicht länger eine gesicherte Zone. Sie gehen auf eigene Gefahr rein, das sollten Sie wissen.«

Er zog an einem Hebel, und in der Drahtrolle bildete sich eine Lücke. Ich schob mein Lectric zwischen den gefährlich aussehenden brusthohen Schlingen hindurch, die im Abstand von einer Handbreite mit rasiermesserscharfen Klingen besetzt waren. Die Barriere schloß sich hinter mir.

In dem Moment waren oben auf dem Giamcolo kurz hintereinander drei Explosionen zu hören, dann eine vierte, und wieder brach das infernalische Geheul der ShriekGuns los. Ich blieb stehen. Der Schweiß rann mir in Strömen über die Rippen. Das kam nicht nur von der Hitze, die seit Monaten über der Stadt lastete wie ein erstickendes staubiges Kissen, es war schiere Angst. Ich spürte, wie sich meine Gedärme zu einem Knoten zusammenballten und die Knie unter mir nachzugeben drohten.

»Gehen Sie weg, Signorina! Runter von der Straße!« schrie der Offizier hinter mir.

Ich konnte keine unmittelbare Gefahr erkennen. Immer wieder tauchte mit flirrenden Rotoren ein He-

likopter über den Pinien auf, und sein Motorengeräusch, das wie das Knattern von Geschoßgarbenklang, wurde vom gellenden Kreischen und subsonischen Wummern seiner Sonarkanonen begleitet, das an den Knochen rüttelte und mir den Schädel zu zersprengen drohte; dann verschwand er wieder. Der Berg schien in Rauch gehüllt, als hätten die dünnen Bäume auf seinem Gipfel Feuer gefangen.

»Weg, Signorina, weg!«

Ich drehte mich um. Herrgott, was wollte der Kerl?! Die Stimme in seiner Brusttasche quäkte aufgeregt. Er fuchtelte mit den Armen.

»Gehen Sie in Deckung!«

Ich lehnte mein Lectric an eine Umfriedung aus aufgebockten Blumentrögen, in denen blaßrosafarbene Rhododendren in rissiger harter Erde verendet waren, und suchte Schutz im Eingang einer ehemaligen Gaststätte, deren Tür mit Brettern vernagelt war.

Plötzlich hörte ich Hufgetrappel und blickte überrascht auf. Von der Porta Pancrazia her kam den Abhang herab in vollem Galopp ein reiterloses Pferd gesprengt, ein schweres Bauernpferd; ein Falbe – mit rollenden Augen, wehender Mähne und gestrecktem Schweif – preschte, durch den Lärm wie von Sinnen, an mir vorbei und auf die Barrikade zu, wollte sie überspringen, zögerte im letzten Moment, erschreckt durch die Soldaten, die beiderseits der Straße standen, glitt funkenstiebend auf dem Kopfsteinpflaster

aus, das dort im weichen Asphalt eine Insel bildete, konnte seinen Lauf nicht mehr abbremsen und stürzte mit wirbelnden Vorderbeinen mitten in die Drahtrollen. Wie es schrie! Ich hatte nicht gewußt, daß Pferde zu solchen Lauten fähig sind. Es war ein anhaltendes schrilles Wehklagen wie von einem Menschen, der aufs äußerste gepeinigt wird.

Die Soldaten, die zu Hilfe eilen wollten, prallten erschrocken vor den auskeilenden Hufen zurück. In seiner Panik verhedderte sich das Tier immer hoffnungsloser in die Drahtbarriere. Die rasiermesserscharfen Klingen wühlten sich immer tiefer in seinen Leib, Blut strömte auf das Pflaster. Der Offizier rief einen Befehl und zog seine Pistole. Geduckt näherte er sich dem Tier und schoß ihm einen Laserstrahl ins weit geöffnete Maul. Eine weißlich-rote Fontäne brach zwischen den Ohren hervor und färbte das Rückenfell mit dunklen Tupfern. Das Tier verstummte und schien ungläubig den Kopf zu schütteln, dann sank sein Unterkiefer zwischen die zukenden Vorderläufe auf den Drahtverhau. Es roch plötzlich nach angesengtem Haar und verbranntem Fleisch. Die Augen des Pferdes sahen aus wie geschälte hartgekochte Eier.

Ich mußte mich abwenden und setzte mich benommen auf einen der beiden Plastikstühle, die, einstmals weiß, nun aber vergilbt und grau vom Staub und von der ätzenden Luft, zwischen den aus-

getrockneten Blumentrögen vergammelten.

*Royal Pub* stand in vergoldeten Buchstaben auf einem moosgrünen Schild, dessen Farbe abgeblättert war. Renata und Marco waren manchmal hier gewesen, wenn sie mich besucht hatten. Und CarlAntonio, der Mutant, der »Junge mit seinem schlaunen Rucksack«, wie ihn die Studenten gutmütig nannten. Für andere waren die siamesischen Zwillinge das »Monster von Cattenom«. Während Antonio abgewandt dasaß und dumpf auf die Straße starrte, hatte Carl, sein »Rucksack«, mit uns geplaudert. CarlAntonio waren das Liebenswerteste, was das dunkle Herz Europas uns hinterlassen hatte.

Der *Royal Pub* hatte im vergangenen Herbst geschlossen und nie mehr geöffnet.

Ich stand auf und vermied es, das tote Pferd anzusehen. Die Via Garibaldi war immer noch wie ausgestorben. Ein Dutzend Leute schaute aus den Fenstern. Früher wären es Hunderte gewesen; Schaulustige hätten den Kadaver umschwärmt wie Fliegen, so daß die Soldaten Mühe gehabt hätten, sie fernzuhalten. Wo waren alle diese Menschen hingegangen? Wenn man abends kaum ein erleuchtetes Fenster sah, war das nicht nur auf die Angst der Leute vor Hekenschützen zurückzuführen – sie waren inzwischen weggezogen. Das Trastevere war fast so leer wie vor tausend Jahren, als nur ein paar Fischer und Viehhirten am Ufer des Tiber lebten.

\*

Ich trug mein Lectric die Treppe zur Haustür hoch. Im Hausflur das übliche Chaos: aufgebrochene, verbogene Blechbriefkästen, einige zum Bersten vollgestopft mit Prospekten und Stadtteilzeitungen. Der Boden war übersät mit einer Schicht elektronischer Konfettis, Dot-Chips und VidDiscs und schmutzigen, auf der Suche nach Bargeld aufgerissenen Briefumschlägen.

Keine Nachricht von Mutter. Ob Großmutter noch lebt? Weshalb hat sie immer noch kein IKom, damit man sie anrufen könnte? Warum schickt sie keine Mail ans Institut, wie ich sie immer wieder beschworen habe? – der einzig verlässliche Weg in Zeiten wie diesen. Aber sie zieht es vor, im letzten Jahrhundert zu leben. Hält nach dem Briefträger Ausschau. Man brauchte eine Zeitmaschine, um mit ihr in Verbindung zu bleiben. War sie früher auch schon so? Wahrscheinlich hat Vater sie schon altmodisch gefunden. Ich weiß es nicht. Er war stets mit allem vertraut, was gerade Mode war. Das war sein Job. Ach, Vater.

Ich stöpselte das Lectric ans Ladegerät im Flur, machte es mit der Kette fest und steckte einen 100-Euro-Chip in den Schlitz. Das Auge des Akkus leuchtete beruhigend grün; es gab also Strom.

»Sind Sie's, Signorina Ligrina?«

»Ich bin's, Stavros.«

Er tauchte aus den Schatten und lehnte seine Utzi ins Eck. Ein Bär von einem Mann, barfuß, nur mit Bermudas bekleidet, blau-weiß in den Farben seiner Heimat. HELLAS stand auf einem Hosenbein, PATRIA auf dem anderen. Er trocknete sich mit einem grauen Handtuch den Stiernacken und den kurzgeschorenen Schädel ab.

»Könnte man hier nicht mal ein bißchen sauber machen?« fragte ich ihn.

Er schaute sich um, als sähe er das Chaos im Hausgang zum ersten Mal, ließ sein Glasauge darüber schweifen, als müsse er das Bild der Unordnung erst einscannen, um es überhaupt wahrzunehmen. Er rieb sich die von Laserschüssen verwüstete Brust, auf der zwischen Tümpeln aus glattem, wie geschmolzen wirkendem Zartrosa buschige Inseln aus grauem und schwarzem Haar wuchsen – sein schmerzhaftes Andenken an die verlorene Seeschlacht um Ikaria.

»Wozu?« nuschelte er mit schleppender Stimme.  
»Es wohnt niemand mehr hier.«

»Bin ich niemand?«

»Scusi, Signorina.« Sein unversehrtes schlehenblaues Auge lächelte. Er nahm mich in den Arm und tätschelte mir väterlich die Schulter. Er roch schrecklich nach Knoblauch und Schweiß. Manchmal, wenn er ein bißchen betrunken war, machte sich seine

Zungenprothese selbständig; sie kroch aus dem Mundwinkel wie ein neugieriger fleischfarbener Lurch, gespickt mit Tausenden von glitzernden Nanosensoren, und erkundete seine stoppelbedeckte Wange und sein Kinn. In türkischer Gefangenschaft hatte man ihm die Zunge herausgeschnitten. »Imaste dio ...« plärrte das Kofferradio hinten in seiner Kammer. Ich mochte ihn, fühlte mich sicher, wenn er im Hause war.

\*

Das Wasser war braun und roch abgestanden. Als ich aus dem Bad kam, hörte ich das grummelnde Motorengeräusch einer schweren Maschine unten auf der Straße. Ich spähte durch den Vorhang. Man versuchte, den Kadaver des Pferdes mit Hilfe eines Kranwagens aus der Barriere zu heben, aber die Gedärme hatten sich so in den Schlaufen des Klingendrahts verheddert, daß sie nicht zu trennen waren. Man mußte die Eingeweide losschneiden. Kot und Körperflüssigkeiten ergossen sich aufs Pflaster. Mein Magen krampfte sich zusammen zu einem kleinen harten Ball, zu einer Faust, die nach oben stieß. Ich rannte zurück ins Bad, schob das feuchte Haar aus dem Gesicht und hielt es im Nacken mit der Faust zusammen, während ich in die Kloschüssel erbrach. »Anigho to stoma«, sang Mikis Theodorakis mit lau-

ter Stimme, Stavros' patriotischer Freund.

Mein Gott, hatten die Griechen in viertausend Jahren nur einen Komponisten? Wir hätten ihnen leicht zwei oder drei Dutzend abgeben können.

\*

Gegen Morgen brannte es im Trastevere, unten an der Piazza Bernardino da Feltre. Es dauerte fast eine Stunde, bis die Feuerwehr da war, weil erst Straßensperren beseitigt werden mußten, die ängstliche Anwohner errichtet hatten, um sich zu schützen.

\*

Als ich am Nachmittag von der Uni kam, war die Via del Fori Imperiali gesperrt, ebenso die Cavour und die Piazza del Colosseo. Nicht von der Polizei, auch nicht vom Militär – weit und breit waren keine Uniformen zu sehen –, sondern von Helfern der Praetorianer. Der Konvoi fuhr in Richtung Piazza Venezia: Laster voll mit elektronischem und holooptischem Gerät, flankiert von Fahrern in schwarzem Leder auf Harleys ohne Auspuff. Glatzköpfige, farbig tätowierte Schädel, schwartige Nacken, feiste Gesichter, mit Kreide geschminkt und schwarzen Streifen quer über die Augen. Leibwächter. Auf einer rollenden Plattform war ein bizarrer, sänftenartiger Käfig aufge-

baut, von dem unter farbigen Markisen Bänder in den Landesfarben flatterten. Darin war eine junge dunkelhäutige Frau angekettet, ein graziles Mädchen mit glattem schwarzem Haar, das auf ägyptische Weise zu einem Helm frisiert war. Sie war nackt und trug einen silbernen Ring, den man ihr durch die Nase gezogen hatte. Sie schüttelte den Kopf und reckte stolz das Kinn. Ruckartig versuchte sie aufzustehen, aber eine Bewegung des Gefährts warf sie in die Kissen zurück.

Die Praetorianer bereiteten eine ihrer Holoshows vor. Schon den ganzen Vormittag über waren von der Piazza Venezia her laute Musikfetzen zu hören gewesen. Wagner, vermutete ich – sicher eine Kopie der »künstlerisch umstrittenen« Inszenierungen des »Rings« durch Sigurd Wagner und Lutz-Loki von Stein, in der man angeblich auf offener Bühne Eber kastriert hatte.

Ich mußte einen Umweg nach Süden über die Amba Aradam und die Terme di Caracalla fahren und kam schließlich bei der Via Aventino heraus. Es war früher Nachmittag. Der Himmel war durch stauenden Smog verhüllt, in dem seit Wochen eine diffus scheinende Sonne nistete. Sie schien näher gerückt und aufs Dreifache angeschwollen. Ich stieg ab, lehnte mein Lectric ans Geländer des Ponte Palatina und blickte ins ausgetrocknete Flußbett hinab. In den Ufermauern gähnten die Mündungen vergessener

Siele, aus denen stinkende Sekrete tröpfelten, die zu Pfützen aus organischem Pech erstarrten – jahrtausendealte Adern im Leib der Stadt, die sich der Kartographie der Leitungskataster entzogen. Selbst die tiefsten Stellen des Flußbetts waren zu rissigem Morast verbacken. Die Hunde und Katzen, die sich auf der Suche nach Wasser unter die Bögen des Ponte San Fabricio an der Isola Tibertino und des Ponte Rotto wagten, hatten kaum Chancen gegen die Ratten oder wurden Opfer der Raben, die von den vertrockneten Platanen entlang der Pierloni-Promenade aus ihr Revier im Auge behielten. Die Kuhlen und Mulden zwischen den von Vogelkot verkrusteten Steinen waren mit Schädeln und Skelettresten kleiner Säuger übersät – meist Haustiere, die von ihren Besitzern ausgesetzt wurden, als sie wegzogen.

Stille umgab mich. Kein Laut war zu hören, mitten in der Stadt.

Nicht ein einziges Fahrzeug fuhr auf den Uferstraßen. Sie waren spurlos verschwunden, die schönen Autos mit den zauberhaften Namen: die Alfa Romeo und Lamborghini, die Jaguar und Mercedes-Benz, die Porsche und die Fiat Lux, die Chevrolet und die Bugatti. Früher waren sie lärmend durch diese Straßen gebraust, doch nun klangen ihre Namen eher wie die vornehmer, längst ausgestorbener Geschlechter. Die Quellen waren versiegt, aus denen sie ihre Kraft schöpften. Benzin gab es nur noch für Fahrzeuge der

öffentlichen Dienste und für das Militär – oder für Gruppen wie die Praetorianer, die gute Beziehungen zu den Militärs hatten.

Kein Luftzug regte sich. Die Platanen der Uferallee hatten ihre vertrockneten Blätter abgeworfen. Mir schien, als hielten sie den Atem an. Plötzlich hörte ich ein leises Winseln hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte einen Killerhund.

»Hilf mir!« krächzte er. Seine Lebenslinie auf dem Schädeldach war fast geschlossen. Nur ein kleines fingerbreites Stück schimmerte trübrod, und sein kurzhaariges dunkelbraunes Fell hatte sich bereits verfärbt; Unterkiefer und Ohren zeigten das typische geisterhafte Blauweiß des nahenden Todes. Von seinen Lefzen triefte malvenfarbener Speichel. Sein klebriges Fell roch nach nassem Kot, und sein raselnder Atem stank nach innerer Fäulnis. Die Abstoßung des implantierten Kehlkopfes hatte begonnen.

»Hilf mir«, wimmerte er. Die Rute hatte er zwischen die Hinterläufe geklemmt.

»Ich kann dir nicht helfen. Geh zu deinem Herrn«, entgegnete ich rüde.

Er hob den Kopf und bellte heiser. War es ein kraftloses Husten? Ein trauriges Lachen?

Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten vor Hunger und Erschöpfung. Die Zunge hing ihm aus dem Maul. Seine blutunterlaufenen Augen starrten mich kläglich an. Ich wandte mich ab. Diese

genmodifizierten Tiere schafften mich. Sicher hatte er Menschen getötet. Dafür wurden sie gemacht. Laborprodukte. Intelligente Killer. Er war ein Hund, aber er trug auch ein kleines Stück Mensch in sich, das sie ihm eingepflanzt hatten. Wenn diese Tiere nutzlos wurden, vergaste man sie oder spritzte sie ab. Doch sie waren gerissen, und manche machten sich rechtzeitig davon. Das half ihnen aber nichts, denn sie hatten eine eingebaute Uhr, die ihr Ablaufdatum anzeigte. Der Tod setzte von innen ein.

Ich kramte im Korb am Lenker und fand einen weichgewordenen Riegel Schokolade. Ich legte ihn vor ihm auf den Boden, um nicht mit seinem Speichel in Berührung zu kommen, denn man konnte ja nicht wissen, welche Viren man ihnen geschneidert hatte, um ihre Lebensspanne zu kontrollieren. Er schnupperte an dem Riegel und ließ seine fast durchsichtige Zunge darübergleiten, dann verschlang er ihn gierig.

»Danke«, keuchte er; ein dünner Blutfaden rann ihm aus dem Mundwinkel. Es war klar: Bald würden die Raben kommen. Plötzlich waren im Osten über der Innenstadt ohrenbetäubende Donnerschläge zu hören, und eine Eruption von farbigem Laserlicht stieg in den Himmel; sie flackerte durch den Dunst, als hätte die Sonne nun endlich die Erde erreicht und wäre mit der Atmosphäre in Wechselwirkung getreten. Kaskaden aus Feuer fluteten herab und stiegen

wieder empor wie Fackeln aus einer Corona. Und darüber waren die schrillen Schreie und das Gelächter der Walküren zu vernehmen, die, in flatternde Gewänder aus gleißenden Farben und Schatten gehüllt, auf ihren Rossen in wildem Galopp durch den Himmel stürmten. *Heiaha! Heiaha! Hojotoho! Hojotoho! Heiaha!* Der Dunst über dem Flußbett verwandelte sich in ein kreisendes, kreischendes Inferno aus Weiß und Grau, als plötzlich Hunderte von Möwen einfielen. Und im Nu waren auch die Raben da – Dutzende von ihnen, die mit klatschenden Flügeln aus den Platanen aufflogen, um in gemeinschaftlicher Aktion ihr Revier zu verteidigen. Und so rasch wie er gekommen war, war der Vogelspuk auch wieder verschwunden. Ein paar weiße Federn flatterten herab.

\*

Der Himmel über der Stadt hatte sich stahlblau verfärbt. Kupferfarbene Laserblitze durchzuckten den Dunst; zwischen grauschwarzen Graphitschrofen zog träge der grelle orangefarbene Glutfluß aus Lava nach Osten. Sonnenmaterie. Aufschießende Protuberanzen, gleißende Filamente.

Moosgraue Kuppeln wölbten sich auf, von flüssigem Silber überlaufen, unter denen sich schemenhaft Berittene in brünierten Rüstungen sammelten. Mäch-

tige Rosse von zwanzig Metern Schulterhöhe. Schnauben, das laut von den Häuserfronten widerhallte, als stünde man zwischen den Tieren, das Ächzen und Knarren von Lederzeug, Waffengeklirr. Schwere Helme, geschmückt mit Kuhhörnern oder Bussardflügeln – geschlossene Visiere. Ein Signal wurde gegeben, und schon ging die Jagd weiter. Die infernalisch laute Musik schwang sich empor, sank herab, schwang sich wieder empor. *Hojotho! Hojotho! Heiaha! Heiaha!*

Ich haßte diese Faschisten, doch eines mußte man ihnen lassen: Sie verstanden es immer wieder, sich zu inszenieren. Indem sie bestimmte, besonders pompöse Opernszenen auswählten und bis zur Perversion aufdonnerten, schufen sie sich den Hintergrund für ihr überzogenes Lebensgefühl. Ihre Darbietung war, wie immer, eindrucksvoll und technisch perfekt, aber in ihrer mythischen Aufgeblätheit unmenschlich und manchmal ekelhaft.

Ich erinnerte mich an einen Abend im vergangenen Herbst, als ich mit Bernd, meinem Freund, in eine Aufführung der *Aida* geraten war, die der berühmte Condottiere Sergio persönlich inszeniert hatte. Die Nordseite der Piazza Navona hatte er in ein Stadttor von Theben verwandelt – die großen steinernen Gesichter der Monumentalstatuen streng und würdevoll, noch unversehrt von den koptischen und islamischen Bilderstürmern und den Sandstür-

men aus der Libyschen Wüste. Während vom Nil her immer dichtere Nebelschwaden heranzogen und das Tageslicht schwand, hoben sich immer deutlicher die Kolossalstatuen hervor, zwischen denen sich unter elektronisch vervielfältigtem Fanfarenklang der Triumphzug hereinwälzte, Radames voran, gefolgt von seinen Offizieren in absurden Prunkuniformen; dahinter Sklaven, die reiche Beute schleppten – Gold und Elfenbein.

Auf der Empore, ganz in Gold gekleidet und unter einem Baldachin aus Pfauenfedern, inmitten von Priestern und Würdenträgern: *el re* – mit Krummstab und Geißel als Herrschaftsinsignien und bekrönt mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern Hathors, umgeben von seiner Leibwache aus vogelköpfigen Osiris-Kriegern mit metallisch schimmernden Halsfedern und stahlblauen Schnäbeln. An seiner Seite Seth im scharlachroten Gewand, Göttin der Gewalt und der Vergewaltigung. »*Trema, vil schiava.*«

Das Gesicht des Herrschers erschien in Nahaufnahme, war optisch aufgeblasen zur Größe eines vierstöckigen Hauses. »*Salvator della patria*«, schmetterte er, während sich in seinen Augenhöhlen Fenster öffneten wie auf einem Bildschirm – als hätte man rechteckige Löcher hineingestanz. Schwärze dahinter, dann plötzlich dunkle Haut, Sklavenhaut, so stark vergrößert, daß man jede Pore, jedes Härchen sah, jede Schweißperle, und dann – blitzartig –

eine niedersausende Peitschenschnur. Risse in der Haut, Blutperlen traten aus. Der nächste Hieb sauste nieder. Die Perlen spritzten auseinander. »*Nulla te negate sara in tal*«, schrie der wie amputiert wirkende der Vergewaltigung, »*Io giuro per la corona mia, pei sacri Numi.*« Der Klang seiner tausendfach verstärkten Stimme donnerte bis hinunter zum Ponte Parione und war sicher bis hinauf nach Tiburtino und Salario zu hören, während das Echo vom Capitolino und Aventino zurückbrandete.

Als die nackten Tempeltänzerinnen dem König und den Priestern die Schätze der Besiegten darbrachten, wurde das Bild plötzlich von einer anschwellenden Projektion überlagert: *Il Condottiere* selbst, der einer angeketteten schwarzen Sklavin sein erigiertes Glied in den Mund schob. Es war eine Liveaufnahme. Die Zuschauer hielten den Atem an; nur wenige, angewidert von der Darbietung, wandten sich ab. Manche konnten ihre Erregung nicht verhehlen, kramten mit der Hand in der Hosentasche. Einige der weißgeschminkten Mädchen kreischten vor Begeisterung und fummelten an ihrem Lederzeug, während der Triumphmarsch seinen Fortgang nahm.

»Beiß ihm den Schwanz ab!« schrie ich. Nein, ich schrie es nicht. Ich kuschte wie alle anderen – nahm sie hin, diese ekelhafte Provokation, diese Travestie einer Fellatio, diese beispiellose Erniedrigung einer Frau. »*Tu prostata nella polvere.*« Ich nahm sie hin

aus Angst vor den genmodifizierten Rottweilern, die ungeduldig knurrend an ihren Ketten rissen, weil sie die Erregung der Zuschauer witterten. Aber sie wurden zurückgehalten von den grinsenden Leibwächtern, die ein wachsames Auge auf das Publikum hatten und genau kontrollierten, ob sich irgendwo Widerstand regte. »Tod, Tod«, keuchten die Tiere heiser, und ihre Lebensnaht auf dem Schädel glänzte frisch.

»Komm, Bernd«, sagte ich. »Laß uns bitte gehen.«  
Er hörte mich nicht.

»Komm«, flehte ich.

Ja, es war laut, aber er starrte fasziniert hin, als der Condottiere zum Höhepunkt kam und sieghaft beide Arme hob. Und während er sein Glied in die schwarze Ledermontur zurückstopfte, erbrach sich das Mädchen auf die Bühne. Graugelber Schleim rann ihr übers Kinn. Der Triumphmarsch schien kein Ende zu nehmen.

Diese Schweine! Aber es war typisch für sie: Sie heizten ihr Publikum an mit lasertechnischen Special Effects und einem betäubenden Sound, gingen bis an die Grenze – und dann einen Schritt darüber hinaus, um die Zuschauer zu testen, ob sich Widerstand regte. Geschah dies, schlugen sie zu – hart und erbarmungslos –, ließen ihre grausamen Hunde von der Leine und entfachten den nackten Terror. Ich spürte, wie Tränen über meine Wangen flossen, wandte

mich um und eilte davon. Bernd bemerkte es nicht einmal.

Am Abend zirpte das IKom an meinem Revers.

»Ja, Luigi?«

»Ein Gespräch für dich, Domenica.«

»Wer ist es?«

»Keller, Bernd.«

»Nein!«

Eine Minute später zirpte es wieder.

»Ja?«

»Ein Gespräch für dich, Domenica.«

»Wer ist es?«

»Keller, Bernd. Soll ich annehmen?«

»Nein!«

Wieder zirpte es.

»Wir sind *incommunicado*, Luigi!« befahl ich.

»Wenn du das sagst, Domenica.«

Das Zirpen verstummte.

»Ich will ihn nicht mehr sehen!« schrie ich mein Spiegelbild an.

»Geilt sich auf, wenn eine miese Faschistensau eine Frau auf offener Bühne demütigt, indem er sie benutzt wie ... wie ein Urinal!«

An jenem Abend spürte ich, wie fremd er mir geworden war. Oder war er mir fremd geblieben, und ich hatte es bloß nie gemerkt?

\*

Die Praetorianer waren damals schon die wahren Herrscher in der Stadt. Wo sie auftraten, war nie eine Uniform zu sehen, weder Polizei noch Militär und auch keine von EuroForce. Sie beherrschten die Straße, donnerten mit ihren schweren Motorrädern die Via Appia Nova oder den Corso d'Italia entlang und fegten den anderen Verkehr rücksichtslos beiseite. Niemand schritt ein, niemand wagte es, sich ihnen entgegenzustellen. Selbst EuroForce scheute davor zurück, sich mit ihnen anzulegen. Gerüchten zufolge machten die Offiziere Geschäfte mit ihnen: Treibstoff, Waffen, Laser, High-Tech-Elektronik im Gegenzug für schmutzige Aktionen gegen angebliche Moros im Mezzogiorno, an der Linie Gaeta – Termoli, die genausowenig zu halten war wie die frühere Linie Salerno – Brindisi. Oder an der Küste, wenn wieder mal über Nacht ein paar Dutzend Afrikaner, Griechen oder Albaner, Kroaten oder Montenegriner mit Schnellbooten der Mafia versucht hatten, illegal einzureisen. Und mancher Offizier hatte nichts dagegen, eine der angeketteten langbeinigen Schönheiten aus dem Senegal oder dem christlich-äthiopischen Mandatsgebiet des ehemaligen Sudan zu besteigen, denen man dabei in den Kopf schießen konnte, wenn einem in Casinolaune danach war, ohne daß groß jemand danach fragte.

Was hatten sie wohl diesmal für eine Schweinerei

ausgeheckt, um den Leuten einen Kick zu verschaffen? Würden sie einen Menschen ausweiden? Irgendeinen illegalen Einwanderer vom Balkan oder aus Afrika, den ihre Hunde nur gestellt, aber nicht getötet hatten, in eine Rüstung stecken und mit Mikrowellen braten, um ihn dann aus dem Gehäuse zu schälen wie einen gesottenen Hummer? Mich schauderte.

Das Gelächter der Walküren war verstummt, die Glut am Himmel erloschen.

Ich spuckte über das Geländer ins ausgetrocknete Flußbett und wandte mich um. Der Hund war verschwunden.

Ich schob mein Lectric über die Brücke. Dann startete ich den Motor und fuhr den Anguilara und den Sanzio entlang nach Hause. Einbahnstraßen. Ich fuhr in der falschen Richtung. Aber wer kümmerte sich noch um so was.

\*

In dieser Nacht träumte ich von einem Hund. Er lag im ausgetrockneten Flußbett. Sein sandfarbenes Fell war verdreckt. Ein Rabe hatte sich in seinen Kopf verkrallt und zerrte an seinen dunklen Lefzen.

»Hilf mir«, sagte der Rabe.

Der Hund sah mich aus leeren Augenhöhlen an und lächelte.

## II CARLANTONIO

»FANGEN WIR AN, DARÜBER NACHZUDENKEN, WIE VIEL TAUSEND EINZELHEITEN NÖTIG WAREN, UNSERE SITUATION HIER UND JETZT ZUSAMMENZUBRINGEN, UND WIE VIEL TAUSEND EINZELHEITEN, DIE NICHT EINGETRETEN SIND, DIES HÄTTEN VERHINDERN KÖNNEN, DANN GEWINNT DAS GEWISSESTE, WAS WIR KENNEN, NÄMLICH UNSERE SITUATION JETZT UND HIER, EINEN ABENTEUERLICHEN GRAD AN UNWAHRSCHEINLICHKEIT.«

*Alexander Demandt*

Die Studenten meiner Generation waren stolz darauf, sexuell besonders freizügig zu sein und keine festen Bindungen einzugehen – allenfalls für kürzere Zeit. Wir gingen unseren Neigungen nach, zogen mal mit dem zusammen, mal mit dieser, bis sich wieder eine interessante Beziehung ergab – aber in Bernd hatte ich mich wirklich ein bißchen verliebt. Er war ein hübscher Bursche mit seinem langen, dunkelblonden Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, einem schlanken, sehnigen Körper, der sich hinreißend anfühlte, seiner hellen Haut, die nach ein paar Tagen Sonne wie Bronze aussah und die ich nicht müde wurde, zu streicheln und mit den Fingerspitzen zu

liebkosen.

Er sah aus wie seine Schwester Birgit, die vier Jahre älter war als er, genauso groß und schlank und so athletisch.

Ja, Birgit ...

»Du schläfst mit ihr«, unterstellte ich ihm mit vor Eifersucht vergällter Stimme. »Ständig gehst du zu ihr ›heim‹! Ständig säuselst du mit ihr über Koni! Bist du ihr hörig oder was?! Deiner eigenen Schwester?«

Verwirrt starrte er mich an – beunruhigt wie ein in die Enge getriebenes Tier.

»Gib's doch wenigstens endlich zu! Es ist mir egal! Hörst du? Scheißegal!«

Es war mir nicht egal. Überhaupt nicht egal.

»Spinnst du?« schrie er mich zornig an. »Du verstehst überhaupt nichts!«

Nein, ich verstand nichts. Was wußte ich damals von Fixierungen? Von den Nöten eines kleinen Jungen, der Vater und Mutter verloren hatte? Der sich an seine ältere Schwester klammerte, weil sie sein einziger Fluchtpunkt war in einer unbegreiflichen, feindlichen Welt? Ich wußte nur, daß Birgit eine außerordentlich schöne Frau war. Jeder Mann begehrte sie, aber keiner von ihnen konnte sich rühmen, es bei ihr »geschafft« zu haben. Keiner. Es hätte sich herumgesprochen wie ein Lauffeuer. Und dann die fast schmerzliche Ähnlichkeit mit Bernd ...

Nein, ich verstand nichts.

Sie stammten aus Wiesbaden und waren mit ihren Eltern an der Adria im Urlaub, als sich das Unglück ereignete. Den Urlaubern aus den am schlimmsten betroffenen Gebieten hatte man von einer Rückkehr »abgeraten«, bis »die Dinge unter Kontrolle seien«. Doch Städte wie Wiesbaden, Worms oder Mainz würden nie mehr »unter Kontrolle« kommen, zumindest nicht mehr in diesem Jahrhundert. Wie sollte man 180 Kilogramm Plutonium 238 »unter Kontrolle« bringen, das sich zerstäubt über Tausende von Quadratkilometern verteilt hatte und dessen Halbwertszeit 87 Jahre betrug? Es hätte noch schlimmer kommen können, hatten einige Wissenschaftler die Stirn zu versichern, denn Plutonium 239 braucht 24000 Jahre, bis auch nur die Hälfte davon zu Uran zerfallen ist. Aber beide sind schon in Bruchteilen von einem Millionstel Gramm hochgradig strahlentoxisch und krebserregend, wenn sie eingeatmet werden. Von den radioaktiven Strontium- und Caesium-Isotopen ganz zu schweigen, die bei der Explosion auch freigesetzt und vom Wind in Richtung Osten getragen worden waren, bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein.

Man hatte die Menschen, die in Italien in Urlaub gewesen waren, als es passierte, in Lagern bei Rimini und Livorno untergebracht und sie im unklaren gelassen über das wirkliche Ausmaß der Katastrophe.

Also hatten viele von ihnen versucht, auf eigene Faust in die Heimat zurückzukehren, um sich selbst ein Bild von den Geschehnissen zu machen und um wenigstens ein paar Wertsachen zu retten und wichtigen Familienbesitz – Urkunden, Fotos, Sparbücher und andere Dokumente. So war auch Bernds und Birgits Vater eines Tages aufgebrochen. Als er nicht zurückkehrte und keine Nachricht kam, ließ die Mutter die beiden Kinder bei Bekannten zurück und brach nach Norden auf, um nach ihm zu suchen. Man hörte nie mehr etwas von ihr. Das Militär machte wenig Federlesens und keinen Unterschied zwischen Plünderern und ehemaligen Bewohnern, die illegal in Sperrgebiete eindrangten. Die meisten waren in kürzester Zeit so vergiftet und verstrahlt, daß man sie gar nicht mehr in die »freien« Gebiete zurückkehren ließ. Sie wurden interniert, erhielten eine notdürftige medizinische Versorgung und siechten dahin. Die Totenbücher von Osnabrück, Magdeburg, Bayreuth und Würzburg verzeichnen längst nicht alle, die in den Massengräbern der »Grenzstädte« Kassel, Heidelberg, Bad Neustadt, Schweinfurt und Jena liegen. Bei vielen war eine Identifizierung nicht möglich, und sie mußten rasch beigesetzt werden.

Damals war Bernd zwei Jahre alt und Birgit sechs. Ein reicher Deutscher suchte sich ein Dutzend Kinder aus, deren Eltern vermißt waren. Bernd und Birgit, die ja sehr schöne Kinder waren, gehörten dazu;

sie wuchsen in einem Landhaus bei Siena auf und erhielten eine Ausbildung mit modernsten Lehrprogrammen.

Irgend etwas mußte dann mit Birgit passiert sein, daß sie Männern gegenüber so abweisend war, aber beide verloren nie ein Wort darüber. Birgit floh mit ihrem Bruder aus dem Haus ihres »Gönners« – sie muß damals elf oder zwölf gewesen sein. Sie schlugen sich durch, lebten ein paar Jahre lang in einer Kommune der »Acqua è Vita«-Bewegung, die nachts Rasensprenger auf Golf- und Kricketplätzen demolierte und Schläuche durchschnitt. Mit dem zunehmenden Wassermangel wurden ein paar Splittergruppen der AèV dann immer gewalttätiger, und als man die ersten Millionärsfamilien ertränkt im Swimmingpool ihrer gesicherten Anlagen fand, griffen die Anti-terror-Einheiten hart durch. Sie stürmten die Kommunen der Bewegung und lösten sie auf. Bernd und Birgit hatten Glück. Sie wurden nicht erschossen wie viele der Anhänger, sondern landeten im Gefängnis – für ein paar Wochen nur, denn der Staat hatte schon genug Leute durchzufüttern.

Schließlich kamen sie nach Rom, machten ihre Aufnahmeprüfung an der Uni und erhielten eine Studierlaubnis an der Facoltà de Scienza. Beide wählten Biologie mit Schwerpunkt botanische Ökotechnik.

Dort lernten wir uns kennen.

»Hast du eine ältere Schwester?« fragte sie mich.

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte ich. »Ich habe keine Geschwister.«

»Seltsam«, sagte Birgit; sie umfaßte mein Kinn und bewegte es hin und her. »Das Haar trug sie etwas kürzer, aber der gleiche Gesichtsschnitt« – sie fuhr mir mit dem Daumen über Wange und Kinn – »genau gleich.«

»He! Was soll das?«

Unwillig schüttelte ich ihre Hand ab. Ich mochte es nicht, wenn man mich so vertraulich berührte – und von ihr erst recht nicht.

»Laß sie in Ruhe, Birgit«, sagte Bernd. »Du hörst doch, daß sie keine Schwester hat.«

Sie wandte sich heftig zu ihm um. Ihr straff geflochtener Zopf peitschte ihre Schulter, und ihr schön geschwungener Mund verzog sich spöttisch, aber sie sagte nichts. Sie hatte diesen breiten, ausdrucksvollen Mund, diese beweglichen Lippen und Mundwinkel, mit dem manche Menschen alles sagen können, ohne ein Wort zu äußern. Und der Mund sagte: »Ich werde ihr schon nichts tun, deiner kleinen Henne«, während ihre großen blaugrauen Augen ihn belustigt musterten.

Arrogantes Miststück!

Ihre langen Ohrringe aus roten Glaskugeln, die nach Größe gestaffelt auf dünnen Silberkettchen aufgereiht fast bis auf die Schultern herabhingen, schaukelten, als sie sich mir wieder zuwandte. Sie hob die Augenbrauen in einen steileren Winkel.

»Es war nur eine Frage. Ist doch seltsam, oder? Frag den Rucksack. Der war dabei.«

Sie deutete mit einem Nicken auf Carl Antonio, wandte sich ab und ging mit diesen anmutigen, geschmeidigen Bewegungen davon, wie sie Läuferinnen oder Hochspringerinnen eigen sind, um sich anderen Gästen ihrer Party zu widmen.

Birgit war bestimmt einsfüfundachtzig groß, alles an ihr war groß, aber es beeinträchtigte ihre Weiblichkeit nicht im geringsten. Ihre Figur war ideal proportioniert. Bernd und sie hätten Zwillinge sein können, aber sie war nicht nur älter als er, sie war auch reifer. Sie hatte früh ihre Erfahrungen gemacht, machen müssen.

Die Männer, sosehr sie sich von ihr angezogen fühlten, hatten Angst vor ihr; sie fürchteten, daß sie abschätziges Bemerkungen machen könnte, denn ihr Sarkasmus war ätzend.

Wenn sie ihr Haar offen trug, umrahmte es ihr Gesicht in weichen dunkelblonden Wellen. Sie schien dann eine andere Frau zu sein: zugänglicher, sinnlicher, verletzlicher. Vielleicht flocht sie es straff aus dem Gesicht, damit es ihre breiten Backenknochen

betonte, ihr eine strenge, unnahbare Ausstrahlung verlieh. Es war, als ob sie Wälle hochzöge, von denen herab sie uns musterte. Auch die Farbe ihrer Augen schien dann verändert, ein kühles Grün mischte sich in das Blaugrau ihres Blicks. Augen wie das Meer nordwestlich von St.Kilda, wie Marcello behauptete – Wikingeraugen.

»Woher weißt du eigentlich, wie das Meer bei St.Kilda aussieht?« hatte Renata Marcello gefragt, der damals leidenschaftlich in Birgit verliebt war und sich zu diesem schwärmerischen Vergleich hatte hinreißen lassen. Er runzelte ärgerlich die Stirn und sah Renata abschätzend an. Sie hatte aber ganz ernsthaft gefragt, mit unschuldig hochgezogenen Augenbrauen.

»Ihr habt alle nie einen Wikinger-Roman gelesen, wie?« Er funkelte uns zornig an. Alle musterten ihn spöttisch, das brachte ihn noch mehr auf. »Keine Ahnung von *Rode Orm* oder *Eric Brighteyes*. Von nichts!«

»Ah, *daher* hast du das«, sagte Renata und nickte verstehend.

»Ihr seid schreckliche Banausen!« rief er, warf die Hände hoch und schüttelte verständnislos seine schwarzen Locken.

Auch ich bewunderte Birgit, obwohl sie mich nicht mochte. Vielleicht liebte ich sie sogar ein wenig, aber ihr Anblick tat mir auf seltsame Weise weh.

Und ich war eifersüchtig, weil ich von Anfang an spürte, daß Bernd sich niemals von ihr würde trennen können.

Lange wollte ich es nur nicht glauben.

\*

»Du hast tatsächlich keine Schwester?« fragte Carl, griff nach hinten und tippte Antonio auf die Schulter, damit er stehenblieb. »Wie schade.«

»Jetzt fängst du auch noch damit an!«

Er musterte mich prüfend mit seinen lebhaften dunkelbraunen Augen, umfaßte mit Daumen und Zeigefinger sein schmales, dreieckiges Kinn, das auf dem Brustbein ruhte, als könnte er es so aus seiner knöchernen Verankerung reißen, und spitzte nachdenklich die Lippen. Antonio, geduldig wie ein Maultier, mampfte ein Sandwich. Eibrösel und Mayonnaise hingen ihm am Kinn.

»Wirklich schade«, sagte Carl. »Die hätten wir gerne kennengelernt. Sie sah dir wirklich unglaublich ähnlich. Vielleicht nicht ganz so hübsch wie du« – er musterte mich abschätzend –, »aber genauso flott angezogen.«

»Hör auf, du alter Charmeur.«

Er grinste.

»Naja, ein bißchen reifer, so Anfang Dreißig, schätze ich. Laß es dir erzählen. Wir saßen im *Ema-*

*nuele* an der Santa Maria Maggiore. Kennst du ja. Birgit, Marcello und wir. Haben Kaffee getrunken. Wir dachten, du seist es, als wir ›dich‹ von weitem sahen, und – komisch – wir hatten alle das Gefühl, die kennt uns, hätte uns beinahe begrüßt, es sich im letzten Moment aber anders überlegt. Oho, dachten wir, so reißt also unsere Domenica reiche Onkels auf.«

Er lachte.

»Es war nämlich ein älterer Herr dabei, so Ende Fünfzig. Nicht mehr ganz so frisch, aber ein flotter Typ; taubengraue Hose, dunkelblaues Sakko, Strohhut, Sonnenbrille. Machte was her, kann man nicht anders sagen. Jetzt geniert sie sich, dachten wir erst; sie will ihn uns nicht vorstellen. Hat sich rausgeputzt und auf älter geschminkt. Aber dann sahen wir, daß du es doch nicht sein konntest. Die Frau war tatsächlich älter als du. Und ihr Haar war kürzer als deins, so halblang geschnitten.«

Er wackelte mit dem Kopf.

»Es muß wohl ihre ältere Schwester sein, sagten wir uns. Die hat sie uns bisher verheimlicht.«

Antonio, der schweigend sein Sandwich verzehrt hatte, wollte weitergehen, aber Carl griff nach hinten und knuffte ihn energisch, worauf er stehenblieb.

»Wollt ich dir nur sagen, Domenica.«

»Von einer Schwester weiß ich nichts, obwohl ... wer weiß? Mein Vater soll ein sehr rühriger Mann

gewesen sein. Er hat nichts anbrennen lassen – behauptet jedenfalls meine Mutter.«

Carl grinste und wiegte anerkennend den Kopf.

»Lebt eigentlich deine Mutter noch?« fragte er.

»Ich hoffe. Habe seit Monaten nichts von ihr gehört. Und ich kann sie nicht erreichen, weil sie kein IKom trägt.«

»Gibt's das? Ist doch Vorschrift.«

Ich hob die Schultern.

»In Genua nimmt man es wohl nicht so genau. Weißt du, sie gehört zu den Leuten, die noch im letzten Jahrtausend leben. Wirklich. Sie hält nach Briefträgern Ausschau. Mit Mail will sie nichts zu tun haben. Davon verstehe sie nichts, sagt sie. Weißt du, meine Mutter schreibt mir Briefe und steckt sie wahrscheinlich in einen Briefkasten, den schon seit Jahren niemand mehr leert.«

»Soll's geben«, sagte Carl. »Aber Briefträger gibt's noch. Uns zum Beispiel. Antonio!« Er schnippte mit dem Finger. Antonio, der inzwischen irgendwelche Nüsse oder Kartoffelchips ergattert hatte, hielt mit Kauen inne, drehte den Kopf und wandte mir sein grobes, knollennasiges Profil zu. »Wisch dir's Maul ab und gib Domenica ihr Kuvert.«

Mit angestrengtem Stirnrunzeln kramte Antonio in seiner abgeschabten braunen Umhängetasche, die er über dem unförmigen Poncho geschnallt trug, der

den beiden als gemeinsames Kleidungsstück diene, und reichte ein halbes Dutzend identischer Kuverts über die Schulter. Carl nahm sie ihm ungeduldig aus der Hand und reichte mir seufzend eins davon. Es trug die vatikanischen Insignien. »Persönlich«, stand darauf.

»Danke«, sagte ich.

»Die kamen heute im Institut an. Ein ganzes Bündel. Direkt vom Heiligen Vater in Salzburg.«

Er nickte.

»Na, jedenfalls vom Heiligen Stuhl. Für alle, die sich letztes Jahr bei diesem Rinascita-Projekt beworben hatten.«

Der Inhalt des Kuverts fühlte sich nach einem VidChip an.

»Viel Glück«, sagte Carl, trank mit einem kräftigen Ruck seines Torsos das Glas aus, fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen und reichte es über die Schulter, damit Antonio es abstellte.

Ich wußte, daß Carl Unmengen Rotwein trank. Er mußte ja auch buchstäblich für zwei trinken, während Antonio mehr für die Ernährung ihres gemeinsamen Körpers zuständig zu sein schien.

»Wir müssen weiter. Haben noch 'n paar Briefe auszutragen«, sagte er lächelnd und patschte Antonio mit der flachen Hand auf den kahlen Schädel. Antonio trollte sich, und Carl spähte angestrengt über seine Schulter an den dicken, abstehenden Ohren vorbei

nach vorn, um ihn zu dirigieren.

Antonio und sein »Rucksack« Carl. Nach dem Unglück waren zahllose Fälle von Mutationen aufgetreten, doch das Zwillingspaar war sicher das grausigste aller Monster – aber auch das sympathischste.

Viele mißgebildete Kinder – man sprach vage von »einigen Zehntausend« –, die nach der Katastrophe von 2028 auf die Welt kamen, waren stillschweigend als »Totgeburten« registriert worden. Man hatte eine Frühgeburt eingeleitet und die Föten entfernt, um das Leben der Mütter zu retten. CarlAntonios Mißbildung war indes einmalig, derart grotesk und wissenschaftlich so interessant, daß man lieber das Leben der Mutter opferte, um das Objekt des medizinischen Interesses für die Forschung zu retten. Jedenfalls hielten die Ärzte im Klinikum der Barmherzigen Brüder der Universität Regensburg diese Entscheidung für richtig, und da es eine gute katholische Universität war, wurde das Monstrum sogar getauft: Die siamesischen Zwillinge erhielten die Namen Karl und Anton. Ihre Mutter stammte aus Offenbach, das, wie Frankfurt, unmittelbar am Rand der Todeschneise lag; sie hatte in einem der großen Flüchtlingslager der südlichen Oberpfalz gelebt.

Die Deformierung war in der Tat grotesk. Beide Brüder hatten einen voll entwickelten Kopf und Oberkörper, verschmolzen aber unterhalb der Schulterblätter und waren am Rückgrat vom Os sacrum bis

zum Steißbein zusammengewachsen. Während Antonio einen voll ausgebildeten – einige Frauen behaupteten, einen bemerkenswert ausgebildeten – Körper hatte, war Carls Brust schmal und steil vorgewölbt. Sein Kopf saß halslos auf dem Torso, der Unterkiefer war mit dem Brustbein verwachsen, was seiner Haltung etwas Unterwürfiges und gleichzeitig Aufsässiges verlieh und seiner Stimme etwas Gepreßtes, Asthmatisches gab. Sein kleines Becken stand im rechten Winkel über dem Gesäß von Antonio ab und bildete eine hautige, sackartige Vertiefung, die von den rudimentären Beinchen und überdimensionalen Füßen, die an die Paddeln von Robben erinnerten, verschlossen wurde, wenn er sie embryonenhaft anwinkelte. Dahinter hatten die Chirurgen einen künstlichen Durchgang geschaffen, wo Carls nur halb ausgebildeter Verdauungstrakt nun in den von Antonio mündete. Nur so hatte der Zwilling überleben können. Andererseits hätte man Antonio trotz modernster medizinischer Technik den »Rucksack« nicht einfach abnehmen können, weil sich Nervenbahnen beider Körper im unteren Bereich kreuzten – was seltsame physische und auch psychische Reaktionen zur Folge hatte.

Darüber hinaus brauchten sie sich gegenseitig auch noch auf andere Weise. Was hätte der schwermütige, plumpe, etwas zurückgebliebene Antonio ohne seinen »Rucksack« voll Intelligenz, Witz,

Temperament und Phantasie tun sollen? Was wäre Carl ohne Antonio, der ihn mit seinem gesunden Appetit und seinem robusten Körper mitversorgte, an dem er gedieh und von dem er zehrte wie ein exotischer Epiphyt?

Es gab Frauen, die sich von der monströsen Physis sexuell angezogen fühlten, aber es bedurfte einiger Geschicklichkeit – und der Mithilfe Carls, indem er dem gemeinsamen Körper zu dem nötigen Alkoholspiegel verhalf –, um Antonio aus seiner Apathie herauszuholen, ihn zu stimulieren und seine dumpfe Triebhaftigkeit zu wecken. Während Antonio sich schließlich stumm und ausdauernd abrackerte, kreischte, so erzählte man, Carl auf seinem Rücken wie ein aufgeregter Schimpanse; er warf den Kopf so heftig hin und her, daß ihm der Speichel von den Lippen sprühte, und krümmte sich, als wolle er sich von seinem Zwilling losreißen. Und wenn Antonio endlich grunzend zum Höhepunkt gelangt war, hatte sich Carls Unterleib in eine geschwollene Masse verwandelt, die aussah wie das Sitzfleisch eines Pavians, und ein fingerlanges Gebilde, blaurot und dünn, entragte seinen Lenden.

CarlAntonio lebten vor allem davon, ein Monstrum zu sein; einige Dottores im Policlinico an der Piazza Sassari lebten ihrerseits davon – und wahrscheinlich besser. Nebenbei machten die beiden Brüder Botengänge fürs Botanische Institut der Universität.

CarlAntonio. Damals lebten sie noch. Sie waren gerade zwanzig geworden, wenn ich mich recht erinnere. Aber kurz darauf passierte es. Die Hobbits lauerten ihnen auf, diese Rassisten in ihren grauen Lodenjoppen und Lederbundhosen und ihren spitzen grauen Filzhüten, an die sie Federn getöteter Vögel steckten, diese selbsternannten Hüter des genetischen Erbes und der Reinerhaltung der arischen Rasse.

Carl lebte noch, als man sie fand. Er hatte ja sein eigenes Herz und seine eigenen Lungen. Sie hatten es mit dem Messer gemacht. Hobbits machen es immer mit dem Messer, mit Hirschfängern oder Schlachtermessern, die sie großspurig »Schwerter« nennen. Sie hatten Antonio den Bauch aufgeschlitzt und nicht vergessen, ihn zu verstümmeln, sie hatten ihn geblendet und ihm das Gesicht zerhackt, wie sie es immer machen, weil sie nicht dulden, daß ein Untermensch – ein Nichtmensch – ein menschliches Gesicht hat.

Carl gab alles zu Protokoll, aber die Polizei würde nichts unternehmen, da waren wir uns alle sicher. Man sah es an den Gesichtern der Beamten; sie waren nicht anders als die Hobbits, Sympathisanten aus tiefstem Herzen – ihre Uniformen konnten uns nicht täuschen. Carl hatte wenig gesehen, hatte nur den schrecklichen Schmerz gespürt. Seine Stimme war matt und klanglos. Es war, als hätte sich die Seele seines Bruders im Augenblick des Entsetzens in ihn

herübergerettet, in seinem Kopf Zuflucht gesucht, mit all ihrer Dumpfheit und Lethargie. Und allmählich kam auch der Tod herübergekrochen und nistete sich ein in seiner Brust und wuchs zur erstickenden, dunklen Last. Aber es dauerte Stunden, bis sie ihn erdrückte. Das Ende kam mit einem verzweifelten Aufbäumen, als wollte er sich doch noch losreißen von dem erkaltenden Körper seines Bruders, und röchelnd schlug er um sich.

Als wir schon alle glaubten, es sei überstanden, verlangte er nach einem Spiegel, damit er noch einmal das Gesicht seines Zwillings sehen könne. Der Stationsarzt entsprach seinem Wunsch. Er ließ zwei Spiegel bringen und sie so aufstellen, daß seine Bitte erfüllt wurde. Carl weinte, als er das geschundene Gesicht seines Bruders sah. Eine Viertelstunde später starb auch er.

\*

Ich faltete meinen abgewetzten Flexomon auseinander, strich ihn glatt und drückte ihn an die Wand, schob das TV-Modem in mein IKom und ließ es einrasten. Luigis Input-Zunge schnellte heraus, ich legte den päpstlichen Chip darauf, und Luigi schluckte ihn wie der Frosch die Fliege. Die goldenen Schlüssel auf blauem Grund erschienen auf dem Flexomon.

»Sie sind Domenica Ligrina«, sagte eine ange-

nehme Männerstimme.

»Darf ich mich vorstellen? Ich bin Bertolino Falcotti vom Istituto pontificale della Rinascita della Creazione di Dio, San Francesco. Bitte warten Sie einen Moment.«

Das Signal auf dem Monitor wechselte in den IA-Modus.

»Wünschen Sie Sichtverbindung?«

»Ja bitte«, erwidere ich. »Moment.«

Ich pinnte die Kamera in die Mitte des Flexomon. Ein roter Punkt erschien am oberen Monitorrand, gleich darauf ein zweiter. Das päpstliche Emblem verschwand, und ich blickte in ein Arbeitszimmer, sah einen Schreibtisch mit Stapeln von Büchern und Zeitschriften, dazwischen eine dicke, brennende Kerze.

»Ich freue mich, daß Sie immer noch an einer Zusammenarbeit interessiert sind, Signorina Ligrina.«

Der Mann, der hinter dem Schreibtisch saß, nickte mir freundlich zu. Er war lässig gekleidet, trug ein schwarzes Button-down-Hemd, die Ärmel über die Ellbogen hochgekrempelt. Anfang vierzig, schätzte ich; das an den Seiten leicht ergraute Haar ließ ihn jedoch älter erscheinen. Eine Brille blitzte. Grübchen formten sich in den Wangen, als er lächelte. Das machte ihn irgendwie sympathisch. Er hätte Assistent an der Uni sein können. Jedenfalls sah er nicht wie die Geistlichen aus, mit denen ich vorher zu tun

hatte. Hinter ihm, an der gekalkten Wand, erkannte ich eine Ikone, deren Gold aus der Düsternis hervorleuchtete.

»Ich möchte Ihnen, wenn Sie erlauben, zunächst ein paar persönliche Fragen stellen.« Er sprach leise und gepflegt. »Zuvor muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß dieses Gespräch aufgezeichnet wird. Sind Sie trotzdem einverstanden, Fragen zur Person zu beantworten?«

Ich hob die Schultern. »Wem wird die Aufzeichnung zugänglich gemacht, Signore Falcotti?«

»Nur dem Gremium, das über Ihren Antrag entscheidet.«

»Und wer ist das?«

»Diese Frage kann ich leider nicht beantworten.«

»Sie dürfen sie nicht beantworten.«

Er hob beschwichtigend die Hände.

»Für mich besteht da kein Unterschied.«

»Gut, ich bin einverstanden.«

Er nickte und bürstete sich mit den Fingerspitzen das kurzgeschnittene Haar zurück; flüchtig betastete er eine leichte Unebenheit an der linken Schläfe. Ein Implantat? Er hatte ein schmales, ebenmäßiges, beinahe jungenhaft hübsches Gesicht. Die Brille gab ihm etwas Distanziertes, und vielleicht trug er sie aus genau diesem Grund. »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß beide interaktiven Datenträger am Ende unseres Gesprächs ROM sind. Sie erhalten damit den

Charakter eines Dokuments, das ohne Ihr ausdrückliches Einverständnis Unbefugten nicht zugänglich ist.«

»Außer dem Gremium.«

»Dem haben Sie bereits zugestimmt.«

»Das ist richtig.«

»Aber genug der Formalitäten.«

Er rief eine Datei auf. Ein Fenster öffnete sich auf meinem Flexomon, und das Bild meines Vaters erschien. Die Aufnahme mußte Jahre vor seinem Tod gemacht worden sein. Ein dunkelblaues Hemd, ein weißer Einreihler. Keck blitzten seine Augen unter der Krempe des Panamahuts hervor.

»Autorisiertes Material von den Meldebehörden«, erklärte Falcotti.

Beiläufig registrierte ich, wie ich dem Foto auf dem Bildschirm zulächelte, und riß mich gleich zusammen.

»Der Name Ihres Vaters ist Giacomo?«

»Nein – er hieß Jacopo! Er lebt nicht mehr.«

Falcotti hob den Blick und sah mich prüfend an. War zuviel Heftigkeit in meiner Stimme gelegen? Oder Trauer? Weshalb hätte ich sie verhehlen sollen? Auch wenn es mehr als zehn Jahre her war. Ich hatte ihn geliebt, schon als kleines Kind. Und später hatte ich ihm nicht böse sein können, als ich hörte, daß er häufig Verhältnisse gehabt hatte. Er war viel unterwegs gewesen und kam als Textilvertreter ständig

mit schönen Frauen zusammen – Models, Besitzerinnen von Boutiquen. Im Gegenteil, ich war stolz auf ihn gewesen. Er war ... ein Mann von Welt. Gutaussehend, immer elegant gekleidet. Mußte er sein. Und er machte immer Spaß, die Mutter entweder nicht begriff oder nicht begreifen wollte, weil sie viel zu nüchtern und humorlos war, als daß sie Sinn für unsere Albernheiten gehabt hätte. Ich war begeistert, wenn er mir unter der Krempe seines Panamahuts hervor verschwörerisch zublinzelte, und kugelte mich vor Lachen. Ich genoß es, wenn er mit mir ausging, ins Holo, zum Eisessen oder ins Museum. Ich kam mir dabei vor wie eines seiner »Flittchen«, wie Mutter sie mit giftigem Blick und schriller Stimme nannte, obwohl ich keine Ahnung hatte, was sie damit meinte. Die Frauen mochten ihn, und er mochte sie. Ich konnte nicht begreifen, weshalb Mama so oft weinte.

»Er starb bei einem Unfall?«

»Er kam bei dem Attentat auf den Expreß Neapel – Rom bei Mondragone im September 2039 ums Leben, bei dem es so viele Tote gab.«

»Ich erinnere mich. Es war schrecklich.«

Man hatte allen Reisenden aus dem Mezzogiorno, die ihren Wohnsitz südlich der Linie Gaeta-Teroli und keine Sondererlaubnis für die Reise nach Norden hatten, in Neapel Fahrkarten und Reservierungen verweigert und sie mit Gewalt daran gehindert, zu

den Bahnsteigen zu gelangen, an denen die Züge nach Rom abfuhr. In der Stadt brodelte es, und die Stazione Centrale glich einer belagerten Festung. Sondereinheiten der Polizei gingen hart gegen die Demonstranten vor und riegelten den Bahnhof hermetisch ab. Die Neapolitaner waren empört darüber, mit den Moros auf eine Stufe gestellt zu werden. Unter strengen Sicherheitsmaßnahmen rollte der Expresß Neapel – Rom schließlich aus dem Bahnhof. Eine halbe Stunde später, kurz nach Falciano-Mondragone wurde bei der Einfahrt in einen Tunnel im ersten Waggon des vollbesetzten Hochgeschwindigkeitszugs eine Sprengladung gezündet. Man hatte nie feststellen können, wie viele Menschen in dem Inferno starben, denn trotz aller Kontrollen waren viele Reisende an Bord gewesen, die keine Reservierung hatten. In den amtlichen Verlautbarungen war von 412 Toten die Rede gewesen, aber Schätzungen zufolge mußten dabei mehr als 500 Menschen ums Leben gekommen sein. Man fand keine Leichen, nur eine komprimierte Masse aus Stahl, Aluminium, verkohltem Plastik und Protein, die sich in der Tunnelröhre zu einem harten Pfropfen zusammengeballt hatte. In wochenlanger Arbeit musste er herausgebohrt werden. Im selben Jahr begann der Bombenterror in Rom gegen Behörden und Politiker, aber die Regierung blieb hart. Sie hielt an einem Konzept fest, das von Süden nach Norden eine Art gestaffel-

tes Staustufen-System gegen die Migration vorsah, um die Menschenflut aus dem Mezzogiorno einzudämmen. Dabei flossen die Flüchtlingsströme längst die Küsten entlang daran vorbei.

»Was war Ihr Vater von Beruf?«

»Er war Vertreter für Textilien. Zuletzt vor allem für Holotextilien einer koreanischen Firma, die damals sehr in Mode waren.«

Falcotti schmunzelte. Er kannte also diese grellen, geilen Glitzerröckchen mit den eingenähten Chips, die Anfang der Dreißiger aufkamen und der absolute Hit wurden: schamlose HoloClips, die man mit einem geschickten Rucken der Hüfte abfahren konnte, die sekundenlang den Stoff wegzauberten und alles an Intimszenen im Programm hatten, von der harmlosen Fummelei eines Kuschelpornos über Fellatio bis zur knallharten Penetration – und das in leuchtendem Metallic und Signalfarben.

Mutter sorgte dafür, daß Vater sie zu Hause nie aus seinen Musterkoffern holte, weil sie das »eklige Zeugs« aus tiefster Seele verabscheute. »Wir leben davon«, hatte Vater achselzuckend erwidert. »Es ist heute nicht einfach, glaub mir.«

»Ihre Mutter lebt noch?« fragte Falcotti.

Ein Bild meiner Mutter erschien. Eine ansehnliche Frau, die in ihrer Jugend bestimmt sehr sexy gewesen war – »rassig« sagte man damals –, bevor Gram und Enttäuschung ihren Charme verzehrt hatten. Ein

blasses Gesicht, das mit der Zeit vielleicht ein wenig teigig geworden war. Die Blässe wurde noch betont durch das lockige schwarze Haar, das sie auf altmodische Weise hinten hochgesteckt trug und von dem seitlich immer ein oder zwei Korkenzieherlocken herabhingen. Ach ja, ihr leicht fliehendes Kinn, die ständig weinerlich geschürzten Lippen, der traurige, immer etwas vorwurfsvolle Blick, der winzige Biß von Bitterkeit im linken Mundwinkel, der sich mit den Jahren vertieft hatte ... Ob ich mal so aussehen würde, fragte ich mich unwillkürlich. Die Ähnlichkeit war unübersehbar, aber die Augen hatte ich von Vater und das Kinn auch!

Falcotti beobachtete mich. Ich runzelte die Stirn und seufzte.

»Ja. Sie ist vor ein paar Jahren nach Genua gezogen, zu ihrer Mutter, als Großvater starb.«

Großvater! Wie fern waren die Zeiten, als ich bei ihm meine Ferien verbringen durfte? Er war ein so liebenswerter Mann gewesen, der sich trotz allem seinen Humor bewahrt hatte. Er schien mir damals steinalt zu sein, obwohl er noch keine sechzig war, und er ging mühsam an Krücken. Ein paar Schläger von der Mafia hatten ihn übel zugerichtet, als er noch sein Café an der Piazza Caricamento in der Nähe des Palazzo S. Giorgio am Hafen hatte. Er hatte sich geweigert, ihnen Schutzgeld zu bezahlen, weil er schon einen Vertrag mit den Moros hatte. Die Mafiosi gin-

gen damals aufs Ganze – der Süden entglitt ihnen immer mehr, also versuchten sie mit Gewalt, im Norden die Oberhand zu gewinnen. Ein verzweifelttes Unterfangen, zumindest in Genua, denn seit mehr als sechzig Jahren hatten die Afrikaner die Stadt fest in der Hand.

Die Moros waren großzügig; sie ersetzten ihm den Schaden und bezahlten die Operationen. Ich begriff damals noch nicht, was Schüsse in die Knie bedeuten. Mein Großvater verlor nie ein Wort über die Schmerzen, die ihm diese barbarische Verletzung auferlegte, und er hätte kein Mitleid geduldet, aber er genoß meine Zuneigung. Ich liebte ihn – und am meisten seine großen fleischigen Ohren, die ich mit einer Mischung aus Scheu und Bewunderung berührte, wenn er es mir erlaubte. Und ich liebte es, mit ihm zum Einkaufen zu fahren. Ich saß auf seinem Schoß, und wir schnurrten im Rollstuhl die Straße entlang und über den großen Parkplatz zum Supermarkt.

Bei dieser Erinnerung stieg mir der Duft von frisch gebrühtem Kaffee in die Nase, den seine Kleider ausströmten, weil er den ganzen Tag hinter der Theke saß und die Espressomaschine bediente, die dampfenden Metallfilter abzog, an der Kante einer alten kaffeegetränkten Holzlade ausklopfte und sie bedächtig mit frisch gemahlenem Kaffee füllte.

Von der Entschädigung der Moros hatte er sich ein

kleines Terrassencafé oberhalb der Stadt und das dazugehörige Haus kaufen können. Es lag an einer ruhigen Straße, die durch den Bau der Autobahn ihre Bedeutung verloren hatte. Meine Mutter zog nach Vaters Tod dorthin, weil es in Frascati für eine alleinstehende Frau mit einer heranwachsenden Tochter zu gefährlich geworden war. Eigentlich hatte sie aber damit einen Vorwand, ihrer Mutter im Haushalt und Großvater im Café zu helfen, die allein nicht mehr zurechtkamen.

Die Sommer wurden mit jedem Jahr überwältigender. Tag für Tag sah man den hoffnungslosen Einsatz von Löschflugzeugen, von Feuerwehren und Freiwilligen. Brennende Wälder auf Sardinien, Korsika und Korfu. Flammenmeere auf der Peloponnes und dem Balkan, aschegetrübter Himmel und Menschen auf der Flucht. Hubschrauber mit Lebensmitteln und Trinkwasser in von Bränden eingeschlossenen Gebieten.

Die Berge oberhalb von Genua waren herrlich. Meist wehte schon am Vormittag eine Brise vom Meer herauf und linderte die Hitze, während es einem in der Stadt unten den Atem verschlug. Am späten Nachmittag erwachte der Wind von den Bergen, der den Abend mit dem Duft von Kräutern und kühlen Piniennadeln erfüllte. Wir hatten alle Hände voll zu tun. Meist war die Terrasse schon gegen zehn Uhr vormittags voller Gäste – Tagesausflügler aus den

Städten an der Küste und nach Sonnenuntergang all jene, die nach einem Atemzug und einem kühlen Schluck gierten. Die Geschäfte gingen gut.

Wenn die letzten Gäste gegangen waren und das Wetter es erlaubte, schob ich Großvater mit seinem Rollstuhl hinaus auf die Terrasse, und er zeigte mir die Sterne.

»Du mußt mal in den Weihnachtsferien zu uns kommen, Domenica, dann könnten wir hineinblicken in die Galaxis. Der Sagittarius-Arm liegt dann vor uns, vollbesetzt mit Sternen. Jetzt, im Sommer, sind nur ein paar Nachbarn zu sehen, die wie wir zum Orion-Arm gehören: die Wega, der Deneb, der Antares, der Atair, der Arcturus und die Spica, und die hellsten drüben im Perseus-Arm. Dahinter beginnt die große Leere«, erklärte er mir begeistert.

Er kannte alle jene seltsam anmutenden Namen der Sterne, welche die Araber erfunden hatten: Sirkrah, Algorab, Algenib, Schedir, Albireo, Achernar, Alamak, Sadalmelik, Merak, Alcyone, Dubhe, Zuben Elchemali, Zuben Elgenubi, Zuben Elakrab, Ras Alhague, Aldebaran, Alderamin, Hadar, Enif, Furud, Sulaphat, Sadalsuud – Namen, so glatt und glitzernd wie geschliffene Edelsteine.

»Diese Menschen lebten unter einem nahen Himmel«, erläuterte Großvater. »Sie brauchten nur den Blick zu heben, wenn sie nachts in der Wüste lagerten.«

Und ich malte mir das Bild eines Karawanenlagers in einer mondlosen Nacht aus. Das Schnauben der Kamele irgendwo in der Dunkelheit, der letzte Tee, stark gesüßt und mit einem Sträußchen frischer Minze im Glas, war längst getrunken, die Glut des Feuers hatte sich verzehrt, der Sand war kühl, der Himmel hatte seine Schätze ausgebreitet.

Ja, ich verdankte Großvater den Himmel. Er hatte ihn mir zugänglich gemacht, und mein Interesse daran war nie erloschen. Ich konnte in sternklaren Nächten stundenlang im Freien sitzen und mit den Augen auf Reisen gehen, Zehntausende von Lichtjahren weit durch die Tiefen des Alls, die den meisten verschlossen bleiben, weil ihnen niemand den Schlüssel zu dieser Schatztruhe ausgehändigt hat.

Ferien in Genua. Das alles lag inzwischen fünfzehn Jahre zurück. Großvater war schon lange tot. Wie mochte es heute dort aussehen? »Haben Sie Kontakt mit ihr?« fragte Falcotti.

»Wie?«

»Mit Ihrer Mutter.«

»Ich habe seit etwa drei Monaten nichts von ihr gehört. Ich habe sie immer wieder mal angerufen, wenn ich durchkam, aber ... nun ja, wir hatten uns nie allzuviel zu sagen.«

Sie telefonierte nur selten. »Ich werde dir schreiben«, sagte sie. »Was willst du mir schreiben? In Rom gibt es längst keine geregelte Postzustellung

mehr.« – »Was für ein Unfug. Überall werden noch Briefe ausgetragen.« – »Mutter, glaub mir, hier nicht.« – »Ich werde dir schreiben«, sagte sie und legte auf.

Manchmal dachte ich, daß sie nicht mehr richtig im Kopf war. Vielleicht war alles ein wenig zuviel für sie. Sie kam nicht mehr mit. »Lieben Sie sie?«

»Sie hat es mir immer sehr schwer gemacht. Wenn Sie mich so direkt fragen – ich mag sie, aber lieben ... hm, eigentlich nicht.«

Er machte sich eine Notiz in seinem Computer. »Sie haben Geschwister?«

»Nein.«

»Sonst irgendwelche Verwandte? Onkel, Tanten?«

»Nein.«

»Die Großeltern väterlicherseits?«

»Gestorben.«

»Freunde, die Ihnen besonders nahestehen?«

»Freunde, ja. Kommilitonen. Aber nichts Festes.«

Bernd erwähnte ich nicht. Wir hatten damals gerade drei- oder viermal miteinander geschlafen. Ich hatte keine Ahnung, wie sich unser Verhältnis entwickeln würde.

Falcotti nickte.

»Sie scheinen ein Mensch zu sein, der gut allein zurechtkommt. Das ist wichtig.«

»Weshalb?«

»Es handelt sich bei unserem Projekt um Einsätze, bei denen die betreffende Person manchmal ganz auf sich gestellt operieren muß. Womöglich ohne Hilfe von außen.«

»Feldarbeit?«

»Ja, so etwas in der Art.«

Das war ungewöhnlich.

»Feldarbeit wird doch meist von Teams durchgeführt«, hakte ich nach.

Falcotti legte die Fingerspitzen aneinander.

»Das wird in diesem Fall leider nicht möglich sein.«

»Wird es eine Tätigkeit im Ausland sein? Ich meine, außerhalb Italiens?«

»Ja. Hauptsächlich. Aber ich bitte Sie, zu verstehen, Signorina Ligrina, daß ich Ihnen keine Einzelheiten mitteilen kann, bevor man nicht entschieden hat, Sie in die engere Wahl zu ziehen.«

»Hört sich sehr geheimnisvoll an, Signore Falcotti.«

Er hob vielsagend die Schultern.

»Wäre das eventuell eine feste Anstellung?«

»Es wäre eventuell eine feste Anstellung.«

Sollte ich mir Hoffnungen machen? Es wäre verfrüht – die Enttäuschung dann um so größer.

»Das wäre es für heute, Signorina Ligrina. Ich danke Ihnen, daß Sie so offen meine Fragen beantwortet haben. Ich weiß Ihre Kooperation zu schätzen, um so mehr, als es mir verwehrt ist, Ihnen nähere

Auskunft zu geben, worum es sich bei unserem Vorhaben handelt. Sollte das Gremium, das die Vorauswahl trifft, sich für Sie entscheiden, werden wir ein persönliches Gespräch vereinbaren. In der Zwischenzeit möchten wir Sie bitten, sich zu einer gründlichen medizinischen Untersuchung im Poliklinikum an der Piazza Sassari einzufinden. Fragen Sie nach Professor Pietro Dalmatini und lassen Sie sich einen Termin geben. Die Untersuchung ist selbstverständlich unentgeltlich. Die Kosten trägt das Institut.«

\*

Es war mir nicht vergönnt, Professor Dalmatini persönlich kennenzulernen. Ich mußte mich mit einem jungen Assistenzarzt namens Dolfredi begnügen, der einen dünnen überhängenden Schnäuzer trug und nur Augen für seine Geräte hatte. Eine ältere Krankenschwester, die ihre verschwenderische Mütterlichkeit über mich ausgoß, betätschelte mich in einem fort. Ich mußte mich nackt in eine mit weißem Plastik ausgekleidete Konturwanne legen, dann gab mir der Arzt eine Injektion in den Handrücken. Ich sah gerade noch, daß ich durch ein chromblitzendes Portal ins Innere eines Geräteschlunds glitt, dann war ich auch schon weggesackt. Als ich nach zwei Stunden Bewußtlosigkeit aufwachte, lag ich geborgen und behaglich in einem Ruheraum auf einem Rollbett.

Meine Kleider lagen neben mir auf einem Stuhl. Jemand hatte mich vorsorglich mit einer Steppdecke zugedeckt. Doktor Dolfredi? Ich schleuderte die Decke von mir und zog mich an.

Er klopfte tatsächlich, bevor er hereinkam.

»Und?« fragte ich unwirsch.

Doktor Dolfredi sah mich verwundert an, dann blickte er fragend auf den Bildschirm seines Computers am Handgelenk.

»Oh, das wird ein paar Stunden dauern«, sagte er und hielt einen Chip hoch. »Die wollen eine Menge über Sie wissen.«

»Wer?«

Er prüfte eingehend das Etikett des eingeschweißten Chips.

»Istituto pontificale della Rinascita della Creazione di Dio, San Francesco«, las er vor. »Der Papst persönlich!«

Sein Schnäuzer hob sich zu einem Lächeln und entblößte einen Schmatzmund mit weichen rosafarbenen, speichelbefeuchteten Lippen, wie ich sie bei Männern noch nie ausstehen konnte. Er bleckte seine Hasenzähne, zwischen denen die zermatschten Reste eines Tramezzino klebten.

»Wenn er überhaupt von diesem Istituto weiß«, fügte er hinzu.

Ich starrte ihn finster an. Sein widerliches Lächeln erlosch.

\*

Darauf hörte ich viele Monate lang nichts. Man musste den Eindruck gewinnen, daß das ganze Rinnascita-Projekt zu Grabe getragen worden war.

Meines Wissens war die Initiative dazu seinerzeit von Johannes XXIV. ausgegangen, der großes Engagement in Umweltfragen an den Tag gelegt hatte. Sein Nachfolger Paul VII. hatte an der Creazione di Dio sicher wenig Interesse gehabt, als er die Tiara trug, die er mit Spendengeldern von einem verarmten Scheich im Exil zurückgekauft hatte. Er machte sich vielmehr daran, Castel Gandolfo zu einer uneinnehmbaren Festung auszubauen, ließ tiefe Stollen in die Bergwände rings um den See treiben, in denen er die Schätze der Vatikanischen Museen einlagern wollte, um sie vor den Gefahren der neuen Völkerwanderung zu schützen und für die Nachwelt zu bewahren. Sein Baueifer war zu groß für sein schwaches Herz.

Paul VIII. schließlich lagen weder die Creatio noch die Kunstschatze sonderlich am Herzen; es ging ihm vielmehr um seine persönliche Sicherheit. Gleich nach Amtsantritt verlegte er seine Residenz nach Mantua, um kurz darauf nach Salzburg zu übersiedeln. Als Ungar fühlte er sich dort wahrscheinlich eher zu Hause. In Osterreich brandete Jubel auf; Süd-

tirol, Friaul und Slowenien waren dem Staatsgebiet angeschlossen worden, und nun residierte auch noch der Heilige Vater in Salzburg. Für die Römer hingegen war der Papst von Stund an tot wie seine Vorgänger, und einige italienische Kardinäle forderten seine Absetzung. Die kleinen Leute nannten ihn Papa Coniglio, den Papa Hasenfuß.

Vielleicht hatte er sich entschlossen, das Rinascita-Projekt aufzugeben. Und Falcotti war mit anderen Aufgaben betraut worden.

Ich sprach mit Kommilitonen, die sich ebenfalls beworben hatten. Alle hatten sie nichts mehr davon gehört, und alle Anfragen nach einem vatikanischen Institut dieses Namens gingen ins Leere. Auch im Net war nichts zu finden. Es schien nicht mehr zu existieren, war spurlos verschwunden – und mit ihm Bertolino Falcotti.

Ein »päpstliches Wunder« meinte Birgit spöttisch.

Ich machte mir zwar auch keine Hoffnungen mehr, aber irgendwie vermochte ich nie ganz zu glauben, daß Signore Falcotti sich auf diese unhöfliche Weise von uns verabschiedet hatte. War ihm etwas zugestoßen? War er auf Reisen?

# III WÜSTUNGEN

»NICHTS IST NÄMLICH IN DER ZEIT ZU FINDEN  
ALS DAS JETZT.«

*Nicolaus Cusanus*

Wie viele der Bewohner Roms mochten geblieben sein? Hunderttausend? Fünfhunderttausend, wie das Capitol behauptete? Oder waren es nur noch fünfzigtausend? Tatsache war, daß die Wasser- und Stromversorgung in den südlichen Stadtteilen zusammengebrochen war. Die grünen Tankwagen der AMNU fuhren mit bewaffnetem Begleitschutz nach Borgata, Ostiense und Garbatella, und die Feuerwehr jagte zwar mit Getöse die Christoforo Colombo entlang, machte aber meistens unverrichteter Dinge kehrt, weil sie beschossen wurde. Über Cecchignola und Torrevona standen oft schwarze Rauchsäulen, und immer wieder roch es bis in die Innenstadt nach brennenden Autoreifen.

Das Leben ging weiter, zumindest im Zentrum, aber in den Quartieri der Peripherie war es dörflicher geworden. Die Leute rückten zusammen, scharten sich um öffentliche Brunnen, kleine Märkte, Kirchsprengel, bildeten Versorgungs- und Schutzgemeinschaften. Dazwischen Wüstungen.

Und niemand wußte genau, wie viele Menschen

noch hinter den hohen Mauern und schmiedeeisernen Gittertoren der zahllosen winzigen Klöster lebten, wo sie ihre Reliquien, Akten und Folianten behüteten.

Das Udenkbare war ganz allmählich denkbar geworden: Das Caput Mundi, der Mittelpunkt der Welt, könnte eines Tages aufgegeben werden müssen. Für viele eine ungeheuerliche Vorstellung. Und diesmal kamen die Heerzüge aus dem Süden. Man sagte, es seien die Moros, die Schwarzen, die Afrikaner, aber es waren Menschen aus dem Mezzogiorno, denen die Glut die Weinberge verdorrt und das Vieh hinweggerafft und der Atem der Wüste die Felder zugeweht hatte.

\*

Wenn der heiße Wind die Via di San Grigorio heraufwehte und das Colosseo sich wie eine düstere Festung vor dem zimtfarbenen Himmel abhob, in dem die Sonne keinen festen Ort mehr hatte, wurde das Atmen in den Hörsälen und Labors zur Qual. Schon früh um acht stand das Thermometer auf 40 Grad. Wir nahmen unsere Wallet-PCs und Notepads, stapften durch den Sand zwischen den vertrockneten Palmen vor der Facolta di Ingegneria an der Via Eudossiana, der »Scuola di ingegneria aerospaziale« – welch hochfliegende Pläne hatten wir einst! –, hiel-

ten uns im Schatten der Mauer hinter den verstaubten Autowracks, auf deren Dächern verwilderte Katzen schliefen, und suchten Zuflucht auf den kühlen Marmorplatten von San Pietro in Vincoli. Während draußen der heiße Atem der Zukunft zu spüren war, der von der Ankunft Afrikas kündete, wehte einen im Innern der kühle Hauch der Vergangenheit an.

Dort, Nico, bin ich dir zum ersten Mal begegnet, wo unter der hellen Grabplatte, eingefasst aus einem Band aus schwarzem und rosa Marmor deine Gebeine liegen.

#### NICOLAI DI CUSA CARD.

Ein Wappen an der Wand, das einen feisten roten Edelkrebs zeigt, serviert auf einem spatenförmigen Tablett, das auf einem netzartigen Set aus roten Schnüren und Quasten steht: Cryfftz, Krebs, ein *Astacus astacus*, der längst aus den Flüssen Mitteleuropas verschwunden ist – und mit absoluter Sicherheit aus der Mosel. Darüber, auf dem breiten farbigen Basrelief von Andrea Bregno, kniest du, links, mit gefalteten Händen, zu Füßen deines Herrn – den Reishut, groß wie ein Wagenrad, gegen den Leib gelehnt. Dir gegenüber ein Engel mit goldenen Flügeln und froher Botschaft. Dies war mein Lieblingsplatz: Das Grab des Kardinals Nicolaus Cusanus – so nannte er sich nach seinem Geburtsort Kues.

\*

Unser Institut war nach dem Auszug aus der Città Umversitaria an der Piazzale San Lorenzo zuerst in der kleinen Schachtel von Haus am Fuß des Geschlechterturms der Borgia an der Nordwestecke der Piazza di San Pietro in Vincoli untergebracht, wo früher die Kollegen von der Facolta di impianti nuclear ihre Labors hatten. Hier hatte auch Ettore Majorama geforscht, der geniale Kernphysiker, der auf mysteriöse Weise verschwand und dessen Schicksal nie geklärt wurde.

Wir waren in das Kloster auf der Westseite der Piazza eingezogen, das christlichen Libanesen Zuflucht während der fundamentalistischmuslimischen Verfolgungen in Beirut geboten hatte. Sie waren nach dem Frieden von Rabat in ihre Heimat zurückgekehrt, und die Technische Universität hatte das Gebäude dazugekauft. Mit den großen Schlafsälen, den geräumigen Korridoren und Treppen wirkte es eher wie ein Hospital aus dem vorletzten Jahrhundert. Von den stuckverzierten hohen Decken hingen orientalische Ampeln aus durchbrochenem Messingblech, die weniger der Beleuchtung als der Archivierung in Jahrzehnten umgekommener Insekten dienten.

In den Kellergängen standen Dutzende von hohen Betten aus Messingrohr herum, die nach dem genia-

len System eines Hausmeisters platzsparend über Kreuz bis zur Decke gestapelt waren. Zahllose Matratzen moderten still vor sich hin. Zwei oder drei von den Betten waren immer betriebsbereit, denn seit der Parco Traiano, früher ein beliebtes »Ausflugziel« für die Studenten, zur Wüste geworden war, in der kein Grashalm mehr wuchs, verzogen sie sich, wenn sie ungestört sein wollten, in den Keller. Oder sie schlichen sich in die Kirche San Pietro, wo es den streng katholisch Erzogenen einen zusätzlichen Kick verschaffte, es zu Füßen des gehörnten Moses zu treiben, der, die Gesetzestafeln unter den Arm geklemmt und indigniert über soviel Sündhaftigkeit, mit umwölkter Stirn darüber hinwegsah.

Ich lag rücklings auf der kühlen Marmorplatte. Bernd saß neben mir und tippte auf seinem Palmtop herum, während ich meinen Gedanken nachhing. Dieser Nico – war er wie Bernd gewesen, als er jung war? Ich stellte mir ihn groß und schlank vor; schmales Gesicht, gerade, aristokratische Nase. Dabei war er der Sohn eines Flußschiffers gewesen, eines zu Wohlstand gekommenen Handelsmanns namens Krebs – Cryfftz in seiner heimatlichen Mundart geschrieben. Er hatte den Namen bewahrt, den Krebs im Wappen geführt. Er war immer stolz auf seine einfache Herkunft gewesen. Schließlich war er von Papst Pius II. zum Kurienkardinal und Generalvikar von Rom ernannt worden; damit hatte er als Stellver-

treter des Papstes das zweithöchste Kirchenamt inne.

Was bewog solche Männer, Geistliche zu werden, sich in den Dienst der Kirche und des Heiligen Stuhls zu stellen? Auf Frau und Kinder zu verzichten? Sicher war es zu seiner Zeit für einen begabten jungen Mann der einzige Weg gewesen, um studieren zu können und Bildung zu erwerben und in der Hierarchie der Gesellschaft aufzusteigen. Oder war es seine Religiosität gewesen, der Entschluß, etwas für Gottes Schöpfung zu tun, für die Kirche, die, verantwortlich für sein Reich auf Erden, zu jener Zeit in einem desolaten Zustand war, zu versagen drohte, dem Auftrag Gottes zu entsprechen? Ich nahm mir vor, mich intensiver mit dem Leben und dem Werk dieses eindrucksvollen Mannes zu beschäftigen.

Wenn er mir hier und jetzt begegnete ...

Ich schloß die Augen und ließ meine Hand über Bernds schlanken, gebräunten Schenkel wandern, auf dem seidiges blondes Haar sproß.

»He!« sagte Bernd und rückte von mir ab, als ich meine Finger in seine Shorts gleiten ließ.

»Nimm mich«, sagte ich.

Er blickte mich in einer Mischung von Abscheu und Entsetzen an.

»Sag mal, spinnst du?«

»Wir wären nicht die einzigen ...«, entgegnete ich und deutete mit einem Nicken hinüber zu Rita, die mit geschlossenen Augen auf Eduardos Schoß saß

und die mageren Hütten kreisen ließ.

Bernd starrte in das Halbdunkel des Kirchenschiffs und brauchte eine Weile, bis er begriff, was auf der anderen Seite unter dem Nebenaltar mit dem Gemälde des hl. Augustinus von Guercino vor sich ging. Er sprang auf.

»Ihr seid ja wohl alle völlig durchgeknallt! Hier in der Kirche!« fauchte er, raffte seine Sachen zusammen und rannte zum Eingang.

»Sie werden dich noch zum Papst wählen!« rief ich ihm hinterher, frustriert und enttäuscht – und ärgerlich auf mich selbst.

Rita drehte den Kopf in meine Richtung, ohne auch nur einen einzigen Moment lang in ihrem wohligen Rhythmus innezuhalten. Ich ließ mich zurück-sinken auf den kühlen, glatten Stein und atmete tief. Gleich würde mir der *Astacus astacus* zur Strafe die Scheren ins sündige Fleisch schlagen.

Ich wandte den Blick nach links – und sah, daß der geflügelte Sensenmann an der Wand auf dem Monument des Cinzio Aldobrandini mich mit glühenden Augen anstarrte, die knöchernen Finger seiner Rechten würgend um ein Stundenglas geschlungen. Ich fuhr erschrocken hoch. Es mußte an den Lichtverhältnissen im Kirchenraum liegen, daß die Augenhöhlen in hellem Weiß glühten. Er sah zum Fürchten aus.

Rita und Eduardo strebten zum Ausgang; Rita

versunken lächelnd, Eduardo mürrisch mit dem Handballen an einem Samenfleck auf seinen Jeans reibend.

\*

Sommersonnenwende. Wie jedes Jahr veranstalteten die Hobbits große Aufmärsche. Zelte, Lagerfeuer, Lieder. Hobbits traten nur in »Rudeln« auf oder in »Rotten«. Nie allein. Allein waren sie feige. Vereint waren sie grausam und gefährlich. Sie »säuberten« die Stadt, machten Jagd auf »Moros«. Und die Praetorianer unterstützten sie dabei. Die Polizei blieb unsichtbar. EuroForce hielt sich zurück.

Seit einigen Nächten schon war das dumpfe Trommeln und Singen der »Rudel« auf dem Gianicolo zu hören. Die Feuer loderten, Mahnwachen wurden gehalten. An den Resten des Abendlands? Hobbits zuhauf mit spitzen grauen Filzhüten, erdfarbenen Lodenjoppen oder Umhängen, mit Messern in den breiten Ledergürteln über den Lederbundhosen: Hirschfänger, Armeemesser und zweischneidige Kurzschwerter, um gegen die Moros zu ziehen, sie zu jagen, zu verstümmeln und zu töten.

Tagsüber war keiner von diesem Zwergenvolk zu sehen. Hockten sie da in ihren dumpfen Höhlen, im Wurzelwerk kruder nordischer Mythologie, in ihrer Comicwelt mit den elektronischen Ikonen des ewig

Gestrigen und ewig Wiederauferstehenden? Ihr unterirdisches Reich war das ausgedehnte Labyrinth des vatikanischen Busbahnhofs im Innern des Gianicolo, ein dunkles, verlassenes System von Betonkavernen, in denen liegengebliebene Buswracks aus den Staaten des europäischen Ostens vor sich hin rosteten. In ihnen hatten sie uralte, blutgetränkte, halb vermoderte Fahnen entdeckt, Reliquien längst vergessener Schlachten, die Pilger aus Polen und dem Baltikum mitgebracht hatten, um sie vom Papst segnen zu lassen, die aber nach dem Tod von Johannes Paul II. ungesegnet geblieben waren. Mit ihnen bedeckten sie ihre »gefallenen Helden«, und auf ihnen schworen sie ihren Führern Treue und Gehorsam.

In der Nacht zum 22. Juni wurde die Jagd eröffnet. Nach Einbruch der Dunkelheit begann das Schießen, und es dauerte die ganze Nacht hindurch. Immer wieder war vom Gianicolo oben Geschrei und frenetisches Hundegebell zu hören und ein wildes Trommeln, das von Synthesizern aufgenommen und so verstärkt wurde, daß die Fenster klirrten und man es fast mit der Haut zu spüren meinte.

Früher hatte sich zwischen dem Hinterhof des Hauses, in dem ich wohnte, und dem Berggipfel ein botanischer Garten befunden, der zu unserem Institut gehört hatte, aber irgendwann hatte man die Bäume alle gefällt. Sie seien krank gewesen von den Abgasen, wurde behauptet, aber Stavros hatte den Kopf

geschüttelt und gesagt, daß man von der Polizeistation aus freies Schußfeld haben wollen, damit sich niemand bis auf Wurfweite hätte heranschleichen können. Jedenfalls waren die Bäume verschwunden – und die Polizeistation inzwischen auch.

Bernd war bei mir geblieben. Wir hatten uns im Dunkeln geliebt. Kein Mensch schaltete nachts noch das Licht ein, um nicht Feuer auf sich zu ziehen – und sei es nur von Hobby-Heckenschützen in der Nachbarschaft. Manchmal fuhren sengende Lichtblitze über die Dächer und in die Fassaden der Häuser, und grelle Reflexe schraffierten die Zimmerdecke mit stroboskopischen Mustern.

Um Mitternacht öffneten wir eine Flasche Sekt. Er war handwarm, weil den ganzen Tag über der Strom ausgefallen war. Der Alkohol, die Lichtblitze und das unaufhörliche Trommeln machten uns an. Erst gegen Morgen schlief ich erschöpft ein.

Das Jaulen von Ambulanzen weckte mich. Es nahm kein Ende – ein halbes Dutzend. Sie mußten ganz in der Nähe abgestellt sein. Das rhythmische Blinken ihrer roten Lichter wischte über die Zimmerdecke. Das Trommeln war verstummt. Das Schießen hatte aufgehört. Bernd schlief. Ich stand auf und öffnete den Vorhang einen Spaltbreit. Es war ein Bild des Grauens. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Man brachte die Opfer des nächtlichen Kampfes vom Berg herunter. Es mußte eine richtige

Schlacht gewesen sein, ein Krieg. In der Via Garibaldi waren sieben weiß-rote Ambulanzen vom Policlinico der Città Universitaria drüben in der Via Tiburtina in einer Reihe hintereinander geparkt. Ärzte und Helfer eilten hin und her. Im Klosterhof kümmerten sich Ärzteteams um die Verletzten. Die Nonnen – nur acht oder zehn wohnten noch in dem ausgedehnten Anwesen – hatten das schmiedeeiserne Tor geöffnet. Der kleine Vorhof, der sonst Gästen und Besuchern als Parkplatz diente, hatte sich in ein provisorisches Lazarett verwandelt. Ein Priester schritt von einer Trage zur anderen, bevor sie aufgehoben und in die Fahrzeuge geschoben wurden.

Auf der Straße hatte man entlang der Klostermauer unterhalb der Einfahrt die Toten aufgereiht. Die Reihe wurde immer länger. Einige von ihnen hatten keine Gesichter mehr, andere waren bis zu den Hüften hinunter verkohlt; geschwärzte Rippen stachen durch die aufgeplatzte Haut des Brustkorbs. Man hatte ihnen die Hände mit Draht auf dem Rücken gefesselt, ihnen einen benzingeüllten Autoreifen um den Hals gehängt und angezündet. »Kentucky« hieß diese scheußliche Hinrichtungsart – nach den amerikanischen Brathühnchen. Stavros hatte mir das erklärt; ich hatte es nicht glauben wollen. Er war unten, ging an der Reihe der Toten entlang und musterte jeden einzelnen mit fachmännischem Blick.

Plötzlich spürte ich, daß Bernd hinter mich getre-

ten war. Er schob seine Hände unter mein T-Shirt und massierte meine Brüste, während er mir sein steifes Glied zwischen die Beine drängte und erregt zu schnaufen begann. Ich entwand mich ihm und schrie vor Ekel lauter als beabsichtigt: »Laß mich los! Du bist um kein Haar besser als diese Faschisten!« Mit einer heftigen Bewegung wischte ich mir die Tränen aus dem Gesicht. »Das geilt dich auf, was?«

Er starrte mich verdattert an, und seine Erektion schwand dahin. »Moment mal! Was ist denn mit dir los?«

»Wie kannst du beim Anblick dieser Toten ans ... ans *Ficken* denken?«

Er schob sich die langen blonden Haare aus dein Gesicht und sah mißmutig aus dem Fenster.

»Die meisten dieser Leute sind Plünderer und Mörder. Moros. Sie machen seit Wochen die Stadt unsicher.«

»Die meisten dieser Leute sind einfältige Bauernburschen aus dem Mezzogiorno, die durch die Dürre von ihrem Land vertrieben worden sind. Sie waren verzweifelt und hatten Hunger«, hielt ich ihm entgegen.

»Dann sollten sie sich bei einer der Hilfsorganisationen melden. Sie erhalten Lebensmittelkarten und einen Platz in einem der Auffanglager.«

»Das sagst ausgerechnet du? Du solltest es doch

wahrhaft besser wissen! Die Bevölkerung Europas nimmt jedes Jahr um zwei Millionen ab. Was passiert mit all den vielen Menschen?«

»Die meisten sterben an Krebs.«

»Und Tausende sterben jeden Monat an der Küste. Angeblich von verwilderten Hunden angegriffen und getötet. Dabei dirigieren die Praetorianer die Bewegungen dieser halbintelligenten Killer-Bestien inzwischen mit dem Computer.«

Bernd zuckte die Achseln.

»Man hält sich die illegalen Immigranten vom Hals, macht sich die Hände dabei nicht schmutzig und spart sich auch noch das Futter für die Tiere.«

»Pfui Teufel!«

Bernd breitete die Hände aus.

»So ist das eben. Was können wir daran ändern?«

»Was ist das für ein Land geworden! Ich schäme mich. Die Menschen werden kaltblütig ermordet. Wie die hier. Sieh sie dir an! Niemand dachte auch nur daran, sie zu schützen. Oder hast du heute nacht einen Helikopter von EuroForce gehört?«

»Sie waren wahrscheinlich anderweitig beschäftigt.«

»Da bin ich sicher. Keine Krähe hackt der anderen ein Auge aus. Die stecken alle unter einer Decke. Und diese armen Menschen hat man den Hobbits und den Praetorianern mit ihren Killerhunden überlassen. Macht doch Spaß, so eine Hatz! Sie haben ihre Opfer

mit Vibrasound entnervt und mit Gefechtsfeldholos so genarrt, daß sie Deckung suchten, wo gar keine Deckung ist, und sie dann wie Hasen abgeknallt. So läuft das doch!« schluchzte ich.

Bernd sah mich ratlos an.

»Du hast recht. So läuft das«, sagte er matt.

Eine Frau drüben im Klosterhof war neben einer Trage auf die Knie gesunken, hatte die Fäuste anklagend gehoben und stieß Verwünschungen aus. Eine der Nonnen legte den Arm um sie und versuchte sie zu trösten. Hintereinander starteten die Ambulanzen und fuhren mit heulenden Sirenen davon. Weitere trafen ein.

»Auf jeden Fall kannst du da nicht länger wohnen, Domenica. Du kannst zu mir ziehen. Birgit hat sicher nichts dagegen.«

»Oh, ich danke dir für die hochherzige Einladung. Hast du sie denn um Erlaubnis gefragt?«

Der Gedanke an seine arrogante Schwester, die grundsätzlich nur deutsch mit ihm sprach, verstärkte meinen hilflosen Zorn nur noch mehr. Manchmal, wie jetzt, konnte ich es mir vorstellen, wie sie es miteinander trieben, er und dieses schöne Weib, auf das alle Männer scharf waren, das aber keinen an sich heranließ.

»Ich lasse es lieber nicht darauf ankommen, daß sie mir die Tür vor der Nase zuknallt. Ich finde schon was.«

Er zuckte die Achseln und zog sich an.

»Ich helf dir beim Umzug.«

»Nicht nötig. Ich komme schon zurecht.«

Den ganzen Morgen über fuhren die Ambulanzen und brachten unter Sirenengeheul die Verletzten weg. Es mußten mehr als hundert sein. Dann – sehr viel leiser – die Toten. Es waren sechsundvierzig gewesen, sagte mir Stavros später. Hauptsächlich Italiener aus dem Süden, vielleicht ein Dutzend Albaner und Afrikaner.

\*

Es war nicht schwierig, eine Wohnung zu finden. Luigi erledigte das für mich. Er fragte nach meinen Wünschen und tauchte ab ins Netz. Schon fünf Minuten später nannte er mir ein halbes Dutzend Adressen. Ich traf die Wahl, und er machte den Vertrag mit dem IKom des Vermieters perfekt.

Die Wohnung lag nur zehn Minuten vom Institut entfernt in der Via Merulana, gleich hinter der Terme di Traiano. Der Hausherr, ein Signore Paolini, war froh, ein Drei-Zimmer-Apartment für vierhundert Euro zu vermieten, für das er zehn Jahre zuvor noch das Fünffache bekommen hätte. Er hatte seine Frau und seine beiden kleinen Töchter bei Verwandten in Bergamo untergebracht – aus Sicherheitsgründen, wie er mir anvertraute – und vergnügte sich mit einer

Österreicherin, die eine unerbittliche Frohnatur zu sein schien, mit hoch aufgetürmten blonden Ringellockchen, immer lächelnd, trällernd und kichernd – und in scheußlich gemusterte babyrosa Hosenanzüge gekleidet. Aber ihr gelang es trotzdem nicht, die tiefe Traurigkeit zu vertreiben, die in den dunklen Augen Signore Paolinis und in den Winkeln seines herabhängenden Schnäuzers nistete.

»Rom stirbt«, sagte ich zu ihm, als ich am nächsten Morgen die Miete bezahlte.

Signore Paolini zählte das Geld nach; die Zigarette im Mundwinkel qualmte ihm in die Augen, und er blinzelte angestrengt. Er sah mich an und nickte, war aber mit den Gedanken ganz woanders. Seine knochige Gestalt füllte den abgeschabten kaffeebraunen Bademantel nur zur Hälfte aus.

»Gern hab ich die Frau'n geküßt ...« schmetterte ein kesser Tenor auf deutsch aus dem elenden Lautsprecher eines Kofferradios auf einem Tischchen mit gehäkelter Decke neben der Küchentür.

»Wer stirbt?« fragte die Freundin aus der Küche.

Mein Vermieter tat ihre Frage mit einer matten Handbewegung ab und gab ein rasselndes Husten von sich.

»Wer stirbt?« wollte sie wissen.

Er sah mich mit traurigem Blick an, blies den Rauch aus den Nasenlöchern und drückte die Zigarette in einem überfüllten Aschenbecher aus. Seine

Finger waren gelb von Nikotin.

»Ich«, knurrte er, »wenn du mich dauernd mit deinen Fragen löcherst.« Seine Freundin steckte den Kopf aus der Küchentür.

»Hallo«, sagte ich.

Sie wedelte mir mit frisch lackierten Nägeln einen Gruß zu.

»Du Griesgram«, sagte sie zu Signore Paolini.  
»Zünd mir eine Zigarette an.«

# IV IMASTE DIO

»UHREN HATTEN MEINER ANSICHT NACH ZWEI FUNKTIONEN. ERSTENS, DEN LEUTEN ZU SAGEN, WIE SPÄT ES IST, UND ZWEITENS, MICH MIT DEM GEHEIMNIS ZU DURCHDRINGEN, DASS DIE ZEIT EIN RÄTSEL IST, EIN ZÜGELLOSES, MASSLOSES PHÄNOMEN, DAS SICH DEM VERSTÄNDNIS ENTZIEHT UND DEM WIR, MANGELS BESSERER MÖGLICHKEITEN, DEN SCHEIN DER ORDNUNG GEGEBEN HABEN. ZEIT IST DAS SYSTEM, DAS DAFÜR SORGEN SOLL, DASS NICHT ALLES GLEICHZEITIG GESCHIEHT.«

*Cees Nooteboom*

Ich rief ein Taxi und fuhr in die Via Garibaldi, um den Rest meiner Habseligkeiten zu holen. Der Fahrer war nicht zu bewegen, auf mich zu warten, sondern fuhr los, kaum daß ich ausgestiegen war. Überrascht stellte ich fest, daß der Abfall im Korridor verschwunden war. Die überfüllten Briefkästen waren ausgeleert, der Boden war nicht nur gefegt, sondern sogar gewischt.

»Stavros! Haben Sie das gemacht? Sie haben eine Flasche Ouzo verdient.«

Keine Antwort. Ich ging nach hinten und warf einen Blick in sein kleines Kabuff, das ihm als Wohn-

raum und Schlafzimmer diente. Stavros war nicht da. Er war sicher einkaufen gegangen oder trank irgendwo einen.

Ich ging hinauf und packte den Rest meiner Sachen in zwei große Reisetaschen, Kleider, Schuhe, Wäsche in die eine, Computer, Bücher, DVDs, CDs und Chips in die andere. Für meine Küchenutensilien hatte ich mir einen Umzugskarton organisiert, oben auf die große Porzellanvase, die ich seit vielen Jahren mit mir herumschleppte. Sie war mitternachtsblau glasiert, mit prächtigen weißen Reihern, die von Bambuszweigen beschirmt einherstolzierten – ein Andenken an meinen Vater. Er hatte sie irgendwann einmal von einer Reise mitgebracht; vielleicht hatte ein koreanischer Geschäftspartner sie ihm geschenkt. Ich hielt sie jedenfalls in Ehren. Im Herbst füllte ich sie immer mit langen trockenen Gräsern, im Frühjahr mit Ginster, um den Frühling vor der Zeit anzulocken.

Als ich alles hinuntergetragen hatte, war Stavros immer noch nicht da. Sollte ich ihm eine Nachricht hinterlassen? Nein, ich wollte mich persönlich von ihm verabschieden, ihm danken und eine Flasche Ouzo überreichen, die Vasilios, ein griechischer Student, durch Beziehungen für mich besorgt hatte.

Die Straße lag verlassen unter dem heißen, dunstigen Himmel. Irgendjemand hatte das Blut, die Asche und den Ruß der Toten vom Pflaster gewaschen. Das

Wasser war längst verdunstet. Irgendwo weinte eine Frau. Das Tor zum Kloster stand offen. Es ist sonst immer verschlossen, deshalb trat ich neugierig hindurch. Es war Schwester Anna, das Gesicht tränenüberströmt. Bei ihr standen zwei Geistliche mit ernster Miene, die beruhigend auf sie einredeten. Ein dunkler Wagen parkte im Hot.

Sie hatten mich noch nicht bemerkt. Ich wich zurück und wandte mich zum Gehen.

»Signorita Ligrina!« rief Anna mir nach. »Da sind Sie ja.«

Ich blieb stehen, wandte mich um und ging auf sie zu.

»Ja, Schwester?«

»Sehen Sie sich an, was geschehen ist«, schluchzte sie. »Es ist schrecklich.«

Sie nahm mich am Arm und führte mich durch den Eingang in den Klosterkorridor. Der mit blaugrauen und weißen Marmorkacheln geflieste Boden war mit Glassplittern übersät. Die gesamte Fensterfront zum Klostergarten hin war zerstört; die Wand gegenüber von Einschüssen zersiebt. In der Empfangsloge links vom Eingang, neben der hölzernen Telefonzelle, sah ich einen großen schwärzlichen, klebrigen Fleck, auf dem sich Fliegen versammelt hatten.

»Hier haben sie Signore Vulgaris erschossen.«

»Stavros?« keuchte ich.

Mir schnürte es die Brust zusammen. Ich sah mich

erschrocken um. Überall lagen Glassplitter. Irgendjemand hatte mit Signalorange den Umriß seines Kopfes und Oberkörpers an die Wand gesprüht, auf die Fliesen die Umrissse seiner Beine und seiner Waffe. Hier war er gestorben, keine drei Meter von der Kom-Anlage des Klosters entfernt. »Wie, um Himmels willen, ist das passiert? Wer war das?« fragte ich bestürzt.

»Das wissen wir nicht. Wir wurden heute morgen überfallen. Welch gottlose Barbaren! Sie haben Schwester Oecononca in ihrem Büro umgebracht und das ganze Geld genommen. Schwester Carlotta und die kleine Magdalena haben sie in der Küche niedergeschossen. Sie sind in die Klinik gebracht worden.«

Von einem Glasschrank aus Kirschholz, in dem das Jesuskind gestanden hatte – die Figur eines etwa zehnjährigen blonden Jungen in Lebensgröße mit Heiligenschein und einer Schärpe über dem segnend erhobenen Arm – waren nur noch Trümmer übrig. Satinfetzen hingen an den wurmstichigen Latten der zerschmetterten Rückwand. Teile des vergoldeten Strahlenkranzes lagen über den Boden verstreut, die Statue war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Die weiße Schärpe, in die mit goldenen Buchstaben IO SONO L'AMORE gestickt war, lag über einer abgetrennten Hand.

»Sie haben den Heiland getötet«, schluchzte die

Schwester. »Er ist für mich gestorben.«

Ich sah, daß sie am ganzen Leib zitterte. Es war nicht Angst, es war ein Anfall von religiöser Ekstase. Sie kniete auf die Scherben nieder und bekreuzigte sich.

»Er trägt meine Wunden«, erklärte sie schrill und breitete die Arme aus. »Es ist ein Wunder!«

Meine Brust wurde mir eng. Ich spürte, wie alles Mitleid in mir erstarb, denn ich konnte solche Gefühle nicht teilen.

»Schwester, ich ... Es war zuviel für Sie. Kommen Sie«, sagte ich. Ich half ihr auf die Füße und stützte sie. Sie taumelte neben mir her. Wir gingen den Korridor entlang. Glas knirschte unter meinen Schuhen. Nüchtern nahm ich die Zerstörungen in Augenschein. Eine weitere Blutlache mit den Umrissen einer menschlichen Gestalt in Signalorange. Weiter hinten, vor der Tür zum Büro der Oberin, eine dritte.

Die Plünderer mußten über eine unglaubliche Feuerkraft verfügt haben. Die Wände wiesen Hunderte von Einschüssen auf. Ich warf einen Blick in einen der nischenartigen kleinen Räume. Ein großer Glassturz, der eine blau-weiß-golden bemalte Madonna mit Kind und ein staubiges Sträußchen Trockenblumen beherbergt hatte, war ebenfalls zerstört. Das Jesuskind war verschwunden. Der Madonna fehlte der Kopf. Wurmstichige Holzsplitter ragten ihr aus Brust und Hals. Daneben ein uralter ausgeschlachteter

Fernsehapparat; ein frommer Bastler hatte die Bildröhre durch ein Glasfenster ersetzt, hinter der eine Darstellung der Verkündigung zu sehen war. Er war unversehrt.

Wir kehrten in den Eingangsraum zurück. Weit oben an der Wand hing ein Doppelbildnis: zwei von einem vergoldeten Rahmen umgebene Ovale von Jesus und seiner Mutter im Stil der verkitschten Herz-Jesu-Verehrung. Christus zog mit den Händen sein rotes Gewand auseinander und entblößte sein durchbohrtes Herz.

Stavros trug seine Wunden nicht vor sich her. Das zerschundene Schlachtfeld des Ägäischen Krieges, das er auf der Brust trug, war von neuem umgepflügt worden.

»Was für eine Welt!« schluchzte Anna. »Was für eine Zeit! O Heilige Muttergottes, steh uns bei.«

Im Klostergarten plätscherte ein Springbrunnen. Vögel zwitscherten. Die Klematis nickte in der leichten Zugluft, die durch die zerschossenen Fensterstrich. Die von den Schwestern so liebevoll gepflegten Rosenbüsche standen in voller Blüte und verströmten ihren Duft. Wie viele Nachmittage hatte ich auf dieser Insel der Stille inmitten der Stadt verbracht, an einem der Steintische gesessen und gelesen?

Zerstört. Man würde das Kloster schließen.

Es waren vier Männer gewesen. Stavros mußte

den Überfall bemerkt haben und war zu Hilfe geeilt. Drei von ihnen hatte er gestellt und erschossen. Der vierte mußte sich im Klostergarten versteckt gehabt haben und hatte ihm aufgelauert, als er sich zum Telefon durchzukämpfen versuchte, um Hilfe herbeizurufen. Wie oft hatte ich ihm gesagt, er solle sich ein IKom anstecken. Er hätte einen automatischen Notruf anordnen und in Deckung bleiben können. So hatte der vierte ihn durchs Fenster abgeknallt und war entkommen.

Es waren keine Moros gewesen, sondern ganz sicher Spezialisten vom Balkan, die im Auftrag von Galerien und Privatsammlern in Fernost und Übersee in Rom Sakralkunst raubten, speziell Meßgeschirr, Altargemälde, Statuen und Inkunabeln. Was sie sich von dem Überfall auf dieses ärmliche kleine Kloster versprochen hatten, das seit zweihundert Jahren Rompilger beherbergte und beköstigte, war ein Rätsel. Billiges Altargeschirr aus Zinkblech, Statuen aus Holz und Gips, liebevoll bemalt, aber ohne jeden künstlerischen Wert.

»Rom stirbt«, sagte ich heiser zu den beiden Geistlichen, die auf dem Parkplatz im Klosterhof standen und auf Anna warteten. Sie blickten mich verständnislos und ein wenig tadelnd an. Dann forderten sie Anna auf, ihre persönlichen Sachen zusammenzupacken. Man würde sie vorübergehend in einem anderen Haus unterbringen, bis entschieden sei, was zu

geschehen habe.

Anna und ich legten zum Abschied die Wangen aneinander. Endlich konnte auch ich weinen.

\*

Ich durchstriefte das große Haus und läutete an jeder Wohnungstür. Niemand öffnete. Ein paar Wohnungen waren unverschlossen; sie standen leer. Ratten waren eingezogen; sie hatten Kartons und Plastiktüten zernagt, um Nester zu bauen. Überall schlug mir der scharfe Geruch ihrer Ausscheidungen entgegen. Auf den fleckigen Teppichböden lagen vertrocknete Kötel. In den Bädern raschelten Kakerlaken. Ich öffnete das Fenster im Treppenhaus. Der Hinterhof war mit Dutzenden von glänzenden schwarzen Plastik Müllsäcken bedeckt, die das Zeichen AMNU der Stadtverwaltung trugen und wohl nie mehr abgeholt würden. Viele der Säcke waren angenagt; ihr Inhalt war in Fäulnis und Verwesung übergegangen. Dazwischen buckelten Ratten. Es stank entsetzlich. Dicke Fliegen summten herum wie Querschläger und knallten gegen die Scheibe. Ich hielt die Luft an und schloß eilig das Fenster, aber das ganze Haus hatte den Brodem längst eingeatmet. Er schien in die Wände gekrochen zu sein und an den Tapeten zu haften wie eine klebrige Aushauchung. Es schüttelte mich.

Ich ging hinunter in Stavros' Wohnung und steckte die CDs mit den patriotischen Gesängen seines Lieblingskomponisten ein. Mir lag daran, auf diese Weise sein Andenken in Ehren zu halten.

Als ich auf die Straße trat, waren drei Halbwüchsige dabei, mit einem AeroBlaster auf meine Vase zu schießen, die sie aus dem Hausgang geholt und auf die Eingangstreppe gestellt hatten.

»Was soll das denn?« schrie ich sie an.

»Wollen Sie sie kaufen, Signora?« fragte der Anführer grinsend, ein Bürschchen von vielleicht vierzehn.

Die Schneidezähne standen ihm wie Spatenblätter im Oberkiefer seines schmalen, pickligen Gesichts. Seine linke Faust war mit einem blauen Skorpion tätowiert. Er reckte ihn mir entgegen, als wollte er mich mit dieser Geste in den Bann schlagen.

»Sie gehört mir«, herrschte ich ihn an.

Die Jungs lachten.

»Fünfhundert Euro«, forderte der Anführer ungehört und pumppte seine Waffe.

Ich bezähmte meine Wut und beschloß, das Spielchen mitzumachen.

»Okay«, sagte ich. »Ich gebe euch fünfzig Euro. Ihr kauft euch ein Eis und laßt meine Vase in Ruhe. Einverstanden?«

»Fünfhundert.«

»Fünfzig.«

Die Vase zerbarst. Bambuszweige stürzten aus dem mitternachtsblauen Himmel und begruben die stolzierenden Reiher. Ich schrie auf vor Wut und Schmerz, eilte hin und packte den Hals der Vase, der unversehrt geblieben war.

»Tausend«, sagte der Junge, pumpte seine Waffe erneut und richtete sie auf mich. Plötzlich bekam ich Angst. Jetzt schießt er, dachte ich. Die winzigen Shuriken aus Hartplastik, von Luftdruck geschleudert, vermochten zwar nicht tief in die Haut einzudringen, aber sie verursachten selbst durch die Kleidung schmerzhaft Prellungen. Und wenn sie das Auge trafen ...

Mit einem Aufheulen schleuderte ich ihm den Hals der Vase ins Gesicht – mit der absoluten Gewißheit, im selben Moment zu spüren, wie das scharfe Plastikgranulat mir die Haut von den Wangen fetzte. Nichts geschah. Ich öffnete die Augen. Der Junge leckte sich das Blut aus dem Mundwinkel, wo ihn die Scherbe getroffen hatte. Er hatte die Waffe gesenkt. Die beiden anderen Burschen waren ein paar Schritte zurückgewichen. Stille.

»Wirst einen tapferen Hobbit abgeben!« rief ich höhnisch.

Er grinste mich an und reckte mir die Faust mit dem Skorpion entgegen.

»Ich bin Praetorianer«, erklärte er, zu stolz, um sich das Blut vom Kinn zu wischen, machte kehrt

und ging davon. Seine Kumpane schlossen sich ihm an. Leibstandarte. Führergehabe. O Gott! Immer wieder die gleichen dummen Männerspiele.

Weinend saß ich über den Scherben meiner Vase auf der Treppe zu einem leeren Haus.

»Ruf mir ein Taxi«, sagte ich schluchzend zu Luigi.

»Bitte wiederholen«, erwiderte er.

Er konnte meine verheulte Stimme nicht identifizieren. Ich räusperte mich und versuchte, normal zu sprechen.

»Ruf mir ein Taxi, Luigi«

»Ja, Domenica.«

Erst der dritte Taxifahrer erklärte sich bereit, ins Trastevere zu kommen.

Am Abend betrank ich mich mit Stavros' Ouzo und spielte Stavros' CDs mit voller Lautstärke. Die Gesänge von Theodorakis. Weshalb hatten wir Italiener in fünfhundert Jahren nicht einen solchen Komponisten hervorgebracht?

»Rom stirbt!« schrie ich trunken aus dem Fenster.

Es war nach Mitternacht. Niemand hörte mich. Niemand antwortete. Eine Glocke läutete irgendwo, dumpf und eingehüllt, wie vom Meeresgrund herauf, von einem gesunkenen Schiff. Im Süden war der Dunst von tiefroten Blitzen erhellt. Ein Wetterleuchten? Ein Hitzegewitter? Oder war es Mündungsfeuer? Hatte die Beschießung Roms begonnen? Stand die Erstürmung der Stadt unmittelbar bevor?

# V HEXENBRAND

»WARUM ERINNERN WIR UNS AN DIE VERGANGENHEIT, ABER NICHT AN DIE ZUKUNFT?«

*Stephen Hawking*

Kardinal Nicolaus Cusanus zählte die Lederbehälter, die an den Tragsätteln der Packtiere befestigt waren. Er hatte in Brüssel modernstes astronomisches Gerät und in Löwen einige wissenschaftliche Handschriften erwerben können und sie für die Reise sorgfältig verpacken lassen. Beruhigt stellte er fest, daß noch alle vorhanden waren.

Der Morgen graute.

»Steht auf!« rief der Hauptmann der Stadtwache.

Drei dunkel gekleidete Gestalten, die neben der Landestelle gekauert hatten, erhoben sich. Ihre Kleider waren schmutzig, die Schläfenlocken kräuselten sich unter den Hüten hervor und hingen ihnen bis auf die Brust. Man hatte die drei Männer mit dünnen Ketten aneinandergefesselt, den älteren zwischen zwei jüngere. Sie trugen elendes Schuhwerk; einem lugten die Zehen unter der Kappe hervor. Zwei Klocken von der Stadtwache schoben sie mit ihren Piken vor sich her. Die drei Gefangenen musterten die Waffen schweigend und teilnahmslos. Sie zitterten in der morgendlichen Kälte.

»Sie wissen seit mehr als zwanzig Jahren, daß sie sich nachts nicht in der Stadt aufhalten dürfen«, erklärte der Hauptmann niemand Bestimmtem, als müsse er sich ob seiner Amtshandlung entschuldigen, »aber sie versuchen es immer wieder.« Als keiner ihn beachtete, blaffte er: »Los! Oder muß ich euch Beine machen?«

»Du führst hier nicht das große Wort!« rief der Fährherr. »Die Fähre ist von Deutz. Wir Fährherren unterstehen nicht dem Rat der Stadt Köln, sondern dem Erzbischof. Merk dir das. Nimm den Männern die Ketten ab!«

In dem Moment kroch zwischen den Holzbohlen eine Ratte hervor, ein enorm großes Tier von ungewöhnlicher Farbe, eher grauweiß und rötlich gescheckt als graubraun. Schnüffelnd trippelte sie an den Rand des Stegs. Einer der Kloeken stieß mit der Pike nach ihr – eher spielerisch, nicht um sie aufzuspießen, sondern um sie zu verjagen. Wie der Blitz war die Ratte auf die Waffe gesprungen, hatte im Nu die Stange erklommen und fauchte eine Handbreit vom Gesicht des Kloeken entfernt: »Wag's nicht!«

Der Mann fuhr erschrocken zurück und warf den Spieß von sich. »Der Teufel!« schrie er, bleich vor Entsetzen, tat einen stolpernden Schritt zurück und plumpste auf den Hintern. »Der Teufel!« Die Pike polterte zu Boden, und die Ratte verschwand zwischen den Bohlen über dem Wasser.

Der Kardinal drehte sich verwundert um. »Der Teufel?« fragte er neugierig und musterte den Mann, der auf dem Boden saß und mit schreckgeweiteten Augen um sich starrte.

»Entschuldigt, Eminenz«, sagte der Hauptmann und bedeutete dem Klocken mit einer schroffen Kopfbewegung, sich endlich aus seiner unwürdigen Haltung aufzurappeln, dann machte er sich daran, den Gefangenen die Ketten aufzuschließen und sie ihnen abzunehmen. Er warf sie sich mürrisch über die Schulter. Dann wandte er sich ab und spuckte in den Fluß.

Nicolaus musterte die Gefangenen, die den Vorfall mit der Ratte gar nicht bemerkt zu haben schienen. Sie machten einen apathischen Eindruck, während die Klocken sie mit ihren Piken auf die Fähre schoben. Er hatte die Vertreibung der Juden aus der Stadt gutgeheißen, aber die Maßnahme hatte nicht die Lösung gebracht, die man allgemein erhofft hatte. Der Streit zwischen dem Rat und dem Erzbistum schwelte weiter, und hussitisch beeinflusste Prediger heizten die gereizte Stimmung zwischen den Konfessionen und religiösen Strömungen immer wieder an. Das Wort Roms galt vielen nichts mehr. Niemand schien noch gehorchen zu wollen. Die Welt war in Auflösung begriffen.

Der Kardinal nickte seinem Reitknecht zu, die Pferde auf die Fähre zu führen. Die Hufe polterten

über die Bohlen, und der Mann band die vier Tiere nebeneinander am Geländer fest. Sie waren unruhig und beäugten ängstlich das dahinschäumende dunkle Wasser des Flusses. Der Fährherr rief ein Kommando, und das plumpe, schwere Gefährt legte ab. Die Ruderknechte schoben es mit ihren langen Rudern weg von der schwankenden hölzernen Anlegestelle. Es begann sich zu drehen. Der Fluß führte bereits Hochwasser, obwohl erst Mitte März war. Im Schwarzwald und in den Vogesen hatte vermutlich Tauwetter eingesetzt.

»Rudert!« rief der Fährherr seinen Knechten zu. »Oder wollt ihr in Düsseldorf anlegen, statt in Deutz? Rudert!«

Der Kardinal wandte sich seinem jungen Begleiter zu, der auf dem dichten schulterlangen Haar ein blaues Barett trug, an das er sich, zum Zeichen seines Berufs, keck drei Schreibfedern gesteckt hatte. »Nun?« fragte Nicolaus, um das schon länger unterbrochene Gespräch fortzusetzen. »Was tat sich sonst noch alles?«

»Mit Verlaub, Eminenz, was sollte sich in Köln schon viel ereignen?« fragte Geistleben, löste sein Felleisen von den Schultern und ließ es neben sich auf den Boden fallen. »Eine Handvoll römische Mönchlein ist angekommen, die aus Konstantinopel geflohen sind, weil der Türke vor die Tore rückt. Sie lamentieren und faseln vom Weltuntergang und

schnorren und betteln um Pfründe. Ja, und an Maria Lichtmeß hat man auf dem Alten Markt ein Hexlein verbrannt. Aber davon hat man Euch sicherlich berichtet.«

»Mit keinem Wort«, entgegnete Nicolaus und schüttelte unmutig den Kopf. »Greift sie auch hier um sich, diese scheußliche Narretei, Frauen zu quälen und zu Tode zu bringen?«

»Ja, gewiß. Es wird allenthalben schlimmer. Die Menschen haben Angst vor den Ausgeburten des Antichrists, die an den Gliedern der Kirche nagen und sich tiefer und immer tiefer in ihr Herz fressen.«

»Was sind das für Reden, Geistleben? Nicht der Antichrist nagt, es nagt die Raffgier, es nagt die Eitelkeit, es nagt die Wollust im Fleisch unserer Brüder und Schwestern.«

»Nun, in der Tat, das ist Euer Geschäft, hoher Herr. Davon versteht Ihr wohl mehr ...«

»Wohl wahr.«

»Aber der Osten wird fallen, Eminenz. Das halbe Reich ...«

»Wär's anders zu erwarten? Ich sah's mit eignen Augen, Geistleben. Katakomben voller Schriften, angehäuft in Jahrhunderten, mit dem Wissen von Jahrtausenden aus aller Welt. Doch keiner liest's, kann's auch nur ordnen! Darüber das Rattengewimmel von Ränkeschmieden und hohlköpfigen Gelehrten. Jeder nagt an jedem. Oftmals am eigenen

Fleisch. Je nun, was Wunder, wenn die Feinde lauern? So ist's doch überall. Auch hier in unseren Landen. Es war oft schmerzlich, was ich sah auf meiner Reise nach Flandern und in die Niederlande. Es erfüllt mich mit Bitternis und Groll. Was allerdings den Erzbischof betrifft – wir sprachen uns täglich während des Konsiliums, doch er erwähnte mit keinem Wort, daß er einen Hexenprozeß hat führen lassen.«

»Nun, Eminenz, er schien sich anfangs keineswegs sicher gewesen zu sein. Schon einmal lag er im Zwist mit dem Papst, der Alte von Moers. Nach fast vierzig Jahren im Amt einfach exkommuniziert.«

»Das war Papst Eugen. Er nahm's ihm übel, weil er auf dem Konzil gegen ihn gestimmt hatte.«

»Doch war's eine tiefe Erschütterung für ihn auf seine alten Jahre.«

»Papst Nicolaus hat ihm sein Amt wiedergegeben. Ihm wird nichts mangeln.«

»Gewißlich nicht.«

»Als ich zu Weihnachten und auf Neujahr hier weilte, hörte ich gerüchteweise von einer Frau, bei der man eine wunderliche Sammlung von Kräutern gefunden habe. War's die nämliche?«

»Das war sie.«

»Und der Prozeß? Weshalb das harte Urteil?«

»Was den Prozeß betrifft, Herr, die Dinge entglitten ihm. Es gab wieder Streit mit dem Rat der Stadt

über die Gerichtsbarkeit. Die Gemüter erhitzten sich. Er wollte Weisung und Beistand erbitten an höchster Stelle. Eine Kommission sollte kommen aus Rom, den Fall zu prüfen, ob tatsächlich Teufelswerk im Spiel ...«

»Weshalb hat man die Frau nicht Urfehde schwören lassen und aus der Stadt verbannt, wie üblich? Weshalb mußte man sie zu Tode bringen?«

»Es wurden Hetzreden geführt. Ein junger Geistlicher war sehr rührig, ein Eiferer aus dem Schwäbischen, Bartolomäus von Dillingen ist sein Name – er ist Predikant an Sankt Maria im Kapitol. Die Leute nennen ihn den ›Hexenbartel‹. Mit Verlaub, Eminenz, ein übler Schnüffler. Er hat sie wochenlang auf Schritt und Tritt beobachtet. Nach seinen Predigten zog jedesmal eine erregte Menschenmenge zum Alten Markt und forderte kurzen Prozeß. Sie wurde schließlich dem Greven übergeben, denn der Erzbischof bestand auf der Hauptgerichtsbarkeit, wie es das Gesetz will. Ein Knecht, der ihr im Sommer an der Mosel begegnet war, sagte aus, sie habe ihn, ohne ihn zu berühren, mit Hilfe von Teufelskraft mit solcher Macht zu Boden geworfen, daß er am ganzen Körper grün und blau gewesen sei und wochenlang Schmerzen in der Brust gespürt habe. Er habe ein Lachen gehört, das wie das Meckern eines Bocks geklungen habe, und deutlich sei der Gestank von Schwefel zu riechen gewesen. Eine Bürgerin, bei der

sie wohnte, sagte aus, sie habe ihr erzählt, daß man in einer Stunde von Köln nach Rom fliegen könne. Und als man sie der hochnotpeinlichen Befragung unterzog, redete sie sich um Kopf und Kragen. Sie gestand, selbst schon durch die Luft geflogen zu sein. Den Ausschlag gaben freilich die Kräuter.«

»Wie das?«

»Sie hatte den ganzen Sommer über eine Sammlung von Sämereien zusammengetragen – Körner von Getreide und Obst, Blüten von allen möglichen Blumen und Pflanzen. Zu Heilzwecken, wie sie behauptete. Diese Sämereien waren in Leinensäckchen säuberlich sortiert und mit lateinischen Wörtern bezeichnet und beschriftet. Aber diese Wörter waren unverständlich. Eine Art geheimes Ordnungsprinzip, Eminenz, das ... nun ja, mir schien es so, auf merkwürdige Weise sinnvoll war, von dem aber noch nie jemand gehört hatte, wie die beigezogenen Professoren der Medizin von der Universität bestätigten. Diese Ordnung deutete auf häretisches, arkanes Wissen hm und konnte unmöglich göttlichen Ursprungs sein ...«

»Also teuflischen ...«

»Zu diesem Schluß kam die Kommission der Professoren. Die junge Frau war nicht zu retten. Es ergab sich eins ums andere. Es geschah alles sehr schnell. Und die Bürger waren's zufrieden, als das Urteil erging und spornstreichs vollstreckt wurde. Und der Erzbischof wusch seine Hände in Unschuld

wie weiland Pontius Pilatus.«

»Man machte also wahrlich kurzen Prozeß.«

»Nun, es war freilich ihr selbst zuzuschreiben. Sie log das Blaue vom Himmel herab. Verstieg sich gar zu der Behauptung, der Heilige Vater selbst habe sie ausgeschickt, um Körnchen und Blümchen einzusammeln.«

»Der Heilige Vater?«

»Ja, um die Schöpfung zu retten, versicherte sie.«

Der Kardinal schüttelte den Kopf.

»Sie war gewiß verwirrt. Ein bedauernswertes Geschöpf. Man hätte die Frau nicht auf diese Weise behandeln dürfen. So etwas ist schändlich.«

»Du meiner Seel, so seh ich's freilich auch. Zumal sie mehr Bildung hatte, als sie dem Teufel zuzumuten ist, und – ganz mit Verlaub – dem Erzbischof erst recht.«

»Wie das? War sie Nonne? Von welchem Orden?«

»Das glaub ich nicht. Ich weiß nicht recht; so hätte keine geredet, die das Gelübde der Demut abgelegt hat. Und ihr Latein, o weh ...«

»Von Adel dann?«

»Niemals!«

»Ein schlichtes Weib? Ihr macht mich neugierig.«

»Ihr werdet Euch noch mehr verwundern, Eminenz, wenn ich Euch sage, daß sie Euch Briefe schrieb. Aus denen geht hervor, daß sie Euch recht gut zu kennen schien.«

»Wie, sie kannte mich? War sie von hier? Von Koblenz? Von der Mosel?«

»Nein, gewißlich nicht. Kein Mensch weiß so recht, woher sie stammte. Einige behaupteten, sie sei aus Amsterdam gekommen. Andere wiederum, sie sei von Schweden, sei dort die Gehilfin eines Hof-medicus gewesen. Der Augenschein, die Rede deuteten eher auf eine Römerin, vielleicht Florenz, Siena ... wer weiß? Doch keineswegs vom Lande. Beileibe nicht. Sie war gebildet. Wußte Dinge, von denen selbst ich noch nie gehört. Zuweilen dünkte es mich, als wäre sie ...«

»Nun?«

»... aus einer anderen Welt gekommen.«

»Ihr meint, von fernen Ländern?«

»Sehr fernen Ländern, Eminenz. Von denen wir noch nichts wissen.«

»Eine Sibylle vielleicht, aus dem Orient?«

Der Scholar wägte unschlüssig den Kopf.

»Diese Seherinnen sprechen dunkel. Sie eher mit dem Lichte der Gewißheit. Mich dünkte mehr – wie soll ich's sagen –, als sei die Dunkelheit, mit Verlaub, eher in unseren Köpfen denn in ihren Worten, wenn Ihr versteht, was ich meine, Euer Eminenz.«

Der Kardinal senkte nachdenklich den Blick.

»Woher mag sie mich gekannt haben? Ist sie mir je begegnet? Hat sie mit mir gesprochen? In Rom vielleicht? Doch ich erinnere mich nicht, ein Weibs-

bild solcher Art je ...«

»Den Anschein hat es nicht. Ich glaub, sie kannte Euch nicht von Angesicht. Es ist vielmehr – wie soll ich sagen –, als hätte sie Eure Schriften gekannt und Euch als hochberühmten Mann.«

»Ihr sprecht in Rätseln, Geistleben. Wie soll sie meine Schriften gekannt haben? Und ich ein hochberühmter Mann? Das bin ich nicht, weiß Gott. Sie muß wahrhaftig wirr im Kopf gewesen sein.«

»Ein Wunder wär's nicht gewesen. Hatte sie doch Monate im Kerker verbracht. Die Eiseskälte hatte ihr zugesetzt. Sie war krank und verzweifelt. Ohne Freunde und Bekannte. Am Schluß muß ihr der Tod wie eine Erlösung erschienen sein.«

»Welch eine Barbarei, die Frau bei lebendigem Leibe zu verbrennen! Ich hätt's dem Alten von Moers nicht zugetraut. Saß lammfromm an meiner Seite während der Synode. Als hätte er nie ein Wässerchen getrübt. Sieh da, der alte Dietrich! Vielleicht hat er deshalb mit keinem Wort auch nur erwähnt, daß er ... Hat sie sich Euch persönlich offenbart?«

»Nein. Ich sah sie nur flüchtig das eine oder andere Mal, als man zum Verhör sie brachte. Ich las die Protokolle.«

»Man hat Euch Einblick gewährt?«

»Nun ... als Schreiber in der Kanzlei des Erzbischofs konnte ich nicht umhin, Kenntnis davon zu nehmen. Hab fast ein Jahr lang bei ihm gearbeitet.

Bin fix im Schreiben und weithin fehlerlos, müßt Ihr wissen. Doch nun treibt mich die Langeweile weiter.«

»Die Briefe an mich ...?«

»Sind bei den Akten. Man wird sie Euch – so nehm ich an – irgendwann zustellen, weil der Fall beschlossen ist. Aber damit Ihr nicht zu lange harren müsst, hab ich mir erlaubt, den einen oder anderen Brief, der mir vor Augen kam, für Euch zu kopieren, Eminenz.«

»Habt also Akten kopiert, die unter Verschuß sind und – wie ich denke – geheim ...?«

»Nun, so geheim wohl nicht. Weit eher unverständlich, rätselhaft – doch äußerste Aufmerksamkeit erweckend.«

»Ihr tragt die Kopien bei Euch?«

»Ja freilich. Ich holte sie aus dem Versteck, als die Synodalen aufbrachen und auch Eure Abreise bevorstand. Ich eilte Euch nach, um auf der Fähre zu sein, mit der Ihr übersetzt.«

»Und gedenkt die Kopien mir jetzt zu verkaufen, nehm ich an, nachdem Ihr meine Neugier gebührend angestachelt habt.«

»Nicht doch, Eminenz! Ihr steht im Ruf, ein kundiger Kaufmann zu sein, besonders was seltene Stücke anbetrifft.«

»Kopien obskurer Briefe eines angeblichen Hexleins, das, wirr im Kopf, sich anheischig machte,

mich zu kennen. Fürwahr, Geistleben, ein seltenes Stück. Das muß ich Euch lassen.«

»Ich sah's voraus: Es gäbe keine Möglichkeit, mit Euch zu feilschen, Eminenz. Ich schenk sie Euch. Ihr seid landauf, landab als großzügiger Mann bekannt. Eure Großherzigkeit ist sprichwörtlich.«

»Nun, nun! Spottet nicht. Ich weiß, was die Leute reden über mich ...«

»Nichts liegt mir ferner! Ihr werdet's einem armen Schreiberlein und reisenden Scholaren gewiß vergelten, hoher Herr.«

»Wie wär's, Geistleben? Ich sah Euch fleißig bei der Arbeit während der Synode. Ich kann immer einen Schreiber brauchen, der fix ist mit der Feder und von aufgewecktem Geist wie Ihr. Gut im Kopieren von Schriften aller Art und Zunge ...«

»Habt tausend Dank, Eminenz, für Euer Vertrauen und Euer großzügiges Angebot, aber mich treibt's hinweg. Möcht endlich weiterziehen. Erst Straßburg, dann Paris, um dortselbst die Lullische Kunst zu studieren, von der ich hörte.«

»Ihr meint die Kunst dieses Mallorkiners, mit einem kleinen Mechanismus – *ritsche, ratsche* – Wissen zu erschaffen, ohne den Geist zu bemühen und – aus eins mach zwei mach drei – die Weisheit der Schöpfung Gottes zu errechnen?«

»Mit Verlaub, Eminenz, das könnt aber, wie mich dünkt, die wahre Zukunft allen Philosophierens sein:

das Zählen, Messen, Wägen, Rechnen. Nicht Irrwege, Besserwisserei und Dispute über Autoritäten von einst und jetzt. Das Computieren! Das Hexlein schreibt's an einer Stelle: Man wird's Euch einst als Verdienst zuschreiben, dies insonderheit befördert zu haben.«

»Ich selbst? Das ist so kühn wie unglaublich, Geistleben. Zwar habe ich, lang ist es her, ich glaube, es war anno '26, als ich noch Sekretär von Giordano Orsini gewesen bin, mich mit dem Werk des Raimundus befaßt. Ich fand es beim Stöbern hier in Köln unter vielen anderen Schriften. Der Kardinal wies mich darauf hin, daß es hier eine umfangreiche, noch fast gänzlich unerforschte Bibliothek gäbe. Er hatte eine Nase für solche Dinge.«

»Auch ich hab's hier entdeckt. Es hat mich neugierig gemacht.«

»Ich fertigte mir damals Exzerpte an, doch fand ich die Muße nie, mich ernsthaft mit dieser *Ars Magna* zu befassen, wie ihr Schöpfer sie so eitel nannte. Nur habe ich Vorbehalte, das Philosophieren den Mechanikern und Uhrmachern zu überlassen. Wiewohl ... Nun, in der Tat, ich schrieb in Val de Castro bei den Camaldulensern nach einem Disput mit Toscanelli ein paar Gedanken übers Wägen nieder, die ... Wird ich's dereinst vertiefen, wenn's die Zeit erlaubte ... Doch nein, wie sollte dieses Weib ...?«

»Weiß einer, was die Zukunft bringen wird, Emi-

nenz? Außer Gott vielleicht der Teufel ... und ein Hexlein dann und wann?«

»Macht fest!« rief der Fährmann den Ruderknechten zu.

Am Ufer waren zwei junge Männer herbeigeeilt und fingen die Seile auf, die ihnen zugeworfen wurden. Man schirrte Pferde an, ein Dutzend oder mehr, um das schwere Gefährt stromaufwärts zur oberen Anlegestelle zu treideln, denn die Abdrift betrug gewiß dreitausend Fuß. Der Atem der Tiere dampfte in der morgendlichen kühlen Luft. Judenkinder standen oben an der Böschung im nassen Gras. In Lumpen gehüllt – barfuß. Sie folgten den Pferden in gebührendem Abstand, denn die Treidelknechte schlangen ihre Peitschen weit. Eine bläßliche Sonne stieg zwischen Wolkenbänken auf und verwandelte Tiere und Menschen in goldumspinnene Silhouetten.

»Ich hoffe, bis zum Sommer wieder in Rom zu sein, Geistleben«, sagte der Kardinal. »Wenn Eure Reiselust Euch dahin führen sollte, seid Ihr ein gern-gesehener Gast.«

»Ihr seid zu gütig, Eminenz. Euer Angebot ehrt mich.«

»Ihr müßt mir dann berichten von der Lullischen Kunst, wenn man sie Euch in Paris gelehrt hat.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Eminenz.«

Der Pferdeknecht führte die Tiere an den Zügeln die Anlegestelle hinauf, hielt den Steigbügel und half

dem Cusaner beim Aufsitzen. Der Kardinal hob die festgeschnürte Rolle mit den Briefen.

»Habt Dank!« rief er dem Scholaren zu, der sein Felleisen geschultert hatte. »Gott segne Euch.«

»Lebt wohl, Eminenz.«

»Wir brechen auf«, befahl der Kardinal und ergriff die Zügel. »Ich will zur Sext in Heisterbach sein bei den Zisterziensern und zur Vesper in Andernach. Der Tag ist kurz, und ich hasse es, im Dunkeln zu reisen.«

Der Pferdeknecht nickte, schwang sich in den Sattel und machte die Zügel der Packpferde fest. Dann ritten sie los. Die Stimmen der Kinder, hell in der kühlen Morgenluft, blieben hinter ihnen zurück. Ein Paar Gänse flog dicht überm Uferschilf den Fluß entlang. Ihr schwerer rhythmischer Flügelschlag klang wie das lustvolle Stöhnen zweier Liebender. Der Pferdeknecht wandte das Gesicht ab und grinste.

## VI IN VINCOLI

»DIESES SPIEL, SAGE ICH, DEUTET HIN AUF DIE BEWEGUNG UNSERER SEELE VON IHREM REICH DES LEBENS; IN DEM IST RUHE UND EWIGE SELIGKEIT. IN SEINEM MITTELPUNKT THRONT UNSER KÖNIG UND LEBENSSPENDER CHRISTUS JESUS. ALS ER UNS ÄHNLICH WAR, BEWEGTE ER DEN GLOBUS SEINER PERSON SO, DASS ER IN DER MITTE DES LEBENS ZUR RUHE KOMMT. DAMIT HAT ER UNS DAS VORBILD HINTERLASSEN, SO ZU TUN, WIE ER GETAN HAT, UND UNSER GLOBUS SEINEM FOLGE, OBWOHL ES UNMÖGLICH IST, DASS EIN ANDERER GLOBUS IN DEMSELBEN MITTELPUNKT DES LEBENS, WO DER GLOBUS CHRISTI RUHT, DIE RUHE ERLANGT. INNERHALB DES KREISES SIND NÄMLICH UNENDLICH VIELE RÄUME UND WOHNUNGEN.«

*Nicolaus Cusanus*

Die Vorlesung war ausgefallen. Ich hatte eine Stunde Zeit und schlenderte über den Platz vor San Pietro in Vincoli. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass diese alte Kirche eher wie eine Markthalle aussah, deren Gitter an verkaufsfreien Tagen teilweise geschlossen sind. Mit Mühe nur war im Schatten des Vorbaus das Portal zu erkennen. Ich ging um die

nördliche Seite der Kirche herum; von hinten sah das Bauwerk noch abenteuerlicher aus: Ein architektonisches Durcheinander von Um- und Anbauten, daß man kaum die Apsis ausmachen konnte. Eine alte gerundete Ziegelmauer ragte bis auf halbe Höhe des Hauptgebäudes auf und war von einer Dachschräge gekrönt. Ein erblindetes, notdürftig geflicktes Fenster war darüber angebracht. Es hätte sich genausogut um einen Treppenturm oder das Silo eines alten Magazins handeln können. Der ganze Komplex schien sich im Laufe vieler Jahrhunderte mit einer Panzerung umgeben zu haben wie ein mutiertes Krustentier, in deren Rillen und Löchern Regentrinnen und Wasserleitungen aus Blei, Abflußrohre aus Plastik sowie ein wirres Geflecht aus Stromkabeln, Blitzableitern und Antennendrähten eingewachsen waren wie vergessene Drainagen und Meßfühler am Leichnam eines vergeblich Operierten. Abgestorbene Kletterpflanzen hingen herab wie verrottetes Verbandszeug.

Ich ging zurück und bog um die Ecke in die Via Eudossiana, wo im Sommer immer ein fahrbarer Kiosk Eis und Getränke an Studenten und Touristen feilbot. Er stand auch an diesem Tag an seinem Platz, doch die Geschäfte gingen schlecht. Die meisten Institute der Universität nebenan waren aufgelöst worden. Die Touristen blieben aus. Nur selten verirrte sich ein Grüppchen Chinesen oder Japaner hierher, um den gehörnten Moses zu bewundern.

Hier hatte ich im Jahr zuvor Bernd kennengelernt.

»Dart ich dich zu einem Eis einladen?« hatte er mich gefragt. Ich hatte ihn lächelnd angeschaut, denn er wirkte schrecklich schüchtern. Er war Anfang Zwanzig und sah gut aus mit seinen langen blonden Haaren. Es war ihm offensichtlich schwergefallen, mich anzusprechen. Als ich ihn prüfend musterte, wurde er doch tatsächlich rot. »Also wenn schon, dann lieber eine Limonade«, sagte ich.

Wir waren eine Stunde lang in den Tenne di Traiano spazierengegangen. Dort sah es damals schon schlimm aus. Das Gras war zu einem gelbbraunen Filz verdorrt, die Sträucher waren kahl. Nur die Bäume fanden noch etwas Wasser in der Tiefe, hatten aber einen Großteil ihrer Blätter abgeworfen, um die Verdunstungsfläche zu verringern. Selbst die Pinien hatten einen ungewöhnlich dicken Nadelteppich gestreut. Grüne Eidechsen huschten über den Weg; ihre bizarr gezähnte Körperzeichnung hätte von einem japanischen Lackkünstler entworfen sein können.

Das war vor einem Jahr gewesen. Nun wurde der Park von Wanderdünen heimgesucht, und nach Einbruch der Dämmerung war es gefährlich, ihn zu betreten, weil die Praetorianer dort ihre Rudel von halbintelligenten, genmodifizierten Hunden trainierten.

Bernd studierte Ökotechnik und absolvierte seine

Kurse in Botanik in unserem Institut. Erwies mich auf das Rinascita-Projekt hin, und viele von uns Botanikern hofften, dort einen Job zu bekommen. Wir sahen darin eine einmalige Chance, denn wozu wurden noch Botaniker gebraucht, wenn die Pflanzen starben?

\*

Das auf der Südseite der Piazza San Pietro hinter hohen Mauern gelegene Kloster der Piccole Sorelle del Poveri nannten wir die »Voliere«, denn es war bewohnt von weißen Vögelchen. Der Orden war eine französische Gründung, und die meisten der kleinen Schwestern kamen immer noch aus Frankreich. Sie waren merkwürdigerweise alle zierlich und kleinwüchsig, als wären sie speziell für dieses Kloster gezüchtet worden, und sie traten immer in kleinen zwitschernden Gruppen auf. Nie sah man eine allein. Morgens schwärmten sie aus zu ihren Verrichtungen in der Stadt. Wahrscheinlich waren die meisten von ihnen als Sprachlehrerinnen tätig. Am späten Nachmittag kehrten sie zurück und verschwanden in der Voliere hinter den hohen Mauern. Abends war das Tor zum Kloster fest verschlossen und mit einer dicken Kette gesichert.

Als ich am 30. Juni nachmittags zum Institut fuhr – es war der letzte Tag des Semesters –, schien ganz

Rom endgültig in Verwesung übergegangen zu sein. Ein ekelerregender süßlicher Leichengeruch stieg aus der Kanalisation auf, als hätten sich durch eine seismische Verschiebung uralte, nie entdeckte Katakomben geöffnet; und aus den aufgesperrten Mäulern der Kellerfenster drang der Gestank von Moder und Fäulnis. Die Luft fühlte sich talgig an – schmeckte ranzig, als hätte sie einen schmierigen, schweißigen Aggregatzustand angenommen. Der Himmel verdüsterte sich bleiern.

Ich fuhr über die Piazza an der Voliere vorbei zum Parkplatz, sicherte mein Lectric und wollte zum Institut gehen, als mir Gina entgegenkam und sagte: »Wir sind alle in der Kirche.« Sie warf einen beunruhigten Blick zum Himmel. Ich schloß mich ihr an, und gemeinsam betraten wir den Kirchenraum. Eben wollte ich mich auf »meinem« von Rosenmarmor eingefassten Platz, die kühle Platte auf dem Grab von Nicolaus Cusanus niederlassen, als ich Nässe spürte. Die Marmorfliesen und Grabplatten waren von einem schimmernden Glanz überzogen, und mit den Fingerkuppen spürte ich einen Feuchtigkeitsfilm.

Der weit nach Süden abgelenkte Ausläufer eines Island-Tiefs leckte über Frankreich ins westliche Mittelmeer herein. Seine Kaltluftzunge schob sich unter die lastende staubige Dunstglocke, die sich in anderthalb Jahren Trockenheit angesammelt hatte, und hob sie ein paar Meter hoch. Das genügte.

Ein Donnerschlag rollte über die Stadt, lauter als alles, was die Praetorianer je an Dezibel produziert hatten. Wir eilten uns Freie. Mittlerweile war es so dunkel, als fände eine Sonnenfinsternis statt. Die Luft war wie erstarrt; ein grauer Bodennebel bildete sich, der aus der Kanalisation gekrochen kam. Ein Blitz zuckte, erhellte den ganzen Himmel wie das Innere einer Gasentladungslampe, und wieder rollte ein Donnerschlag über die Stadt. Und dann begann das Tier, das mehr als ein Jahr lang über der Stadt gelegen und sie erstickt hatte, sich zu erbrechen. Erst waren es unwirklich große schwarzgelbe Kleckse, die in den Sand und auf das Pflaster klatschten wie Vogelkot. Im Nu war der Boden gesprenkelt und dann überzogen von dieser klebrigen Substanz. Dann begann es in der Höhe zu brausen wie ein Katarakt, und ein paar Sekunden später stürzte Wasser herab, als bildete es eine zusammenhängende Masse. Und plötzlich war der Boden übersät von Millionen schaumiger Blasen wie graubrauner Krötenlaich, die im nächsten Moment zersiebt wurden durch den Aufprall eines Stroms von glasklaren Geschossen; sie zerbarsten in weißen Explosionen und warfen einen flüchtigen Krater neben dem anderen auf. Unaufhörlich erhellten Blitze die Dunkelheit, und die Donnerschläge verschmolzen zu einem betäubenden Crescendo, wie ich es noch nie erlebt hatte. Wir beobachteten eine Gruppe der Piccole Sorelle, die am

höhlenartigen Niedergang der Via di Francesco di Paola auftauchte. Die Nonnen liefen mit gerafftem Habit aufs Tor der Voliere zu wie eine Schar weißer Zwerghühner. Sie glitten immer wieder aus auf der glitschigen Masse, die das Pflaster bedeckte, und hatten Mühe, sich durch die Wassermassen zu kämpfen, die von einer Minute zur anderen den Platz überfluteten und in der Südwestecke einen gewaltigen See entstehen ließen. Früher hätte das Wasser ungehindert durch eine kleine Gasse zur Via degli Annibaldi in Richtung Colosseo abfließen können, aber um die Jahrhundertwende hatte irgendein kurzsichtiger Beamter der Baubehörde genehmigt, daß das Gäßchen durch eine Mauer verschlossen wurde, mit dem Ergebnis, daß sich die Fluten einen anderen Ausgang suchen mussten; sie fanden sie sehr schnell im Tunnel der Via di Francesco di Paola, der ihn wie eine durstige Gurgel verschlang, bis der Sand sie verstopfte.

Das Gewitter zog weiter, aber der starke Regen hielt an. Das monotone prasselnde Geräusch versetzte mich in eine träumerische Stimmung, und ich hatte das Gefühl, als höbe sich der Platz wie ein geräumiger Aufzug dem Himmel entgegen.

Es regnete den ganzen Abend und die halbe Nacht hindurch. Immer wieder waren die Sirenen von Rettungs- und Feuerwehrfahrzeugen zu hören. Die meisten Studenten verbrachten diese Nacht im Betten-

keller des Instituts. Der Hausmeister gab mürrisch seine Einwilligung und bäugte tadelnd die Weinflaschen, die wir im Supermarkt geholt hatten. Ich bot ihm eine davon an. Er musterte mich streng, strich sich seufzend mit der Hand über den grauen Haarkranz, dann lächelte er, griff zu und ließ sie in der Tasche seines grauen Arbeitsmantels verschwinden.

Das erste Tageslicht versetzte uns in eine andere Welt. Sie war mit Blau ausgeschlagen. Die Sonne hatte wieder ihren Platz; die Luft war kühl wie Seide und durchspülte die Lungen mit belebender Frische. So mußte ein Lachs sich fühlen, sagte ich mir, wenn er die stinkenden Mündungsgewässer überwunden hat und sich der Quelle nähert. Die Palmen vor dem Institut glitzerten und glänzten unter einem hellen, klaren Himmel; die Fassaden der Häuser, gestern noch von Schwefelakne zernagt und vom Smog verfinstert, wirkten wie frisch getüncht. Der Geschlechterturm der Borgia sah stattlich und fast ein bißchen restauriert aus. Die Sandverwehungen an den Treppen und entlang der Mauern waren verschwunden, dafür wirkte die Piazza wie eine Oase in der Wüste oder vielmehr wie ein Sandplatz mit einer mächtigen seichten Pfütze. Und die Via di Francesco di Paola gab es nicht mehr. Verschwunden war das Straßenschild, auf dem sich Generationen von Studenten mit ihren Initialen verewigt hatten, verschwunden das blinde weiße Auge im Strahlenkranz unter der ural-

ten Funzel, das einem blicklos entgegenstarrte, wenn man die Via Francesco – eigentlich kein Weg, sondern ein höhlenartiger Durchlaß mit Treppen – zur Via Gavour hinunterstieg; verschwunden auch die alte Funzel. Sie war von den hindurchgleitenden Sandmassen weggeschmirgelt worden. Der Durchlaß selbst hatte sich in einen kompakt mit Sand gefüllten Stollen verwandelt. Da man keinen Bagger einsetzen konnte, mußte der Sand herausgegraben und von der Feuerwehr abgesaugt werden.

Wir Studenten halfen mit, und man holte vierzehn große Lastwagen voll Sand aus dem Loch – und eine der netten kleinen weißen Schwestern. Sie hatte es offenbar nicht geschafft, den Rest der Treppe gegen die Wucht des herabschießenden Wassers zu ersteigen, und war von den mitgeführten Sandmassen begraben und erstickt worden. Sie wirkte winzig, als man sie auf die Tragbahre bettete, und ihre Beinchen, die aus dem schmutzigweißen Habit ragten, sahen aus wie die eines Vögelchens. Arme Sorella, dachte ich, als die Helfer sie über den Platz zum Kloster trugen, wie zerbrechlich sie doch sind.

So war es ein trauriger Tag, obwohl seit vielen Monaten zum ersten Mal das Licht durchbrach und der Welt die Farben zurückgab. Und über uns schrammten die Mauersegler mit ihren Klängenflügeln an dem frischen Blau entlang, mit dem der Himmel ausgekleidet war. Der Abend füllte den Ho-

rizont mit orangefarbener Schmelze, in der stahlgraue Flöße aus schorfiger Schlacke trieben, dahinter öffnete sich eine weite Lagune aus Zyan und Kobalt, über der ein zartes Limonengrün schwebte wie ein Hauch – traumverlorene Küsten über dem Horizont, von verirrtten Photonen auf unsere Netzhaut gezeichnet, narrende Luftgebilde, binnen Minuten von Dunkelheit überspült und verschlungen.

In dieser Nacht sahen wir seit langem zum ersten Mal wieder die Sterne. Doch schon am Tag darauf stieg die Temperatur wieder auf 40 Grad. Der unerbittlich heiße Atem Afrikas hauchte uns ins Genick, und die Wüste kehrte zurück, um von neuem die Stadt zu belagern.

\*

Als wäre die Peristaltik eines längst Verstorbenen nach einem energischen Klistier unversehens wieder in Gang gesetzt worden, war der Fluß wieder da. Unbeschreiblich was er alles mit sich führte. Am Ponte Rotto hatte sich eine Barriere aus Hausrat, Matratzen, Plastiksäcken, Einkaufswagen, Fahrrädern, Asten, Brettern und verluderten Kadavern von Tieren und Vögeln gebildet, die sich zu einer drei Meter hohen Klippe auftürmte, an der sich das Wasser staute. Die ungeheuren Sandmengen hatten neue und von tiefen Ablaufrinnen zerfurchte Inseln gebildet. Die

halbe Sahara muß in den Straßen Roms gelegen haben. Der staubfeine Sand hatte binnen Minuten alle Abwasserleitungen verstopft. Bald stieg in Zehntausenden von Kellern und tiefgelegenen Wohnungen eine eklige Brühe hoch, und was sich dort angesammelt hatte, begann nun zu stinken. Es breitete sich ein Miasma aus, neben dem die Ausdünstungen der Pontinischen Sümpfe wohl als die Atmosphäre eines Luftkurorts hätten gelten können. Es war nur eine Frage der Zeit, bis Gelbfieber, Malaria und Fälle von Ruhr auftraten, denn die Dreckbrühe war sicher auch in viele Brunnen geschwappt.

Der kariöse Zahnstumpf der Engelsburg, der seine geballte Häßlichkeit für einige Tage zur Schau gestellt hatte, hüllte sich in einen kränklichen Dunst, um ganz allmählich wieder in eine Art virtuellen Zustand überzugehen, der es ihm erlaubte, in ein Paralleluniversum hinüberzugleiten. Das Rom unserer Wirklichkeit starb weiter, aber irgendwie wurden die Grenzen zwischen den Dimensionen unschärfer.

\*

Die kurzzeitige Wiederbelebung schien auch Auswirkungen auf die vatikanische Peristaltik gehabt zu haben, denn wie aus einer Parallelwelt tauchte das spurlos verschwundene Istituto pontificale della Rinascita della Creazione di Dio, San Francesco wieder auf.

Mein IKom zirpte.

»Ja, Luigi?«

»Ein Gespräch, Domenica.«

»Wer?«

»Falcotti, Bertolino.«

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»Willst du es annehmen?«

»Ja.«

»Haben Blitz und Donner Sie wieder zum Leben erweckt, Signore Falcotti?« fragte ich gerade heraus.

Er lachte.

»Sind Sie noch an der Mitarbeit interessiert, die ich Ihnen seinerzeit in Aussicht gestellt habe?«

»Ich habe meinen Abschluß, Gott sei Dank, hinter mir. Die Botanik war die letzte Fakultät, die hier im Frühjahr noch ordnungsgemäße Prüfungen abgehalten hat.«

»Ich weiß. Die meisten Kollegen haben sich längst nach Norden abgesetzt.«

»Ich brauche also dringend einen Job. Mein Stipendium ist mit diesem Semester abgelaufen. Ich kann es mir nicht leisten, wählerisch zu sein.«

»Nun, es ... es ist kein Job in diesem Sinne. Es handelt sich, wie ich damals schon sagte, um eine ... längerfristige Tätigkeit.«

»Um so besser. Im Ausland?«

»Innerhalb Europas, ja.«

»Kein Problem, Signore Falcotti.«

»Sehr schön. Ich bin übermorgen an der Universität.  
Wenn Sie Zeit für ein persönliches Gespräch hätten?«

»Ich habe alle Zeit der Welt.«

»Wie beneidenswert.«

Wir verabredeten einen Termin.

\*

Ich war noch nie im obersten Stockwerk der Uni gewesen. Auf dem Gang standen ausrangierte Möbel: uralte Pulte, in denen in dem schmalen Brett über dem Deckel noch gläserne Tintenfüßer eingelassen waren; die Klappsitze waren so winzig und eng, als hätten sie einst Erstkläßlern oder Liliputanern gedient. Daneben reihten sich häßliche Stühle aus Stahlrohr mit abgewetzter und aufgeschlitzter weißer Plastikpolsterung, aus der das gelbe Füllmaterial quoll wie altes Fett.

Hatte ich mich in einen Trakt verirrt, der nicht mehr benutzt wurde? Nein, die Zimmernummer, die Signora Falcotti genannt hatte, stimmte. Ich klopfte an – keine Reaktion. Ich drückte die Klinke nieder; die Tür war unverschlossen. Nachmittagslicht strömte durch halb gekippte Jalousien in den großen Raum. An der gekalkten Wand hinter dem Schreibtisch leuchtete das Gold aus einer düsteren Ikone. Es war der Raum, den ich in der Vid-Verbindung bei unserem ersten Gespräch gesehen hatte. Auf dem

Schreibtisch brannte eine dicke gelbe Wachskerze, die einen anheimelnden Honigduft verströmte. Aus versteckten Lautsprechern drang leiser Chorgesang, der etwas seltsam Leichtes, Tänzerisches hatte. Auf der großen Tischplatte sah ich einen aufgeklappten Laptop, umlagert von Bücherstapeln und Zeitschriften. Zuoberst lag ein Fisch als Briefbeschwerer, eine verblüffend echt nachgebildete Dorade. Sie hatte den hohen Kopf grimmig gereckt und sich auf die Bauchflossen aufgestützt.

»Hallo!« rief ich, aber es schien niemand da zu sein. Ich wollte mich eben zurückziehen, als ich hinter mir auf dem Gang eine Stimme hörte. Signore Falcotti war kleiner und zierlicher, als das Bild auf dem Monitor hatte vermuten lassen. Die kleine rechteckige Lesebrille war ihm fast bis auf die Nasenspitze gerutscht. Er trug ausgebeulte schwarze Jeans, ein offenes weißes Hemd, dessen Ärmel er halb aufgekrempelt hatte, darüber eine abgeschabte hellbraune Lederweste.

Mit beiden Händen umfaßte er meine ausgestreckte Hand, als wären wir alte Bekannte. Er war von natürlicher Herzlichkeit, ohne jene seelsorgerische Attitüde übertriebener Zuwendung, die mir schon immer zuwider war.

»Bitte nehmen Sie doch Platz, Signorina Ligrina«, sagte er und wies auf einen Ledersessel, der vor dem Schreibtisch stand.

»Danke.«

Ich setzte mich und schlug unwillkürlich die Beine übereinander, bevor mir klar wurde, daß das dem gegebenen Anlaß nicht eben angemessen war, daß mein Benehmen zu wünschen übrig ließ, was womöglich die Entscheidung hätte negativ beeinflussen können. Wie hatte ich nur so gedankenlos sein können, zu einem Vorstellungsgespräch bei einem Kleriker einen knielangen Rock anzuziehen? Zu spät. Und ein züchtiges Zupfen am Rocksäum hätte die Aufmerksamkeit erst recht darauf gelenkt. Ich hoffte, daß er das Entblößen meiner Knie nicht mißverstand, sondern es als Zeichen meiner Ungezwungenheit interpretierte.

Signore Falcotti schien es gar nicht wahrgenommen zu haben; sein Blick war auf den Monitor seines Laptops fixiert. Wahrscheinlich war er dabei, meine Daten aufzurufen. Ich merkte, daß ich innerlich angespannt war. Der Honigduft der Kerze machte mich etwas benommen, und beiläufig fragte ich mich, ob er den kurz gestutzten Bart schon trug, als wir über VidKom sprachen? Nein, ich hatte ein gutes Gedächtnis für solche Dinge; er mußte ihn sich haben wachsen lassen in der Zwischenzeit, und er stand ihm wirklich gut.

»Stört Sie die Musik?« fragte er plötzlich und sah mich an.

»Nein, ich finde sie interessant. Bei allem Ernst irgendwie heiter.« Er nickte.

»Perotin. Zwölftes Jahrhundert.«

Er hob den Briefbeschwerer von der aufgeschlagenen Zeitschrift und klappte sie zu.

»Die Dorade sieht ja wirklich wie echt aus«, sagte ich.

Er betrachtete das Gebilde in seiner Hand.

»Sie werden es kaum glauben, aber sie *ist* echt.«

»In Kunstharz eingegossen?«

»Nein. Sie ist irgendwie selbst zu Kunstharz geworden. Sie hat irgendeine geheimnisvolle Transsubstantiation durchgemacht. Ein Bekannter hat sie mir aus Venedig mitgebracht.«

»Was man heute alles zuwege bringt.«

Er nickte und legte die Finger zu einem Giebel zusammen.

»Sie haben also immer noch Interesse an der Tätigkeit?«

»Die Auswahl ist nicht groß für uns Studienabgänger. Mein Stipendium ist ausgelaufen.«

»Ich meine echtes Interesse, der Schöpfung Gottes zu dienen.«

»Wenn ich mir unsere Welt so ansehe ... ja, Signore Falcotti.«

Er nickte. Mein Blick blieb an seiner linken Schläfe haften. Wie ich vermutet hatte, trug er tatsächlich ein Implantat, das sich unter der Haut abzeichnete. Es war ein schlankes, etwa vier Zentimeter langes Kreuz. Die Brille blitzte auf in einem Streifen Son-

nenlicht, das durch die Jalousie fiel, und ich konnte seine Augen nicht erkennen. Falcotti schien es völlig ernst zu meinen: die Schöpfung Gottes ... Nun, er glaubte daran. Aber ich fragte mich, ob ich daran glaubte, und zuckte unwillkürlich die Achseln.

»Ich hatte, ehrlich gesagt, nicht mehr damit gerechnet, von diesem Projekt noch etwas zu hören. Es ist jetzt fast zwei Jahre her, daß ich mich beworben habe.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte er und schürzte unbehaglich die Lippen, »es gab einige ... äh ... Umverteilungen in den Zielsetzungen durch den ... äh ... Wechsel im Amt des Heiligen Vaters.«

Das konnte ich mir vorstellen. Unter Paul VII. war sicher alles abgewürgt worden, was Johannes XXIV. im Bereich Umwelt initiiert hatte. Aber ich hätte nicht erwartet, daß Paul VIII. an Bestrebungen dieser Art Interesse haben könnte. Er war kunstsinnig, ein Musikliebhaber, aber eine Wiederbelebung der Schöpfung Gottes in der Nachfolge des hl. Franziskus, wie Johannes es propagiert hatte, das traute ich ihm nicht zu. Vielleicht liebte er Blumen, aber da reichten die Anlagen von Hellbrunn sicher aus. Es mußte also mehr dahinterstecken.

»Wir hatten aber auch gravierende technische Probleme.«

»Geld?«

»Geld ist immer ein Problem, in unserem Fall wa-

ren die Probleme jedoch eher physikalischer und logistischer Art. Aber lassen wir das. Ich wollte Sie nun endlich einmal persönlich kennenlernen und Ihnen noch ein paar Fragen stellen«, sagte Falcotti.

»Soll das heißen, ich bin in der engeren Wahl für eine Anstellung?«

Er legte beide Hände auf die Schreibtischplatte und sagte mit einem entschiedenen Nicken: »Ja.«

»Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, Signore?« fragte ich ihn mit etwas schriller Stimme.

Freude verschlug mir den Atem. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte dankbar seine Hand umfaßt. Ich hatte mich halb erhoben, doch er gebot mir mit einer sanften Geste, wieder Platz zu nehmen, und tippte etwas in seinen Laptop.

»Noch ist die endgültige Entscheidung nicht getroffen, Signorina Ligrina«, sagte er, faltete die Hände und fuhr etwas förmlicher fort: »Gab es einen konkreten Anlaß für Ihr Interesse an der Natur, der Sie bewog, Botanik zu studieren?«

»Ja«, sagte ich zögernd. »So seltsam es sich anhört: Es war ein Bild in den Vatikanischen Museen, das mich als Kind tief beeindruckt hatte. Ich erinnere mich deshalb so genau, weil ich mit meinem Vater dort war. In der Woche bevor er starb.«

\*

Mein Vater war mit mir schon um sieben Uhr nach Rom gefahren, um den Besuchermassen zuvorzukommen, und wir waren die ersten, die eingelassen wurden. Ich hatte mich sehr auf diesen Ausflug gefreut. Ich freute mich immer riesig, wenn Vater etwas mit mir unternahm – er hatte ja so selten Zeit. Aber nachdem wir drei Dutzend Säle durchstreift hatten, war ich doch – mein Gott, ich war gerade zwölf! – ziemlich gelangweilt von den vielen Gemälden und Statuen, die auf mich einströmten, den zahllosen Madonnen, den Engeln, den finster dreinblickenden Aposteln, den gemarterten Gestalten der Heiligen und am Schluß von den gefirnißten dunklen Globen und alten Landkarten. Da sah ich plötzlich das Bild. Es hing nicht weit vom Ausgang entfernt in einem kleinen Raum und übertraf alle anderen durch seine Farbigkeit und Schönheit. Es hieß *Adam und Eva im irdischen Paradies*. Ein Künstler namens Peter Wenzel hatte es gemalt. Sein Porträt hing an der hinteren Wand des Raums. Ein älterer Herr mit milchweißem, kragenlangem Haar, blassem Teint, bekleidet mit einem weißen Rüschenhemd und einem schwarzen Frack. Er mustert den Betrachter mit einem kühlen, forschenden und doch ein wenig ängstlichen, auf Distanz bedachten Blick aus hellblauen Augen. In der seltsam mißgestalteten Rechten hält er einen Strauß von Pinseln.

Das *Paradies* war auf den ersten Blick mein Lieb-

lingsbild. Ich wollte mir immer eine Replik davon besorgen, aber es hatte sich dann während des Studiums nie ergeben. Und als ich Jahre später wieder einmal im Vatikan war, fand ich es nicht mehr. Man hatte es abgehängt und in Sicherheit gebracht wie die meisten anderen Bilder auch.

Ich war fasziniert von dem Gemälde. Je länger ich es betrachtete, desto mehr Einzelheiten konnte ich erkennen. Mein Vater wurde schon ungeduldig, klopfte sich mit dem fest zusammengerollten *Corriere* gegen den Schenkel.

»Wie kann man etwas so Schönes erfinden?« fragte ich.

»*Erfinden?*« erwiderte mein Vater und hob erstaunt die Brauen. »Das ist nicht *erfunden*, Domenica. Solche Tiere und Pflanzen gibt es. Jedenfalls hat sie's mal gegeben.«

»Wo?«

»Was weiß ich«, sagte er und zuckte die Achseln. »Da mußt du Großvater fragen. Der kennt sich mit diesen Dingen besser aus als ich und hat eine Menge Bücher darüber.«

»Können Sie sich noch an Einzelheiten auf dem Gemälde erinnern?« fragt Falcotti.

»Oh, das ist über zehn Jahre her!«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

»Also gut. Ich schätze, es ist über zwei Meter hoch und vielleicht dreieinhalb Meter breit. Es stellt eine

idyllische Flußlandschaft dar. Ich erinnere mich an einen großen schattigen Baum links im Vordergrund.«

»Sehen Sie diesen Baum vor sich?«

»Hm ... doch, ja«, sagte ich zögernd.

Ich sah jede Einzelheit vor mir. Es fiel mir leicht, intensive optische Eindrücke aus meinem Gedächtnis aufzurufen.

»Es ist ein Weinbaum; große blaue Weintrauben wachsen daran. Sie sind reif.«

»Ein Weinbaum? Ich dachte, Weintrauben wachsen an Rebstöcken.«

»Ja, aber nur weil die Pflanze jedes Jahr zurückgeschnitten wird. Ließe man sie sich natürlich entfalten, dann wüchse der *Vitis viuifera* zu einem Baum heran, wie man ihn auf dem Bild sieht: zwanzig Meter hoch und mit einem Stamm, der mindestens anderthalb Meter dick ist.«

»Das wußte ich nicht. Woran erinnern Sie sich noch?«

»Unter dem *Vitis viuifera* steht ein Dromedar. Zwei Rinder lagern rechts davon. Hinter ihnen sieht man einen Tiger; vor ihnen schreiten eine Löwin und ein Löwe vorbei, aber die Rinder sind nicht im geringsten beunruhigt. In der Mitte öffnet sich der Blick auf die Windungen eines Flusses, an dessen Ufern Palmen und Weiden wachsen. Ein Hirsch und ein Zebra sind zu sehen. Rechts im Vordergrund

steht ein weiterer großer Baum – ein Apfelbaum, wie es sich fürs Paradies gehört. Wenn ich mich recht erinnere ... hm, ich würde sagen, ein *Malus sylvestris* oder *domestica*. Eva hat eben einen Apfel gepflückt und reicht ihn dem am Boden sitzenden Adam. Eine *Boa constrictor* hängt von einem Ast; auf einem anderen gestikuliert aufgeregt ein Schimpanse. Überall sind bunte Vögel zu sehen, Papageien, Aras. Sie sitzen auf den Ästen oder fliegen durch die Luft. Vorn rechts steht ein weißes Pferd, es ist von hinten zu sehen und ... ja, ein Hahn. An einen Hahn erinnere ich mich. Und an einen riesigen Elefanten rechts im Hintergrund, der den Rüssel hebt ... Aber sagen Sie, ist das wichtig, Signore Falcotti?«

Er blickte auf, denn er war in die Betrachtung seines Monitors vertieft gewesen. Hatte er das Bild abgerufen, um mein Erinnerungsvermögen zu testen? Das Kreuz in seiner Schläfe schien zu pulsieren.

»Wie meinen Sie?« fragte er.

»Ist es wichtig für meine Tätigkeit, daß ich mich an ein Bild erinnere, das ich vor mehr als einem Jahrzehnt gesehen habe?«

Er strich sich nachdenklich mit der Hand über den Bart.

»Ein gutes optisches Erinnerungsvermögen ist sehr wichtig bei der vorgesehenen Tätigkeit«, erklärte er zögernd. »Das kann einem manchmal das Leben retten.«

Das Argument war nicht von der Hand zu weisen.

»In der Wildnis?« fragte ich.

»In der Wildnis, ja. Aber es ist wirklich eine Gnade Gottes, ein gutes optisches oder gar ein eidetisches Gedächtnis zu besitzen. Ich beneide jeden, der darüber verfügt. Es ist ein Rätsel, wo das Gehirn diese ungeheuren Datenmengen speichert. Wie machen Sie das?«

Ich mußte lachen.

»Ich weiß nicht.«

\*

Ich erzählte ihm nichts von dem merkwürdigen Erlebnis, das wir, Vater und ich, hatten, als wir vor dem Bild standen. Vielleicht hatte sich das Gemälde mir deshalb so deutlich eingeprägt. Ich war immer noch beim Betrachten der Einzelheiten, als eine Frau hinter uns in den Raum trat. Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus, was mich veranlasste, mich umzudrehen. Sie hatte die Hand auf den Mund gepreßt und starrte mit großen Augen das Bild, dann mich und dann Vater an. Sie sah gut aus, trug ihr dunkles Haar halblang geschnitten und hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit meiner Mutter, war aber jünger als sie. Sie wirkte irgendwie verstört. Ihre dunklen Augen waren schreckgeweitet. Ihr intensiver Blick jagte mir derart Angst ein, daß es nur den Magen zusammenzog.

»Du ...« sagte sie und hob die Hand mit einer fah-  
rigen Bewegung an die Stirn. Ich fühlte plötzlich po-  
chende Kopfschmerzen, und eine gellende Stimme  
schrie in meinem Schädel: *Nein! Nein! Nein!*

»Ist Ihnen nicht gut, junge Frau?« fragte Vater sie.  
»Brauchen Sie Hilfe?«

»Ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht«,  
flüsterte sie. »Bitte verzeiht.«

Sie war blaß wie eine Wand, wich taumelnd zu-  
rück und tastete nach einem Halt.

*Nein! Nein! Nein!* gellte es in meinem Kopf. Ich  
hatte das Gefühl, als müßte er zerspringen. Ich hob  
die Fäuste an die Schläfen und begann zu schluch-  
zen. Vater blickte mich verwirrt an, nahm mich in  
die Arme und hielt mich fest.

»Geht es dir nicht gut, Gara?« fragte er mich be-  
sorgt und führte mich zu einer Bank. »Setz dich ei-  
nen Augenblick hin.«

»Ich gehe«, versicherte die Frau und schüttelte  
heftig den Kopf, als wollte sie schlimme Gedanken  
verscheuchen. »Ich gehe ...«

Aber dazu schien sie nicht imstande zu sein.  
Schwäche drohte sie zu überwältigen; sie konnte sich  
kaum noch auf den Beinen halten und taumelte ge-  
gen die Wand. Ein Wächter kam aus dem Neben-  
raum geeilt und stützte sie, bot ihr einen Stuhl an und  
wollte über sein Sprechgerät ärztliche Hilfe rufen,  
aber sie lehnte ab.

Ich krümmte mich vor Schmerz zusammen. Meine Gedärme fühlten sich an, als wären sie mit kalten Steinen gefüllt. Ich schüttelte den Kopf, wußte keine Antwort. Durch die offene Tür sah ich, wie der Wärter die Frau im Nebenraum zu einer Bank führte, auf der sie sich niederließ.

»Beruhige dich, mein Kleines«, sagte mein Vater immer wieder und streichelte mir übers Haar. »Es ist die Hitze, nicht wahr? Die schlechte Luft hier. Die vielen Leute. Komm, wir gehen in die Cafeteria. Sie ist gleich gegenüber vom Ausgang. Komm, Domenica.«

Wir gingen. Nur langsam wich der Druck von meiner Brust. Die Stimme in meinem Kopf verhallte allmählich, und der Krampf in meinem Bauch ließ nach. Vater war so liebevoll besorgt um mich. Ich spürte seine warme Zuneigung – ich liebte ihn. Eine Woche später war er tot.

\*

Ich legte die Hände in den Schoß. Falcotti sah mich reglos an. Wir schwiegen beide. Schließlich nickte er und räusperte sich.

»Gab es noch weitere Beweggründe, weshalb Sie sich schon so früh für die Natur interessierten?«

»Ja, aber das ist eine lange Geschichte.«

»Erzählen Sie sie mir, Signorita Ligrina. Wir ha-

ben alle Zeit der Welt, wie Sie so schön sagten. Und ich höre Ihnen gern zu.«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie hören sich an wie ein Psychologe.«

»Oh, ich *bin* Psychologe«, erklärte er lächelnd und hob die Augenbrauen, als hätte ihn meine Unwissenheit erstaunt. »Ich arbeite sozusagen als Rekrutierungsbüro. Es gehört zu meinen Aufgaben, die richtigen Menschen für unsere Missionen zu finden und sie kennenzulernen. Meine Auftraggeber sind sehr streng. Sie stellen hohe Ansprüche.«

Ich grinste ihn an, und er lächelte zurück.

»Erzählen Sie«, forderte er mich auf.

»Na gut. Als Kind durfte ich jedes Jahr die Sommerferien bei den Eltern meiner Mutter in Genua verbringen. Sie hatten ein kleines Ausflugscafé oberhalb der Stadt. Gelegentlich vermieteten sie ein Zimmer an Dauergäste. Einer dieser Gäste – es könnte im Jahr darauf gewesen sein, im Sommer 2040 – war eine Amerikanerin. Sie führte irgendwelche botanische Feldforschungen durch ...«

\*

Sarah! Sie imponierte mir maßlos, weckte meine kindliche Begeisterung. Nicht daß sie mir als Frau ein Vorbild gewesen wäre – um Himmels willen –, aber sie zeigte mir, daß die Pflanzen direkt vor unse-

rer Nase, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, ringsum, eine faszinierende Welt bilden, in der die meisten Menschen verständnislos herumstolpern. Sie machte mir klar – damals verstand ich meist noch nicht, was sie meinte –, daß dies alles um uns her – Pflanzen, Tiere aller Art – für uns Menschen lebenswichtig ist, weil wir ohne sie überhaupt nicht existieren können.

Das wurde uns im Mezzogiorno schon viele Jahre zuvor demonstriert. Trotzdem begriff es keiner so recht – wollte es keiner begreifen. Sie gaben der Regierung die Schuld, die zu lasch sei, es an der gebotenen militärischen Härte fehlen und sich von der UNO erpressen lasse. Im Fernsehen sah man lodern- de Olivenbäume und Rebstöcke, auch Häuser und Fahrzeuge, manchmal Menschen. Die Moros seien schuld, war die generelle Meinung. Darauf immer wieder Schießereien, Jagd auf Fremde und Massaker an Flüchtlingen aus dem Süden und vom Balkan. Doch weshalb sollten die Immigranten das Land verwüsten, das ihre einzige Überlebenschance war? Es waren die zurückweichenden Truppen, die nach dem Prinzip der verbrannten Erde die Häuser anzündeten, um Schlupfwinkel zu beseitigen und freies Schußfeld zu schaffen. Die Wälder waren trocken wie Zunder; die Ernte auf den Feldern erbärmlich niedrig und verdorrt. Ein Funke genügte, um ganze Landstriche in Flammenhöllen zu verwandeln. Und

wenn der Wind aus Südosten wehte, verdunkelten dichte Rauchschwaden den Himmel über der Bucht von Genua; die Sonne schien wie ein kränkliches, gerötetes Auge. Und dann fiel Asche herab wie ein lautloser grauer Regen, auf die Terrasse, auf die Tischtücher, auf unsere Haut. Die Asche von Bäumen, die Asche von Häusern, und – ja, manchmal wohl auch – die Asche von Menschen.

Die Leute im Süden glaubten, ihr Land an die Moros zu verlieren, dabei verloren sie es an die Sonne. Afrika selbst schob sich heran – unaufhaltsam wie seine Kontinentalscholle, die seit Jahrmillionen gegen den Süden Europas drängt, langsam – mit der Geschwindigkeit, wie Fingernägel wachsen –, aber unerbittlich.

Sarah gehörte zu jenem Typ von Amerikanerinnen, deren Begeisterung für ihre Forschertätigkeit keine Grenzen kennt. Sie *lebte* für ihre Aufgabe, alles andere war ohne Bedeutung. Sie arbeitete an irgendeinem jener »Arche Gaia«- oder »Arche Noah«-Projekten mit, die es um die Zeit zu Dutzenden gab, um angesichts des sich beschleunigenden Artensterbens weltweit rasch noch alles an genetischer Vielfalt einzusammeln, was sich für die Zukunft retten ließ.

Sarah – sie schien immer dasselbe schwarze, viel zu große T-Shirt anzuhaben, mit weißen Schweißrändern bis zur Taille und so weit ausgeschnittenen Ärmellöchern, daß man ihre Brüste sah; winzig klei-

ne Gebilde, die ihr trotzdem schlapp von den Rippen hingen. Sie hatte immer eine sonnenverbrannte rote Nase, von der sich die Haut abpellte, weil sie sich von früh bis spät im Freien aufhielt. Und ihre krausen Haare – sie hatte nur Haare, keine Frisur, wie man es häufig bei amerikanischen Studentinnen sieht – band sie achtlos zu einem buschigen Pferdeschwanz zusammen. Dabei war sie keine Studentin mehr, sondern hatte sich mit einer Arbeit über neue aride mediterrane Ökologien in der Fachwelt einen Namen gemacht. Manchmal tauchten Gelehrte von irgendwelchen Umweltinstituten in Rom oder Bologna bei uns auf, Herren im dunklen Anzug und Krawatte, die etwas verwirrt reagierten, wenn sie sich ihnen vorstellte.

Als ich sie zum ersten Mal sah, saß sie da in ihren ausgebleichten, zerrissenen Jeans und den dreckverkrusteten Joggingschuhen, rührte in ihrem Cappuccino und lachte vergnügt hinter ihrer kleinen runden Drahtbrille. »Domenica! Welch ein schöner Name«, sagte sie mit ihrer durchdringenden hellen Stimme. »Aber Kleines, glaub mir, niemand in den Staaten käme auf die Idee, seine Tochter ›Sunday‹ taufen zu lassen.«

Der Geruch ihres T-Shirts mischte sich in den des frischen Kaffees. Meistens saß sie schon am frühen Morgen auf der Terrasse. Die zusammenfaltbare Satellitenschüssel stand auf der Zementmauer; die aus-

gerollte Solarzellenfolie glitzerte in der Sonne, und das Laserauge starrte nach Süden in den geostationären Orbit. Sie scharfte mit dem Datengriffel ihres Notebooks im Haar herum und diktierte in quengeligem Englisch ihren Bericht an die Künstliche Intelligenz ihres Instituts in San Diego, von dem ich kein Wort verstand.

Sarah hielt sich, wenn sie nicht gerade auf einer ihrer Exkursionen unterwegs war, meist bei uns auf. Sie hatte Großvater um Erlaubnis gebeten, seine Bibliothek zu benutzen, wenn sie das Internet im Stich ließ, aber das meiste, was sie in den Nachschlagewerken fand, bezeichnete sie rundheraus als »Bullshit«.

In den zwei Monaten, während Sarah bei uns war, entwickelte sich zwischen ihr und mir ein seltsames Verhältnis. Ich sah ihr zu, wie sie ihre Funde und Proben – meist Pflanzenteile, Samen, Blätter oder Blüten – in Plastikbeutel verstaute, die sie von einer kompakten Rolle abriß; wie sie mit ihrem Griffel Fundort, Datum und Art in ihr Notebook schrieb, das dann winzige selbstklebende Etiketten ausspie; und wie sie die Beutel mit einem Thermoelement an der Kante ihres Geräts verschweißte. Mit welch primitiven Mitteln ich später die gleiche Arbeit durchführen mußte!

Manchmal nahm Sarah mich auf ihren Exkursionen mit. Wenn sie sich ein neues Areal vornahm,

nahm sie ihre Brille ab und putzte sie, wischte sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn, stand zunächst zehn oder fünfzehn Minuten lang schweigend da und musterte aufmerksam die Umgebung. Sie schien in Gedanken dieses oder jenes im Gelände einzukreisen und zu markieren.

»Du mußt dir zunächst über den mutmaßlichen geologischen Untergrund klarwerden, den du vor dir hast. Kleines«, erklärte sie mir. »Das kannst du anhand von Indikatoren: Bäume, Büsche, so was. Dann die Geländebeschaffenheit: Wo fließt das Wasser und wohin? Wo wird es festgehalten? Dann weißt du, wo das, was du suchst, zu Hause ist. Suchen kostet viel zuviel Zeit und führt meistens zu nichts. Du mußt darauf zugehen und sagen: Wenn es hier wächst, dann nur da und nirgendwo sonst. Nur so kannst du dir ein Gespür für das lokale Ökosystem erwerben.«

Und sie zeigte mir Beispiele: Freundschaften unter Pflanzen, Not- und Schutzgemeinschaften, Aversionen, Unausstehlichkeit.

Bei einer dieser Exkursionen, Sarah arbeitete am Hang einer kleinen versteckten Meeresbucht, entdeckte ich den toten weißen Wal. Ich sah ihn plötzlich durch die Zweige der absterbenden Bäume hindurch dicht am Ufer treiben. Ich stieg zu dem schmalen Kiesstrand hinunter und starrte fasziniert den Kadaver an. Der Wal war vielleicht zehn oder zwölf

Meter lang und mußte schon eine ganze Weile tot sein, denn sein Verwesungsgeruch schwängerte die Luft. Die ganze Bucht war in einen süßlichen Dunst gehüllt. Doch das störte mich nicht. Ich dachte an Captain Ahab und sein Wüten gegen den berühmten Albino, den Veteranen der Meere mit einem halben Dutzend verbogener Harpunen im Nacken, wie ich es in dem alten Film mit Gregory Peck gesehen hatte. Der Kadaver sah aber eher friedlich aus. Das Tier war einer der wenigen Meeressäuger, der den mörderischen Walfang im letzten und das Planktonsterben in den südlichen Meeren und der Arktis in diesem Jahrhundert überlebt hatte. Und nun war er hier elend umgekommen.

Weshalb hatte der einsame Wanderer die Bucht von Genua aufgesucht, um hier zu sterben? Hatten ihn die schwarzen unterseeischen Gletscher fasziniert, die sich achtzig Jahre zuvor aus der brennenden *Haven* über die Schulter des Ligurischen Meeres ergossen hatten? Dort auf dem Meeresgrund erstreckte sich eine tote Landschaft, die jeden in die Abgründe fallenden Lichtstrahl aufsaugte. Das ausgehärtete Pech gab dem Wasser einen eigenartigen Geschmack, den fast alle Lebewesen mieden. War mein weißer Wal in diese dunkle, abgestorbene Welt vorgedrungen, um sie zu erkunden? Hatte er, der Lichte, in dieser Finsternis den Tod gesucht?

»Er stinkt!« stellte Sarah mit schriller Stimme fest

und hielt sich die sonnenverbrannte Nase zu.

»Ein weißer Wal«, sagte ich wehmütig.

»Ein *Physalus*«, erklärte sie, »ein Finnwal. Das Weiße, das du da siehst, ist nicht Haut, sondern der Blubber, seine Fettschicht. Die Haut haben die Vögel und die Meerestiere weggefressen. Jetzt mästen sie sich am Speck.«

Ob sie mir meine Enttäuschung ansah?

»Von den Finnwalen soll es hier früher ganze Herden gegeben haben. Auch große Tümmler und Schmalschnabeldelphine. Die Bucht von Genua war früher berühmt für ihren Garnelen- und Fischreichtum. Die Meeresgraswiesen von Cinque Terre und Portofino waren einzigartige Laichgründe. Alle möglichen Schwämme und Algen, sogar Korallen. Beliebte Weidegründe für Meeressäuger. Vorbei«, sagte sie achselzuckend.

»Zu spät für eine Arche«, sagte ich.

»Für den auf jeden Fall«, erwiderte Sarah und deutete mit einem Kopfnicken auf den dümpelnden Kadaver. »Deshalb sollten wir retten, was noch zu retten ist. Wenn eine Klimaänderung so rasch vonstatten geht wie diesmal, haben die Pflanzen keine Zeit, abzuwandern. Sie werden überrannt. Wenn es so weitergeht, wird es in hundert Jahren hier aussehen wie in der Sahel-Zone. Das kannst du mir glauben, Kleines.«

Im Herbst verließ Sarah uns, um ihre Forschungen

in Slowenien fortzusetzen. Sie hatte den Samen in mich gelegt. Und er war auf fruchtbaren Grund gefallen.

\*

Natürlich erzählte ich Falcotti nichts von dem weißen Wal – allein schon weil ich mich schämte, damals einen halb verwesenen Kadaver mit Moby Dick verwechselt zu haben. Das paßte einfach nicht in den Lebenslauf einer angehenden Biologin.

»Eine Frage zum Schluß, Signorina Ligrina. Angenommen, ich hätte die Macht, die Zeit anzuhalten und zurückzudrehen. In welche Situation wünschten Sie zurückversetzt zu werden, damit Sie eine Entscheidung rückgängig machen, beziehungsweise eine andere Weichenstellung vornehmen könnten?«

Ich blicke ihn überrascht an. Mir war nicht klar, was er damit meinte? War es ein psychologischer Test?

»Eine seltsame Frage«, sagte ich.

Falcotti hob die Schultern.

»Antworten Sie ganz spontan«, drängte er.

»Also gut. Ich würde mir wünschen, am 16. September 2039 um 16 Uhr auf dem Napoli Centrale zu sein. Dann würde ich meinen Vater daran hindern, in den Unglückszug nach Rom zu steigen. Das heißt, nein. Ich würde natürlich versuchen, die Behörden

vor dem geplanten Anschlag zu warnen ...«

Ich stockte. Er lächelte und nickte mir aufmunternd zu.

»... wenn so etwas wie Zeitreise je möglich wäre. Aber wie sollte so etwas möglich sein?«

»Ja, natürlich.«

Falcotti nickte und schrieb eine Notiz.

»Und wenn ich die Macht hätte, Sie in ein beliebiges Jahrhundert zu versetzen, welches würden Sie wählen?«

Das Gespräch wurde immer abstruser, doch ich entschloß mich, das Spiel mitzumachen.

»Das 15. Jahrhundert«, sagte ich.

»Eine interessante Zeit. Das Jahrhundert von Leonardo und Michelangelo, von Botticelli und Bosch, von Alberti und Ariost, von Savonarola und Machiavelli ...«

»Und von Nicolaus Cusanus.«

Er hob überrascht den Blick und nickte.

»Ein höchst interessanter Mann. Er war ein Vertrauter des Heiligen Vaters Pius II., Kardinal und päpstlicher Legat. Haben Sie sich mit seinem Werk beschäftigt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er ist sozusagen unser Nachbar hier. Liegt um die Ecke begraben.«

»In San Pietro in Vincoli, ja. Das war seine Kirche. Er stammte aus Deutschland.«

»Ich weiß. Aus Kues, einer kleinen Ortschaft an

der Mosel. Nicht weit von Cattenom. Kues liegt mitten in der Todeszone.«

»Das habe ich mir nie klargemacht. Natürlich«, erwiderte er und nickte.

»Dort hegt sein Herz begraben. Es war sein Wunsch, denn er hat seine Heimat sehr geliebt.«

»Er starb in Todi, soviel ich weiß. In Umbrien.«

»Ich dachte, er sei hier in Rom gestorben.«

»Nein, er starb an einer Seuche, wie sein Freund, Papst Pius II., und viele andere, die sich dort zum Kreuzzug versammelt hatten, um Konstantinopel den Türken zu entreißen. Das Unternehmen mußte abgebrochen werden. Das war 1464, wenn ich mich recht erinnere. Er war erst 63 Jahre alt«, sagte Falcotti.

»Man sagt, er habe fast alle Einkünfte darauf verwandt, die besten Weinberge in der Gegend um Kues aufzukaufen, um sein Lebensziel zu sichern: eine Stiftung für bedürftige alte Menschen einzurichten. Sie existierte übrigens immer noch, als das Unglück geschah. Fast sechs Jahrhunderte lang.«

»Wie ich sehe, haben Sie sich doch mit ihm beschäftigt, Signorina Ligrina.«

»Nicht ernsthaft. Ich habe mir nur die DVD angesehen, die man in San Pietro an die Touristen verkauft. Ich habe in seine philosophischen Schriften hineingeschaut, aber ich finde mich nicht hinein in das Denken jener Zeit. Es kommt mir so ... so labyrinthisch vor, als ginge man ständig im Kreis und

käme nirgendwohin. Aber was ich über ihn in Wissenschaftsgeschichte gehört habe, gab mir immer das Gefühl, er sei seiner Zeit weit voraus gewesen.«

»Sagten Sie, ›im Kreis‹?« Falcotti wies mit einem Kopfnicken auf einen niedrigen Tisch am anderen Ende des Raums. »Kennen Sie das?«

Die Fläche des Tisches, etwa zwei Meter fünfzig im Quadrat, war von einer niedrigen Bande eingefasst und bestand aus einer hellen polierten Holztafel, auf der eine Art Zielscheibe in dunklem Holz eingelegt war.

Falcotti erhob sich.

»Kommen Sie«, forderte er mich auf.

Bei näherer Betrachtung sah ich, daß die Holztafel konzentrische Kreise aufwies. Die Kreisflächen waren von außen nach innen mit den Ziffern 1 bis 9 gekennzeichnet, der Kreis im Zentrum trug keine Zahl. Auf der Bande lagen Holzkugeln, groß wie Orangen. Falcotti ergriff eine davon, holte aus und warf sie mit leichtem Schwung fast parallel zum äußeren Kreis auf die Scheibe. Sie beschrieb eine bizarr gekrümmte Bahn nach innen und blieb auf der Acht liegen.

»Probieren Sie.«

Er reichte mir die Kugel, die er mit einem kleinen Holzrechen aus der Spirale gefischt hatte. Es war keine gleichmäßige Kugel, wie ich sofort feststellte, sondern sie hatte auf der einen Seite eine Auskehlung, als hätte man aus der größeren Kugel eine klei-

ner herausgebohrt, wodurch der Schwerpunkt des Körpers aus der Mitte weit in den konkaven Teil des Gebildes verlagert wurde. Deshalb die erratische Bahn, die sie beschrieb.

»Was ist das?« fragte ich. »Eine raffinierte Art von Boccia oder Boule?«

»Es ist das Globusspiel, das *hido globi*, das Nicolaus Cusanus kurz vor seinem Tod erfunden hatte. Derjenige gewinnt, dem es gelingt, bei seinen Würfeln möglichst nahe ans Zentrum heranzukommen. Jeder Versuch, die Mitte direkt anzuvisieren und zu erreichen, scheitert zwangsläufig. Aber man kann mit der Zeit eine gewisse Fertigkeit erreichen, auf Umwegen dem Ziel nahe zu kommen. Versuchen Sie's!«

Ich setzte die »Kugel« viel zu heftig auf die Scheibe. Sie eierte weit am Ziel vorbei und kam auf der gegenüberliegenden Seite auf der Eins zu liegen.

»Versuchen Sie's noch einmal!«

Diesmal rollte das Gebilde knapp am Zentrum vorbei, kam aber wieder auf der Eins zur Ruhe.

»Nicht aufgeben!« sagte Falcotti lächelnd. »Das ist – unter anderem – der Sinn der Sache.«

Diesmal setzte ich noch sanfter auf, parallel zu den Kreislinien, mit der konvexen Seite zum Rand, und tatsächlich rollte der *globus* auf stark gekrümmter Bahn Richtung Zentrum, bis er auf der Acht zum Stillstand kam.

»Das ist schon ganz gut«, sagte Falcotti. »Sie ler-

nen schnell.«

»Und *was* lerne ich?«

»Es gibt verschiedene Deutungen dieses Spiels. Cusanus selbst hat ihm schon mehrere Eigenschaften zugemessen. Eine der wichtigsten ist, daß es den Spielenden Spaß macht, sie heiter stimmt und sie lehrt, Niederlagen leichten Sinnes und mit Humor zu ertragen. Tatsache ist nämlich, daß die Bewegung *des globus* prinzipiell nicht vorhersagbar ist. Selbst wenn die Ausgangsbedingungen genau die gleichen wären, ist doch jeder Wurf verschieden. Cusanus will uns damit sagen, daß zwei Vorgänge sich niemals völlig gleichen, daß also exakte Prognosen niemals möglich sind. Der tiefere Grund ist freilich symbolischer Natur: In der Mitte des Feldes, im zehnten, dem innersten Kreis, der keine Zahl trägt, ist Christus. Ihm direkt nachzufolgen ist prinzipiell unmöglich, dazu sind wir Menschen zu versehrt – will sagen: Jeder von uns hat seine Delle. Wir kommen auf unserer Lebensbahn unweigerlich von unserem Weg ab, selbst wenn wir fest danach trachten, ans Ziel zu gelangen, zu Gott. Aber wenn wir uns bemühen und es mit Geduld angehen, können wir unserem Ziel doch recht nahe kommen.«

Er holte aus und brachte den *globus* auf einen Kurs, der weitab vom Ziel über die Zwei und die Drei eine Bahn mit zunehmender Krümmung beschrieb, die schließlich auf der Neun endete.

»Ich sehe, Sie werden es eines Tages schaffen, Signore Falcotti.«

Er zuckte lächelnd die Achseln und blickte mich über den Rand seiner Brille hinweg an.

»Keine Prognosen, Signorina Ligrina! Wer weiß, vielleicht sind Sie schon dabei, mich zu überholen.«

# VII EIN HÜHNCHEN FÜR CUSANUS

»ALLE DIESE VERSCHIEDENEN SICHTBAREN FORMEN SIND BESCHLOSSEN IN DER WELT; UND DENNOCH WÜRDE, WENN ES MÖGLICH WÄRE, DASS JEMAND AUSSERHALB DER WELT HINGESTELLT WERDE, DIE WELT UNSICHTBAR EÜR IHN SEIN.«

*Nicolaus Cusanus*

»Ach je! Verzeiht, Eminenz. Wir haben Euch noch nicht erwartet. Wir dachten, Ihr weiltet noch in Köln. O Gott, ich wollte morgen früh zum Markt und etliche Dinge kaufen, die Ihr mögt und schätzt, wie ich von früher weiß. Ach, Eminenz. Wie steh ich da vor Euch? Laßt Euch ...«

»Aber, Katrin! Willst du allen Ernstes vor mir auf die Knie sinken? Erheb dich und laß dich umarmen. Und nenn mich nicht Eminenz! Wie sagtest du immer zu mir, als ich noch Dechant an Sankt Florin war?«

»Ich wag's nicht.«

»Nico, sagtest du und warst wie eine Mutter zu mir. Dabei wollen wir doch bleiben, Katrin.«

»Aber Ihr seid ein so hoher Herr geworden. Käm't gleich nach dem Heiligen Vater, sagt Helwicus.«

»Nun, ist's nicht so?« warf der Dechant ein. »Man sagt, Papst Nicolaus sei Euer Freund und schätze Euren Rat.«

»Fürwahr, wir sind in vielem einer Meinung.«

»Wie steh ich da?« klagte die alte Haushälterin und breitete die Hände aus. »Gänzlich unvorbereitet. Ein Hühnchen hätt ich anzubieten, in Butter und Rosmarin gebraten, aber kalt. Das Brot ist frisch.«

»Ich bin nicht hungrig. Wir sind heute nach dem Mittagmahl erst losgeritten von Andernach. Ich hatte dort am Morgen noch einen dringenden Brief zu diktieren ans Kapitel von Sankt Johann in Osna-brück. Doch mich dürstet. Ein Glas Wein könnt ich wohl vertragen.«

»Wein von zu Hause?«

»Ja. Hast du welchen aus den Weinbergen meines Vaters?«

»Freilich, alle Jahr schickt uns Euer Bruder Johannes ein Fuder die Mosel herunter. Es ist der beste Wein weit und breit.«

»Dann bring mir davon einen Krug, Katrin, damit ich wenigstens einen Mund voll Heimat schmecke.«

»Wie, Ihr reitet nicht hinauf nach Kues?« fragte der Dechant.

»Ich tät's von Herzen gern, doch fehlt mir die Zeit, Helwicus. Man erwartet mich in Frankfurt. Und nächsten Monat soll ich schon wieder in Brixen sein. Ich wäre gern hinaufgeritten nach Kues, um nach

dem Rechten zu sehen und wie weit die Pläne gediehen sind fürs Stift, doch ich habe vertrauensvolle Leute unter der Aufsicht meines Bruders, die meine Sache befördern und gut verwalten.«

»Das nämliche hörte ich auch.«

»Hörtet Ihr auch von der Hinrichtung in Köln, an Maria Lichtmeß? Von der jungen Frau, die man der Hexerei überführt zu haben glaubte und auf dem Scheiterhaufen verbrannte?«

»Ja, ich hörte davon. Tilman von Linz war bei den Verhandlungen dabei als Berater Dietrichs. Es gab wieder viel Streit zwischen dem Rat und dem Erzbischof, wie üblich, diesmal in Sachen Gerichtsbarkeit. Und die Bevölkerung war ganz aus dem Häuschen, wollte endlich mit eigenen Augen eine Hexe brennen sehen.«

»Diese Frau schrieb mir Briefe.«

»Höre ich recht? Sie schrieb *Euch* Briefe?«

»Ja, seht! Ich werde mir jetzt endlich die Zeit nehmen, sie zu lesen«, sagte der Kardinal und warf die verschnürte Rolle auf den großen Tisch. »Es sind Abschriften. Ein Schreiber des Erzbischofs gab sie mir. Geistleben ist sein Name. Er setzte mit der gleichen Fahre nach Deutz über wie ich.«

Der Kardinal nahm ein Federmesser und schnitt die Schnüre auf, goß den bereitgestellten Becher voll Wein und trank daraus mit kleinen prüfenden Schlucken.

»Der Wein ist gut«, sagte er und nickte anerkennend; dann begann er zu lesen.

Später brachte Katrin ihm eine Kerze. Und als diese heruntergebrannt war, zündete sie eine zweite für ihn an und legte weitere Kerzen daneben.

Und Nicolaus Cusanus las und las.

\*

»Ihr habt das Hühnchen nicht einmal angerührt, Herr. Ich wußte doch, daß es nicht nach Eurem Geschmack war.«

»Nein, Katrin«, sagte der Kardinal gedankenverloren. »Das heißt ja.«

Er wandte sich ab.

»Östlich von Cattenom ist das Land schwarz, bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein«, murmelte er, »wie man vom Orbit aus sehen kann.«

»Ich bring Euch warme Milch.«

»Ist Helwicus schon auf?«

»Ja. Soll ich ihn rufen?«

»Ich bitte dich.«

»Wißt Ihr, wo Cattenom liegt, Helwicus?« fragte er den Dechanten.

»Oh, ich glaube, so heißt ein Weiler ganz oben an der Mosel, im Lothringischen, unweit von Metz. Ich weiß es nicht genau, doch Adrien, der Fischer, der uns jeden Donnerstagabend seinen Fang bringt,

stammt aus dieser Gegend. Ich werde ihn fragen.«

»Im Lothringischen?« wiederholte der Kardinal versonnen. »Östlich von Cattenom ist das Land schwarz ...«

»Ich verstehe nicht ...«

Der Kardinal fuhr mit dem Fingernagel unter das erstarrte Wachs der niedergebrannten Kerzen und löste es von der Tischplatte ab.

»Rätselhaft das alles«, murmelte er.

»Was das Hexlein Euch schrieb?«

»Das war keine Hexe, die man da gerichtet hat. Es war eine merkwürdige Frau. Verrückt vielleicht, aber kenntnisreich und voller Scharfblick. Sie sah eine Zukunft voraus, die wir uns überhaupt nicht vorstellen können.«

Der Kardinal sah erschöpft aus nach der durchwachten Nacht. Er wandte sich zum Fenster und rieb sich das Kinn. Inzwischen war es Tag geworden, aber dichter Nebel verhüllte den Fluß, so daß man das gegenüberliegende Ufer nicht erkennen konnte.

»»Östlich von Cattenom ist das Land schwarz«, schreibt sie, »bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein, wie man vom Orbit aus sehen kann.« – Was meint sie mit »Orbit«? Den Erdkreis? Einen Kreis über der Erde? Es müßte ein Vogel sein, der sich hinaufzuschwingen vermöchte bis zur Sphäre des Mondes, um so weit blicken zu können. Ein Engel ...?«

Ratlos schüttelte der Kardinal den Kopf. »Die schwarze Klinge, die ins Herz des Kontinents gefahren war.« Die Pest? Ein Brand? Ein vom Himmel gestürztes Feuer? Eine schwärende Wunde der Erde selbst? Der Cusaner schaute hinaus über die Mündungsaue der Mosel, die sich fast bis hinunter nach Andernach erstreckten. Ein ausgedehntes Sumpfgelände, aus dem im Sommer Myriaden von Stechmücken aufstiegen. Eine Plage für Mensch und Tier, wie er sich erinnerte. Welch sorglose Zeit war das gewesen, als er noch hier an St. Florin seinen Dienst als Dechant versah!

Nebel stieg auf wie Rauch von erloschenen Feuern. Ein Heerlager von Gespenstern, die weitergezogen waren durch die Zeit. Der Kardinal zog die Schultern hoch, als hätte ihn ein Frösteln überkommen.

»Todi«, murmelte er.

»Wie?« fragte der Dechant irritiert.

»Sie schreibt: ›Hütet Euch vor Todi.« Was sollte dort auf mich warten? Was meinte sie damit?«

Er wandte sich vom Fenster ab und blickte Helwicus müde an.

»Nicht Richter und Mediziner hätten sie vernehmen sollen, sondern Gelehrte. Man hätte feststellen müssen, woher sie kam und bei wem sie studiert hatte. Sie muß aus einem Teil der Welt gekommen sein, von dem wir nichts wissen, dessen weise Männer

aber sehr wohl Kenntnis von uns zu haben scheinen. Der Fall dieser Frau hätte in Rom entschieden werden müssen. Nun ist es zu spät.«

Er wart die Kopien auf den Tisch und rieb sich die Augen. In jungen Jahren hatte auch er, unter dem Eindruck der Worte von berühmten Autoritäten und geängstigt von Berichten über die bösen Einflüsse der *superstitio*, die Ausrottung der Hexen und Magier gefordert. Mit Unbehagen erinnerte er sich seiner Predigt *Ibatit in agi*, die er am Dreikönigstag des Jahres 1431 gehalten hatte. Nun, zwanzig Jahre später, dachte er anders über diese Dinge. Er hatte die Angst vor dem Teufel bezwungen, ihr die Klarheit seines Denkens entgegengesetzt, die ihm aus dem Glauben erwuchs. Die Dunkelheit schreckte ihn nicht mehr.

»Ich werde versuchen, ein paar Stunden zu schlafen«, seufzte er und blies die Kerze aus.

# VIII LICHTCLIPPER

»DIE EINBILDUNGSKRAFT IST OFFENBAR EINE FORM DER VIRTUELLEN REALITÄT. ES IST VIELLEICHT NICHT SO OFFENSICHTLICH, DASS AUCH UNSERE ›UNMITTELBARE‹ ERFAHRUNG DER WELT DURCH UNSERE SINNE EINE VIRTUELLE REALITÄT IST. UNSERE EXTERNEN ERFAHRUNGEN SIND JEDOCH NIEMALS UNMITTELBAR. WIR NEHMEN NICHT EINMAL DIE SIGNALE UNSERER NERVEN DIREKT WAHR – WIR WÜRDEN JA GAR NICHT WISSEN, WAS WIR MIT DEM ELEKTRISCHEN GEKNATTER, DAS SIE ÜBERMITTELN, ANFANGEN SOLLTEN. WAS WIR UNMITTELBAR ERFAHREN, IST EINE VIRTUELLE REALITÄT, DIE UNSER UNBEWUSSTES ZU UNSERER BEQUEMLICHKEIT ERZEUGT, UND ZWAR AUS SINNESDATEN UND KOMPLIZIERTEN ANGEBORENEN ODER GELERNTEN THEORIEN (ALSO PROGRAMMEN) DARÜBER, WIE SIE ZU DEUTEN SIND. (...) JEDES NOCH SO KLEINE STÜCKCHEN UNSERER EXTERNEN ERFAHRUNG GEHÖRT ZUR VIRTUELLEN REALITÄT. UND JEDER NOCH SO KLEINE TEIL UNSERES WISSENS – EINSCHLIESSLICH UNSERES WISSENS ÜBER DIE NICHT-PHYSIKALISCHEN WELTEN DER LOGIK, MATHEMATIK ODER PHILOSOPHIE, DER IMAGINATION, FIKTION UND PHANTASIE – IST IN FORM VON PROGRAMMEN IN DEM WIRKLICHKEITSSIMULATOR VERSCHLÜSSELT, DEN UNSER GEHIRN DARSTELLT.«

*David Deutsch*

»Das ist vielleicht ein komischer Typ, dieser Falcotti«, sagte Birgit empört, als wir uns ein paar Tage später zu einer Party bei Marcello traten und uns über unsere Bewerbungsgespräche unterhielten. »Er wollte den Großinquisitor spielen, meinst du nicht auch? Ein Schnüffler ist das! Über meine privaten Verhältnisse wollte er mehr wissen als über meine fachliche Qualifikation. Ich habe ihm gesagt, daß ihn das nichts angehe. Er hat nur blöd gegrinst und sich Notizen gemacht. Was soll das denn?«

Bernd blickte unbehaglich drein wie immer, wenn seine Schwester in Fahrt war. Und sie schäumte geradezu, als sie weiter von ihrem Gespräch mit Falcotti berichtete.

»»Okay«, sagte ich zu ihm, »ich bin wirklich an dem Job interessiert, aber ich möchte zunächst wissen, worum es geht. Sie reden hier ständig um den heißen Brei herum, und ich soll Ihnen alles mögliche über mein Privatleben erzählen. Ich erzähle Ihnen überhaupt nichts, bevor Sie *mir* nicht sagen, was Sie überhaupt von uns wollen, was es mit dieser Rencita auf sich hat, wieviel im Monat dabei rausspringt und wohin die Reise gehen soll. Wenn es nämlich darauf hinausläuft, daß ich im Schutzanzug zwischen Mainz und Frankfurt mutierte Schimmelpilze einsammeln soll, bis ich hoffnungslos versievert bin, dann können wir's vergessen,« sagte ich zu ihm.

›Dort war ich nämlich schon, und es hat mir gereicht, das kann ich Ihnen versichern.« →›Wie kommen Sie denn auf so was?‹ fragte er mich mit großen Augen. ›Weil man für *so was* immer wieder Freiwillige sucht. Ich habe Leute gesehen, die man nur für ein paar Tage da reingeschickt hatte. Sie sahen hinterher aus, als hätte die Hölle sie ausgespuckt. Das werde ich nie vergessen.« – ›Sie haben sicher recht‹, entgegnete er, ›aber unsere Aufgabe besteht nicht darin ...‹ – ›Ich höre‹, sagte ich zu ihm. ›Wir würden Sie niemals in ein verstrahltes Gebiet schicken, meinte er und sah mich auf diese engelsfromme Art an, die ich überhaupt nicht ausstehen kann. ›Aber wenn Sie Bedenken haben ...‹ – ›Ja, ich habe Bedenken‹, erwiderte ich. ›Was soll diese Geheimnistuerei? Ich möchte ein klares Wort von Ihnen.« Er hob die Schultern. ›Tut mir leid‹, sagte er, ›damit kann ich Ihnen in dieser Phase des Gesprächs nicht dienen.« – ›Dann tut's mir auch leid‹, sagte ich ihm, und damit war unser Gespräch beendet. Ich schätze, damit war ich von der Liste. Soviel zur Rinascita della Creazione. Scheiß drauf!«

Sie trank mit einem Zug ihr Glas aus und knallte es so heftig auf den Tisch, daß Bernd und ich zusammenzuckten.

»Warst du tatsächlich schon in einem verstrahlten Gebiet?« fragte ich Birgit.

»Ja.«

»Heimlich?«

Sie zog auf diese für sie typische Weise die Mundwinkel herunter. Ein bitteres Lächeln.

»Natürlich. Oder glaubst du, die veranstalten Sightseeingtours in die Todeszone?« entgegnete sie schroff.

Birgit zuckte heftig die Achseln. Ich bemerkte, daß sie Tränen in den Augen hatte. Das hatte ich bei ihr noch nie gesehen.

»Ihr macht euch überhaupt keinen Begriff, wie die Umwelt dort versaut ist. Das Land ist schlimmer als tot. Es ist dazu verdammt, kein normales Leben mehr zu tragen. Dort hat sich echt das Chaos eingefressen. Ich hatte diese Berichte immer für einen Fantasy-Scheiß gehalten: Die Schattenwelt, die uns bedroht, die sich ausbreitet, sich vom Rand her immer tiefer in unsere Wirklichkeit hineinfrißt. Aber verdammt, es ist tatsächlich so! Es ist, als wärst du überhaupt nicht mehr auf der Erde! Die Pflanzen wissen nicht mehr, wie sie auszusehen haben; sie haben vergessen, welche Farbe sie haben sollen. Die Form ihrer Blüten, die Zeit ihrer Reife – alles ist außer Kontrolle! Es ist das genetische Chaos. Hast du schon schwarze Klematis gesehen? Oder schwarzen Rittersporn? Rote Baumschwämme, groß wie Satellitenschüsseln? Und bei manchen Pflanzenmonstern, die da wachsen, kämst du nur mit einer Genanalyse dahinter, woraus sie sich entwickelt haben.«

Sie hielt sich die Hand vor den Mund, als wolle sie sich selbst zum Schweigen bringen. Niemand sagte etwas. Einen solchen Ausbruch hatten wir alle bei Birgit noch nicht erlebt.

Marcello brach endlich die unbehagliche Stille.

»Was hast du denn da gemacht?« fragte er. »Ich meine ... du hast dabei doch dein Leben riskiert. Weshalb ...?«

Sie wandte sich ab. Ihr Zopf fegte die Schulter.

»Ich habe nach unseren Eltern gesucht.«

»Und hast du was erfahren können?«

Sie schüttelte den Kopf, wischte sich Tränen aus dem Augwinkel. Alle sahen schweigend aneinander vorbei.

Was ist das für eine miese Party, dachte ich. Um Himmels willen!

»Dann habe ich den Job eben nicht«, entfuhr es ihr. »Was soll's?«

»Ich habe auch abgelehnt«, sagte Bernd.

Ich schaute ihn entgeistert an.

»Man hat dir einen Job angeboten, und du läßt ihn einfach sausen? Herrgott, wir wissen doch alle, wie schwer es ist, heute überhaupt was zu kriegen. Zum Teufel, wir können es uns nicht leisten, wählerisch zu sein!«

Er wich meinem Blick aus.

»Ich finde schon was anderes«, sagte er wegwerfend. »Und Birgit auch.«

Bernd schien erleichtert, daß er seine Bewerbung zurückgezogen hatte. Mir wurde innerlich ganz kalt. Ich hatte insgeheim immer gehofft, daß wir irgendwie zusammenarbeiten könnten. Er hatte es einfach hingeschmissen. Wollte er nicht, daß wir in Verbindung blieben? Je länger ich darüber nachdachte, desto deutlicher wurde mir, daß das nicht persönlich gegen mich gerichtet war, daß vielmehr seine Schüchternheit und Zurückhaltung, die ich so an ihm mochte, nichts anderes waren als der Ausdruck seiner Unentschlossenheit. Er hatte nie eine Entscheidung treffen müssen, und er würde nie eine Entscheidung treffen. Das würde immer Birgit für ihn tun.

»Ihr tut ja so, als käme das Angebot von der Mafia. Es kommt aus dem Vatikan, verdammt noch mal!« rief ich. »Wer sagt denn, daß sie uns nach Deutschland schicken wollen?«

Alle sahen mich an.

»Weil dort die Schöpfung wirklich tot ist. Wenn sie das mit der Rinascita ernst nehmen, dann müssen sie dort ansetzen«, erwiderte Birgit heftig. »Und was den Vatikan betrifft: Hast du eine Ahnung, wie viele Menschen der schon für seine Zwecke verheizt hat? Menschen guten Glaubens?«

»Hört doch auf.« riet Bernd.

»Was soll das denn?« entgegnete ich hitzig. »Es gibt eine Menge Orte auf dieser Erde, wo die Schöp-

fung dringend einer Wiedergeburt bedarf. Außerdem glaube ich nicht, daß sich der Vatikan dazu berufen fühlt, die Schäden zu beseitigen, den die Franzosen angerichtet haben.«

»Woher weißt du das?« fragte Birgit spöttisch.

»Soviel ich weiß, sind sie selbst dabei, dort aufzuräumen.«

»Na ja. Dann sind sie ja für die nächsten dreihunderttausend Jahre beschäftigt.«

»Alle helfen mit. Es ist eine Aufgabe für die ganze Welt«, wart Marcello besänftigend ein. »Jeder hat das Recht, selbst zu entscheiden, ob er mitmacht oder nicht. Und wenn ich dorthin geschickt werden sollte, werde ich gehen.«

»Braver Junge«, entfuhr es Birgit. »Laß dir aber vorher ein paar Stammzellen einfrieren.«

»Ich glaube es einfach nicht, daß wir dorthin geschickt werden sollen«, entgegnete ich hartnäckig, aber plötzlich war ich mir gar nicht mehr so sicher.

»Ich auch nicht«, sagte Renata. »Was könnten wir denn dort noch tun als Botaniker?«

»Life counts«, warf Bernd ein. »Schadenserhebung.«

»Blödsinn«, fuhr ihn Renata an. »Dort ist doch alles gelaufen.«

»Ich würde mir an eurer Stelle auf jeden Fall das Kleingedruckte sehr genau ansehen«, riet Birgit. »Ich hatte von Anfang an das Gefühl, daß da etwas nicht

ganz kosher ist. Was soll diese Geheimniskrämerei?»

»Habt ihr bemerkt, daß dieser Falcotti an der Schläfe ein kleines Kreuz als Implantat trägt?» fragte Marcello.

»Ist ja nicht zu übersehen«, sagte Birgit.

»Direktkontakt nach oben«, höhnte Bernd.

»Hör mal«, sagte ich zu ihm. »Das ist seine Sache. Darüber sollten wir uns nicht lustig machen.«

Birgit sah mich an und lächelte kalt.

»Und warum nicht?» fragte sie.

»Ich habe das bei Jesuiten übrigens schon öfter gesehen«, wart Renata ein. »Früher trugen sie es am Kragen.«

»Könnte ein BCI sein«, sagte Marcello.

»Ein was?» fragte ich.

»Eine Brain-Computer-Interface«, erklärte er. »Eine implantierte Schnittstelle. Damit hat man direkten Zugang zu den Netzen.«

Ich zuckte die Achseln und sah Renata fragend an. Sie nickte.

»Ein Fenster in den Cyberspace.«

»Na, wenn schon«, sagte Birgit. »Computergestützte Klugscheißer.«

»Wurdet ihr auch gefragt, in welche Zeit ihr gern versetzt werden wollt, wenn das möglich wäre?» fragte Marcello, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Birgit winkte ab.

»Das gehörte sicher zu irgendeinem psychologischen Test. Wißt ihr, was ich darauf geantwortet habe? Eine Woche vor dem Cattenom-GAU, mit einer gut bewaffneten Eingreiftruppe, habe ich gesagt. Um die Idioten dort rechtzeitig kaltzustellen.«

Bernd nickte. Seine Augen leuchteten.

Ach, Bernd, dachte ich.

»Ich kann mir keine Aufgabe vorstellen, bei der solche bunt zusammengewürfelte Gruppen eingesetzt werden sollten«, sagte Marcello.

»Wieso?« fragte ich.

»Ernesto haben sie auch ein Angebot gemacht.«

»Welchem Ernesto?«

»Ernesto Caputi. Er hat Physik studiert.«

»Der kriegt den Geigerzähler umgehängt«, erklärte Birgit und lachte ein bißchen zu laut. »Ist doch klar.«

Sie war traurig – und ein wenig betrunken.

»Und Marco ebenfalls.«

»Welcher Marco?«

»Marco Brescia. Ich glaube, du kennst ihn, Domenica.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Bei dem bin ich mir sicher, daß er keine Akelei von einer Mohrrübe unterscheiden kann«, sagte Birgit. »Er ist Mediaevist.«

Ich hatte das Gerede satt und ging in die Küche hinaus. Renata schnitt Brot auf mit einem großen

Küchenmesser. Dabei sah ich zum ersten Mal, daß ihr am kleinen und am Ringfinger der linken Hand jeweils ein Glied fehlte. Sie bemerkte, daß ich auf die Verstümmelung starrte.

»Du solltest vorsichtiger mit dem Messer umgehen«, beeilte ich mich leichthin zu sagen und deutete mit einem Nicken auf ihre Hand.

Sie hob sie hoch und hielt sie mir vor die Augen. »Peng«, sagte sie. Ich blickte sie fragend an.

»Hast du schon mal Gittermasten fliegen sehen?« fragte sie. »Wie fallende Engel. Mit ausgebreiteten Schwingen und Blitze um sich schleudernd.«

»Du warst bei den Alto Adige? Hast du auch Starkstromleitungen gesprengt?«

Sie nickte und betrachtete ihre verstümmelten Finger.

»Glück gehabt«, sagte sie. »Ich hab nur fünf Zentimeter geopfert. Die Österreicher haben mich nie erwischt. Sonst wäre es wohl schlimmer ausgegangen.«

Sie hob das Brotmesser an die Kehle. Die hellen Fleckchen in ihren dunkelbraunen Augen blitzten wie Bernsteinsplitter. Ihre Wangen waren gerötet. Ich hatte sie noch nie so vergnügt erlebt.

»Du freust dich, daß du auch einen Job in Aussicht hast.«

Renata nickte; ein glückliches Lächeln erhellte ihr rundes, fast ein wenig bäuerliches Gesicht. Ihr ver-

haltener Liebreiz erschloß sich erst auf den zweiten Blick. Sie hatte schön geschwungene Brauen und einen kleinen, herzförmigen Mund, den sie nie schminkte; ihre kleinen regelmäßigen Zähne gruben sich unwillkürlich in die Lippe, wenn sie scharf nachdachte. Ihr gelocktes Haar trug sie schlicht nach hinten gekämmt, in einen lockeren Knoten geschlungen und mit einer Art Spange gefaßt – einem glatten, knubbeligen Stück Zirbelholz, das wie eine kleine, halb geöffnete Faust aussah, in der es mit einem langen spitzen Dorn festgesteckt war. Der gewölbte »Handrücken« des Gebildes war himmelblau und von einem naiven Künstler ihrer Heimat mit Alpenblumen bemalt. Sichtlich ein sehr altes Stück.

Renata stammte aus der Gegend von Bolzano. Sie hatte sich nach der »Volksbefragung« und dem »Anschluß« Südtirols der Freiheitsbewegung Alto Adige angeschlossen und war vor der Verfolgung durch den österreichischen Sicherheitsdienst nach Venedig geflohen, wo sie sich mit verschiedenen Jobs durchgeschlagen und ihr Abitur gemacht hatte.

Schon als Kind hatte Renata gelernt, sich unter den Augen der Besatzer zu verstellen und unauffällig zu bewegen. Ich erinnere mich, wie überrascht ich war, als ich sie zum ersten Mal berührte. Renata hatte häufig vor mir gesessen in den Vorlesungen. Eines Tages fiel mir auf, wie ärmlich sie gekleidet war. Ihre Kleidung war sauber, aber fadenscheinig und

mehrfach geflickt; offenbar konnte sie sich nichts Neues kaufen. Das war eine ungewohnte Erfahrung für mich, denn ich hatte nie auch nur einen Gedanken an Kleidung verschwenden müssen. Vater hatte Beziehungen zu Textilfirmen und Modeateliers gehabt; Mutters Schränke quollen über von Kostümen, Kleidern, Röcken, Hosen, Blusen und Pullovern, die sie nicht ein einziges Mal getragen hatte, weil sie ihr zu modisch waren und sie, wie sie sich ausdrückte, nicht wie »so ein Flittchen« herumlaufen wollte, mit denen er zu tun hatte – rein beruflich, wie er betonte. Ich hatte mich in den Jahren meiner Schulzeit und des Studiums gedankenlos aus diesem Fundus bedient und nur selten etwas kaufen müssen. Als ich das nächste Mal nach Hause fuhr, packte ich eine große Plastiktüte voll Kleidungsstücke zusammen, die Renata einigermaßen passen mochten, und brachte sie ihr mit. Sie sah mich prüfend an, sagte aber nichts.

»Wenn du das Zeug haben willst«, sagte ich, »ich brauche es wirklich nicht.«

Sie warf nicht einmal einen Blick in die Tüte, sah mich nur schweigend an.

»Ich wollte es schon längst herschenken«, sagte ich und zuckte die Achseln; fast war mir, als müßte ich mich für das Geschenk entschuldigen.

Endlich wischte sie sich mit einer raschen Handbewegung, die mir schon ein paarmal an ihr aufgefallen war. über Oberlippe und Nasenspitze, als würde

sie schniefen. Dann griff sie nach der Tüte, legte mir den Arm um die Schultern und flüsterte: »Danke.« Es klang so, als wäre sie gerührt, aber vielleicht war es einfach nur der kehlige Klang ihres heimatlichen Dialekts. Ich nahm sie in den Arm, selbst wohl am meisten überwältigt von meiner Großzügigkeit und Herzengüte – und dabei stellte ich verwundert fest, wie zierlich und zartknochig sie sich anfühlte. Sie wog bestimmt keine fünfzig Kilo und war geschmeidig wie eine Katze.

Meine Renata. Wieviel leichter wäre es gewesen, wenn wir hätten zusammenbleiben können.

\*

Von den etwa dreißig Bewerbern waren fünf übriggeblieben: Renata Gessner und Marcello Tortorelli – beide Botaniker, die mit mir das Examen gemacht hatten –, Ernesto Caputi, der Theoretische Physik studierte und sich auf Grenzschicht-Quantenphänomene spezialisiert hatte, Marco Brescia, der seinen Abschluß in Europäischer Geschichte des ausgehenden Mittelalters gemacht hatte – und ich. Alle anderen hatten sich nicht qualifizieren können oder waren wie Birgit und Bernd abgesprungen, als das Gerücht aufkam, das Istituto della Rinascita wolle die Angeworbenen in die Todeszone schicken, um eine Bestandsaufnahme der Verwüstungen vorzunehmen.

\*

»Ein Gespräch, Domenica.«

»Wer?«

»Keller, Bernd.«

»Annehmen – Ja, Bernd?«

Er druckste herum. »Du solltest den Vertrag nicht unterschreiben, Domenica.«

»Was soll das denn? Willst du, daß ich die Chance ausschlage? Du weißt genau, wie schwierig es für uns ist, eine Anstellung zu finden. Also lass mich in Ruhe, ja? Ich akzeptiere deinen Entschluß, obwohl ich ihn bedaure. Ich habe mir immer vorgestellt, wir könnten gemeinsam losziehen und ... Aber okay. Du hast deine Entscheidung getroffen. Wenn du sie überhaupt getroffen hast. War es denn deine eigene Entscheidung?«

»Domenica ... Das ist nicht so wichtig ...«

»Doch, verdammt noch mal! Das ist sehr wichtig!« entfuhr es mir. »Du hast dich wieder hinter ihrem Rücken versteckt. Wie immer. Ich wette, du rufst mich heimlich an.«

»Sei doch nicht gleich so aufgebracht. Ich will dir nur einen Rat geben ...«

»Und was rätst du mir? Den Vertrag nicht zu unterschreiben. Aus welchem Grund? Nenn mir einen Grund!«

Er schwieg. Dann sagte er: »Das kann ich nicht. Es muß aus freiem Willen geschehen. Du mußt aus freiem Willen ablehnen oder dich dafür entscheiden.«

Allmählich wurde ich zornig.

»Was soll der Quatsch, Bernd?«

»Ich habe dich ... Sie machen etwas mit euch. Etwas Schlimmes. Etwas Monströses. Ich habe heute gesehen, was sie ...«

Seine Stimme zitterte. Er brach ab.

»Was hast du gesehen?« fragte ich befremdet.

So kannte ich ihn nicht. Er war verstört.

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Hör zu, Bernd. Wir kennen uns nun schon so lange. Was ist los?«

»Bitte, laß es sein, Domenica. Bitte ... um deinetwillen ...«

»Jetzt red endlich!«

»Ich kann es dir nicht sagen, Domenica. Glaub mir, ich kann es nicht.«

»Und *weshalb* kannst du das nicht?«

»Es ... es würde die Welt zerstören.«

»Sag das noch mal.«

»Es würde die Welt zerstören. Unsere Welt.«

Ich atmete ein paarmal tief durch.

»Spinnst du?«

»Nein.«

Das Schweigen dehnte sich.

»Gut, Bernd. Ich danke dir für deinen Rat.«

»Es muß aber wirklich dein absolut freier Wille sein, was immer du tust.«

»Ich verstehe.«

Kein Wort hatte ich verstanden.

\*

»Wer hat eigentlich dieses Schauernmärchen aufgebracht, wir würden euch in radioaktiv verseuchte Gebiete schicken?« fragte uns Falcotti bei der Abschlußbesprechung.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich ausweichend.

»Ich habe es vor. Birgit Keller gehört«, sagte Marcello, »einer Kommilitonin aus der Botanik. Sie hatte sich auch beworben.«

Falcotti nickte.

»Nun, das Gegenteil ist der Fall«, betonte er. »Wir werden Sie einzeln in Gebiete Europas schicken, die noch absolut unverschmutzt und kaum berührt sind – zumindest was die Feldarbeit betrifft. Die Physiker und Historiker werden jeweils in der Basis benötigt werden, von der aus wir operieren, um die Leute draußen zu unterstützen und ihre Rückkehr zu sichern. Deshalb werden Sie eine recht unterschiedliche Ausbildung zu absolvieren haben. Sie wird in Venedig durchgeführt werden, weil wir hier in Rom nicht über die erforderlichen technischen Einrichtungen

gen verfügen. Ihr späterer Einsatzort wird Amsterdam sein. So merkwürdig es klingen mag, aber das Zentrum des Istituto pontificale della Rinascita della Creazione di Dio ist dort im Aufbau begriffen. Es handelt sich um ein ökumenisches Projekt und dient ausschließlich wissenschaftlich-technischen Zwecken. Es geht um die Rettung der Schöpfung Gottes, die Rettung der Zukunft, ja« – er breitete in einer umfassenden Geste die Arme aus –, »um die Erhaltung dieses unseres Universums.«

»Oho«, sagte Renata sarkastisch. »Dann nichts wie ran. Wir haben meines Wissens nur das eine.«

Falcotti blickte sie nachdenklich an und nickte.

»Sie haben ganz recht, Signorina Gessner. Wir schon.«

\*

»Ein Gespräch, Domenica.«

»Wer?«

»Ligrina, Maria.«

»Annehmen! – Mutter! Endlich!«

Ich machte gleich zu Anfang wieder den Fehler, sie zu fragen, wie es ihr gehe. Es rutschte mir so raus, und im selben Moment wußte ich, daß ich es nicht hätte tun sollen, denn wie üblich begann sie zu klagen. Es sei alles zuviel für sie, das Haus und das Café, und Großmutter sei ihr keine Hilfe, im Gegen-

teil, sie müsse sich immer mehr auch noch um die alte Frau kümmern.

»Mutter, ich habe einen Job!« unterbrach ich ihr Lamento. »Eine feste Anstellung für mindestens zwei Jahre! Ich gehe nach Venedig und dann nach Amsterdam.«

»Was willst du im Ausland, Kind? Wie kann man in diesen unsicheren Zeiten nur auf den Gedanken verfallen, ins Ausland zu gehen? Jetzt, wo es überall drunter und drüber geht, seit es die EU nicht mehr gibt und die Moros und andere Ausländer uns von allen Seiten bedrohen.«

»Mutter, ich muß beruflich weiterkommen. Als Botanikerin heute eine Stellung zu finden, ist schwer.«

»Komm nach Genua. Hier gibt es noch genug Bäume und Pflanzen zu studieren. Hier bist du gut aufgehoben.« Mir schoß durch den Kopf um die Wohnung zu putzen, die Terrasse zu fegen und die Tische abzuwischen und bis in die späte Nacht Gäste zu bedienen, die dir jedesmal den gleichen bescheuerten Quatsch erzählen und erwarten, daß man über ihre blöden Witze sich vor lauter Lachen nicht mehr einkriegt.

»Mutter, ich muß endlich mein eigenes Geld verdienen ...«

»Dieses Gerede kenne ich. Du bist eben doch ganz die Tochter deines Vaters. Er hatte auch immer wie-

der irgendwelche Ausreden gehabt, um sich davonzustehlen. Er hatte nie Rücksicht auf mich genommen. Ich hätte es mir denken können, daß auch du mich im Stich lassen würdest.« – Hatte sie schon eine tränenerstickte Stimme? – »Immer stehe ich allein da ...«

Ja, sie weinte tatsächlich. O Gott!

»Du kannst mich immer und überall unter diesem Code erreichen, Mutter. Von wo aus rufst du an? Hast du jetzt endlich auch ein IKom?«

Natürlich, mußte sie ja, sonst hätte mein Gerät sie ja nicht identifizieren können.

»Die Verbindung wurde vom Gesprächspartner unterbrochen, Domenica. Möchtest du, daß ich meinerseits die Verbindung für dich ...?«

»Nein, danke, Luigi. Mir reicht's für heute.«

\*

Es war noch finster, als wir zum Flughafen Leonardo da Vinci hinausführen. Wir hatten nur Handgepäck dabei; unsere übrigen Sachen waren als Bahnfracht vorausgeschickt worden, denn wenn wir alle auch nicht viel hatten, es kam doch einem kleinen Umzug gleich. Es sei besser, unsere Wohnungen aufzulösen, hatte Falcotti uns geraten. Signore Paolini, mein Vermieter, hatte die Kündigung mit einem stummen Achselzucken zur Kenntnis genommen und nur einen seiner traurigsten Blicke zugeworfen.

Jeder von uns döste auf einer Sitzbank in dem kleinen Bus, der früh um drei wispernd vor dem Institut vorgefahren war. Wir hatten dort Abschied gefeiert mit viel zuviel Rotwein. Weder Bernd noch Birgit waren erschienen. – Das hatte ich nicht erwartet, aber damit hast du nur den Abschied sehr viel leichter gemacht, Bernd.

Die Brennstoffzelle arbeitete lautlos; nur das Fahrgeräusch der Reifen war zu hören, als wir durch die stillen, leeren Straßen rollten. Die Ampeln waren abgeschaltet oder zerstört, viele wahrscheinlich schon seit Jahren. Selten sah man ein erleuchtetes Fenster. Nur auf der Via della Magliana brannten in unregelmäßigen Abständen ein paar Straßenlaternen. Am Rand der Autobahn nach Fiumicino waren immer wieder ausgebrannte Fahrzeugwracks zu sehen, die unsere Scheinwerfer aus der Dunkelheit rissen und wieder zurücksinken ließen. Drohnen kamen herbeigehuscht wie Fledermäuse, schwebten kurz über uns und überprüften die Kennung des Fahrzeugs und unsere IKom-Chips, um dann wieder davonzuschießen auf ihrer nächtlichen Jagd.

Der Flughafen war weiträumig abgesperrt und mit doppeltem Klingendraht und zusätzlich durch einen Hochspannungszaun gesichert. Alle hundert Meter stand ein Schützenpanzer. Wir mußten drei Kontrollen passieren. Jedesmal steckte ein Uniformierter den Kopf herein, starrte auf seinen Palmtop und glich

unsere IKoms mit den Chips der Begleitpapiere ab, die ihm unser Fahrer aushändigte. Beim dritten Mal sprang Marcello auf und stürzte zur Tür.

»Bleiben Sie hier! Nicht aussteigen!« blaffte der Sicherheitsbeamte. Marcello ignorierte den Befehl, drängte sich an ihm vorbei, polterte hinaus – und blickte in den Laut einer Maschinenpistole, die auf seinen Kopf gerichtet war.

»Stehenbleiben!«

Ein weiterer Uniformierter eilte herbei und entscherte seine Waffe. Sie versuchten Marcello zurück in den Bus zu treiben, der sich aber plötzlich zusammenkrümmte und sich erbrach. Die Sicherheitsleute prallten zurück, damit ihre Uniform nicht besudelt wurde, packten ihn links und rechts an den Oberarmen und schleiften ihn zum Straßenrand, wo er seinen Mageninhalt ins tote graue Gras kotzte. Das Erbrochene sah im aggressiven eisblauen Xenon-Licht, das schräg vor uns plötzlich aus dem Himmel herabstach, aus wie Blut. Mich schauderte. Wie aus dem Nichts tauchte eine militärische Drohne über dem Bus auf und umkreiste das Fahrzeug. Die beiden Rotoren des Fluggeräts schwirrten lautlos, was das Gefühl der Bedrohung noch verstärkte, während es die doppelläufige Bordwaffe bei seinen ruckartigen, libellenhaften Bewegungen ständig auf uns gerichtet hielt.

»He! He! He!« rief unser Fahrer, warf die Arme hoch und ließ sie aufs Lenkrad fallen.

Sie stießen Marcello in den Wagen. Einer der Sicherheitsleute winkte mit der Maschinenpistole.

»Weiterfahren!« rief er.

Die Türschloß sich seufzend. Marcello ließ sich auf seinen Sitz fallen. Sein Gesicht war aschfahl und von Schweiß bedeckt. Er rang nach Atem. Renata packte ihn von hinten an den Schultern.

»Das darfst du *nie* machen!« schrie sie und schlug ihn mit den Fäusten auf die Schultern. »*Nie! Nie! Nie!*«

Marcello wandte unmutig den Kopf und versuchte sie abzuwehren. »Hätte ich den Bus vollkotzen sollen, oder was?«

»Das ist ganz egal. So kann man leicht sterben, hörst du? Diese Burschen haben Angst. Sie sind nervös. Das geht sehr schnell, glaub mir! In einer solchen Situation muß man ganz ruhig bleiben. Nicht bewegen. Nur nicht bewegen.«

»Ach, laß mich in Frieden«, murmelte er.

Wieder überkam ihn Brechreiz. Er wandte den Kopf ab und preßte die Hand auf den Mund.

»Laß ihn«, sagte ich zu Renata und legte beruhigend den Arm um sie. Sie zitterte am ganzen Körper. Ich hatte sie noch nie so erregt gesehen.

»In solchen Situationen habe ich schon manchen Freund ...« Sie brach ab.

»Beruhige dich, Renata. Es ist nichts passiert.«

Der Bus fuhr langsam weiter. Wir kamen an einem

ausgebrannten Lieferwagen vorbei, der auf der linken Fahrspur stand. Das Blech war ausgeglüht und sah gespenstisch fahl aus; der hintere Reifen rauchte noch. Der Abwind von den Rotoren einer schwebenden Drohne trieb das schwarze Gekräusel über den Asphalt. Stroboskopartig fuhr das grelle Licht ihrer Scheinwerter über unsere Gesichter, um sie in irgendwelchen elektronischen Katakomben abzulegen.

\*

Die Abfertigung auf dem Flughafen zog sich endlos hin. Inzwischen dämmerte bereits der Morgen. Unsere Reisepapiere wurden doppelt und dreifach überprüft. Da und dort wurden Proteste unter den wartenden Passagieren laut. Sie blieben ohne Wirkung. Ich fühlte mich an die Fernsehberichte über die Situation in Neapel erinnert, als die Linie Gaeta – Termoli errichtet wurde. So weit hatte sich also der afrikanische Kontinent in zwölf Jahren bereits nach Norden geschoben. Wir Römer waren unversehens zu Moros geworden.

Ich blickte durch die große Scheibe aus Sicherheitsglas hinaus auf die neue Startanlage. Bald würde die Sonne aufgehen. Ein Lichtclipper kauerte dunkel glitzernd auf einem Stratolifter am Ende der Rampe des Linearbeschleunigers, als hätte sich die Finsternis der Nacht mit ihrem Sternengeglitzer zu einer

eleganten Skulptur verdichtet. Die breiten, weitausladenden Schwingen des Nurflüglers waren überkrustet von einer aufgesprühten Solarzellenschicht, die das Licht restlos absorbierte. Die Panoramafenster an den Flügelkanten waren hell erleuchtet und sahen aus wie dicht an dicht angeordnete Facettenaugen, die wachsam in den heller werdenden Himmel starrten. Langsam setzte er sich in Bewegung und glitt immer schneller auf der in einer sanften Kurve aufsteigenden Monorail der Magnetschwebbahn dahin. Sie beschleunigte die Maschine auf 500 km/h, dann zündeten mit einem blauen Blitz die Doppeltriebwerke des ferngesteuerten Wasserstoffboosters am Heck des Stratolifters, der das Flugzeug hochtrug. Der Lifter brannte mit seiner gleißenden Flamme einen so steilen Kondensstreifen in den Morgenhimmel, daß es aussah, als setze sich die Rampe der Magnetbahn fort bis in die hohe Atmosphäre in Form eines dicken weißen Zopfes, den der Wind zusehends nach Norden bauschte. In einer Höhe von 35 000 Metern würde der Lifter abkoppeln und zurückkehren. Dann würde das Flugzeug, die Sonne auf den dunklen Schultern, mit dem Tag um die Wette fliegen, nach New Caracas, nach Sidney oder Tokio, oder bis auf die Deiche von Singapur.

Inzwischen wurde die zweite Maschine mit ihrem vollgetankten Lifter auf das Katapult gehoben, und eine dritte und vierte wurden startfertig gemacht. Die

Lichtclipper mußten bei Tagesanbruch den Himmel erklimmen, die über die weiteste Distanz als erste.

Wir mußten warten, bis der erste Lifter wieder zurück war. Er kam herunter, ganze Büschel von Fahrwerken nach unten gestreckt, setzte auf und stieß ein halbes Dutzend wild tanzender Bremsfallschirme. Endlich durften wir starten.

Wir flogen mit einer zweimotorigen Turboprop mit Fiat-Wasserstoffmotoren. Die Maschine war für achtzig Passagiere ausgelegt und bis auf den letzten Platz besetzt. Sie schnurrte fast lautlos mit 300 km/h Richtung Norden. Aus dieser Höhe war deutlich erkennbar, daß die Waldschäden in den Abruzzen weiter fortgeschritten waren, als die letzten Satellitenfotos vermuten ließen, die ich im Institut gesehen hatte.

Ernesto schief auf dem Nebensitz. Ich fragte mich zum wiederholten Mal, was wohl ein Quantenphysiker zur *Rinascita della Creazione di Dio* beitragen könne. »Das ist ganz einfach zu beantworten«, hatte er mir einmal gesagt, als ich ihn danach fragte. »Die Schöpfung besteht nun mal aus Quanten. Vielleicht sollen wir sie nur wieder in ihre gottgewollte Ordnung bringen.« Er wußte es also auch nicht.

Wir waren schon über dem Podelta, als Ernesto endlich erwachte. Das im Vormittagslicht glitzernde Wasser und die schwimmenden Farmen darauf sahen aus wie schimmernde, mit dunklen Rechtecken bedruckte Naturseide.

»Was sind das für technische Einrichtungen in Venedig, die es in Rom nicht gibt?«

Er blickte mich schläfrig an und hob die Schultern. »Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist Venedig die Welthauptstadt der Virtual Reality. Dort wird Spitzenforschung betrieben: Optik, Holographie, Simulation. Und seit zehn Jahren haben die Japaner dort einen High-Tech-Stützpunkt: Das NNTR restauriert die Stadt buchstäblich von Grund auf.«

»NNTR?«

»Nippon NanoTech Research. Sie setzen verschiedene Nanotechniken ein, um das morsche Holzfundament im Untergrund in eine tragfähige und widerstandsfähige Substanz zu verwandeln. Bisher mit mäßigem Erfolg und einigen überraschenden Nebeneffekten. Im Mittelalter wurden ja ganze Wälder in den Schlamm der Lagune gerammt, die sich einst zwischen Pula und der Peloponnes erstreckten. Vielleicht braucht man euch Botaniker dazu, die Holzarten zu bestimmen, die man damals verwendet hat, um ihre Minimaschinnen richtig zu programmieren.«

»Botanik beschäftigt sich nur ganz am Rande mit Hölzern, Ernesto«, entgegnete ich. »Hölzer sind *Naturprodukte*, Kadaver einst lebender Wesen sozusagen. Interessant allenfalls zur Altersbestimmung im Zusammenhang mit paläobotanischen Fragen.«

Er gähnte. Du könntest wenigstens ein bißchen Interesse heucheln, du arroganter Eierkopf, dachte ich.

»Und dann sind noch Toshiaki Ishida und sein Team dort. Nummer Eins in RT.«

»Was ist das?«

»Ray Tracing. Oberflächen werden mit mikroskopischen optischen Elementen überzogen, die computergesteuert Strukturen vortäuschen. Damit wird ein ähnlicher Effekt erzielt, wie ihn manche Tiere wie die Chamäleons oder die Kraken mit ihren Hautzellen zustande bringen.«

»Wozu das?«

Er zuckte die Achseln und fuhr fort: »Oder es werden computergestützt beliebige Objekte in holographischer Darstellung generiert. Sie bauen Virtual Realities auf, die du von der Wirklichkeit nicht unterscheiden kannst. Das fing in den 1980er Jahren beim Film an. Lucas-Studios waren die ersten. Die Unterhaltungsbranche hatte eine Menge Geld in diese Forschungen gesteckt, um die Animationen immer wirklichkeitsgetreuer zu gestalten. Dann hat die U.S. Army die Forschung auf diesem Gebiet weiter vorangetrieben – denk nur an die Gefechtsfeldholos, um gegnerische Aufklärung zu narren. Plötzlich gab es Gelder in Hülle und Fülle. Trotzdem sind die Japaner heute führend auf diesem Gebiet der Optik. Kannst du dich an den Film *Final Fantasy* von Hiro-nobu Sakaguchi erinnern? Er entstand um die Jahrtausendwende.«

»Nein, den kenne ich nicht.«

»Eine reine Computerproduktion von unglaublicher Detailtreue. Du meinst echte Menschen zu sehen. Jedes einzelne Haar, jede Unreinheit der Haut. Absolut perfekt! Ishida war sein Schüler. Dieser Film ist absolute Spitze. Da sehe ich übrigens auch eine Verbindung zu den Niederlanden, wo man am CIA ähnliche Forschungen betreibt.«

»Die CIA?« fragte ich verwirrt.

»Nicht die Amis, um Himmels willen. Das Casimir-Institut in Amsterdam. Es nennt sich Zentrum für Quantengravitations- und multidimensionale Grenzschichtenforschung.«

»Dann sollen wir vielleicht die Welt mit holographischen Blumen bepflanzen und mit virtuellen Bäumen aufforsten«, meinte ich scherzhaft.

Ernesto lachte nicht. Vielleicht unterschied sich unter quantenphysikalischem Aspekt so eine Welt überhaupt nicht von der wirklichen. Muster im Photonengestöber, bewegte Atome, molekulare Ballungen und Interaktionen, das Zerren von Kernkräften und Gravitation. Die Wirklichkeit entsteht im Gehirn, Projektionen auf dem inneren Bildschirm mit vagen Entsprechungen in der realen Welt, soviel war mir klar, es sind verzerrte Abbildungen, allenfalls Parallelitäten. So wie die Stifte in der Walze einer Spieluhr im Verhältnis zur Melodie? Wo hatte ich das einmal gelesen? Trotzdem waren dies erstaunliche Referenzen. Analoge Effizienzoptimierung: Hier

hatte die Evolution des Bewußtseins die höchste Schwelle überwinden müssen, hatte die Selektion gnadenlos gewütet. Nur wer das beste Bild seiner Umwelt im Kopf herumtrug, vermochte zu überleben. Die Schnittstelle war zur Perfektion entwickelt worden, so daß das Bewußtsein den Eindruck hat, direkt hinter den Augen zu sitzen wie ein Pilot im Cockpit, der unmittelbar in die Wirklichkeit hinausblickt. Ein Trugschluß als Überlebenstrick, denn diese nur vermeintlich reale Welt existiert nur innerhalb des Schädels. Die tatsächliche reale Welt ist eine ganz andere, etwas absolut Fremdartiges. – Oder etwa doch nicht?

Ich erinnerte mich an die Vorlesungen in Wahrnehmungsphysiologie. Das Blau des Himmels: Es gibt keine blauen Photonen. Nichts am Licht ist blau. Es gibt keine Blaufärbung der Netzhaut – keine Spur von Blau an dem Signal, das durch den Sehnerv ins Gehirn schießt. Das Blau des Himmels ist ausschließlich im Kopf des Betrachters, ist der in eine Farbempfindung umgesetzte Impact einer elektromagnetischen Schwingung von bestimmter Wellenlänge, das Resultat einer Kollision von subatomaren Partikeln – eine Entsprechung in verschiedenen Wirklichkeitsmedien. Vielleicht gab es zwischen den Wirklichkeitsmedien des Innen und Außen doch mehr Entsprechungen, als die Neuro- und Kognitionswissenschaftler glaubten. So weit liegen wir al-

so gar nicht auseinander, mein lieber Ernesto, sagte ich mir, wir Biologen und ihr Quantenphysiker.

Ernesto hatte das Chamäleon erwähnt. Dieses Tier hatte schon immer die Kunst beherrscht und als Sinnbild für den Gedankenschritt gedient, die innere Wirklichkeit in die äußere umzustülpen, sie sozusagen zurückzuübersetzen. Es lieferte sozusagen die Gegenprobe: außen – innen – außen. Und noch frappierender war der Krake, der in Sekundenschnelle ein ganzes Spektrum von äußeren Merkmalen produzierte, als verfüge er über die Zauberkräfte eines Gestaltwandlers. Die Natur ist voller Täuschungsmanöver, hatte Richard Fortey schon vor einem halben Jahrhundert festgestellt, doch der Mensch ist das einzige Lebewesen auf der Erde, dem es Vergnügen bereitet, sich selbst zu täuschen. Er ist geradezu versessen darauf, diese Kunst zu absoluter Perfektion zu entwickeln.

Aber wozu? Ist das ein sinnvoller Schritt der Evolution oder ein Schritt in den Abgrund?

Fragen über Fragen ...

# IX DIE GRENZE

»EIN LAND IST NIEMALS ÄRMER, ALS WENN ES  
VON REICHTUM ÜBERRZUQUELLEN SCHEINT.«

*Lao-tse*

Der Karawanenführer blickte auf das Gerät an seinem Gürtel und wies den Männern, schnauzbärtigen Gesellen mit Turbanen oder um den Kopf geschlungenen Tüchern, die Richtung. Sie legten ihre staubigen Teppiche ins Gras und rollten sie nach Südosten aus. Nachdem die Männer ihr Gebet verrichtet hatten, erhoben sie sich und verbeugten sich ein letztes Mal gegen die dunkle Hälfte des Himmels. Die Abendluft war feucht und kühl. Die Bahn der Sonne lag noch tief, aber man ahnte schon, daß sie sich von ihrem Winterlager erhob, jeden Tag einen Finger breit; vorerst war sie aber noch zu schwach, um die Nebel wegzubrennen, die im Winter über der Poebene lagen. Aber der Staub und die Asche in der hohen Atmosphäre verhießen schwelgerische Sonnenuntergänge.

Die Nacht zuvor hatte die Karawane an einer Gebirgsoase unterhalb des Monte Scarabello gelagert; es war eine kalte Nacht gewesen. Nun war der Rand der Ebene erreicht, wo das Tal der Baganza sich nach Norden öffnet. Bei Marzolarà, in Sichtweite der

Grenze, schlugen sie ihr Lager auf. Sie waren am Ziel angelangt. Die Treiber hatten die Kamele von ihren Lasten befreit und im Flußbett getränkt, wo zwischen flachen Felsblöcken Wasser aus dem Boden trat. Nun weideten die Tiere am grasbewachsenen sanften Westhang, an dessen Fuß die Männer inzwischen ein Feuer entzündet hatten.

»Dort drüben beginnt, wie manche behaupten, das gelobte Land«, sagte der Karawanenführer und deutete mit dem Kinn nach Norden in die dunstige Ebene. Nach zwanzig Tagen Steppe, kahlen Gebirgen und Wüstenstreifen tat das Grün der Vegetation dem Auge wohl.

»Aber es ist nicht unser Land«, fuhr er fort, »und wir haben dort nichts verloren.«

Er ging vor den Männern auf und ab, die nun am Feuer saßen und Wasserkessel auf die Steine gestellt hatten, um Tee aufzubrühen. Das Abendlicht quoll korallenrot durch die Wolkenbänke über dem westlichen Horizont und verglomm nur ganz allmählich.

»Manche wollen das nicht glauben«, fuhr er fort. »Jedesmal führe ich auch Männer hierher, die sich für schlaue genug halten, um die Grenze zu überwinden und in dieses vermeintliche Paradies zu gelangen.

Sie wiegen sich in dem Glauben, sie könnten dort Asyl finden.«

Der Karawanenführer faßte die jungen Männer ins Auge.

»Laßt euch gesagt sein: Das hat noch nie einer geschafft. Die Grenze ist nicht zu überwinden. Und sie ist tödlich.«

Er spuckte ins Feuer und fuhr mit dem Finger unter den Stirnrand des Turbans, um ihn zu lockern.

»Manche behaupten, hinter der Grenze liege ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Das ist Unsinn. Die Menschen dort leiden zwar keinen Hunger, ja, sie sind im Vergleich zu uns unermesslich reich, aber sie teilen nicht mit uns, weil sie wissen, daß ihnen nicht genug davon bleibe, worauf sie Anspruch erheben. Also verteidigen sie ihren Reichtum mit Zähnen und Klauen. Sie leben in Angst, denn sie halten ihr Land für eine Insel im Chaos. Und sie haben Angst, diese Insel könnte untergehen, es könnten Sturmfluten hereinbrechen und sie hinwegfegen. Deshalb haben sie sich mit einem Wall aus Waffen umgeben, der vom eisigen Nordmeer über den Osten Europas bis hierher und von hier aus nach Westen zum großen Meer reicht, der dem Biskaya-Damm, dem Wales-Irland-Damm und dann dem Nordsee-Bogen folgt und sich wieder hinauf zum Nordmeer erstreckt. Diese Insel Europa ist eine Welt für sich, die nichts zu tun hat mit der Welt, die wir kennen.«

In der aufsteigenden Dunkelheit hörte man die Tiere, die begierig das saftige Gras rupften. Sie hatten sich satt getrunken und rülpsten kollernd.

»Hinter diesem Wall leben mehr alte Menschen

als in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen. Und für viele dieser alten Menschen vergeht die Zeit nicht mehr. Sie haben beschlossen, daß die Zeit stillzustehen habe, und sie glauben, sie könnten den Fluß der Zeit anhalten. Sie verfügen über viele technische Möglichkeiten, die wir gar nicht verstehen. Manchmal bekommen wir jedoch ein wenig davon ab. Darauf gründet sich unser Geschäft. Denn wir haben wiederum Dinge anzubieten, die sie mit all ihrer Technik nicht herzustellen vermögen.«

Der Karawanenführer deutete auf die Traglasten. »Gewürze«, sagte er. »Kaffee, Kakao, Tabak. Das sind die Dinge, die sie von uns brauchen. Und deshalb sind wir hier.« Er erhob sich. »Dafür erhalten wir von ihnen Solartechnik, Funktechnik, medizinische Geräte, Arzneimittel, Impfstoffe.«

Ein paar der Männer lachten halbherzig, entblößten Zahnlücken.

»Aber was sie uns nicht geben, das sind Waffen«, sagte er und nickte bekräftigend. »Und in der Waffentechnik sind sie unübertroffen. Deshalb ist diese Grenze unüberwindlich und tödlich. Diese vielen alten Menschen, die nicht sterben wollen und vielleicht nicht sterben können, geben ihren Reichtum dafür aus, immer perfektere Waffen entwickeln zu lassen. Denn die Angst geht unter ihnen um, daß sich doch etwas ändern könnte. Daß irgend etwas von außen eindringen könnte. Daß die Zeit wieder in Fluß gera-

ten könnte und das Unheil seinen Lauf nähme.«

Er stieß mit seinem derben Stiefel einen glimmenden Ast zurück ins Feuer und machte eine umfassende Geste mit der Hand nach Norden und Westen hin.

»Auch wenn ihr nirgends jemanden seht, könnt ihr doch sicher sein, daß wir unter ständiger Beobachtung sind. Denen entgeht keiner unserer Schritte, keine Bewegung. Ihr könnt keiner Libelle, keiner Fliege trauen, denn sie könnte ein MAV, eine Mini-Drohne sein.« Einige der Männer lachten unbehaglich.

»Lacht nicht!« fuhr Bakhtir, der Chef der Treiber auf, der seine Wasserpfeife stopfte. »Emilio hat recht. Nicht mal euren Filzläusen könnt ihr hier trauen.«

Hakim, sein Sohn, der neben ihm kauerte und den Glasbehälter der Pfeife mit frischem Wasser füllte, kicherte. Sein Vater versetzte ihm einen leichten Fußtritt.

»Du sollst nicht lachen, habe ich gesagt.«

»Ihr habt keine Ahnung«, fuhr der Karawanenführer fort, »was Gefechtsfeldholos sind, und ich werde auch gar nicht erst versuchen, euch das zu erklären. Nur soviel: Wenn ihr ein Haus seht, dann braucht da weit und breit kein Haus zu stehen, aber ihr könnt sicher sein, daß ganz in eurer Nähe eine tödliche Falle lauert, ein Fleischwolf, der mit Stahlzähnen nach euch schnappt, oder ein Knochenbrecher, der euch zu Brei zermalmt.«

Bakhtir nickte bekräftigend, während er seine Pfeife entzündete. »Dasselbe gilt für Bäume und Büsche«, erklärte Emilio und reichte seinen Blechbecher einem Treiber, der aus einer großen rußigen Kanne Tee eingoß. »Weit und breit braucht kein Baum oder Busch zu wachsen. Ihr könnt aber sicher sein, daß ganz in der Nähe ein Laser auf euch gerichtet ist, der euch zu Asche verbrennt. Also seid gewarnt!«

Als der messingfarbene Himmel seinen letzten Glanz verloren hatte und die Nacht hereingebrochen war, sah man im Nordwesten ein farbiges Lichterbündel aufsteigen und dem Zenit entgegenstreben. Ein Lichtstrahl stach zur Erde herab, an dem das Gebilde befestigt schien wie ein Drache an einer straff gespannten Schnur. Als es den Zenit erreicht hatte, riß diese Schnur und erlosch, und das Lichterbündel driftete in Richtung Südosten über den Himmel davon, bis es im Erdschatten verschwand. Es war ein Sonnensatellit der ESA, der seine Ausbeute bei einer der europäischen Bodenstationen abgeladen hatte. Sechzehn solcher Energiefarmen betrieb die ESA derzeit im mittleren Orbit, um die unersättliche Gier des alten Kontinents nach elektrischem Strom zu befriedigen – der zum Betrieb seines elektronischen Herzens, seines komplizierten Netzes innerer Organe und seiner tödlichen Peripherie gebraucht wurde.

Die Treiber, die das Schauspiel mit einer Mi-

schung aus Neugier und Ehrfurcht beobachtet hatten, hüllten sich nun gegen die aufkommende Kälte in ihre Dschellabas. Sie saßen am Feuer und rauchten. Der Karawanenführer stand auf, ging ein paar Schritte in die Dunkelheit hinein und setzte sich auf einen Stein. Er zog ein kleines Gerät, das mit einem Kettchen gesichert war, aus der Brusttasche seiner Jacke und aktivierte es, indem er eine Taste am Rand eindrückte. In einigen Kilometern Entfernung erstrahlte ein winziges, aber unglaublich helles blaues Licht. Weitere Lichtsignale in Rot und Gelb blinkten da und dort in der Ebene auf. Die LED-Anzeige des Geräts wurde hell. Er drückte mit dem Daumen darauf. Ein heller weißer Punkt erschien weit im Norden, stieg mit rasender Geschwindigkeit in den Himmel, stand plötzlich still und brannte einige Sekunden lang in grellem Licht, dann erlosch er.

»Hallo, Emilio«, sagte eine Stimme aus dem Gerät. »Du bist zurückgekehrt. Willkommen an der Grenze. Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut, André. Ich habe siebenundsechzig schwerbeladene Tiere bei mir. Ich konnte fast alles beschatten, was angefordert wurde. Aber das weißt du ja alles längst.«

André lachte.

»Wir verladen heute nacht deine Fracht. Der Austausch wird wie immer zwei Stunden nach Sonnenaufgang erfolgen. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

Sie waren von Reggio di Calabria aus die alte Via Francigena entlanggezogen, die mittelalterliche Straße der Franken, die spätere A 12 – über Civitavecchia, Tarquinia, Grosseto, Livorno, Pisa, Viareggio, Massa und Carrara, weil in der Küstenebene noch immer Wasserstellen zu finden waren und das Gelände eher überblickbar war. Bei Aulla waren sie nach Norden abgelenkt, das Magra-Tal hinauf ins Gebirge, an Pontrémoli und Berceto vorbei, dann über den Passo della Cisa und dem Lauf der Baganza folgend bis Marzolaro, wo sich das Tal in die Poebene öffnete und kurz vor Parma die alte Straße von der Grenze blockiert wurde. Zweiundzwanzig Tage hatten sie für die Strecke gebraucht.

»Wir haben diesmal wieder die sichere Route durch die Küstenebene gewählt.«

»Ich weiß. Wir hatten euch natürlich die ganze Zeit unter Satellitenbeobachtung. Wenn wir Zeichen eines Hinterhalts festgestellt hätten, wäre sofort Unterstützung unterwegs gewesen. Wir haben an der Südgrenze ständig Überschalldrohnen in der Luft; die könnten in zehn Minuten in Rom, in fünfzehn in Neapel und in zwanzig in Reggio sein.«

»Ich weiß, André, aber auf meiner Seite der Welt fließt die Zeit langsamer. So viel Eile würde meine Männer nur unnötig ängstigen. Außerdem brauche ich Wasserstellen und Lagerplätze; ich muß mir die

Gunst und das Wohlwollen der lokalen Herrscher sichern. Wir reisen unter dem Schutz des Emirs von Perugia. Er ist ein mächtiger Herr, und er ist gefürchtet für seine Strafexpeditionen.«

»Er läßt sich diesen Schutz teuer bezahlen.«

»Dafür sind seine Soldaten verläßlich. Er wirbt seine Truppen unter den muslimischen Bosniaken an. Da kann er sich darauf verlassen, daß sie mit den Serben und Kroaten oder den albanischen Warlords, die in den Abruzzen lauern, nicht gemeinsame Sache machen.«

»Ich verstehe, Emilio. Du weißt das besser als ich. Du kennst deine Welt. Also, bis morgen.«

»Gute Nacht, André.«

»Gute Nacht.«

Emilio schaltete das Gerät aus.

»Er ist wieder da«, sagte Bakhtir, der neben ihn getreten war, leise und wies mit einem Nicken auf den Hügel im Südosten.

Emilio hob das Fernglas an die Augen. Im schwindenden Licht konnte er die Gestalt ausmachen, die reglos auf der Kuppe stand und sie beobachtete.

»Für wen mag er spionieren?« fragte Bakhtir.

»Keine Ahnung«, erwiderte Emilio. »Er hat auch wieder sein Maskottchen dabei. Was mag das für ein Vieh sein?«

»Sieht aus wie eine Ratte«, sagte Bakhtir.

Emilio schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Dafür ist es zu groß.«

Er ließ das Glas sinken. Als er es wieder an die Augen hob, war die Gestalt verschwunden.

\*

In der Nacht erwachte Emilio vom *Wopp-wopp* der schwachen Repellateure. Vielleicht waren Tiere in die Grenzüberwachung geraten. Als er dann das Wummern und Grollen schwerer Repellateure und das Jaulen der Vortexwerfer hörte, stand er auf und trat vor das Zelt. Der Mond stand im Westen.

Plötzlich hörte er im Lager einen Schrei, dann laute, heftige Worte. Bakhtir kam außer sich vor Wut auf ihn zugestieft; mit Fußtritten und Faustschlägen trieb er zwei junge Männer vor sich her. Sie wirkten benommen und versuchten gar nicht, den Tritten und Schlägen des obersten Treibers auszuweichen. Ghamal und Pietro; sie standen unter Schock. Emilio packte einen Armvoll Aste und warf sie in die Glut, um ein Feuer anzufachen. Die Jungen hatten beide blutige Nasen und Blutergüsse im Gesicht und an den Armen – Spuren der Repellateure.

»Sie haben wenigstens einen solchen Schreck gekriegt, daß sie umgekehrt sind«, rief Bakhtir mit einer Stimme, als sei ihm die Kehle zu eng, »aber Ibrahim und Hakim ...«

Er brach ab und versuchte vergeblich, ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Dein Sohn?« fragte Emilio.

Bakhtir nickte stumm. Emilio packte ihn an der Schulter.

»Ihr geht in euer Zelt!« herrschte er die beiden jungen Männer an, die vor ihm hockten und sich die schmerzenden Schädel hielten.

»Wir sprechen morgen darüber.«

Sie rappelten sich hoch und stolperten davon.

»Dieser verrückte Ibrahim!« rief Bakhtir, es klang wie ein Heulen. »Er hat Hakim und die beiden anderen zum Mitkommen überredet. Ich hätte diesen Kerl in Ketten legen sollen.«

Er stieß wütend einen Stein ins Feuer.

»Versuch dich zu beruhigen, Bakhtir«, sagte Emilio. »Wir werden erfahren, was passiert ist.«

»Denkst du, es besteht noch Hoffnung?«

Der Karawanenführer zuckte schweigend die Achseln und blickte zu Boden.

»Hakim!« rief Bakhtir hinaus in die Ebene. Dort hatte sich der Nebel ausgebreitet wie ein milchiger See, aus dem die Wipfel der Bäume ragten. »Hakim!«

Keine Antwort. Die Lichter waren erloschen. Das Heulen der Wolle und das Grollen der Repellateure waren verstummt. Das neu entfachte Feuer loderte und hob die Gesichter der Männer aus der Dunkelheit. Bakhtir weinte.

\*

Anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang tauchte das Luftschiff auf Als es über dem Lagerplatz schwebte, erstarb das Winseln der Jets, und es sank herab. Kurz vor dem Aufsetzen fauchten sie noch einmal kurz auf, und der elastische hellgraue Plastikkleb des Zepelins, der auf dem Rücken und an den Flanken mit einer glitzernden Schicht bedeckt war, brach unten auf wie eine weiche Schote und gab Container frei, die sich in zwei Reihen anordneten.

Die Treiber machten sich daran, die Container zu entleeren. Sie waren mit abgepackten Traglasten gefüllt, die in silbrige Plastikfäden eingesponnen waren. Sie wurden nun gegen die von der Karawane mitgebrachten Waren ausgetauscht. Emilio kontrollierte mit seinem Gerät die elektronische Kennung der Frachtstücke. Auf dem LED erschienen Nummern, Stückzahlen und Warenbezeichnungen sowie Namen und Anschrift der jeweiligen Adressaten.

Die Männer waren bereits dabei, die Tiere zu beladen und die Lasten festzuzurren, als in der Öffnung am vorderen Teil des Zeppelins die Gestalt eines Mannes in einem euroblauen Schutzanzug erschien. Sein polarisiertes Helmvisier ließ kein Gesicht erkennen. Er hob die Hand und rief: »Hallo, Emilio!« Er deutete auf Bakhtir. »Sind Sie der Vater des einen Jungen?«

»Ja«, sagte Bakhtir heiser.

Ein Hoffnungsfunke glomm in seinen Augen auf.  
»Kommt beide mal mit.«

Er stieg die Aluminiumleiter ins Cockpit hinauf. Emilio und Bakhtir folgten. Hinter ihnen zogen Servos die Container in den Frachtraum und befestigten sie in ihren Schaumstoffmulden. Emilio traute seinen Augen nicht; das Cockpit war weit geräumiger, als es die Abmessungen von außen erwarten ließen. An der Längswand des Raums stand eine Rolltrage. Darauf lag Hakim.

»Bahbah!« rief er mit kläglicher Stimme.

»Junge«, sagte Bakhtir und wollte auf ihn zustürzen, aber Emilio packte ihn an den Schultern und hielt ihn fest.

Er sah, daß der Junge ein gebrochenes Rückgrat hatte. Sein Körper war von der Brust abwärts reglos. Nur Kopf und Arme waren in Bewegung; auf den Ellbogen versuchte er von der Trage zu kriechen, aber breite elastische Bänder hielten den gelähmten Körper darauf fest.

»Bahbah!« wimmerte er.

Bakhtir sah ihn mit wachsendem Entsetzen an.

»Von dem anderen«, sagte der Mann im Schutzzug, »ist leider nichts übriggeblieben. Er ist voll in einen Laserfächer gerannt. Ihm« – er deutete mit einer Kopfbewegung auf Hakim – »hat ein schwerer Repelateur alle Knochen gebrochen. Auch die Wirbelsäule.«

»Mein Sohn«, sagte Bakhtir zärtlich, zog den Revolver aus dem Gürtel und hielt ihn Hakim an den Kopf.

Der Junge starrte ihn entsetzt an; sein Wimmern wurde lauter.

»Lassen Sie den Quatsch, Mann!« rief der Pilot im Schutzanzug. »Sie könnten da, wo Sie sich befinden, eine Menge sündteurer Elektronik beschädigen und damit die Selbstverteidigung auslösen, wenn Sie rumballern! Also stecken Sie das Ding weg!«

Bakhtir sah mit Entsetzen, daß er den Lauf seiner Waffe zur Hälfte in den Schädel des Jungen geschoben hatte. Erschrocken riß er sie zurück, richtete sie auf den Piloten und feuerte zwei Schüsse auf die Brust des Mannes ab. Der Doppelkranz der Eurosterne blieb unversehrt, aber eine Alarmsirene blökte los, und irgendwo war das Zischen von ausströmendem Gas zu hören.

»Halt den Mann zurück, Emilio!« schrie der Pilot und patschte mit dem Handschuh auf die großen Schaltfelder an der linken Schulter seines Schutzanzugs. »Er glaubt allen Ernstes, wir seien leibhaftig hier. Verdammt, und jetzt so schnell wie möglich raus! Ich habe von hier aus keine Kontrolle über den Selbstschutz der Maschine.«

»Bahbah!« rief Hakim kläglich, warf verzweifelt den Kopf hin und her und starrte durch sie hindurch, als wären sie plötzlich unsichtbar geworden.

Im nächsten Moment war die Rolltrage verschwunden, ebenso der Mann im Schutzanzug. Der Raum hatte sich auf ein Drittel seiner Länge reduziert und füllte sich vom Boden her mit weißlichem Rauch. An der Wand, wo die beiden Geschosse eingeschlagen waren, knisterte und knackte es, und die Alarmsirene wollte nicht aufhören zu blöken. Der Rauch wurde dichter. Bakhtir hustete und krümmte sich zusammen, wodurch ihm noch mehr Gas in die Lungen strömte.

»Raus! Raus! Raus!« schrie Emilio.

Er packte Bakhtir an den Schultern, drängte ihn zur Luke, stieß ihn hinaus und sprang hinterher. Mit einem Schnappen schloß sich dicht hinter ihm das Schott des Cockpits. Sie krochen unter dem Luftschiff hervor – keine Sekunde zu früh, denn die Triebwerke feuerten bereits, und die Maschine hob ab. Emilio und Bakhtir bewarfen sich gegenseitig mit Sand, um die Flammen zu ersticken, die an ihren Dschellabas züngelten, dann hockten sie sich hin, erbrachen sich und husteten sich die Seele aus dem Leib.

»Wir haben den Jungen in die Klinik von Mantua gebracht. Er wird hier bleiben, bis er geheilt ist. Dann könnt ihr ihn mitnehmen, wenn ihr das nächste Mal wiederkommt«, sagte die Stimme des Mannes im Schutzanzug aus dem Gerät an Emilios Gürtel. »Und noch was, Karawanenführer: Schärf deinen

Leuten immer wieder ein, daß wir hier keinen Abenteuerspielplatz betreiben. Dies ist eine Grenze, die nichts und niemand durchdringen kann. Es ist die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft.«

Emilio spuckte aus, um den scharfen, brennenden Geschmack im Mund loszuwerden.

»Und auf welcher Seite liegt die Zukunft?« fragte er.

André lachte.

»Bei uns gehen die Uhren schneller, und das seit mehr als fünfhundert Jahren. Schau auf deinen Kalender, Emilio. Er zeigt das Jahr 1425. Wir hier leben in der Mitte des 21. Jahrhunderts.«

»Dann haben wir noch viel Zeit«, erwiderte der Karawanenführer.

Der Mann jenseits der Grenze antwortete nicht. Und Emilio sah, daß das Licht erloschen war. Die Verbindung war unterbrochen.

# ZWEITES BUCH

# I DIE KRÖTE IM CASTELLO

»ALSO IST DAS UNIVERSUM ENDLICH UND DIE WELT IST EINE – ALS DARAUS FOLGT: ALSO WERDEN DIE AFFEN OHNE SCHWANZ GEBOREN, ALSO SEHEN DIE EULEN NACHTS OHNE BRILLE; ALSO MACHEN DIE FLEDERMÄUSE WOLLE. AUCH WIRD MAN ... NIEMALS SCHLIESSEN KÖNNEN: DAS UNIVERSUM IST UNENDLICH, DER ERDEN SIND UNENDLICH VIELE ...«

*Giordano Bruno*

Ich schreckte hoch aus einem beklemmenden Traum, der binnen Sekunden in Wirrnis zerfiel und mir entglitt. Asche, dachte ich. Asche. Ich mußte es laut ausgesprochen haben, denn Ernesto sah mich befremdet an. Sein IKom, das er als Piercing an der Braue trug, glühte im Gegenlicht wie ein frischer Blutstropfen an seiner Schläfe.

Die Maschine war bereits im Landeanflug, sie schwebte über Mestre ein und zog am Nordufer der Lagune entlang. Venedig, rechts von uns – eine Masse aus Ziegeldächern schutzsuchend um das silberne Fragezeichen des Canal Grande geballt –, war von einem gestaffelten Ring wurstförmiger Gummi- flöße umgeben, über denen Nebel lag. Weit im Osten

der Lido-Damm, der die Lagune wie ein langer dünner Arm gegen die Adria abschirmte.

»Mein Gott, wie häßlich«, sagte ich und deutete hinunter auf die schwimmenden schmutzig-weißen Gebilde.

Ernesto beugte sich vor und sah hinaus.

»Aber notwendig«, erklärte er. »Eine Kryobarriere.«

»Damit der Dreck von Mestre nicht in die Stadt schwappt?«

»Nein, wohl eher damit die Nanomaschinnen nicht hinauskönnen und sich in alle Welt verabschieden. Verdammt heikle Geschichte, die sie hier zum ersten Mal in großem Stil durchführen. Aber es scheint zu funktionieren. Ein Teil des Untergrunds soll bereits restauriert sein.«

Wir setzten dicht neben dem Wasser auf. AEROPORTO MARCO POLO stand auf der weißen Fassade des luftigen neuen Flughafengebäudes.

Am Ausgang erwartete uns ein untersetzter, fröhlich grinsender Japaner, der ein Schild mit unseren Namen hochhielt und sich als Kazuichi Inoue vorstellte.

»Die U-Bahn zum Arsenal ist noch immer außer Betrieb«, sagte er entschuldigend. »Wir müssen einen Umweg machen.«

Wir fuhren mit dem Flughafenbus am Nordufer der Lagune entlang und über den Ponte della Libertà zum Ospedale Santa Chiara, wo uns ein Motorboot

abholte. Es surrte auf dem Canal Grande entlang, bog an der Santa Geremia links ab in den Canale di Cannaregio und fuhr durch das Getto, an alten kleinen Häusern vorbei, in denen viele Jahrhunderte lang jüdische Geschäfte, koschere Schlachtereien und Kramläden gewesen waren. Nun hatte man dort Antiquitätengeschäfte, Internetcafés und winzige Restaurants eingerichtet. Dann ging es hinaus in die Lagune. Ein frischer Nordostwind blies uns entgegen; es war kühl, obwohl die Sonne schien. Die Luft roch feucht und salzig vom aufgewühlten Wasser. Möwen stürzten sich herab und flogen schreiend wieder auf. Wir fuhren an der Sacca della Misericordia und der Fondamenta Nuove entlang und an einem hellblauen Kasten am Ende eines schwimmenden Stegs vorbei, der in den Wellen schlingerte. *Ospedale* stand in schwarzen Buchstaben auf gelbem Grund über den Fenstern. Kurz dahinter bogen wir in den Rio di Santa Giustina ein, einen Kanal, an dessen anderem Ende über den Häusern eine mächtige düstere Ziegelburg dräute. Ihre riesigen halbrunden, nach oben gewölbten Fenster überschauten die Stadt wie die scheinbar schläfrigen Augen einer monströsen lauernden Kröte, die sich zwischen die alten Häuser des Castello gezwängt hatte.

»Was ist das denn?« fragte ich. »Eine Kirche?«

Der Anblick des Bauwerks war bedrückend.

»Das ist der Hundezwinger«, erläuterte Renata

und rümpfte die Nase. »San Lorenzo. Der Dominikaner-Konvent. Das Hauptquartier der Hunde Gottes. Hier herrschte früher die Inquisition in dieser Stadt.«

»Wurden hier auch Ketzer verbrannt?«

»Nein. Die Signoria hätte es nicht geduldet, wenn sich die Inquisition so viel Macht angemäÙt hätte. Aber sie hatte auch hier ihre Spitzel und Handlanger. Die Gelehrten taten jedenfalls gut daran, nicht aufs Festland zu gehen. Doch selbst hier in der Stadt waren sie nicht sicher. Giordano Bruno war fast ein Jahr lang in San Lorenzo eingekerkert. Ein hiesiger Kaufmann hatte ihn in die Falle gelockt und an die Dominikaner verraten. Später wurde er an den Vatikan ausgeliefert.«

»Das habe ich nie verstanden. Er war doch ein Gelehrter, der in ganz Europa bekannt war ...«

»... für seine antiautoritäre Haltung und seine unkonventionellen Ansichten«, unterbrach mich Renata und zuckte die Achseln. »Aber was galt er einem venezianischen Kaufmann? So muÙt du fragen, Domenica. Ein abtrünniger Dominikaner, aufsässig dazu, weil er sich frech seinem Orden widersetzte; ein Mönchlein, das die Stirn hatte, Jesus einen orientalischen Zauberer zu heißen, und das von bewohnten Welten jenseits des Mondes faselte, mit denen es unter den gegebenen Umständen auf absehbare Zeit bestimmt unmöglich war, irgendwelchen Handel zu treiben. Warum sollte man sich für so einen windi-

gen Gesellen Schwierigkeiten mit dem Papst einhandeln? Weg mit ihm! Ab nach Rom! Sollen die im Vatikan mit ihm machen, was sie wollen. Und das haben sie ja dann auch getan.«

Renata hatte recht. Ich hatte lange genug in der Nähe der Piazza Campo de' Fiori gewohnt, wo das Grauen der Scheiterhaufen noch heute greifbar ist, wo, wie ein Statistiker errechnet hatte, der Boden von den Aschemolekülen der Brandopfer so gesättigt sein soll, daß die Atemluft immer noch Moleküle von ihnen enthielt. Der Gedanke, Reste des hier verbrannten Giordano Bruno einzuatmen, hatte mir jedesmal einen Schauer über den Rücken gejagt, und ich hatte die Luft angehalten, wenn ich über den Platz ging, bis mir schwindelig wurde.

»Ein scheußlicher Schuppen«, sagte ich.

»Dabei hat man den Bau erst zu Beginn des Jahrhunderts von Grund auf renoviert.«

»Warum hat man ihn nicht abgerissen?«

»Hier wird nie etwas abgerissen, Domenica. Hier steht alles unter Denkmalschutz. Kulturerbe.«

Das Boot machte vor einem Gebäude fest, auf dessen Marmorfassade in einer seltsamen Mischung aus Klassizismus und Barock, wie sie nur das 19. Jahrhundert in seinem maßlosen Historismus hervorbringen konnte, über mächtigen, von ionischen Säulen flankierten Portalen stand:

## ISTITUTO TECNICO PAOLO SARPI

Auf der rechten Seite, neben dem tunnelartigen Durchgang der Calle San Francesco, wurde es von einem seltsamen Gebäude flankiert, in dessen Renaissancefassade man in luftiger Höhe drei Marmor-sarkophage in die Wand eingefügt hatte – vielleicht die letzten Ruhestätten von hochverdienten Ingenieuren und Erfindern. Die eigenwillige architektonische Lösung wirkte aber weniger erhaben, sondern eher lächerlich, denn sie mutete an wie eine bizarre, vertikal angeordnete Badestube, in deren steinernen Wannern sich verschwitzte Techniker den Rücken schrubben lassen konnten. Es handelte sich um die ehemalige Kirche von San Giustina, in der man ein Museum für Technikgeschichte eingerichtet hatte, wie ich später erfuhr.

Durch das von Säulen flankierte Portal aus poliertem dunklem Holz betraten wir eine andere Welt. Nur den alten Marmorfußboden hatte man belassen, alles andere war Glas und Helligkeit durch raffinierte indirekte Beleuchtung. Tröge mit Palmen und Papyrus verströmten Frische. Ein leichter Hauch von verblühender Franchipani lag in der Luft. War es ein schattiger Garten? Narrte ein Duft-Synthesizer meine Nase mit Vibrationen? Wasser plätscherte irgendwo. Rechts neben dem Eingang loderte eine Bougainvillea. Ich fuhr heimlich mit dem Handrücken über die

Blütenblätter. Sie war echt.

Gleich am Eingang stand zwischen Palmen eine Skulptur. Sie stellte einen knienden alten kahlköpfigen Mann dar, der mit einer Toga bekleidet war. Sein Mund war in einem schmerzlichen Aufschrei geöffnet; die Arme hatte er tröstend um die Schultern eines jüngeren Mannes geschlungen, der halb aufgerichtet vor ihm auf dem Boden lag, eine Hand in seiner Qual vors Gesicht geschlagen. Offenbar war er geblendet worden.

An der Wand dahinter hing ein ovales Bild. Es zeigte das Porträt eines mönchisch gekleideten Mannes in mittlerem Alter, mit klaren, wissend blickenden Augen unter dünnen, weit geschwungenen Brauen. Der Mund war von einem dunklen Bart umrahmt, die Nase sprang weit hervor, die Stirn war breit gewölbt unter kurzgeschnittenem braunem Haar.

*Fra Paolo Sarpi* stand auf dem kleinen Messing schild darunter.

»Der Lehrer von Galilei«, erklärte Ernesto, der neben mir stehengeblieben war. »Er hatte mehr Glück als Bruno. Als gebürtiger Venezianer genoß er den Schutz der Stadt, aber die Fundamentalisten hatten ihn dann trotzdem erwischt und ihm das Gesicht mit Messern so zerfleischt, daß er sich nie mehr in der Öffentlichkeit blicken lassen konnte.« Ich dachte an CarlAntonio.

»Er war unser bedeutendster Naturwissenschaftler

im 16. Jahrhundert. Bekannt wurde er aber als Historiker, denn« – er hob seufzend die Schultern – »in Venedig haben die Naturwissenschaften nie viel gegolten.«

»Das hat sich mit Professor Ishida geändert, wie ich hörte.«

Ernesto warf mir einen überraschten Blick zu, dann lachte er. »Kann man wohl sagen.«

Wir warteten.

\*

Professor Toshiaki Ishida lege Wert darauf, uns persönlich zu begrüßen, gab uns unser Begleiter zu verstehen. Mit wehendem offenem Labormantel kam er endlich durch die lautlos beiseite gleitende Glastür geeilt, ein zierlicher kleiner Mann um die Fünfzig, die VR-Brille lässig auf die Stirn geschoben, als wollte er demonstrieren, daß auch ein höchst wichtiges Experiment ihn nicht daran hindern konnte, uns willkommen zu heißen.

»Meine jungen Freunde!« rief er in perfektem Italienisch und breitete die Arme aus. »Willkommen in dieser schönen Stadt! Willkommen an unserem Institut! Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise.«

Dann wiederholte er die Begrüßungsgeste stumm auf japanisch; er legte die Fingerspitzen zusammen und verbeugte sich mehrmals.

Er hatte kurzgeschnittenes graues Haar und trug einen fast weißen Backenbart, der eine Handbreit von der Peripherie seines Gesichts abstand wie eine hochgerutschte, groteske Halskrause. Seine lebhaften schwarzen Augen funkelten triumphierend.

»O Gott«, flüsterte Marcello. »Sieht aus wie ein Yaccuza-Makake.«

»Dann nimm dich in acht vor ihm«, sagte Renata kichernd. »Makaken sind flink – und sie beißen.«

Ich hatte Mühe, nicht laut loszuprusten.

»Schscht!« zischte Kazuichi.

»Tatsächlich. Er ist sein eigenes Logo«, raunte Ernesto.

Mir fiel auf, daß seine Haut mit einer Creme oder einem Öl eingefettet war, wodurch sich je nach Lichteinfall irisierende Farbmuster darauf abzeichneten.

»Ich weiß, daß man sich in Europa üblicherweise mit Handschlag begrüßt«, erklärte Ishida und hob beide Hände, die plötzlich in allen Regenbogenfarben schimmerten. »Darauf verzichten wir hier im Institut grundsätzlich. Nicht aus Unhöflichkeit« – er reckte das Kinn, die Halskrause sträubte sich noch weiter ab – »auch nicht aus hygienischen oder anderen medizinischen, sondern ausschließlich aus technischen Gründen. Das werden Sie alles noch verstehen. Sie sind übrigens alle hier ganz in der Nähe untergebracht. Es ist das rote Haus vorne rechts am

Rio, Nr. 2821 N, etwa hundertfünfzig Meter von hier. Herr Kazuichi Inoue, einer meiner Assistenten – Sie kennen ihn ja bereits –, wird sich um Sie kümmern. Er wird Ihnen gleich Ihre Apartments zeigen. Ihr Gepäck befindet sich bereits dort. Wir werden alles tun, damit Sie sich bei uns wohl fühlen. Aber machen Sie sich erst einmal mit der Stadt bekannt, soweit Sie sie nicht schon kennen.« Und einen schillernden Finger in die Höhe hebend, fügte Professor Ishida hinzu: »Lassen Sie sich einen Pathfinder tätowieren. Hier in Venedig kann es Ihnen nämlich leicht passieren, daß Sie in einer Sackgasse oder gar in einem Canale landen.«

Renata schnaubte geringschätzig.

Professor Ishidas erhobene Handflächen leuchteten auf, und er verbeugte sich zum Abschied.

»Ich danke Ihnen.«

Die Glastür schnalzte beiseite und schloß sich hinter ihm. Eine wehende weiße Silhouette verblaßte dahinter. Der Professor eilte an sein Experiment zurück.

Plötzlich merkte ich, daß ich todmüde war.

»Woher könnt ihr Japaner alle so fabelhaft italienisch?« fragte Marco unseren Begleiter, als wir die Fondamenta San Giustina entlang zu unserer Unterkunft gingen.

»Ha«, erwiderte Kazuichi grinsend. »Reingepfiffen.«

»Reingepfiffen?«

Er senkte ruckartig den dicken Kopf. Ich mußte mich erst an seine Art zu nicken gewöhnen.

»SimStim«, erläuterte Kazuichi. »Simulierte Stimulation. Gezielt induzierte Imaginationen. Am besten durch das Brain-Computer-Interface.«

Er tippte sich an die Schläfe, und ich bemerkte, daß er, von seinem borstigen schwarzen Haar halb verdeckt, unter der Haut ein Implantat von der Größe eines Eurocent trug. Mir graute; schon lange stand mein Entschluß fest, mir nie einen von diesen Hirnschrittmachern einsetzen zu lassen. Wie sollte man wissen, wo die eigenen Erinnerungen aufhörten und das Netz anfang?

»Wenn du kein eigenes BCI tragen willst«, sagte er, als könnte er mit dem Ding meine Gedanken lesen, »mußt du dich einer indirekten SimStim-Behandlung unterziehen. Das ist umständlicher und dauert, bis man dir die Datenpakete einzeln zugeführt hat. Man klebt dir ein paar Elektroden auf die Stirn und schiebt dich in eine Röhre. Nach einigen Tagen fängst du dann an, in der gewünschten Sprache zu denken, und redest drauflos: Usbekisch, Westgotisch, Mittelhochdeutsch, Aramäisch, Marsianisch – was das Herz begehrt.«

»Das gibt's doch nicht«, entfuhr es mir voller Staunen.

»Das gibt's schon lange«, sagte er und nickte mir zu. »Man kann sich inzwischen auch Sinneseindrük-

ke von Tieren implementieren lassen, von Delphinen oder Raubkatzen oder von Vögeln. Das ist nur komplizierter und nicht ganz ungefährlich. Kennst du nicht den *Flug des Condors* von Luciero Montalban? Die Mentalsinfonien von Fautin und Norrevang?»

Er schüttelte lachend den Kopf, als er sah, daß wir ihn ratlos anschauten.

»Wo kommt ihr her, Leute?« fragte er.

»Ich war der Meinung, das sind VR-Spektakel«, warf Marco mißtrauisch ein. Vielleicht dachte er, unser Tutor nehme uns auf den Arm.

»Die VR liefert nur das Bühnenbild«, erklärte Kazuichi. »Der Geruch, der Geschmack, das Körpergefühl, der eigentliche *Kick*, der kommt aus dem Inducer. Über BCI oder herkömmliches SimStim.«

»Experimentiert ihr hier damit?«

Wieder dieses übertriebene Nicken.

»Ich dachte, ihr beschäftigt euch mit Holographie.«

»Das gehört alles zusammen«, erwiderte Kazuichi und kratzte sich an der Schläfe, wo sich der Cent unter der Haut abzeichnete. »Realitätsmodelle. Dazu gehört auch Photonenmanipulation – räumlich, zeitlich ...«

»Licht?« erkundigte sich Marco stirnrunzelnd und strich sich über den schmalen kahlrasierten Schädel. Es war nicht sein Gebiet, meines auch nicht. Ernesto, der auf der anderen Seite des Japaners ging, lächelte

nachsichtig über soviel Unwissenheit. Plötzlich hatte ich den Eindruck, als horche Kazuichi in sich hinein. Lauschte er der Stimme seines Herrn? Oder dem Ge-flüster des Netzes?

»Du meinst Optik?« fragte er Marco zerstreut. »Ja, Optik natürlich auch. Wir arbeiten an der wirklichen Wirklichkeit«, erklärte er. »Das wirst du schon noch merken.«

Ich war stehengeblieben und blickte nach rechts. Unmittelbar hinter dem Altbau des Instituts schloß sich ein gewaltiger Gebäudekomplex an, der in seiner Kahlheit und Konturlosigkeit einem Flugzeughangar oder einer militärtechnischen Anlage ähnelte. Er erstreckte sich nach Osten bis zur Kirche San Francesco und nördlich fast bis zum Wasser der Lagune.

»Oh«, sagte unser japanischer Führer und musterte den weißen Klotz. »Da hat mal wieder jemand an einem Schalter herumgespielt.« Belustigt schüttelte er den Kopf.

Ich verstand die Bemerkung nicht, aber ich war zu müde, um mich nach ihrem Sinn zu erkundigen.

\*

Unsere Apartments lagen an der südwestlichen und nordwestlichen Seite des vierstöckigen Hauses. Die Ecken des Gebäudes hatte man als Balkons gestaltet,

von denen aus man einen Blick sowohl auf die nordwestliche Lagune mit San Michèle als auch nach Süden über die Stadt hatte. Die Aussicht interessierte mich jedoch wenig. Ich beschloß, meine Koffer ungeöffnet stehenzulassen, und legte mich für eine Stunde hin.

Als ich Renata später in ihrem Apartment im vierten Stock besuchte, stand sie mit einem Glas Orangensaft am Balkongeländer. Ernesto saß in einem Lehnstuhl im Wohnraum.

»Soll ich dir auch ein Glas Saft bringen?« fragte er mich.

»Ja, bitte. Wo sind Marcello und Marco?«

»Ich glaube, sie haben sich hingelegt«, antwortete er.

Ich trat neben Renata. Sie schaute zu den fernen Bergen hinüber, die sich aus dem graugrünen Dunst der Ebene erhoben und deren helle Gipfel sich schwach gegen den klaren weißblauen Nachmittags-himmel abzeichneten.

»Heimweh?« fragte ich.

Sie runzelte die Stirn und zog die Stupsnase kraus. Nach einem Moment des Zögerns schüttelte sie wortlos den Kopf, doch ich bemerkte den Schmerz hinter ihrer Entschlossenheit, sich nicht von Emotionen überwältigen zu lassen. Rasch wechselte ich das Thema.

»Ist das Schnee?« fragte ich und deutete mit einem

Nicken auf die Gebirgskette. »Ich habe noch nie Schnee gesehen. In Wirklichkeit, meine ich.«

»Kalk«, sagte Renata.

»Kalkstein?«

»Die Korallen und Muscheln des Thetis-Meereres – zusammengeschoben und in den Himmel gestemmt. Es ist die einstige Küste Nordafrikas. Dort komme ich her«, sagte sie lächelnd. »Das hat mich als Kind immer fasziniert. An der Nordküste Afrikas geboren zu sein.«

»Eine verkappte Moro«, sagte Ernesto. »Ich hatte dich schon lange im Verdacht.«

»He!« rief ich erschrocken, als mein Blick nach Südosten schweifte.

»Das gibt's doch nicht!«

Der kahle, fensterlose Klotz des Instituts war verschwunden. Statt dessen erstreckte sich die Architektur des alten Istituto Teenico Paolo Sarpi in ihrer langweiligen Regelmäßigkeit aus schwarzfleckigen Gesimsen und hohen, doppelt übergiebelten Fenstern weit nach Osten bis zu dem schlanken Ziegelbau des Campanile von San Francesco. Ernesto kam auf die Loggia heraus.

»Schau dir das an«, sagte ich. »Ich schwöre, hier stand vor einer Stunde ein glatter weißer Klotz von mindestens zweihundert Metern Länge.«

»Bist du sicher?«

»Absolut.«

Er fuhr sich mit der Hand über sein kurzgeschorenes braunes Haar, das sich am Scheitel schon stark lichtete, und nickte mir zu.

»Ray-Tracing«, erklärte er. »Das ist ein optischer Trick.«

»Wie machen die das?«

»Das ist gar nicht so neu. Sascha Migdal, ein russischer Quantenphysiker, hat das bereits in den Neunzigern des letzten Jahrhunderts patentieren lassen. Er nannte es ›Metaflash‹ oder ›Metastream‹, eine computergestützte Nachbildung dreidimensionaler Oberflächen. Es war eine Trixeltechnik.«

»Holographisch?« fragte Renata.

»Ja, so ähnlich, bloß raffinierter. Fernsehen arbeitet mit Pixeln – zweidimensional. Hier sind drei Koordinaten eines Bildpunkts gespeichert. Heute arbeitet man mit weiteren Dimensionen. Subtile Informationen über Oberflächenbeschaffenheit.«

»Das sind doch Spielereien«, warf ich ein.

Ernesto nickte, hatte aber gar nicht zugehört.

»Die Militärtechniker nennen es WaveCam – Wellencamouflage. Oder Overlay, weil es über echte oder projizierte Oberflächen gelegt wird. Das sichtbare Licht wird durch unsichtbares moduliert. Damit kannst du eine raue Oberfläche spiegelblank erscheinen lassen oder eine glatte strukturiert. Du kannst sie mit einem Fell überziehen, mit Pflanzen überwuchert darstellen oder ganz der Umgebung an-

passen.«

»Nun krieg dich wieder ein«, sagte ich. »Das Chamäleon macht das seit mehr als fünfzig Millionen Jahren.«

»Manche Kraken auch«, bemerkte Renata. »Und die Fasanenbarsche. Hast du schon mal gesehen, wie die das machen? Es ist unglaublich! Sie werfen einen Blick auf den Untergrund, und ihre Körperoberfläche verwandelt sich einen Sekundenbruchteil später in sein fotografisches Abbild.«

»Nanos machinulis«, sagte Ernesto; es klang fast andächtig.

»Was hat das mit Nanos zu tun?« fragte sie stirnrunzelnd.

»Man hat die Oberfläche des Gebäudes mit Smartdust besprüht. Die Partikel übernehmen die Funktion von Monitoren. Sie gruppieren sich zu Bildpunkten. Mit dem Computer kannst du damit jede Struktur simulieren und sie ständig verändern. Seht ihr die Schatten der Gesimse und Laibungen? Sie folgen exakt dem Stand der Sonne.«

»Hatte der Professor sich vielleicht mit so etwas eingesprüht?« fragte ich. »Er sah aus, als hätte er eine Art Creme aufgetragen.«

»Ekelig sah das aus«, sagte Renata und rümpfte die Nase. »Und dann dieser Strohstern von einem Bart. Ein komischer Kauz.«

»Diese irisierende Schicht auf der Haut?« überleg-

te Ernesto. »Kann schon sein. Vielleicht simulieren sie damit taktile und haptische Eindrücke« – er wurde ganz aufgeregt – »Natürlich! Daß ich da nicht früher draufgekommen bin. Der Tastsinn ist nämlich am schwierigsten zu simulieren. Ishida versucht das mit Smartdust zu machen. Direkt auf der Haut. Wahrscheinlich ist die Substanz graphithaltig und reagiert auf elektromagnetische Felder. Das ist genial!«

*Wir arbeiten an der wirklichen Wirklichkeit*, hatte Kazuichi erklärt. *Das wirst du schon noch merken.*

»Aber was, um Himmels willen, hat das mit Botanik zu tun?«

»Nun, man versucht offensichtlich, die Wirklichkeit so genau wie möglich nachzubilden. Dazu gehören natürlich auch Bäume, Büsche, Gras ...« mutmaßte er, aber es hörte sich nicht sehr überzeugend an.

»Dazu müßten doch Fotos oder Videos genügen«, erwiderte ich.

»Denk an ausgestorbene Pflanzen. Angenommen, die wollen einen Urzeitdschungel simulieren, mit Riesenfarnen, Riesenschachtelhalmen und anderen Pflanzen. Da muß man doch genau wissen, wie diese Pflanzen einmal ausgesehen haben.«

»Ernesto, kein Mensch weiß, wie diese Pflanzen einmal *wirklich* ausgesehen haben. Was wir in den Lehrbüchern sehen, sind Rekonstruktionen, die man anhand von Versteinerungen und im Vergleich mit

heutigen Arten angefertigt hat, die als ihre Nachfahren oder Verwandten gelten.«

»Mag sein. Aber vielleicht genügt das. Vielleicht muß die Simulation gar nicht so exakt sein. Vielleicht genügt eine Näherung.«

»Hm.«

»Das erinnert mich an diese zahllosen alten Jurassic Parc-Filme«, warf Renata ein.

»Warum nicht?« erwiderte Ernesto. »Aber nicht als Film, sondern als SimStim-Gesamtkunstwerk, in dem du die Kadaver dieser Biester *riechen* und ihr Blut *schmecken* kannst.«

»Naja«, sagte ich. »Wer so etwas mag ...«

»Du glaubst ja gar nicht, wie viele ganz versessen auf solche Sinneseindrücke sind.«

»Früher soll das Gelände, auf dem jetzt das Institut steht, ein riesiges leeres Areal gewesen sein, auf dem zwei uralte verrostete Gaskessel standen«, sagte Renata. »Das erzählten mir die alten Leute hier. Ich hab ein paar Monate lang ganz in der Nähe gearbeitet.«

»Im Ospedale?« fragte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf. »Im Ospedaletto von der Chiesa di Santa Maria del Dereletti. Das ist ein Altersheim an der Calle Barbaria delle Tole. Inzwischen wird es aufgelassen sein. Man hatte damals schon keine Alten mehr aufgenommen. In diese Kirche dort drüben bin ich immer gern gegangen.«

Sie deutete auf den schlanken Campanile jenseits

des Institutsgebäudes.

»Das ist San Francesco de la Vigna. Früher wurde hier Wein angebaut. Manchmal ist der Klostergarten geöffnet. Es ist absolut still dort. Man glaubt wirklich, sich in einem Garten zu befinden, in dem vor Jahrhunderten die Zeit stehen geblieben ist«, sagte sie träumerisch und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Bis einen der Glockenschlag vom Campanile wieder in die Gegenwart zurückholt.«

Sie lächelte mich an und fügte hinzu: »Übrigens: Mit dem Totengeläut von San Francesco wird am Faschingsdienstag um Mitternacht der venezianische Karneval zu Grabe getragen.«

»Oh«, sagte Ernesto, aber wir sahen ihm an, dass er mit dieser Information wenig anzufangen wusste.

Ich hatte damals noch keine Ahnung, wieviel Zeit ich in diesem Klostergarten verbringen würde – mit bangem Herzen und verzweifelter Hoffnung.

## II SCARABEO

»RAUM UND ZEIT SIND EHER AKTEURE IN EINER  
RELATIONALEN WELT ALS DIE BÜHNE IN EINER  
ABSOLUTEN.«

*Lee Smolin*

Dies also war das herrliche Venedig – etwas alt und morsch und angefault aus der Nahe besehen, sagte ich mir, aber dank des Consorzio Venezia Nuova, der Association of International Private Committees for the Saveguarding of Venice, der UNESCO und japanischer High-Tech auf dem Weg der Besserung.

Auch hier verschränkte sich die Zeit, war die Vergangenheit mit der Gegenwart verzahnt wie in Rom und in anderen alten italienischen Städten. Aber auf mich wirkte diese Stadt auf den ersten Blick absolut unitalienisch, fremdartig, orientalisch. Freilich, war sie doch jahrhundertlang ein – oft undankbarer – Bastard Ostroms gewesen.

Aber dieser erste Eindruck täuschte. Sie war keineswegs von jener erhabenen byzantinischen Faulheit, jener schläfrigen Gleichgültigkeit und träumerischen Saumseligkeit geprägt, sondern vielmehr von Raffgier und Raffinement. Man brauchte nur an einem normalen Wochentag den Canal Grande zu beobachten, das emsige Hin und Her der Lieferanten,

Zusteller und Abholer, dann spürte man den Motor der Unrast, der Geschäftigkeit und des Erwerbssinns. Hinter den prächtigen Fassaden der Palazzi wurden – damals wie heute – immer knallhart Profite gemacht. Das war und ist der Stolz dieser Stadt, der Kern ihrer Geschichte.

Venedig hatte durch seine geographische Lage nie Landfahrzeuge benutzt. Der Nerv der Moderne führt nur zur Peripherie bei Santa Lucia. Dort wurde er gekappt. In der Stadt selbst war, wie seit Jahrhunderten, nur das Trappeln und Schlurfen menschlicher Füße zu hören. Das erzeugt diese nostalgische Illusion der Zeitlosigkeit, der man als Heutiger, vom Lärm gestresst, nur zu leicht erhegt. Und auch daraus hatten die Bewohner dieser Insel ein Geschäft gemacht.

Dies also war die vielbesungene Räuberbraut der östlichen Meere, üppig aufgetakelt, doch beileibe nicht ohne Geschmack und, in die Jahre gekommen, zunehmend auf die Zuwendungen ihrer Verehrer angewiesen.

\*

Man ließ uns reichlich Zeit zur Eingewöhnung. Kazuichi kümmerte sich um uns. Zwei Tage nach unserer Ankunft wurden wir von ihm mit unserem Arbeitsgerät ausgestattet.

»Das ist der Scarabeo«, erklärte er und händigte

uns ein Wristtop aus, ein flaches durchsichtiges Gerät mit einer Armspange und einer metallisch beschichteten Oberfläche. »Er ist mit jedem IKom kompatibel. Das heißt, ihr könnt über euren IKom anfragen; er beschafft euch die Antwort aus dem Web oder woher auch immer. Der Scarabeo ist das Beste, was derzeit an Servertechnik verfügbar ist; er ist mit den modernsten semantischen und ontologischen Suchprogrammen ausgestattet und beschafft euch alle Daten, die ihr braucht. Wenn vokal nicht genügt, dann gibt es hier ein Vid« – er tippte auf den winzigen Bildschirm – »Reicht die Größe nicht, dann klebt ihr das da irgendwo hin« – er faltete ein Stück Folie auseinander, klatschte es an die Wand und strich es glatt. »Auf Wunsch gibt es Animation. Das Slicing hat drei Präsentationslevel: Infotainment, High und Top – bei Bedarf auch mit VR-Optik oder als Holo. Der Scarabeo hat Zugang zu allen öffentlichen Nets, verfügbar sind also auch sämtliche Filme, Opern, Operetten, Musicals und das ganze Tralala bis zur Folklore. Okay? Shunts für Institutsnetze oder andere exklusive oder arkane Infopools mit Sondergenehmigung sind selbstverständlich eingebaut. Alles klar?« Ich nickte zögernd.

»Ich arbeite mit dem BCI«, sagte Kazuichi und tippte sich an die Schläfe. »Das ist nicht jedermanns Sache, ich weiß. Ich habe mich jedoch so daran gewöhnt, daß ich ohne das Ding nicht mehr leben

könnte. Wie in einer Dunkelzelle käme ich mir vor – sensorische Deprivation. Ich brauche das Netz um mich, wie eine Spinne. Wenn ich nicht ständigen Zugriff auf alle Daten habe – ohne jede Zeitverzögerung –, dann werde ich krank.«

Renata sah mich an. Ich hob die Schultern.

»Ich habe schon mit einem ähnlichen Ding gearbeitet«, sagte Ernesto und drehte den Scarabeo zwischen den Fingern. »Wir nannten sie Minatore. Browser für die Bibliothekscomputer. Man steigt mit ihnen in die Bergwerke des Wissens ab.«

»Wie pathetisch«, sagte Kazuichi ohne eine Spur Ironie. »Der Scarabeo ist die nächste Generation; er hat etwa die zehntausendfache Kapazität. Er heißt so, weil er den Mist durchstöbert, den die menschliche Zivilisation in zehn Jahrtausenden Schriftkultur aufgehäuft hat – von den Tontafeln bis zu den Info-flashes. Er scharrt zusammen, was du brauchst, und dreht ihn in mundgerechte ...«

»He! Pfui Teufel!« rief Renata.

»Na ja – handling, okay?« sagte Kazuichi und grinste, »in *handliche* Portionen. Wie sich's für einen Mistkäfer gehört. Ihr solltet ihn immer bei euch tragen. Bei der Arbeit, meine ich. Oder auch privat ...« Wollte ich immer alles wissen? Wollte ich je auf einer Datenmüldeponie leben? O Gott, nein. Mir war das IKom schon manchmal eine Last. Aber dem konnte ich befehlen, mich in Ruhe zu lassen und alle

Anrufe abzuwimmeln. Unerreichbar sein – zumindest für kurze Zeit, bevor man vom Net angemahnt wurde, sich wieder einzuklinken. Es war leider nur ein Privileg der Mächtigen und Reichen, nicht ständig und überall ansprechbar zu sein.

Zu dem Zeitpunkt hatte ich noch keine Ahnung, daß mir dieses Privileg bald zuteil werden sollte. Länger, als mir lieb war.

\*

Mein Scarabeo überraschte mich mit einem detaillierten Ausbildungsplan für die nächsten Wochen: Spezialisierung auf die Ökologie und Flora Mitteleuropas. Gleichzeitig standen Sprachkurse auf dem Programm. Holländisch ganz oben. Wir sollten in Amsterdam unsere Spezialausbildung erhalten und möglicherweise dort auch zur Feldarbeit eingesetzt werden – weit jenseits der Todeszone. Die Befürchtungen Bernds waren unbegründet gewesen.

Auf meinem Handgelenk erblühten Kornrade und Brachschöterich. »*Agrostemma githago* ...« souffierte Luigi aus dem Wissensschatz des Scarabeo. »*Erysimum repandum*.« Sie waren derart präsent, daß ich ihren wilden erdigen Geruch wahrzunehmen glaubte. Es formten sich die fiedrigen Pinsel der Wiesenkuhschelle (*Pulsatilla pratensis*) und die schwellenden Lippen des Frauenschuhs (*Cypripedi-*

*um calceolus*). Der Stolze Heinrich (*Chenopodium bonus-henricus*) reckte mir seine stramme Dolde entgegen. Die Kohlrabmistel (*Cirsium oleraceum*) demonstrierte trutzig-kratzige Wehrhaftigkeit. Das Zot-tige Weidenröschen (*Epilobium hirsutum*) wuchs hervor in seinem bestirnten Kardinalspurpur. Die zaghaften Rotspitzchen des Bembrechts (*Narthecium ossifragum*), der raffinierte Schador des Mittleren Wegerichs (*Plantago media*), die klingenden weißen Schellen des Nickenden Wintergrüns (*Ortilia secundo*) und die tuschelnden Häubchen des Gescheckten Eisenhuts (*Aconitum variegatum*), die blauen Augen der Gemeinen Wegwarte (*Cichorium intybus*) blickten mich an und die goldenen des Leberblümchens ...

»*Hepatica nobilis* ...«

»Danke, Luigi«, sagte ich. »Das reicht als Pensum für heute. Wir gehen es später noch einmal durch.«

Die meisten dieser schönen fragilen Geschöpfe hatten sich längst aus der Wirklichkeit verabschiedet. Manche waren bereits im 20. Jahrhundert ausgestorben, viele hatte der Schrecken des 21. dahingerafft. So viele Tote – ausgeknipst, für immer verloren. Der Scarabeo zauberte sie aus alten Pflanzenbüchern hervor, aus botanischen Fachwerken und Enzyklopädien und ließ sie in detailgenauen Holographien vor mir erstehen, pflückte sie für mich im Hortulus des Walahfrid Strabo und mit Beslers Hilfe in den Gärten des Johann Conrad Freiherr von Gemmingen, einst

Fürstbischof von Eichstätt.

Ob Sarah nun auch mit so einem Ding arbeitete? Wahrscheinlich brauchte sie das nicht, weil sie schon immer alles besser wußte. Was wohl aus ihr geworden war? Wahrscheinlich war sie längst in ihre Heimat zurückgekehrt, hatte einen Lehrstuhl oder leitete ein Institut. Ich nahm mir vor, nach ihrer Website suchen zu lassen, konnte mich aber nicht an ihren Nachnamen erinnern.

\*

Dr. Mondoloni war ein freundlicher, rücksichtsvoller und leiser Mann – Mitte Dreißig. Er war einen Kopf größer als ich, schlank und fast kahl. Den Rest seiner Haare hatte er millimeterkurz schneiden lassen. Seine dichten dunklen Brauen lagen wie Raupen über zwei sanft blickenden dunkelbraunen Augen.

»Er ist schwul«, sagte Marco, der viel mit ihm zu tun hatte, weil man ihm in Form von Intensivbehandlungen scheffelweise mittelalterliche Dialekte ins Gehirn stopfte.

Ich zuckte die Achseln.

»Herrgott, da kann man doch heute was dagegen tun«, entfuhr es Marco.

»Weshalb sollte er«, erwiderte ich. »Ich mag ihn so, wie er ist.«

Dr. Mondolonis Sprachlabor befand sich im Keller

des Altbaus vorne am Fondamento. Durchs Fenster hörte man Kindergeschrei und das Tuckern der Kähne auf dem Rio San Giustino. Er hätte mein IKom abfragen können, ohne mir etwas zu sagen, aber das wäre ihm unhöflich erschienen, so wie ich ihn einschätzte. Er setzte sich mir gegenüber auf einen Stuhl, lächelte mir aufmunternd zu, nahm einen Schreibblock und einen Kugelschreiber zur Hand, befragte mich und machte sich Notizen.

»Haben Sie schon mit Dream Screens gearbeitet, Signorina Domenica?« fragte er mit leiser Stimme.

»Noch nie. Ich wußte gar nicht, daß es so etwas gibt.«

Er hob die dichten schwarzen Augenbrauen und nickte. »Es handelt sich um eine Art Wachträume und beruht, wie viele Interface-Techniken heute, auf simulierter Stimulation von Sinneseindrücken, Sim-Stim genannt, also auf induzierten Erinnerungen an Erlebnisse, die Sie nicht selbst gehabt haben. Aber keine Angst, ich werde nicht auf unverantwortliche Weise in Ihrem Gedächtnis herumpfuschen. Meine Aufgabe ist es, Ihnen Sprachkenntnisse zu vermitteln. Sie werden nach ein paar Sitzungen das Gefühl haben, als würden verschüttete Kindheitserinnerungen wieder zugänglich. Und diese Erinnerungen sind an sprachliche Erinnerungen gekoppelt. Es wird für Sie so sein, als wären Sie als kleines Kind in einem anderen Sprachraum aufgewachsen, als hätten sie

diese Sprache auf natürliche Weise gelernt, aber inzwischen wieder vergessen. Und plötzlich setzt die Erinnerung wieder ein.«

Ich mußte mich auf einer schmalen Liege ausstrecken, und Dr. Mondoloni befestigte mir Elektroden an Stirn und Schläfen. Die Berührungen seiner Finger war so behutsam und sanft, als streiften mich Daunen. Ich blickte bang hinauf zur Kuppel seines Schädels. An die hundert lebendige und tote Sprachen waren darin abgelegt, hatte Marco versichert. Die dicken schwarzen Raupen seiner Augenbrauen krochen aufeinander zu, hoben sich, senkten sich, krümmten sich, wichen voreinander zurück und näherten sich von neuem wie in einem bizarren Liebespiel – reduziert auf ein streng spiegelbildlich arrangiertes Ballett. Er bemerkte meinen Blick und lächelte.

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Einkaufsbummel in Amsterdam, Signorina Domenica.«

»Wie meinen Sie das ...?« fragte ich noch, dann ...

\*

Ich stand auf dem Noordermarkt, einen Einkaufskorb am Arm, wie ihn Mutter mir immer mitgab. Die Uhr am Kirchturm gegenüber schlug zweimal – halb zwölf also. Ich war spät dran. Ich ging an den auf der Seite der Prinsengracht gelegenen Ständen mit Ge-

flügel und Käse entlang zum Nordende des Platzes, wo die Gemüse- und Obsthändler ihre Waren anboten. Die Stände waren schon halb leer gekauft. Fasziniert blieb ich vor den Blumenständen stehen. Diese geballte Leuchtkraft der Astern: Gelb, Orange, Rot und Braun – ausklingende Fröhlichkeit des Sommers. Ein letztes Aufgebot von Wärme und bereits ein herbstlicher Duft von Schwere und Feuchtigkeit, von Reife.

Ich wußte, daß die Frau, deren Stand vor der Kirche zu finden war, immer die größte Auswahl an Äpfeln hatte. Sie zog ihre kräftigen roten Hände unter der grünen Schürze hervor und wandte sich mir zu.

»Kan ik u helpen?« fragte sie.

»Ik wil appels kopen. Welke zijn goed?«

»Ik heb nieuwe Elstars.«

»Geeft u mij maar een kilo.«

Die Marktfrau klaubte die Apfel in die Tüte und wog sie ab. Ich legte die Tüte in den Korb und bezahlte.

»U spreekt mijn taal absoluut perfekt. Waar heeft u dat geleerd?« fragte sie mich. Man sah es mir also an, daß ich nicht aus dieser Gegend stammte.

»Datzelfde zou ik u kunnen vragen«, erwiderte ich und war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob wir uns zuvor auf holländisch oder italienisch verständigt hatten.

Ein Papagei schrie: »Kan ik u helpen?«

Neben dem Obststand hatte ein Schausteller sein Zelt aufgebaut. Davor stand eine Drehorgel, auf welcher der Papagei angekettet saß. Ein Junge in Latzhosen, der trotz der bereits herbstlichen Kühle barfuß ging, trug eine Kiste Äpfel durch den Zelteingang, aus dem in dem Moment der Schausteller trat. Er war wie ein Clown geschminkt, trug ein grob schwarzweiß kariertes Hemd, eine buntscheckige Weste und eine Pumphose aus schwarzem Samt, mit breiten Hosenträgern aus dem gleichen Material.

Der Schausteller ging an die Drehorgel und setzte sie in Bewegung. Eine volkstümliche Melodie begann zu schrillen. »Kan ik u helpen?« schrie der Papagei und trippelte auf seiner Stange beiseite. Der Mann kam mir seltsam bekannt vor und neugierig ging ich auf ihn zu. Er wandte das Gesicht halb ab, doch ich sah deutlich, daß sich an der Schläfe unter der kreideweißen Schminke das kleine schlanke Kreuz abhob, das er unter der Haut trug.

»Signore Falcotti!« entfuhr es mir. »Wie ist das möglich?«

Er drehte weiter an der Kurbel und blickte mich dabei mit seinen schwarzumrandeten Augen an. Ein Lächeln verzog seinen großen, grellrot geschminkten Mund. »Sie haben mich gleich erkannt?« fragte er.

»Ja.«

Der Junge schleppte eine weitere Kiste Äpfel ins Zelt. Seine Beine waren braungebrannt, seine Füße

schmutzig. Er griff sich einen Apfel heraus, warf ihn zwischen den Händen drei-, viermal hin und her, zwinkert mir verschwörerisch zu und biß hinein.

Ich wußte in jedem Moment, daß alles um mich herum nicht Wirklichkeit war. Mir schien eher, als spielte ich in einem Theaterstück mit, stünde auf der Bühne oder in einer Filmkulisse, aber es existierte kein Text- oder Drehbuch. Es war alles so absurd. Die Drehorgel war verstummt.

»Gehen wir rein«, sagte Falcotti und hielt die Platte am Eingang hoch, um mich einzulassen. In der Mitte des Zeltes stand ein Holztisch, auf dem der Junge sechs oder sieben Kisten voller Apfel abgestellt hatte.

Ich fühlte mich an meine frühe Kindheit erinnert: Hinter meinem Elternhaus erstreckte sich ein großer Garten mit einigen Apfelbäumen. Einer davon stand nahe beim Haus, und seine Äste ragten über das Geländer des Balkons im ersten Stock. Zur Blütezeit schwärmten die Bienen zu Tausenden um die Bäume, und die Blüten waren voll von diesen summennden Insekten. In einem unbeaufsichtigten Augenblick war ich, damals zwei oder drei Jahre alt, durch die Tür vom Schlafzimmer meiner Eltern auf den Balkon hinausgegangen, hatte arglos nach den Blüten gegrabscht und war prompt von einer Biene gestochen worden. Der Schreck über den plötzlichen, unerwarteten Schmerz war elementar – wie ein starker

Stromschlag. Entsetzt rannte ich ins Zimmer, verhedderte mich in den Stores an der Tür und fiel hin. Mein Vater stand vor dem Spiegelschrank. Mit einem Blick erfaßte er die Situation, eilte zu mir, hob mich hoch und drückte mich an seine Brust. Ich konnte nicht sprechen, nicht einmal schreien. »Es wird gleich wieder gut, mein Kleines«, sagte er dicht an meinem Ohr. »Es wird gleich wieder gut.«

Es wurde nicht gleich wieder gut. Ein Notarztwagen brachte mich ins Krankenhaus, weil ich mit einem anaphylaktischen Schock reagierte. Fast wäre ich gestorben, hatte mir mein Vater später erzählt. Als Kind verstand ich nicht, was der Tod bedeutet, aber das Entsetzen, das wie ein spitzer Keil bis in mein Innerstes drang und mich erstarren ließ, daß ich nicht einmal schrie, steckte tief in meiner Seele. Ich hatte zum ersten Mal kreatürliche Angst gespürt. So muß der Tod sein, der dich plötzlich anspringt, sagte ich mir später oft. Und seither schnürte es mir immer die Kehle zu, wenn ich Bienen oder Wespen in meiner Nähe sah.

Falcotti musterte mich abwartend.

»Sie sehen lustig aus«, log ich.

»Finden Sie?«

Sein Haar war mit Gel versteift und stand in Zaken ab. Die bunte, mit Flickbenähte Weste war schäbig, und der speckige Stehkragen des Hemds war unterm Ohr eingerissen. Er hob Entschuldigung

heischend die Schultern.

»Als Psychologe ist man gezwungen, zuweilen seltsame Rollen zu übernehmen. In Ihrem Fall habe ich es aber gern getan«, sagte er und zerrte mit zwei Fingern an der geschminkten Unterlippe.

»Was meinen Sie damit?«

Falcotti betrachtete schweigend die geröteten Fingerkuppen. Seine dunklen Augen blickten durch die weiße Schminke wie durch die Gucklöcher einer Maske. Da bemerkte ich, daß er den Bart abrasiert hatte. Er nahm ein kleines gekrümmtes Messer zur Hand, ergriff einen der Äpfel und schnitt ihn auseinander. Plötzlich war seine Hand und sein Unterarm mit Bienen bedeckt, die auf seiner Haut durcheinanderwimmelten.

»Vorsicht!« schrie ich entsetzt.

Falcotti betrachtete seine Hand. Das Gekrabbel schien ihn nicht im mindesten zu stören.

»Sie tun mir nichts«, versicherte er.

»Waren die Biester in dem Apfel drin?« fragte ich verblüfft.

»Nein, in der Blüte«, erwiderte er.

»Nun ja, aber ...«

»Ich weiß: Sie meinen, das ist eine Weile her. Die Zeit dazwischen – das erscheint Ihnen rätselhaft. Aber es gibt eine Erklärung. Ich werde sie Ihnen geben, aber ich muß Sie bitten, darüber absolutes Stillschweigen zu bewahren.«

Eine Biene kroch ihm über die Wange. Er streifte sie ab. Plötzlich waren die Bienen durch irgend etwas beunruhigt und fingen an zu schwärmen. Ihr drohendes Summen erfüllte das Zelt. Ich machte auf dem Absatz kehrt, rannte hinaus und prallte gegen die Drehorgel. Sie fing an zu spielen ...

Da zerfiel die Welt, verformte sich zu einer polierten metallischen Röhre, in der sich Schatten vierdimensionaler Gestalten bewegten.

»Kann ik u helpen?« schrie der Papagei, aber er hatte sich bereits aufgelöst, wie die Kette, die Drehorgel, der ganze Noordermarkt.

\*

Langsam kam ich zu mir und verspürte pochende Kopfschmerzen. Ich hörte Stimmen, Menschen, die lachten und miteinander schwatzten, aber so leise, daß ich kein Wort verstand. Eine Kirchturmuhren schlug an der Grenze der Hörbarkeit.

Ich fuhr mit den Händen über die Stirn, um die schmerzenden Schläfen zu massieren – und griff in eine Spinnweben von Elektroden, die sich unter der Berührung zurückzogen wie beinahe substanzlose unterseeische Lebewesen. Die Stimmen verschwanden. Irgendwie schien ich einen Alarm ausgelöst zu haben, denn das Gesicht Dr. Mondolonis tauchte am Eingang der Röhre auf.

»Alles in Ordnung?« fragte er und schob die röhrenförmige Apparatur zurück.

»Kann ich nicht sagen«, murmelte ich. »Em bißchen Kopfschmerzen.«

»Das ist normal«, erklärte er, sprühte eine ätherische Substanz auf seine Fingerkuppen und begann mit kreisenden Bewegungen meine Stirn und die Schläfen zu massieren, während seine Raupenbrauen ihr Paarungsritual wieder aufnahmen. Ich konnte ihnen nicht zusehen und schloß die Augen. In Sekundenschnelle löste sich der Schmerz auf, aber ich genoß die Berührung seiner Finger.

»Das war schon komisch«, sagte ich.

»Komisch?«

»Ja, eine groteske Situation.«

Dr. Mondoloni hielt inne und richtete sich auf. Ich erhob mich ebenfalls und zupfte meine Frisur zurecht.

»Können wir morgen wieder eine Sitzung machen? Es ist besser, wenn wir anfangs ...«

»Wenn Sie mir versprechen, nicht wieder Bienen auf mich loszulassen, Doktor.«

»Bienen?« fragte er sichtlich verblüfft.

Er hielt den Chip, den er der Konsole entnommen hatte, gegen das Licht, als könnte er darin ein Insekt entdecken, eingeschlossen wie in einem Bernstein.

»Sagen Sie bloß, das wüßten Sie nicht.«

»Nein, das weiß ich wirklich nicht«, betonte Mon-

doloni und räusperte sich verlegen. »Das hat nicht unmittelbar mit der Sprachlektion zu tun, Signorina Domenica. Es handelt sich um eine Art Impfung für Ihre Ausbildung – individuell zugeschnitten und vom Chef persönlich zusammengestellt. Ich kenne die Rezeptur nicht. Ich weiß nur, daß sie Ihrem Schutz dient.«

»Sie hatten mir versprochen, nicht in meinem Gehirn herumzupfuschen.«

»Davon kann auch gar keine Rede sein«, sagte er und schaute mich treuherzig mit seinen sanften, traurigen Augen an. »Wir haben lediglich Ihre eigenen Abwehrkräfte mobilisiert. Ihre Erinnerungen wurden aufgerufen und verstärkt, die sie irgendwann auf natürliche Weise erworben haben und die in Ihnen schlummerten.«

»Hm. Das kann man wohl sagen« – ich blickte ihn nachdenklich an – »Eine Art Blockierung?«

»Eher eine Konditionierung. Sie ist leider notwendig.«

»Erhält die jeder?«

»Selbstverständlich. Sie ist Voraussetzung, wenn man hier am Institut arbeitet.«

Ich zog meinen Anorak an. Er beeilte sich, mir hineinzuhelfen.

»Also dann, bis morgen. Ohne Bienen, Doktor. Ich verlasse mich auf Ihr Wort. Ich hasse nämlich diese Biester.«

»Das dachte ich mir schon«, erwiderte Dr. Mondoloni traurig lächelnd.

\*

»Da schmeißt der dämliche Kerl die Benzinflasche um. Natürlich hat es sich sofort entzündet. Im Nu stand alles in Flammen, und auf dem Tisch lag kilo-weise Sprengstoff herum. ›Raus hier!‹ schrie ich. ›Raus!‹ Aber der glotzte mich nur erschrocken und total begriffsstutzig an. Ich packte ihn an der Schulter, stieß ihn aus dem Zelt und warf mich zu Boden. In dem Moment krachte es auch schon. Das Zelt löste sich auf. Brennende Fetzen flogen über den ganzen Platz und landeten auf den Marktständen ringsum und auf dem Pflaster ... Puh!«

Renata betrachtete ihre verstümmelte Hand, als müßte sie nachsehen, ob sie nicht neuerlich Verletzungen davongetragen hatte.

»Ganz schön raffiniert, dieser alte Fuchs«, sagte sie.

»Ishida? Da kannst du Gift drauf nehmen«, bestätigte ich.

Renata nickte.

»Tiefsitzende Ängste. Bei dir sind es Bienen, bei mir Feuer, Explosionen. Der Halunke hat uns eine Gehirnwäsche verpaßt.«

»Mondoloni sprach von einer notwendigen Konditionierung.«

»Das ist nur ein anderer Ausdruck dafür. Aber wofür wurden wir konditioniert?«

»Das werden wir sicher bald feststellen.«

# III Der Henker am Ponte del Paradiso

»WIE DAS SICHTBARE ABER IN WAHRHEIT IST, DAS SIEHST DU NICHT; DAS GLEICHE GILT VOM GEHÖR UND VON DEN ANDEREN SINNEN (...) DARUM IST VON SINNEN, WER DA GLAUBT, ER WISSE ETWAS IN DER WAHRHEIT UND DABEI VON DER WAHRHEIT GAR KEIN WISSEN HAT.«

*Nicolaus Cusanus*

Von meinem Balkon aus hatte ich einen herrlichen Blick nach Nordwesten. Im Vordergrund lag die Isola di San Michèle, die im seichten Wasser der Lagune für die Ewigkeit auf Grund gelaufen war. Dahinter, in der Ferne, ragten die hellen Gipfel der Karnischen Alpen auf; sie schwammen über dem Dunst der Ebene wie eine Flotte unter vollen Segeln.

Vom Institut zum Campo Santi Giovanni e Paolo vor der mächtigen Backsteinkirche und dem Ospedale waren es zu Fuß durch schmale Gassen und über kleine Plätze sieben oder acht Minuten; von dort noch mal zwölf bis fünfzehn bis San Marco.

Marcello und Kazuichi waren mitgekommen. Treppauf, treppab trabten wir über Brückchen, mal links, mal rechts – Kazuichi voran, mit geradezu

schlafwandlerischer Sicherheit.

»Reingepfiffen?« fragte ich ihn. »Den Stadtplan, meine ich.«

Er blieb stehen und hob den kleinen Finger. Er sah fettig aus, als hätte er ihn in Öl getaucht. Kazuichi drehte den Körper nach rechts – der Finger spreizte sich nach links ab. Er drehte den Körper nach links – der Finger behielt die Richtung bei und kroch unter den Ringfinger.

»Funktioniert er als Kompaß?« fragte ich.

Kazuichi schüttelte lachend den Kopf.

»Nein, das ist mein Pilot. Mein Pathfinder. Der kennt sich in jeder Stadt aus, wenn ich die Daten vom Satelliten abrufe.«

Er deutete vage zum südlichen Himmel hinauf.

»Nanotechnik?«

»Ja, vibrotaktile Induktion«, bestätigte er.

»Darf ich mal anfassen?«

Kazuichis Finger fühlte sich überhaupt nicht fettig an. Eher wie glasiert – und heiß, als wären in der Schicht auf der Haut emsige Aktivitäten im Gange.

»Smartdust?« fragte Renata.

Kazuichi nickte.

Marcello inspizierte den Finger mißtrauisch. Seine frisch gewaschenen schwarzen Ringellöckchen glänzten. Er schüttelte den Kopf. »Sachen gibt's.«

»Das ist noch gar nichts«, sagte Kazuichi. »Ihr werdet hier noch ganz andere Dinge kennenlernen.

Ihr werdet top ausgerüstet sein, wenn ihr zu euren Exkursionen ausrückt.«

»Und wo wird es hingehen?« versuchte ich auf den Busch zu klopfen. »Das weiß ich nicht«, sagte er. »Das wird man euch in Amsterdam sagen. Von dort aus finden alle botanischen Aktivitäten statt. Hier in Venedig gibt es in dieser Hinsicht nichts. Wir arbeiten hier gewissermaßen nur für den Hausgebrauch.«

»Und von Amsterdam aus – geht's da in alle Welt?«

»Ja, auch in alle Welt. Aber vorher müßt ihr lernen, euch im Gelände zu bewegen, das wir für euch schaffen. Das ist unsere Aufgabe.«

Mir fiel Sarah ein. Sie hatte das Gelände sondieren können wie niemand sonst – das natürliche Gelände.

»Holographisches Gelände?«

»Ja, ja.« – Er nickte nachdrücklich. – »Wir arbeiten an der wirklichen Wirklichkeit, der universalen Realität. Und ihr müßt euch absolut sicher darin bewegen können, damit ihr uns nicht verlorengeht. Absolut sicher.«

»Wie dein Finger hier in der Stadt.«

»Ha! Wie in jeder Stadt«, erwiderte er und kicherte.

Marcello starrte blaß und etwas angewidert auf den irisierenden Finger, der ein rätselhaftes Eigenleben zu führen schien.

Renata hatte mich gewarnt. »San Marco erschlägt dich«, hatte sie gesagt. »Du mußt die Details ins Auge fassen. Wo du auch immer hinblickst, siehst du Schönheit, perfekte Handwerkskunst, liebevoll Gestaltetes und phantasievoll Komponiertes.«

Wir schlenderten durch die Merceria Orologia, und plötzlich hatten wir sie vor uns.

Sie erschlug mich mit ihrer überladenen Pracht, wie nur unermeßlicher Reichtum sie aufbieten kann. Eine überquellende Schatztruhe, vollgestopft mit den Beutestücken zahlloser Raubzüge, eine aufgedonnerterte, mit Schmuck überhäufte Piratenbraut, der man zum Spaß noch vier Pferde ins Dekollete gesteckt hatte.

Ich blieb stehen und hielt den Atem an. Die Präsenz dieser Basilika war überwältigend.

Renata, die ebenfalls stehengeblieben war, nickte mir lächelnd zu.

»Ich habe dich gewarnt«, sagte sie.

Kazuichi war vorausgegangen und steuerte auf ein Café namens *Chioggia* auf der Piazzale gegenüber dem Palazzo Ducale zu, wo an einem Tisch zwei Japaner und drei Westeuropäer saßen und diskutierten. Ein hochgewachsener rothaariger Mann – wohl Mitte bis Ende dreißig – schien der Wortführer zu sein.

Kazuichi trat an den Tisch und machte Anstalten, uns vorzustellen; da drehte sich der Rothaarige um, stand auf, kam auf mich zugeeilt und schloß mich in die Arme, als wären wir alte Freunde.

»Hallo, Domenica. Wie geht's dir?«

Ich versteifte mich.

»He. Moment mal«, sagte ich etwas ärgerlich, weil ich solche Annäherungen noch nie ausstehen konnte.

»Kennen wir uns überhaupt?«

»Oh«, sagte er verlegen mit unverkennbar holländischem Akzent und rieb sich das rotstoppelige Kinn.

»Was nicht ist, kann ja noch werden.«

Ach, von der Sorte bist du also, dachte ich. Nein, mein Lieber, wir sind uns noch nie begegnet. Daran würde ich mich erinnern. Fast wäre ich allerdings darauf reingefallen, so ehrlich hörte sich das an.

Er streckte mir seine große schmale Hand entgegen. Einen Moment lang zögerte ich, dann ergriff ich sie.

»Wie ich heiße, wissen Sie offenbar schon. Wie ist Ihr Name?«

»Das ist Frans van Hooft«, sagte Kazuichi.

»Einfach Frans«, sagte er und grinste mich an.

Er tat immer noch so, als wären wir alte Bekannte.

»Frans arbeitet auch an unserem Institut«, fuhr Kazuichi fort. »Wenn er die Zeit dazu findet.«

Dann stellte er die anderen am Tisch vor. Die beiden Europäer waren ebenfalls Holländer, der eine

vom Christiaan-Huygens-Institut in Den Haag, der andere vom ›CIA‹, das Ernesto erwähnt hatte. Die beiden Japaner am Tisch schienen vom hiesigen NNTR zu sein.

»Manchmal bin ich ... äh ... ein bißchen unüberlegt«, sagte Frans entschuldigend und schob noch einen Tisch und Stühle heran, damit wir uns zu den anderen setzen konnten.

»Wir sind uns noch nicht begegnet, nicht wahr?« vergewisserte ich mich.

»Wer weiß?« sagte er. »Es ist oft merkwürdig. Die Zeiten bringen es manchmal so mit sich.«

»Die Zeiten?«

Er wiegte den Kopf.

»Verzeih mir, Domenica. Das ist ein Scherz. Okay?«

»Wir können beim Du bleiben, ich habe nichts dagegen«, sagte ich.

»Das sind wir doch alle hier, wenn ich das richtig verstanden habe.

Aber erlaub mir eine Frage: Machst du das immer auf die Art?«

»Immer«, versicherte er.

»Das paßt aber nicht zu dir. Ehrlich.«

»Ich habe mir nichts dabei gedacht. Weißt du, Holland ist klein. Da kennt jeder jeden«, sagte er, sichtlich um eine plausible Erklärung bemüht.

Ich musterte ihn, während er sich den anderen am

Tisch widmete. Frans sah wirklich gut aus; er war mehr als einen Kopf größer als ich, vielleicht einseunzig, hielt sich etwas gebückt, wie das häufig bei Menschen ist, die schon als Kind durch ihre überdurchschnittliche Länge auffallen, war schlank, fast mager, hatte graugrüne Augen und halblanges rötlichblondes Haar. Sein Händedruck hatte sich gut angefühlt – warm und kräftig, irgendwie vertrauenerweckend. Er war mir nicht unsympathisch, im Gegenteil, aber irgend etwas stimmte nicht mit ihm. Seine Begrüßung war ehrlich und spontan gewesen. Trotzdem ... ich war mir völlig sicher, ihn noch nie gesehen zu haben, und dennoch schien er mir irgendwie vertraut. Wie war das möglich? Mich überkam ein Gefühl der Unsicherheit. Hol's der Teufel, sagte ich mir, der Bursche hat es doch tatsächlich geschafft, daß ich mir Gedanken über ihn mache.

»Was wollt ihr trinken?« fragte er, als der Kellner erschien. »Geht auf Kosten der Stadt.«

»Wieso das?« fragte ich Kazuichi.

»Wenn Frans nicht für uns unterwegs ist, arbeitet er für die Stadt. Unser Institut hilft dabei, das alte Venedig in neuem Glanz erstehen zu lassen. Restau-ro e Risanamento Conservative«, erklärte er pathetisch. »Dafür werden internationale Gelder zur Verfügung gestellt. Venedig ist seit Jahrhunderten pleite. Aber es lebt sich gut hier.« Ich bestellte mir einen Campari Soda mit Eis. Auf dem Tisch lag ein halbes

Dutzend Plastikbeutel, die mit handbeschriebenen Etiketten versehen waren. *Larix*, las ich und *Quercus Ilex*. In den Beuteln waren Holzstückchen und -späne sowie kleine Brocken Baumrinde. Einer der beiden anderen Japaner am Tisch – höflich, aber ziemlich schweigsam – raffte sie zusammen und ließ sie in der Aktentasche verschwinden, als er mein Interesse bemerkte. Er gab vor, rasch Platz zu machen, weil der Kellner mit unseren Getränken kam. Dann tranken beide ihre Kaffeetassen leer, standen auf, verabschiedeten sich mit einem Kopfnicken und gingen. Kazuichi rief ihnen etwas auf japanisch nach.

»Sind die beiden auch am Institut tätig?« fragte ich.

Kazuichi schüttelte den Kopf.

»Nein, sie gehören zwar auch zum NNTR, befassen sich aber mit angewandter Nanotechnik und arbeiten an den Fundamenten.«

»Am allerwichtigsten«, sagte Frans eben zu seinen Landsleuten, »ist es, sich die relevanten Details gut einzuprägen. Möglichst unverwechselbare Details. Seht ihr die zinnenartigen Hauptgesimse da oben auf der Dachkante des Palazzo Ducale?« fragte er und deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Wie viele sind es?«

»Sechsenddreißig«, sagte der eine Holländer, den er als Kees vorgestellt hatte.

»Ja, sechsenddreißig«, sagte der andere – er hieß

Laurens –, der ebenfalls hinaufgeblickt und stumm gezählt hatte.

»Falsch!« sagte Frans triumphierend. »Wettet jemand dagegen?«

Die beiden sahen sich irritiert an.

»Ihr habt beide gleich zwei Fehler gemacht. Ihr habt die Zinnen auf der linken Seite bis zum Giebel abgezählt – achtzehn – und dann einfach aufs Doppelte extrapoliert. Ihr hättet aber alle Zinnen abzählen müssen. Es sind nämlich siebenunddreißig und nicht sechsunddreißig. Auf der rechten Seite ist es eine mehr.«

Alle blickten nach oben und zählten nach. Ich ebenfalls. Tatsächlich, er hatte recht. Links, zwischen dem zierlichen Ecktürmchen und dem Giebel über dem Löwen, der seine Pranke in einen Folianten geschlagen hatte, und einem knienden Männlein davor: achtzehn; rechts davon: neunzehn.

»Wieso zwei Fehler?« fragte Kees stirnrunzelnd.

Frans wandte sich ihm zu und entgegnete: »Die wahre Meisterschaft in der Architektur liegt nicht in der Symmetrie, sondern in der geringfügigen Abweichung davon. Manche behaupten, darin unterscheide sich das menschliche Maß vom mathematisch-physikalischen. Das stimmt aber nicht. Die Symmetriebrechung gehört zu den konstituierenden Grundbedingungen des Universums. Ohne sie gäbe es unseren Kosmos gar nicht, er wäre eine Nanosekunde

nach seiner Entstehung zu Energie zerstoßen und wieder im Quantenozean versunken.«

»Wie das?« murmelte Marcello überrascht.

»Das stimmt«, sagte ich.

Frans sah mich lächelnd an und nickte.

»Erst im ausgehenden 20. Jahrhundert haben Physiker das herausgefunden«, sagte er. »Die Künstler hingegen scheinen es schon immer gewußt zu haben. An den Bauten berühmter Architekten wirst du immer solche subtilen unsymmetrischen Eigenwilligkeiten finden. Du mußt nur genau hinsehen.« – Er lehnte sich zurück. – »Ich habe damit keine Schwierigkeiten. Der liebe Gott – oder die Gene meiner Eltern – haben mich mit einem fotografischen Gedächtnis ausgestattet. Deshalb setzt man mich ja als eine Art reisender Fotoapparat ein. Und das wird auch der Job sein, für den ihr ausgebildet werdet«, setzte er an alle gewandt hinzu. »Ihr müßt euch immer eure unmittelbare Umgebung genau einprägen. Euer Leben kann davon abhängen.«

Renata schaute mich an und schüttelte fragend den Kopf.

»Genau dasselbe hat Falcotti zu mir gesagt«, sagte ich zu ihr gewandt. »Es scheint eine Voraussetzung für unseren Job zu sein. Orientierung im Gelände, meinte er.«

Kazuichi kicherte plötzlich. Fand er das etwa lustig? Frans blickte ernst drein. Wenn dieser Kerl,

dachte ich mir, mit seinem geschulten Auge und seinem fotografischen Gedächtnis tatsächlich glaubte, mir schon begegnet zu sein, dann ... Unsinn, es war also doch nur eine charmante Anmache gewesen. Ein Scherz.

»Kennst du Venedig?« fragte er mich.

»Nein, ich war noch nie hier. Schande, nicht wahr?«

»Heute ist das alles nicht mehr so leicht wie noch vor dreißig Jahren. Die Freizügigkeit ist passé in Europa. Früher – ja, das war schön.«

»Du redest, als hättest du das noch erlebt.«

Er nickte.

Über San Giorgio erschien die prächtige rot-weißrote *Erzherzog Leopold* und fuhr über die Lagune auf ihrem Weg von Ragusa oder Triest nach Madrid oder Lissabon. Der schwarze Doppeladler spähte drohend herab. Vom Bug und den beiden Fahrgastgondeln hingen lange, schmale Wimpel, die sich im Wind bauschten. Die Turbinen winselten mit voller Kraft.

»Venedig ist eine schöne Stadt«, sagte Frans seufzend.

»Und soll noch schöner werden, wie ich hörte«, warf ich ein. Er hob Schultern und Hände, als wehre er ein Kompliment ab, das ihm persönlich gegolten hätte.

»Wir tun alle unser Bestes.«

Er neigte den Kopf und lächelte mir zu.

»Wenn ich dir bei der Erkundung behilflich sein darf? Es wäre mir ein Vergnügen, Domenica.«

Ich schenkte ihm ein wohldosiertes Lächeln und erwiderte: »Das ist ein Vorschlag, dem ich nicht widerstehen kann.«

»Dann werden wir uns in den nächsten Tagen daranmachen, sobald uns Professor Ishida Zeit dazu läßt.«

»Frans kennt die Stadt wie kein anderer«, versicherte Kazuichi. »Er war von Anfang an dabei als ... äh ... Berater für historische Fragen ...«

Er brach ab, als Frans sich räusperte, und lächelte plötzlich etwas gequält.

»Hast du Kunstgeschichte studiert?« fragte ich.

Frans warf Laurens und Kees einen hilfesuchenden Blick zu.

»Eigentlich weniger«, entgegnete er. »Eher ... hm ... historischtechnisch. Architekturgeschichte ... in die Richtung.«

»Frans hat sich auf Hölzer spezialisiert«, erklärte Kees, der junge Mann vom CIA. »Unter uns befinden sich nämlich Millionen und Abermillionen Baumstämme. Hölzer aus einem Umkreis von mehr als tausend Kilometern – aus den Venetianer Alpen, aus Slowenien, Istrien, Kroatien, Dalmatien, Albanien, die ganze Küste hinunter bis nach Griechenland. Ja sogar aus dem Taurusgebirge und dem Libanon. Eine Restaurierung der Fundamente kann nur Erfolg

haben, wenn wir genau wissen, um welche Hölzer es sich jeweils handelt, die beim Bau eines Palazzo oder eines Hauses verwendet wurden, damit die Nanos entsprechend programmiert werden können.«

»He, das interessiert mich«, warf ich ein. »Ich bin Botanikerin. Wie stellt ihr das fest? Die Stämme stecken doch seit Jahrhunderten im Schlamm.«

»Eher Geröll und Sand. Caranto nennen sie es hier.«

»Meinetwegen. – Sie müssen sich doch in Stadien zunehmenden Verfalls befinden. Das kann doch nur noch versteinertes oder verfaultes, salzdurchsetztes Gewebe sein.«

Frans fuhr sich unbehaglich mit der Hand über die Stirn und blies die Backen auf. »Es werden Proben ... äh ... heraufgeholt und analysiert.«

»Waren das solche Proben, die eure Kollegen mitgenommen haben?« Frans nickte.

»Wollt ihr uns auf den Arm nehmen oder was?« fuhr ich ärgerlich auf.

»Das war doch frisches Holz. Lärche und Steineiche.« Frans hob die Schultern, gab aber keine Antwort.

»Nein, nein«, beschwichtigte mich Laurens, der andere junge Holländer. »Das sind Proben vom gleichen Holz, das damals verwendet wurde. Die Molekularstruktur wird untersucht, das Genom entschlüsselt. Dann bauen die Japaner ihre kleinen schlaunen

Nanos, die sie auf die Fundamente loslassen, damit sie sie Zelle für Zelle restaurieren.«

»Ach so«, sagte Marcello.

Kazuichi hob seinen Pfadfinder-Finger und betrachtete ihn. Frans starrte auf die Tischplatte.

»Man wird euch das alles noch genau erklären«, sagte er. »Aber wir wollen Professor Ishida nicht vorgreifen. Das müßt ihr verstehen.«

\*

»Ich habe das Gefühl, daß man uns etwas Wichtiges verschweigt. Das macht mich ganz kribbelig. Immer wieder stoße ich auf merkwürdige Ungereimtheiten. Und man speist uns mit Andeutungen, ausweichenden Antworten und Lügen ab.«

Renata zog ihre letzten Linguine mit Muscheln in der Zitronensauce hin und her und spulte sie auf die Gabel.

»Sie haben Weisung, ihrem Guru nicht vorzugreifen. Frans hat es doch deutlich gesagt. Profesor Ishida wird es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich in unseren Aufgabenbereich einzuweisen, Gockel, der er ist. Er wird eine Show daraus machen, du wirst sehen.«

»Mein Gott, wir haben einen Vertrag geschlossen! Weshalb schenkt man uns nicht endlich reinen Wem ein?«

Renata hob die Schultern.

»Ich habe das Gefühl, daß wir immer noch getestet werden. Und wenn sie uns schon das Gehalt bezahlen, dann kann ich es abwarten, was dabei herauskommt.«

»Trotzdem ...«

Ich blickte zum Himmel. Es war schon dunkel, obwohl es noch früher Abend war. In der Ferne grollte Donner, Wind kam auf. Irgendwo klapperte ein loser Fensterladen. Ein Leintuch, losgerissen von einer hohen Wäscheleine zwischen den Fenstern, segelte über den Campo San Lio wie ein harpunierter Rochen und blieb flappend zwischen Drähten hängen.

»Wir zahlen mal besser«, schlug ich vor. »Weshalb buchen sie es nicht von unseren IKoms ab, wie sie es sonst überall machen?«

Renata lachte. »Nicht im *Olandesc Volante*, Domenica. Die nehmen nur Bargeld, wie vor hundert Jahren. Und schreiben die Rechnung noch mit der Hand. Gehört zum Image. Aber die Pasta machen sie auch noch von Hand, wie vor hundert Jahren.«

»Da habe ich nichts dagegen.«

Die anderen Gäste hatten schon das Weite oder Schutz im Innern des Lokals gesucht. Zwei Kellner bargen die Gedecke und das Besteck von den drei kurzen Tischreihen, die man zwischen dem Eingang und dem Pozzo auf dem kleinen Platz aufgebaut hat-

te. FREIHEIT FÜR FRIAUL UND ALTO ADIGE hatte jemand mit ungelenker Schrift und häßlichem Schwefelgelb auf den grauen Sandstein des Pozzo gesprüht. Ich winkte dem Kellner, legte das Geld auf die Tischdecke und beschwerte die Scheine mit dem Teller.

»Glaubst du, wir kommen noch trocken heim?«

»Wenn nicht, trinken wir auf dem Campo Formosa oder beim Colleone noch einen Espresso und warten ab, bis sich das Gewitter verzogen hat.«

Wir schafften es nicht. Als wir um die Ecke in der Salizada San Lio waren, brach das Unwetter los.

»Ich weiß eine Abkürzung!« schrie Renata durch das Platschen des Regens und rannte los. Ich hinterher, wieder um die Ecke und die Galle del Paradiso entlang. Über mir wurden eilig Läden zugeklappt und verriegelt. Vor mir war eine Treppe, Renata hatte sie bereits erklommen und eilte auf der anderen Seite hinab. Ich verlor sie aus den Augen. Über mir, schräg nach links abgekippt, quer über der Gasse, sah ich ein schlankes filigranes Dreieck aus Stein. Ich hastete die Treppe hinauf, blind vom Regen. Es war eine Brücke. Unter ihr das schwarze Wasser eines Kanals.

Plötzlich sah ich ein Gesicht – nur für den Sekundenbruchteil eines grellen Blitzes, dem unmittelbar ein kurzer knallender Donnerschlag und Dunkelheit folgten –, das schauerliche bärtige Gesicht eines

Henkers unter einem Turban, das mir gleichgültig entgegenblickte. Der Henker hob die Axt ...

Ich weiß nicht, ob ich vor Schreck aufgeschrien habe. Ich taumelte mit weichen Knien die Treppe hinunter, wagte nicht mehr aufzublicken, stolperte nach rechts, den Fondamento entlang und dann nach links durch eine enge Gasse hinaus auf den Campo Santa Maria Formosa.

Der Platz war menschenleer. Renata war nirgends zu sehen. Der Regen schlug Blasen in den Pfützen. Das *Café da Egidio*, das wir zum Ziel gehabt hatten, war unbeleuchtet. Plötzlich überfiel mich die Angst, durch ein Versehen vom Weg abgekommen und in einer fremden Welt gelandet zu sein. Ich blickte mich um. Niemand war zu sehen auf dem ausgedehnten Campo. Ich kam mir plötzlich vor wie der letzte Mensch auf diesem Planeten. Alle anderen hatten ihn verlassen. Auf das Blechdach vom Kiosk und die Plane des Vorbaus an dem Haus rechts von mir trommelte der Regen.

»Wo bleibst du?« rief Renata und tauchte unter dem Vordach des *Al Burchiello* auf.

Sie hatte sich eine Plastiktüte wie einen Dreispitz über den Kopf gezogen und winkte. Ich hetzte auf sie zu, voller Todesangst.

»Was ist passiert?«

Ich glitt in einer Pfütze aus. Sie fing mich auf. Wasser rann ihr übers Gesicht. Ich barg meins an ih-

rer Schulter und schluchzte, klammerte mich an ihr lest, als sei sie der letzte Halt in einem unbekanntem Universum.

»Was ist denn los mit dir, Domenica?«

»Ich bin meinem Henker begegnet«, keuchte ich.

»Deinem Henker?« fragte sie verständnislos.

Renata hielt mich mit ihren kleinen, kräftigen Händen fest und schob mich von sich, bis sie mir ins Gesicht sehen konnte.

»Er hob die Axt.«

»Du bist ja ganz durcheinander, Mädchen. Laß uns einen Grappa trinken.«

Der scharfe Geschmack tat gut. Allmählich kam ich zu mir und hörte auf zu zittern. Ich schloß die Augen und atmete tief durch.

»Das kann nur der Kopf über dem Tor am Ponte del Paradiso gewesen sein. Der schaut aber eher etwas doof als bedrohlich«, sagte Renata lachend. »Und wie soll er eine Axt heben? Es ist doch nur ein Kopf.«

»Er hob die Axt«, beharrte ich.

## IV Hexenbriefe

»DEN EVOLUTIONISTISCHEN HISTORISMUS AUF DEN PUNKT GEBRACHT: DIESE VERGANGENHEIT GEHÖRT NICHT ZU DEN VORFAHREN UNSERER GEGENWART.«

*Jeremias Wolf*

Der Kardinal zählte die Lederbehälter, die an den Tragsätteln der Packtiere befestigt waren. Er hatte in Brüssel modernstes astronomisches Gerät und in Löwen einige wissenschaftliche Handschriften erwerben können und sie für die Reise sorgfältig verpacken lassen. Beruhigt stellte er fest, daß noch alle vorhanden waren.

Der Morgen graute.

»Steht auf!« rief der Hauptmann der Stadtwache.

Drei dunkel gekleidete Gestalten, die neben der Landestelle gekauert hatten, erhoben sich. Ihre Kleider waren schmutzig, die Schläfenlocken kräuselten sich unter den Hüten hervor und hingen ihnen bis auf die Brust. Man hatte die drei Männer mit dünnen Ketten aneinandergefesselt, den älteren zwischen zwei jüngere. Sie trugen elendes Schuhwerk; einem lugten die Zehen unter der Kappe hervor. Zwei KJocken von der Stadtwache schoben sie mit ihren Piken vor sich her. Die drei Gefangenen musterten

die Waffen schweigend und teilnahmslos. Sie zitterten in der morgendlichen Kälte.

»Sie wissen seit mehr als zwanzig Jahren, daß sie sich nachts nicht in der Stadt aufhalten dürfen«, erklärte der Hauptmann niemand Bestimmtem, als müsse er sich ob seiner Amtshandlung entschuldigen, »aber sie versuchen es immer wieder.« Als keiner ihn beachtete, blaffte er: »Los! Oder muß ich euch Beine machen?«

»Du führst hier nicht das große Wort!« rief der Fährherr. »Die Fähre ist von Deutz. Wir Fährherren unterstehen nicht dem Rat der Stadt Köln, sondern dem Erzbischof. Merk dir das. Nimm den Männern die Ketten ab!«

In dem Moment kroch zwischen den Holzbohlen eine Ratte hervor, ein enorm großes Tier von ungewöhnlicher Farbe, eher grauweiß und rötlich gescheckt als graubraun. Schnüffelnd trippelte sie an den Rand des Stegs. Einer der Kloeken stieß mit der Pike nach ihr – eher spielerisch, nicht um sie aufzuspießen, sondern um sie zu verjagen. Wie der Blitz war die Ratte auf die Waffe gesprungen, hatte im Nu die Stange erklommen und fauchte eine Handbreit vom Gesicht des Kloeken entfernt: »Wag's nicht!«

Der Mann fuhr erschrocken zurück und warf den Spieß von sich. »Der Teufel!« schrie er, bleich vor Entsetzen, tat einen stolpernden Schritt zurück und plumpste auf den Hintern. »Der Teufel!« Die Pike

polterte zu Boden, und die Ratte verschwand zwischen den Bohlen über dem Wasser.

Der Kardinal drehte sich verwundert um. »Der Teufel?« fragte er neugierig und musterte den Mann, der auf dem Boden saß und mit schreckgeweiteten Augen um sich starrte.

»Entschuldigt, Eminenz«, sagte der Hauptmann und bedeutete dem Klocken mit einer schroffen Kopfbewegung, sich endlich aus seiner unwürdigen Haltung aufzurappeln, dann machte er sich daran, den Gefangenen die Ketten aufzuschließen und sie ihnen abzunehmen. Er warf sie sich mürrisch über die Schulter. Dann wandte er sich ab und spuckte in den Fluß.

Nicolaus musterte die Gefangenen, die den Vorfall mit der Ratte gar nicht bemerkt zu haben schienen. Sie machten einen apathischen Eindruck, während die Klocken sie mit ihren Piken auf die Fähre schoben. Er hatte die Vertreibung der Juden aus der Stadt gutgeheißen, aber die Maßnahme hatte nicht die Lösung gebracht, die man allgemein erhofft hatte. Der Streit zwischen dem Rat und dem Erzbistum schwelte weiter, und hussitisch beeinflusste Prediger heizten die gereizte Stimmung zwischen den Konfessionen und religiösen Strömungen immer wieder an. Das Wort Roms galt vielen nichts mehr. Niemand schien noch gehorchen zu wollen. Die Welt war in Auflösung begriffen.

Der Kardinal nickte seinem Reitknecht zu, die Pferde auf die Fähre zu führen. Die Hufe polterten über die Bohlen, und der Mann band die vier Tiere nebeneinander am Geländer fest. Sie waren unruhig und beäugten ängstlich das dahinschäumende dunkle Wasser des Flusses. Der Fährherr rief ein Kommando, und das plumpe, schwere Gefährt legte ab. Die Ruderknechte schoben es mit ihren langen Rudern weg von der schwankenden hölzernen Anlegestelle. Es begann sich zu drehen. Der Fluß führte bereits Hochwasser, obwohl erst Mitte März war. Im Schwarzwald und in den Vogesen hatte vermutlich Tauwetter eingesetzt.

»Rudert!« rief der Fährherr seinen Knechten zu. »Oder wollt ihr in Düsseldorf anlegen, statt in Deutz? Rudert!«

Der Kardinal wandte sich seinem jungen Begleiter zu, der auf dem dichten schulterlangen Haar ein blaues Barett trug, an das er sich, zum Zeichen seines Berufs, keck drei Schreibfedern gesteckt hatte.

»Nun?« fragte Nicolaus, um das schon länger unterbrochene Gespräch fortzusetzen. »Was tat sich sonst noch alles?«

»Mit Verlaub, Eminenz, was sollte sich in Köln schon viel ereignen?« fragte Geistleben, löste sein Felleisen von den Schultern und ließ es neben sich auf den Boden fallen. »Eine Handvoll römische Mönchlein ist angekommen, die aus Konstantinopel

geflohen sind, weil der Türke vor die Tore rückt. Sie lamentieren und fieseln vom Weltuntergang und schnorren und betteln um Pfründe. Ja, und man ist dabei, einem Hexlein den Prozeß zu machen. Aber davon hat man Euch sicherlich berichtet.«

»Mit keinem Wort«, entgegnete Nicolaus und schüttelte unmutig den Kopf. »Greift sie auch hier um sich, diese scheußliche Narretei, Frauen zu quälen und zu Tode zu bringen?«

»Ja, gewiß. Es wird allenthalben schlimmer. Die Menschen haben Angst vor den Ausgeburten des Antichrists, die an den Gliedern der Kirche nagen und sich tiefer und immer tiefer in ihr Herz fressen.«

»Was sind das für Reden, Geistleben? Nicht der Antichrist nagt, es nagt die Raffgier, es nagt die Eitelkeit, es nagt die Wollust im Fleisch unserer Brüder und Schwestern.«

»Nun, in der Tat, das ist Euer Geschäft, hoher Herr. Davon versteht Ihr wohl mehr ...«

»Wohl wahr.«

»Aber der Osten wird fallen, Eminenz. Das halbe Reich ...«

»Wär's anders zu erwarten? Ich sah's mit eignen Augen, Geistleben. Katakomben voller Schriften, angehäuft in Jahrhunderten, mit dem Wissen von Jahrtausenden aus aller Welt. Doch keiner liest's, kann's auch nur ordnen! Darüber das Rattengewimmel von Ränkeschmieden und hohlköpfigen Gelehr-

ten. Jeder nagt an jedem. Oftmals am eigenen Fleisch. Je nun, was Wunder, wenn die Feinde lauern? So ist's doch überall. Auch hier in unseren Landen. Es war oft schmerzlich, was ich sah auf meiner Reise nach Flandern und in die Niederlande. Es erfüllt mich mit Bitternis und Groll. Was allerdings den Erzbischof betrifft – wir sprachen uns täglich während des Konsiliums, doch er erwähnte mit keinem Wort, daß er einen Hexenprozeß will führen lassen.«

»Nun, Eminenz, er scheint sich gar nicht so sicher zu sein. Er möchte keinen Fehler machen. Schon einmal lag er im Zwist mit dem Papst, der Alte von Moers. Nach fast vierzig Jahren im Amt einfach exkommuniziert.«

»Das war Papst Eugen. Er nahm's ihm übel, weil er auf dem Konzil gegen ihn gestimmt hatte.«

»Doch war's eine tiefe Erschütterung für ihn auf seine alten Jahre.«

»Papst Nicolaus hat ihm sein Amt wiedergegeben. Ihm wird nichts mangeln.«

»Gewißlich nicht.«

»Als ich zu Weihnachten und auf Neujahr hier weilte, hörte ich gerüchteweise von einer Frau, bei der man eine wunderliche Sammlung von Kräutern gefunden habe. Ist's die nämliche?«

»Das ist sie.«

»Und man will einen Prozeß führen gegen sie?«

»Der Erzbischof hat Weisung und Beistand erbeten an höchster Stelle. Eine Kommission soll kommen aus Rom, den Fall zu prüfen, ob tatsächlich Teufelswerk im Spiel ...«

»Weshalb hat man die Frau nicht Urfehde schwören lassen und aus der Stadt verbannt, wie üblich?«

»Es wurden Hetzreden geführt. Ein junger Geistlicher war sehr rührig, ein Eiferer aus dem Schwäbischen, Bartolomäus von Dillingen ist sein Name – er ist Predikant an Sankt Maria im Kapitol. Die Leute nennen ihn den ›Hexenbartel‹. Mit Verlaub, Eminenz, ein übler Schnüffler. Er hat sie wochenlang auf Schritt und Tritt beobachtet. Nach seinen Predigten zieht jedesmal eine erregte Menschenmenge zum Alten Markt und fordert kurzen Prozeß. Sie wurde schließlich dem Greven übergeben, denn der Erzbischof besteht auf der Hauptgerichtsbarkeit, wie es das Gesetz will. Er hat sie verhören lassen. Man hat sie für schuldig befunden, aber er unternimmt nichts. Er wartet ab.«

»Was haben die Verhöre erbracht?«

»Ein Knecht, der ihr im Sommer an der Mosel begegnet war, sagte aus, sie habe ihn, ohne ihn zu berühren, mit Hilfe von Teufelskraft mit solcher Macht zu Boden geworfen, daß er am ganzen Körper grün und blau gewesen sei und wochenlang Schmerzen in der Brust gespürt habe. Er habe ein Lachen gehört, das wie das Meckern eines Bocks geklungen habe,

und deutlich sei der Gestank von Schwefel zu riechen gewesen. Eine Bürgerin, bei der sie wohnte, sagte aus, sie habe ihr erzählt, daß man in einer Stunde von Köln nach Rom fliegen könne. Als man sie der hochnotpeinlichen Befragung unterzog, redete sie sich um Kopf und Kragen. Sie gestand, selbst schon durch die Luft geflogen zu sein. Den Ausschlag gaben freilich die Kräuter.«

»Wie das?«

»Sie hatte den ganzen Sommer über eine Sammlung von Sämereien zusammengetragen – Körner von Getreide und Obst, Blüten von allen möglichen Blumen und Pflanzen. Zu Heilzwecken, wie sie behauptete. Diese Sämereien waren in Leinensäcken säuberlich sortiert und mit lateinischen Wörtern bezeichnet und beschriftet. Aber diese Wörter waren unverständlich. Eine Art geheimes Ordnungsprinzip, Eminenz, das ... nun ja, mir schien es so, auf merkwürdige Weise sinnvoll ist, von dem aber noch niemand gehört hat, wie die beigezogenen Professoren der Medizin von der Universität bestätigten. Diese Ordnung deutet auf häretisches, arkanes Wissen hin und kann unmöglich göttlichen Ursprungs sein ...«

»Also teuflischen ...«

»Zu diesem Schluß kam die Kommission der Professoren. Die junge Frau log das Blaue vom Himmel herab. Verstieg sich gar zu der Behauptung, der Heilige Vater selbst habe sie ausgeschickt, um Körnchen

und Blümchen einzusammeln.«

»Der Heilige Vater?«

»Ja, um die Schöpfung zu retten, versicherte sie.«

Der Kardinal schüttelte den Kopf.

»Sie ist gewiß verwirrt. Ein bedauernswertes Geschöpf. Man sollte die Frau nicht auf diese Weise behandeln. So etwas ist schändlich.«

»Du meiner Seel, so seh ich's freilich auch. Zumal sie mehr Bildung hat, als sie dem Teufel zuzumuten ist, und – ganz mit Verlaub – dem Erzbischof erst recht.«

»Wie das? Ist sie Nonne? Von welchem Orden?«

»Das glaub ich nicht. Ich weiß nicht recht; so würde keine reden, die das Gelübde der Demut abgelegt hat. Und ihr Latein, o weh ...«

»Von Adel dann?«

»Niemals!«

»Ein schlichtes Weib dann? Ihr macht mich neugierig.«

»Ihr werdet Euch noch mehr verwundern, Eminenz, wenn ich Euch sage, daß sie Euch Briefe schrieb. Aus denen geht hervor, daß sie Euch recht gut zu kennen scheint.«

»Wie, sie kennt mich? Ist sie von hier? Von Koblenz? Von der Mosel?«

»Nein, gewißlich nicht. Kein Mensch weiß so recht, woher sie stammt. Einige behaupten, sie sei aus Amsterdam gekommen. Andere wiederum, sie

sei von Schweden, sei dort die Gehilfin eines Hof-medicus gewesen. Der Augenschein, die Rede deuten eher auf eine Römerin, vielleicht Florenz, Siena ... wer weiß? Doch keineswegs vom Lande. Beileibe nicht. Sie ist gebildet. Weiß Dinge, von denen selbst ich noch nie gehört. Zuweilen dünkte es mich, als käme sie ...«

»Nun?«

»... aus einer anderen Welt.«

»Ihr meint, von fernen Ländern?«

»Sehr fernen Ländern, Eminenz. Von denen wir noch nichts wissen.«

»Eine Sibylle vielleicht, aus dem Orient?«

Der Scholar wägte unschlüssig den Kopf.

»Diese Seherinnen sprechen dunkel. Sie eher mit dem Lichte der Gewißheit. Mich dünkte mehr – wie soll ich's sagen –, als sei die Dunkelheit, mit Verlaub, eher in unseren Köpfen denn in ihren Worten, wenn Ihr versteht, was ich meine, Euer Eminenz.«

Der Kardinal senkte nachdenklich den Blick.

»Woher mag sie mich kennen? Ist sie mir je begegnet? Hat sie mit mir gesprochen? In Rom vielleicht? Doch ich erinnere mich nicht, ein Weibsbild solcher Art je ...«

»Den Anschein hat es nicht. Ich glaub, sie kennt Euch nicht von Angesicht. Es ist vielmehr – wie soll ich sagen –, als kenne sie Eure Schriften und Euch als hochberühmten Mann.«

»Ihr sprecht in Rätseln, Geistleben. Woher soll sie meine Schriften kennen? Und ich ein hochberühmter Mann? Das bin ich nicht, weiß Gott. Sie muß wirr im Kopf sein.«

»Ein Wunder wär's wahrhaftig nicht. Hat sie doch Monate im Kerker verbracht. Die Eiseskälte hat ihr zugesetzt. Sie ist krank und verzweifelt. Ohne Freunde und Bekannte.«

»Hat sie sich Euch persönlich offenbart?«

»Nein. Ich sah sie nur flüchtig das eine oder andere Mal, als man zum Verhör sie brachte. Ich las die Protokolle.«

»Man hat Euch Einblick gewährt?«

»Nun ... als Schreiber in der Kanzlei des Erzbischofs konnte ich nicht umhin, Kenntnis davon zu nehmen. Hab fast ein Jahr lang bei ihm gearbeitet. Bin fix im Schreiben und weithin fehlerlos, müßt Ihr wissen. Doch nun treibt mich die Langeweile weiter.«

»Die Briefe an mich ...?«

»Sind bei den Akten für die Kommission aus Rom. Man wird sie Euch – so nehm ich an – irgendwann zustellen, sobald der Fall beschlossen ist. Aber damit Ihr nicht zu lange harren müßt, hab ich mir erlaubt, den einen oder anderen Brief, der mir vor Augen kam, für Euch zu kopieren, Eminenz.«

»Habt also Akten kopiert, die unter Verschluß sind und – wie ich denke – geheim ...?«

»Nun, so geheim wohl nicht. Weit eher unverständlich, rätselhaft – doch äußerste Aufmerksamkeit erweckend.«

»Ihr tragt die Kopien bei Euch?«

»Ja freilich. Ich holte sie aus dem Versteck, als die Synodalen aufbrachen und auch Eure Abreise bevorstand. Ich eilte Euch nach, um auf der Fähre zu sein, mit der Ihr übersetzt.«

»Und gedenkt die Kopien mir jetzt zu verkaufen, nehm ich an, nachdem Ihr meine Neugier gebührend angestachelt habt.«

»Nicht doch, Eminenz! Ihr steht im Ruf, ein kundiger Kaufmann zu sein, besonders was seltene Stücke anbetrifft.«

»Kopien obskurer Briefe eines angeblichen Hexleins, das, wirr im Kopf, sich anheischig macht, mich zu kennen. Fürwahr, Geistleben, ein seltenes Stück. Das muß ich Euch lassen.«

»Ich sah's voraus: Es gäbe keine Möglichkeit, mit Euch zu feilschen, Eminenz. Ich schenk sie Euch. Ihr seid landauf, landab als großzügiger Mann bekannt. Eure Großherzigkeit ist sprichwörtlich.«

»Nun, nun! Spottet nicht. Ich weiß, was die Leute reden über mich ...«

»Nichts liegt mir ferner! Ihr werdet's einem armen Schreiberlein und reisenden Scholaren gewiß vergelten, hoher Herr.«

»Wie war's, Geistleben? Ich sah Euch fleißig bei

der Arbeit während der Synode. Ich kann immer einen Schreiber brauchen, der fix ist mit der Feder und von aufgewecktem Geist wie Ihr. Gut im Kopieren von Schriften aller Art und Zunge ...«

»Habt tausend Dank, Eminenz, für Euer Vertrauen und Euer großzügiges Angebot, aber mich treibt's hinweg. Möcht endlich weiterziehen. Erst Straßburg, dann Paris, um dortselbst die Lullische Kunst zu studieren, von der ich hörte.«

»Ihr meint die Kunst dieses Mallorkmers, mit einem kleinen Mechanismus – *ritsche, ratsche* – Wissen zu erschaffen, ohne den Geist zu bemühen und – aus eins mach zwei mach drei – die Weisheit der Schöpfung Gottes zu errechnen?«

»Mit Verlaub, Eminenz, das könnt aber, wie mich dünkt, die wahre Zukunft allen Philosophierens sein: das Zählen, Messen, Wägen, Rechnen. Nicht Irrwege, Besserwisserei und Dispute über Autoritäten von einst und jetzt. Das Computieren! Das Hexlein schreibt's an einer Stelle: Man wird's Euch einst als Verdienst zuschreiben, dies insonderheit befördert zu haben.«

»Ich selbst? Das ist so kühn wie unglaublich, Geistleben. Zwar habe ich, lang ist es her, ich glaube, es war anno '26, als ich noch Sekretär von Giordano Orsini gewesen bin, mich mit dem Werk des Raimundus befaßt. Ich fand es beim Stöbern hier in Köln unter vielen anderen Schriften. Der Kardinal

wies mich darauf hin, daß es hier eine umfangreiche, noch fast gänzlich unerforschte Bibliothek gebe. Er hatte eine Nase für solche Dinge.«

»Auch ich hab's hier entdeckt. Es hat mich neugierig gemacht.«

»Ich fertigte mir damals Exzerpte an, doch fand ich die Muße nie, mich ernsthaft mit dieser *Ars Magna* zu befassen, wie ihr Schöpfer sie so eitel nannte. Nur habe ich Vorbehalte, das Philosophieren den Mechanikern und Uhrmachern zu überlassen. Wiewohl ... Nun, in der Tat, ich schrieb in Val de Castro bei den Camaldulensern nach einem Disput mit Toscanelli ein paar Gedanken übers Wägen nieder, die ... Wird ich's dereinst vertiefen, wenn's die Zeit erlaubte ... Doch nein, wie sollte dieses Weib ...?«

»Weiß einer, was die Zukunft bringen wird, Eminenz? Außer Gott vielleicht der Teufel ... und ein Hexlein dann und wann?«

»Macht fest!« rief der Fährmann den Ruderknechten zu. Am Ufer waren zwei junge Männer herbeigeeilt und fingen die Seile auf, die ihnen zugeworfen wurden. Man schirrte Pferde an, ein Dutzend oder mehr, um das schwere Gefährt stromaufwärts zur oberen Anlegestelle zu treideln, denn die Abdrift betrug gewiß dreitausend Fuß. Der Atem der Tiere dampfte in der morgendlichen kühlen Luft.

Judenkinder standen oben an der Böschung im nassen Gras. In Lumpen gehüllt – barfuß. Sie folgten

den Pferden in gebührendem Abstand, denn die Treidelknechte schwangen ihre Peitschen weit. Eine bläßliche Sonne stieg zwischen Wolkenbänken auf und verwandelte Tiere und Menschen in goldumspinnene Silhouetten.

»Ich hoffe, bis zum Sommer wieder in Rom zu sein, Geistleben«, sagte der Kardinal. »Wenn Eure Reiselust Euch dahin führen sollte, seid Ihr ein gern-gesehener Gast.«

»Ihr seid zu gütig, Eminenz. Euer Angebot ehrt mich.«

»Ihr müßt mir dann berichten von der Lullischen Kunst, wenn man sie Euch in Paris gelehrt hat.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Eminenz.«

Der Pferdeknecht führte die Tiere an den Zügeln die Anlegestelle hinauf, hielt den Steigbügel und half dem Cusaner beim Aufsitzen.

Der Kardinal hob die festgeschnürte Rolle mit den Briefen.

»Habt Dank!« rief er dem Scholaren zu, der sein Felleisen geschultert hatte. »Gott segne Euch.«

»Lebt wohl, Eminenz.«

»Wir brechen auf«, befahl der Kardinal und ergriff die Zügel. »Ich will zur Sext in Heisterbach sein bei den Zisterziensern und zur Vesper in Andernach. Der Tag ist kurz, und ich hasse es, im Dunkeln zu reisen.«

Der Pferdeknecht nickte, schwang sich in den Sat-

tel und machte die Zügel der Packpferde fest. Dann ritten sie los. Die Stimmen der Kinder, hell in der kühlen Morgenluft, blieben hinter ihnen zurück.

Ein Paar Gänse flog dicht überm Uferschilf den Fluß entlang. Ihr schwerer rhythmischer Flügelschlag klang wie das lustvolle Stöhnen zweier Liebender. Der Pferdeknecht wandte das Gesicht ab und grinste.

\*

»Ach je! Verzeiht, Eminenz. Wir haben Euch noch nicht erwartet. Wir dachten, Ihr weiltet noch in Köln. O Gott, ich wollte morgen früh zum Markt und etliche Dinge kaufen, die Ihr mögt und schätzt, wie ich von früher weiß. Ach, Eminenz. Wie steh ich da vor Euch? Laßt Euch ...«

»Aber, Katrin! Willst du allen Ernstes vor mir auf die Knie sinken? Erheb dich und laß dich umarmen. Und nenn mich nicht Eminenz! Wie sagtest du immer zu mir, als ich noch Dechant an Sankt Florin war?«

»Ich wag's nicht.«

»Nico, sagtest du und warst wie eine Mutter zu mir. Dabei wollen wir doch bleiben, Katrin.«

»Aber Ihr seid ein so hoher Herr geworden. Käm't gleich nach dem Heiligen Vater, sagt Helwicus.«

»Nun, ist's nicht so?« warf der Dechant ein. »Man sagt, Papst Nicolaus sei Euer Freund und schätze Euer Rat.«

»Fürwahr, wir sind in vielem einer Meinung.«

»Wie steh ich da?« klagte die alte Haushälterin und breitete die Hände aus. »Gänzlich unvorbereitet. Ein Hühnchen hätt ich anzubieten, in Butter und Rosmarin gebraten, aber kalt. Das Brot ist frisch.«

»Ich bin nicht hungrig. Wir sind heute nach dem Mittagsmahl erst losgeritten von Andernach. Ich hatte dort am Morgen noch einen dringenden Brief zu diktieren ans Kapitel von Sankt Johann in Osna-brück. Doch mich dürstet. Ein Glas Wein könnt ich wohl vertragen.«

»Wein von zu Hause?«

»Ja. Hast du welchen aus den Weinbergen meines Vaters?«

»Freilich, alle Jahr schickt uns Euer Bruder Johannes ein Fuder die Mosel herunter. Es ist der beste Wein weit und breit.«

»Dann bring mir davon einen Krug, Katrin, damit ich wenigstens einen Mund voll Heimat schmecke.«

»Wie, Ihr reitet nicht hinauf nach Kues?« fragte der Dechant.

»Ich tät's von Herzen gern, doch fehlt mir die Zeit, Helwicus. Man erwartet mich in Frankfurt. Und nächsten Monat soll ich schon wieder in Brixen sein. Ich wäre gern hinaufgeritten nach Kues, um nach dem Rechten zu sehen und wie weit die Pläne gediehen sind fürs Stift, doch ich habe vertrauensvolle Leute unter der Aufsicht meines Bruders, die meine

Sache befördern und gut verwalten.«

»Das nämliche hörte ich auch.«

»Hörtet Ihr auch von der Hexe, der man zu Köln den Prozeß machen will?«

»Ja, doch nichts Genaues. Es gehen viele Gerüchte um in Köln. Ich denke, es wird so ausgehn wie anno '46 mit jener Zauberin. Der Rat der Stadt ließ sie Urfehde schwören. Ein glimpfliches Urteil für die Frau.«

»Diesmal vielleicht nicht, so wie die Dinge liegen.«

»Mag sein. Ich hört, ein Streit brach aus darüber zwischen dem Erzbischof und dem Rat. Tilman berichtete davon, der ihm als Berater zur Seite steht. Nun wartet man auf eine Kommission aus Rom, die sich des Falles annehmen soll.«

»Diese Frau schrieb mir Briefe.«

»Höre ich recht? Sie schrieb *Euch* Briefe?«

»Ja, seht! Ich werde mir jetzt endlich die Zeit nehmen, sie zu lesen«, sagte der Kardinal und warf die verschnürte Rolle auf den großen Tisch. »Es sind Abschriften. Ein Schreiber des Erzbischofs gab sie mir. Geistleben ist sein Name. Er setzte mit der gleichen Fähre nach Deutz über wie ich.«

Der Kardinal nahm ein Federmesser und schnitt die Schnüre auf, goß den bereitgestellten Becher voll Wein und trank daraus mit kleinen prüfenden Schlucken.

»Der Wein ist gut«, sagte er und nickte anerkennend; dann begann er zu lesen.

Später brachte Katrin ihm eine Kerze. Und als diese heruntergebrannt war, zündete sie eine zweite für ihn an und legte weitere Kerzen daneben.

Und Nicolaus Cusanus las und las.

\*

»Ihr habt das Hühnchen nicht einmal angerührt, Herr. Ich wußte doch, daß es nicht nach Eurem Geschmack war.«

»Nein, Katrin«, sagte der Kardinal gedankenverloren. »Das heißt ja.« Er wandte sich ab. »Östlich von Cattenom ist das Land schwarz, bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein«, murmelte er, »wie man vom Orbit aus sehen kann.«

»Ich bringe Euch warme Milch.«

»Ist Helwicus schon auf?«

»Ja. Soll ich ihn rufen?«

»Ich bitte dich.«

»Wißt Ihr, wo Cattenom liegt, Helwicus?« fragte er den Dechanten.

»Oh, ich glaube, so heißt ein Weiler ganz oben an der Mosel, im Lothringischen, unweit von Metz. Ich weiß es nicht genau, doch Adrien, der Fischer, der uns jeden Donnerstagabend seinen Fang bringt, stammt aus dieser Gegend. Ich werde ihn fragen.«

»Im Lothringischen?« wiederholte der Kardinal versonnen. »Östlich von Cattenom ist das Land schwarz ...«

»Ich verstehe nicht ...«

Der Kardinal fuhr mit dem Fingernagel unter das erstarrte Wachs der niedergebrannten Kerzen und löste es von der Tischplatte ab.

»Rätselhaft das alles«, murmelte er.

»Was das Hexlein Euch schreibt?«

»Das ist keine Hexe. Es ist eine merkwürdige Frau. Verrückt vielleicht, aber kenntnisreich und voller Scharfblick. Sie sieht eine Zukunft voraus, die wir uns überhaupt nicht vorstellen können.«

Der Kardinal sah erschöpft aus nach der durchwachten Nacht. Er wandte sich zum Fenster und rieb sich das Kinn. Inzwischen war es Tag geworden, aber dichter Nebel verhüllte den Fluß, so daß man das gegenüberliegende Ufer nicht erkennen konnte.

»»Östlich von Cattenom ist das Land schwarz«, schreibt sie, »»bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein, wie man vom Orbit aus sehen kann.« – Was meint sie mit ›Orbit‹? Den Erdkreis? Einen Kreis über der Erde? Es müßte ein Vogel sein, der sich hinaufzuschwingen vermöchte bis zur Sphäre des Mondes, um so weit blicken zu können. Ein Engel ...?«

Ratlos schüttelte der Kardinal den Kopf. Die schwarze Klinge, die ins Herz des Kontinents gefahren war. Die Pest? Ein Brand? Ein vom Himmel

gestürztes Feuer? Eine schwärende Wunde der Erde selbst? Der Cusaner schaute hinaus über die Mündungsaunen der Mosel, die sich fast bis hinunter nach Andernach erstreckten. Ein ausgedehntes Sumpfgebiet, aus dem im Sommer Myriaden von Stechmücken aufstiegen Eine Plage für Mensch und Tier, wie er sich erinnerte. Welch sorglose Zeit war das gewesen, als er noch hier an Sankt Florin seinen Dienst als Dechant versah!

Nebel stieg auf wie Rauch von erloschenen Feuern. Ein Heerlager von Gespenstern, die weitergezogen waren durch die Zeit. Der Kardinal zog die Schultern hoch, als hätte ihn ein Frösteln überkommen.

»Todi«, murmelte er.

»Wie?« fragte der Dechant irritiert.

»Sie schreibt: ›Hütet Euch vor Todi.« Was sollte dort auf mich warten? Was meint sie damit?«

Er wandte sich entschlossen um.

»Frankfurt muß warten. Ich werde einen Boten senden, daß ich drei oder vier Tage später komme. Ich reite heute noch zurück nach Köln. Ich muß mit dieser Frau sprechen. Nicht Richter sollten sie vernehmen, sondern Gelehrte. Man muß teststellen, woher sie kommt und bei wem sie studiert hat. Sie muß aus einem Teil der Welt stammen, von dem wir nichts wissen, dessen weise Männer aber sehr wohl Kenntnis von uns haben. Der Fall ist zu wichtig, als

daß man ihn dem Rat der Bürgerschaft zu Köln oder Dietrich von Moers überlassen könnte. Ich muß mit dem Erzbischof reden, muß ihn beschwören, nichts Übereiltes zu unternehmen. Der Fall muß in Rom entschieden werden.«

»Sehr wohl, Eminenz«, sagte der Dechant.

»Katrin, ruf mir den Reitknecht des Erzbischofs, der gestern mit mir geritten ist. Er soll die Pferde satteln und mich zurück nach Köln begleiten.«

# V Nanos Machinulis

»DIE NATUR LIEGT IM STERBEN, DAS NATÜRLICHE GLEICHGEWICHT ZERBRÖSELT UNTER UNSEREN EILIGEN FÜSSEN. WIR WAREN ZU SEHR MIT UNS SELBST BESCHÄFTIGT, UM DIE LANGFRISTIGEN FOLGEN UNSERES TUNS VORHERZUSEHEN. ABER WENN WIR UNS NICHT RASCH VON UNSEREN TRÜGERISCHEN ILLUSIONEN BEFREIEN UND ENERGISCH NACH EINER LÖSUNG SUCHEM, WERDEN WIR EINEN BEISPIELLOSEN VERLUST ERLEIDEN. WISSENSCHAFT UND TECHNIK HABEN UNS IN DIESE KRISE HINEINMANÖVRIERT. NUN MÜSSEN WISSENSCHAFT UND TECHNIK UNS DABEI HELFEN, EINEN AUSWEG ZU FINDEN.«

*Edward O. Wilson*

»Es gibt immer noch eine Menge Touristen hier«, sagte ich.

»Aber längst nicht mehr so viele wie früher. Nur noch etwa zwanzig Prozent der Anträge werden bewilligt«, entgegnete Frans.

»Warum sperrt man Venedig nicht ganz, solange es eine Baustelle ist?«

»Wovon sollten die Leute leben, die hier noch wohnen?« erwiderte er und breitete die Anne aus.

»Es sind ohnehin nur noch fünfzigtausend. Früher

waren es viermal so viele. Es würde den Niedergang bedeuten. Die Sozialstruktur zerbräche. Die Stadt muß weiterleben.«

»Aber sie ist krank.«

»Um so mehr müssen wir dafür sorgen, daß sie weiterlebt. Freilich, man könnte ein Museum daraus machen, aber das wäre nicht mehr Venedig, sondern eine Art Disneyland, das morgens geöffnet und in dein abends das Licht ausgeschaltet wird.«

Wir gingen zum Rialto und nahmen den Vaporetto. Die Sonne schien, aber sie stand tief im Südwesten, und die Luft am Wasser war feucht und kalt. Einige der Palazzi entlang des Canal Grande sahen aus, als hätte man sie von den Fundamenten gehoben, diese gegen neue ausgetauscht und die Gebäude dann wieder draufgesetzt. Die Steinstufen und Anlegestellen sahen wie neu aus; der Schmutz und der glitschige Algenbewuchs waren verschwunden. Um so schlimmer sahen nun diejenigen aus, bei denen die nanotechnische Erneuerung noch nicht stattgefunden hatte.

Bei San Stae stiegen wir aus und gingen die Salizada entlang, bogen halbrechts ab, wo die Gasse sich auf ein Gewirr von Brückchen öffnet, die kreuz und quer ein System abzweigender Kanäle überspannen. Frans blieb plötzlich stehen und blickte sich um. Dann stieg er zum Wasser hinunter und musterte prüfend die Mauern knapp oberhalb des Wasserspiegels.

An die feuchte Ziegelfassade des Hauses an dem kleinen Platz hatte jemand ein Graffito gesprayed: ein grünes wanzen- oder asselartiges Monster mit einem Schlangenkopt, aus dessen Maul zwischen spitzen blutigen Fangzähnen eine gespaltene Zunge hervorschnellte. Die Augen leuchteten böse in Signalrot. NO NANOS! stand darüber, und darunter ITALIA NOSTRA. Ich stieg zu Frans hinunter, der auf einer Treppe knapp über dem Wasser kauerte.

»Siehst du das?« fragte er.

»Was ist das?« fragte ich angewidert. »Sieht aus wie eitriger Rotz.«

Er hob den Finger.

»Das sind einige Milliarden tote Nanos.«

»Einige *Milliarden*?«

Ich blickte mich im ungewissen Licht der Dämmerung um und sah, daß an der Wasserlinie zwischen den Steinen der Fundamente der Häuser ringsum eine ginstergelbe Schmiere hervorquoll, als würden die alten Gemäuer eitern.

Er aktivierte sein IKom. »Ich bin hier am Campo San Boldo. Jemand hat hier was abgelassen. Ja, ich glaube, eine ganze Menge, so wie's aussieht. Das könnte sich bei der Flutung heute nacht durch die westlichen Kanäle verbreiten. Ich glaube, ihr solltet gleich ein paar Rushtrooper herschicken.«

»Rush ...?«

»R.U.S.H. Das ist die schnelle Eingreiftruppe vom

NNTR«, erklärte er, an mich gewandt. »Sie heißt so wegen ihrer Rucksackhelikopter.« Frans bückte sich, kratzte mit dem Fingernagel an der klebrigen Absonderung und roch daran. Er verzog das Gesicht.

»Chloracetamid«, sagte er. »Das übliche. Vermutlich vierzig, fünfzig Liter.«

Er blickte an der Fassade hoch.

»Parochia San Giacomo da l’Orio. Ja, ihr könnt hier landen. Der Platz ist groß genug. Pozzo in der Mitte. Nein, kein Problem. Ende.«

Er wischte sich den Finger an einem Papiertaschentuch ab.

»Damit töten diese Dummköpfe die Nanos ab, die das Holz der Pilotierung stabilisieren sollen«, erklärte er. »Es kostet viel Mühe, diese kleinen Biotechniker zu entwickeln. Jeder ist ein Spezialist für eine ganz bestimmte Holzart. Er spricht auf ganz bestimmte genetische Strukturen an. Die geben ihm das Signal, das seine Programmierung in Gang setzt. Und die sagt ihm, was er zu tun hat.«

»Die Gene von Steineichen und Lärchen?«

»Theoretisch ja. Aber es gibt Abweichungen, je nachdem, woher das Holz stammt, wo es gewachsen ist. Außerdem waren in Zeiten starker Bautätigkeit diese Hölzer sehr teuer. Also mischten manche Baumeister heimlich andere Hölzer darunter. Das macht die Sanierung so schwierig.«

»Woher weißt du das alles?« fragte ich ihn.

»Ich bin seit sechs Jahren bei dem Verein.«

»Du bist aber doch kein Nanotechniker.«

»Nein. Auch kein Linologe. Leider. Eher eine Art Reisender.«

»In Hölzern?«

»So etwas Ähnliches.«

»Ich dachte, du seist Architekturhistoriker. Hast du jedenfalls behauptet.«

»Das schließt sich doch nicht aus, oder?«

»Du machst dich lustig über mich.«

»Nein, Domenica. Ich ...«

»Hör zu, Frans. Wir brauchen uns doch wirklich nichts vorzumachen. Ich weiß nicht, was das soll. Ich bin als Botanikerin unter Vertrag genommen worden, um an einem Umweltprojekt mitzuarbeiten. Okay? Aber seit mehr als einem Monat stoßen wir, meine Kommilitonen und ich, nur aufmerkwürdige Geheimnistuerei. Das nervt. Wir werden hingehalten, vertröstet, mit Halbwahrheiten abgespeist, manchmal vermutlich sogar angelogen ...«

»Nein, Domenica. Damit zwischen uns ein für allemal klargestellt ist: Es gibt hier keine Halbwahrheiten und erst recht keine Lügen. Hast du vielleicht schon mal darüber nachgedacht, daß das alles zu eurer Ausbildung gehören könnte?«

»Eine Geduldsprobe?«

»So etwas Ähnliches. Jedenfalls ist der Ausleseprozeß noch nicht abgeschlossen. Grund für die strik-

te Geheimhaltung ist, daß es im Zusammenhang mit dem Rinascita-Projekt eine Menge höchst sensibler Daten gibt, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Sie dürfen unter keinen Umständen an die Medien gelangen oder publik werden, weil sie unsere Welt von Grund auf verändern würden.«

Das kam mir irgendwie bekannt vor. Ich erinnerte mich an den seltsamen Anruf von Bernd in Rom. Hatte man da eine Art Schweigekartell aufgebaut? So etwas ließ sich doch nicht aufrechterhalten. Auf Dauer war das unmöglich. Es sei denn ... Ich hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr klar denken zu können.

»Das klingt alles ziemlich dramatisch. Findest du nicht?« sagte ich. »Es *ist* dramatisch, Domenica, und könnte in seinen Weiterungen wirklich gefährlich sein. Außerdem ist es nicht meine Aufgabe, dich in deine Mission einzuweisen. Das behält sich Professor Ishida ganz persönlich vor. Aber er wird es erst dann tun, wenn eure Konditionierung abgeschlossen ist.«

»Du meinst, unsere Gehirnwäsche?«

»Herrgott, nein! Ich sagte ›Konditionierung‹. Es ist doch in unser aller Interesse, wenn so wenige Menschen wie möglich von unseren Missionen wissen. Es ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, die manchmal alles von uns fordert.«

»Tauchen und Holzproben aus den Fundamenten der Gebäude zu kratzen?«

Frans blickte mich verständnislos an, dann lachte er laut auf und legte den Arm um mich. Weshalb mutete mich diese Berührung so vertraut an?

Plötzlich hörte ich über uns ein leises Schnurren und sah vier Gestalten in gelben Schutzanzügen an blinkenden Tragschraubern von Osten her anfliegen. Zwei unbemannte Fluggeräte mit Ausrüstung kamen hinterher. Sie gingen zwischen den Häusern nieder.

»Laß uns essen gehen«, sagte Frans.

Wir waren weiter durch enge Gassen geschlendert und auf den großen Campo San Giacomo hinausgetreten. Inzwischen war es dunkel geworden. Wir gingen quer über den Platz auf eine Trattoria zu: *Capitan Uncino*. Auf dem Schild prangte das Bild eines Musketiers, der mit einem Ausfallschritt drei Fische auf seinen Degen gespießt hatte; den linken emporgereckten Arm zierte ein goldener Haken, der die abgetrennte Hand ersetzte.

Das Lokal war fast leer. Es schien schon bessere Zeiten gesehen zu haben, aber es sah gemütlich aus. Hinten, neben dem Eingang zur Küche, stand eine mannsgroße Standuhr mit halbrundem Aufsatz und einem Zifferblatt aus getriebenem Messing. Die Zeiger wiesen auf Viertel vor sechs.

Der Wirt, ein rundlicher, fast kahlköpfiger Mann, tauchte aus der Küche auf und hob grüßend die fleischige Pranke. Er trug ein unter den Armen weit ausgeschnittenes Shirt und hatte sich eine häßliche graue

Plastikschürze vor den Bauch gebunden, an der Blut und Reste von Fischinnereien klebten.

»Hallo, Frans!« rief er laut. »Woher hast du dieses hübsche Engelchen?«

»Es ist erst kürzlich vom Himmel heruntergekommen und heißt Domenica.«

»Hallo, Domenica. Guten Abend.«

Der Wirt ging in die Küche zurück und trällerte vor sich hin. Eine junge Frau bediente uns. Sie hatte schwarzgeschminkte Lippen und kurzgeschorenes, karottenrot gefärbtes Haar, das aussah wie das Plastikfell eines Schmusetiers. Die schwarze Jeans spannte über ihrem fülligen Hintern.

Als wir die Pasta gegessen hatten, kam der Wirt an unseren Tisch und begrüßte uns mit Handschlag. Sein feistes Gesicht glänzte, auf seiner bleichen Stirnglatze standen dicht an dicht Schweißperlen wie vollgesogene durchsichtige Egel.

»Du ißt bestimmt wie immer einen Fisch, den ich dir empfehle«, sagte er zu Frans und patschte ihm vertraulich auf die Schulter. »Ich hab heute etwas ganz Spezielles für dich.«

Er ging hinaus in die Küche und kam mit einer schmierigen gelben Plastiktüte zurück. Er hatte sich ein Paar Küchenhandschuhe angezogen. Vorsichtig hob er einen etwa 35 Zentimeter langen Fisch heraus und legte ihn vor Frans auf eine Serviette.

»Sieh dir diese wunderschöne Lucerna an«, sagte

er. »Möchtest du sie lieber gegrillt oder gedünstet?«

Der Fisch lebte noch, aber seine Bewegungen waren irgendwie eingeschränkt. Er zappelte nicht, wie man das von frisch gefangenen Fischen gewöhnt ist, sondern wand sich träge, wie in Zeitlupe. Die junge Frau, die gerade unseren Tisch decken wollte, stieß einen leisen Schrei aus, ließ das Körbchen mit dem Brot und das Besteck auf den Tisch fallen und stiefelte eilig auf ihren Plateausohlen zum Eingang.

»Bleib hier!« rief der Wirt barsch.

Sie hielt inne, blieb aber an der Tür stehen.

Die Rückenflosse des Fisches war aufgerichtet und wirkte wie eine gezackte Klinge. Er gab ein leises Ächzen von sich, das fast wie ein Knurren klang. Ich streckte den Finger aus.

»Nicht anfassen!« sagte Frans hastig.

Er selbst schien keine Scheu zu haben, zog ein kleines Messer mit gekrümmter Klinge aus der Tasche, klappte es auf und legte sich den Fisch zurecht. Die Kiemen öffneten und schlossen sich in verlangsamtem Rhythmus. Das Maul arbeitete mühsam, die Augen waren von einem grauweißen Schleier getrübt. Frans stach die Klinge unterhalb der Kiemen ein und zog sie nach hinten. Das Körpergewebe setzte seinen Bemühungen sichtlich Widerstand entgegen, obwohl das Messer sehr scharf zu sein schien. Am Anfang trat noch Blut aus, aber am Hinterleib schien der Bauch die Konsistenz von Hartgummi und

noch weiter hinten von Kunstharz zu haben, dem mit einem Messer nicht mehr beizukommen war. Frans' Finger und die Klinge waren von einer glitzernden Schicht bedeckt, die an Blattgoldpartikel erinnerte.

Der Wirt hatte schmunzelnd seine Bemühungen verfolgt.

»Na«, sagte er. »Ist das nicht ein Prachtexemplar?«

Einige der Gäste, die sich inzwischen eingefunden hatten, waren an unseren Tisch getreten und sahen zu. In ihren Gesichtern spiegelte sich eine Mischung von Abscheu und Neugier.

»Ihr macht einen ganz schönen Scheiß hier mit diesem Nanozeug bei eurer Restauratio«, sagte der Wirt.

Ein alter Mann mit einem weißen Schnauzbart nickte grimmig.

Frans rieb die Kuppen von Daumen und Zeigefinger aneinander, mit denen er den Fisch festgehalten hatte, als prüfe er, ob sich auf seiner Haut auch bereits eine aushärtende Schicht bildete. Seine Finger sahen aus wie vergoldet.

»Es können Programmierfehler auftreten, und es können immer wieder Mutationen auftreten, Paolo«, erwiderte er. »Das hat das NNTR von Anfang an klargemacht. Der Stadtrat hat das Risiko geprüft und zugestimmt. Oder etwa nicht?«

»Der Magistrat«, schnaubte einer der Gäste verächtlich. »Dieses Pack von Sesselfurzern!«

»Alle gekauft von den Japanern«, brummte ein anderer.

»Die Japsen brauchen sich bei mir überhaupt nicht mehr sehen zu lassen. Ich schmeiß sie raus«, versicherte der Wirt.

»Die haben hier nichts zu suchen. Ist doch wahr«, sagte einer, und einige andere bekräftigten: »Aber wirklich! Recht hast du, Paolo!«

»Seid nicht ungerecht, Leute«, sagte Frans. »Die Wissenschaftler tun ihr möglichstes. Das Wasser der Lagune ist immer noch ziemlich dreckig. Da kann so etwas passieren. Das ist unvermeidlich. Die meisten Mutanten sind harmlos, aber es gibt eben dann und wann Ausreißer ...«

»Ausreißer!« schnaubte der alte Mann mit dem weißen Schnauzbart erbost; er wandte sich über die Schulter nach seiner Frau um und grollte: »Er hat ›Ausreißer‹ gesagt, hast du gehört?«

»... die in der Lage sind, eine gesunde Lucerna binnen Stunden in ein polymeres Holzimitat zu verwandeln.«

»Oder Schlimmeres!« grollte der Alte und stieß herausfordernd seinen Spazierstock auf den Boden.

»Enzo«, mahnte seine Frau leise.

»Polymeres Holzimitat«, murmelte der Wirt und stupste den Fisch an, der sich trotz seiner geöffneten Leibeshöhle immer noch träge wand. »Wenn's wenigstens echtes Gold wäre. Ich habe bar dafür bezahlt.«

»Der Fisch stirbt bei lebendigem Leib an innerer Erstarrung«, sagte Frans zu mir. »Während sein Körper eine wundersame Transsubstantiation von einem lebendigen Organismus zu einem nahezu unzerstörbaren Artefakt durchläuft.«

»Dann bring dieses Fakt den Japsen, damit sie sich die Zähne daran ausbeißen«, sagte Paolo.

Ich erinnerte mich an den Briefbeschwerer, den ich auf dem Schreibtisch Falcottis in der Universität in Rom gesehen hatte. Sagte er nicht, ein Bekannter hätte ihn aus Venedig mitgebracht?

»Und was war mit dem Jungen im Frühjahr?« fragte der alte Herr; er hob die Stimme und schlug mit seinem Stock gegen das Tischbein. »Hat der etwa auch eine wundersame Transsubstantiation durchgemacht, wie?«

»Enzo«, klagte seine Frau. »Bitte!«

Doch er fuhr unbeirrt fort und schnaubte: »Der Kleine war in einer Stunde tot!« Seine Frau legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm, aber er schüttelte sie ab. »Ein Scheiß ist das!«

»Das war ein echter Killer«, räumte Frans ein. »Es hat den Jungen umgebracht.«

»Ja, so war's«, sagte der alte Herr zu nur. »Genauso war's.«

Die Bedienung spähte über drei Tische hinweg mit Grausen auf den Fisch, dessen Maul sich in Zeitlupe öffnete und schloß. Frans wickelte ihn in die Serviet-

te und schob ihn zur Seite.

»Und wer bezahlt mir den?« fragte der Wirt und deutete mit einem Nicken darauf.

»Die NNTR wird dir das Zehnfache dafür bezahlen«, sagte Frans.

»Von denen will ich nichts.«

»Sei gescheit. Er ist wichtig für die Forschung, damit in Zukunft wenigstens diese Mutation nicht mehr auftritt.«

»Dann nimm ihn mit. Ich schenk ihn dir.«

»Und sagen Sie diesen Japsen, junger Mann, sie sollen dafür sorgen, daß das Gesicht nicht mehr über Murano erscheint«, sagte der alte Herr mit dem Schnauzbart. »Weshalb tun sie das, wie? Die Österreicher werden da nicht mehr lange zusehen. Sie werden uns bombardieren.«

»Aber Enzo.«

»Sie haben Venedig schon einmal bombardiert«, fuhr er seine Frau an. »Sie wollten Santa Lucia treffen. Haben sie es getroffen? Natürlich nicht. Statt des Bahnhofs haben diese Tölpel Gli Scalzi beschädigt.«

Er spitzte die Lippen, als wolle er ausspucken.

Seine Frau ergriff ihn am Ärmel und versuchte halbherzig, ihn wegzuziehen, aber er stand wie ein Denkmal.

»Die Österreicher werden sich das auf Dauer nicht bieten lassen. Das sag ich Ihnen. Die werden nicht lange fackeln. Mit diesem Affen, der ihnen Grimas-

sen schneidet, diesem grinsenden Schlitzauge, wie? Sie haben die Lufthoheit über Venetien. Ja, haben sie. Fahren mit ihren blöden Luftschiffen sowieso schon viel zu niedrig über unsere Stadt hinweg. Mit dieser *Prinz Eugen* und der *Erzherzog Maximilian Franz* und der *Kaiserin Maria Theresia* und der *Erzherzogin Maria Amalia*« – und bei jedem Namen hieb er mit seinem Gehstock gegen das Tischbein – »und der *Großherzog Leopold* und der *Kaiser Joseph* und der *Erzherzog Leopold Wilhelm* und der *Kaiser Franz* und wie diese habsburgischen Kretins alle heißen haben ...«

»Enzo«, flehte seine Frau und zerrte ihn am Ärmel, aber er schien neben unserem Tisch festbetoniert zu sein.

»Das machen die nicht zum Spaß«, versicherte er mit Nachdruck. »Sie wollen uns wieder einmal demütigen. Das glauben Sie nicht, wie, junge Frau? Lassen Sie sich das gesagt sein: Dieses lächerliche Gesicht über Murano muß weg! Sonst müssen wir alle dafür büßen.« Er stieß den Gehstock auf den Zementboden und stapfte mit grimmig erhobenem Kinn zur Tür.

»Tss, tss, tss«, flüsterte seine Frau entschuldigend und eilte hinter ihm her.

Wir blickten den beiden nach, und als sich die Tür geschlossen hatte, brachen alle in schallendes Gelächter aus. Die Leute kehrten an ihre Tische zurück.

»Das ist Enzo«, sagte der Wirt und wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln.

Das dicke Haar, das ihm büschelweise aus den Schultern und aus der blassen Haut des Nackens sproß, glänzte wie schwarze Drahtwolle. Er roch nach gegrilltem Fisch, Knoblauch und Schweiß.

»Paolo hat sicher auch Fische, die noch nicht zu Artefakten geworden sind«, sagte Frans zu mir und fuhr mit dem Finger über die Speisekarte, die bei der Berührung aufleuchtete und Unterwasseraufnahmen von Fischgründen zeigte.

»Ich nehme nur einen Salat«, erklärte ich hastig.

Während Frans seine Äsche zerlegte und mit Zitrone beträufelte, deutete er mit einem Nicken auf meinen Salat, in dem ich herumstocherte, und sagte lächelnd: »Das wird dich nicht davor schützen, dir die Zähne auszubeißen, im Gegenteil. Die Nanos wurden eigentlich für pflanzliches Gewebe entwickelt, um verfallendes Holz in Kunstharz zu verwandeln.«

Ich legte das Besteck weg.

»Willst du mir den Appetit vollends verderben?« fragte ich ihn.

»Entschuldige. Das war gedankenlos von mir. Du brauchst keine Angst zu haben, Domenica. Die Magensäure macht ihnen den Garaus. Sie setzt ihnen noch mehr zu als die Kälte.«

»Hat man deshalb diese Eisbarriere um die Stadt gelegt?«

Frans nickte.

»Damit sich die Fische in der Adria nicht alle in Plastik verwandeln. Aber im Ernst. Nur mit diesen maßgeschneiderten Maschinchen läßt sich diese Stadt retten. Mit ihnen sollen die Millionen Baumstämme, die man in den Caranto gerammt hat, in solide Kunstharzpfeiler verwandelt werden, die ein paar Jahrtausende halten werden. Wenn das Experiment scheitert, geht Venedig unter.«

»Das hat offenbar seinen Preis.«

Er zuckte die Achseln und sah sich unbehaglich um.

»Wie war das mit dem Jungen?« fragte ich.

»Das passierte drüben in Giardino«, erklärte Frans mit leiser Stimme. »Der Junge war etwa zwölf. Er hatte beim Baden irgendwas ins Auge gekriegt und schrie vor Schmerzen. Dann verlor er das Bewußtsein. Bevor sie ihn in Vicenza in die Augenklinik gebracht hatten, war das Auge nur noch eine Schmiere, und bevor sie ihn zur Notoperation vorbereitet hatten, war der Junge tot. Als sie bei der Obduktion den Schädel öffneten, war das Gehirn nur noch eine bröselige Masse – wie alter Stilton. Dieser Mutant hatte sich im Glaskörper explosionsartig vermehrt und war über das Gewebe des Sehnervs ins Gehirn gelangt. Sie haben den Leichnam sofort eingeäschert und alle unter Quarantäne gestellt, die mit ihm zu tun gehabt hatten. Die ganze Gegend war in Aufregung.

Gott sei Dank ist so etwas seither nicht mehr passiert.«

»Eins versteh ich nicht: Diese Nanos sind doch Maschinen. Wie können sie mutieren?« fragte ich.

»Du darfst dich von dem Begriff ›Maschine‹ nicht täuschen lassen«, erklärte Frans. »In diesem Größenbereich verhalten sich organische und anorganische Strukturen gleich. Es ist eine Art molekulare Mechanik auf der Basis elektrischer Ladungsverteilungen; die Funktionen sind in beiden Fällen identisch – und die Fehlfunktionen auch. Deshalb wäre es eine katastrophale Fehlentscheidung, in den radioaktiv verseuchten Gebieten Mitteleuropas Nanos einzusetzen, wie es immer wieder gefordert wird. Es wäre die schiere Katastrophe! Dabei kämen nicht nur ein paar Plastikfische heraus. Da würden Killermutanten hervorbrechen und Amok laufen, denen wir nichts entgegenzusetzen hätten« – er trank sein Glas aus – »NNTR ist dabei, immer bessere Notbremsen zu entwickeln, aber dem sind Grenzen gesetzt. Und auch bei solchen Programmen können Fehlfunktionen auftreten. Materie ist nun mal etwas Elastisches, Wandelbares. Und lebendige Materie erst recht, sonst gäbe es kein Leben. Aber wem sage ich das?«

Ich deutete auf die Serviette mit dem sterbenden Fisch.

»Wie sieht so eine Notbremse in diesem Fall aus?« fragte ich. »Man muß sie doch ziehen können, bevor

ein befallener Organismus in die Weltmeere entkommt.«

»Ein Selbstmordprogramm. Eine Art Apoptose, programmierter Zelltod.«

Frans legte das Handgelenk flach auf den Tisch und schob die Schutzabdeckung seines Scarabeo zurück, rief ein Programm auf und schaltete die Holo-  
projektion ein.

»Hier hast du das Protokoll einer Notbremsung«, erklärte er, als sich die kleine Schautafel aufgebaut hatte und mit Zeichen füllte. »Pro Sekunde treten rein statistisch zwischen tausend und zehntausend Mutationen im Kubikmeter Wasser auf. Je nach Umweltbedingungen.«

»So viele?«

»Das ist ein sehr niedriger Prozentsatz. Du mußt bedenken, daß in einem Kubikmeter Lagunenwasser etwa sechzig bis achtzig Billionen Lins tätig sind.«

»Lins?«

»Langzeitstabile intelligente Nano-Strukturen, so nennen die Techs ihre Maschinchen mit Top-Qualität. Die Mutation äußert sich in fehlerhaften Ablesungen bei der Strukturerkennung in der molekularen Architektur. Der Ausfall wird hervorgerufen durch Toxine im Wasser: Industrieabwässer von Mestre, Düngemittel, Herbizide, Pestizide, Weichmacher, Waschmittel; dazu kommen Sonneneinstrahlung im UV-Bereich, durchschlagende kosmische

Strahlung, Radioaktivität.

Hier kannst du einen erkennen: Das ist ein angehender Mutant. Erste Error-Cluster bilden sich: Der Tector, das Nanomaschinchen, erkennt sein Tectoplast – das, was er umbilden soll – nicht mehr eindeutig. Hier siehst du die aufschießende Fehlerkumulation – exponentiell. Die Error-Cluster weiten sich explosionsartig aus. Er ist so weit mutiert, daß er ein falsches Tectoplast für das richtige hält und umbildet – wie im Fall unseres Fisches. Deshalb muß, bevor es soweit kommen kann, das Selbstmordprogramm aktiviert werden. Das sieht schematisch so aus.«

In der Holographie erschien eine leuchtend rote scrollende Schrift.

⇐ *TECTOPLAST NEGATIVE*

→ *ERROR*

⇒ *TECTOPLAST NEGATIVE*

→ *ERROR- ERROR*

⇐ *TECTOPLAST NEGATIVE*

→ *ERROR – ERROR – ERROR*

⇐ *TECTOPLAST NEGATIVE*

→ *ERRORCLUSTER – ESCAPE!*

⇐ *TECTOPLAST POSITIVE NEGATIVE POSITIVE  
NEGATIVE*

→ *ERRORCLUSTER EXPONENTIAL – ESCAPE!  
ESCAPE!*

⇓ *ESCAPE*

⇓ *EXCAPE*

⇓ *EXIAPE*

⇓ *EXIAUS*

⇓ *EXITUS*

⇓ *EXIT*

⇓ *EX*

⇓ ...

⇐ *REPROGRAMMING?*

→ *FAILED*

⇐ *EXITUS*

→ *POSITIVE*

»Das ist das Schema, aber natürlich wird dieser Dialog in der Molekularsprache der Chemie geführt. Nur sie ist den Tektoren verständlich«, erläuterte Frans.

Inzwischen hatte sich das Lokal fast ganz gefüllt. Einige Gäste sahen neugierig zu uns herüber. Frans schaltete seinen Scarabeo ab und hob die Serviette an, in die der verwandelte Fisch eingeschlagen war. Das Maul öffnete und schloß sich immer noch wie in extremer Zeitlupe. Man mußte schon sehr genau hinschauen, um die Bewegung wahrzunehmen. Der Goldschimmer bedeckte jetzt fast den ganzen Leib. Nur der häßliche Kopf hatte noch seine rötliche Farbe. Selbst das ausgetretene Blut hatte eine goldene Oberfläche.

»In diesem Fall hat das Selbstmordprogramm versagt«, stellte ich fest.

Frans hob die Schultern und entgegnete: »Der Mutant müßte immer noch die Eisbarriere und die Schleusentore der Lagune überwinden, um ins offene Meere zu gelangen.«

»Besteht die Gefahr, daß er es schafft?«

»Die Chancen sind sehr gering. Die Alternative wäre ein umfassendes Tötungsprogramm. Das hieße, Quadrillionen von braven arbeitsamen Nanos umzubringen, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen. Massenmord. Und das Projekt würde um Monate zurückgeworfen. Die Fischer sollten endlich damit aufhören, in der Lagune Netze auszuwerfen. Die Stadt hat für teures Geld Fischgründe außerhalb der Litorali gepachtet, um sie zu entschädigen.«

Paolo, der eben am Tisch vorbeikam, nachdem er eine Bestellung aufgenommen hatte, blieb stehen. Er mußte gehört haben, was Frans gerade gesagt hatte, denn er spitzte belustigt die Lippen, deutete mit einem Nicken auf den Fisch in der Serviette und meinte: »Ich bring dir gleich eine saubere Plastiktüte. Dann kannst du dein Geschenk mitnehmen. Was ich dir zu sagen vergaß, mein Freund: Er wurde südlich von Sottomarino gefangen, unterhalb der dritten Schleuse, in der Nähe der Adige-Mündung.«

Frans warf mir einen Blick zu und blies die Backen auf. »Ach, du Scheiße«, flüsterte er.

Als wir gingen, zeigte die Standuhr immer noch Viertel vor sechs.

»Sie ist stehengeblieben«, sagte ich.

Frans warf einen Blick darauf.

»Ja, aber schon vor hundert Jahren.«

\*

Am Steg von Rialto kramte Frans ein paar zusammengerollte Plastikstiefel aus seiner Umhängetasche und zog sie über Schuhe und Hose.

»So was mußt du dir auch besorgen«, sagte er. »Der wichtigste Ausrüstungsgegenstand hier. Nachts sind die Straßen meistens überschwemmt.«

»Trotz des Lido-Damms?«

»Über das Schleusensystem streitet man sich schon seit mehr als fünfzig Jahren. Dabei steigt der Spiegel der Adria seit hundert Jahren immer weiter an. Aqua alta, damit hat man hier zu leben gelernt. Aber es wird immer brenzlicher. Das Gibraltar-Damm-Projekt ist am Veto von Indonesien und Japan gescheitert, und seit der Süden von Bangladesch und die Malediven evakuiert werden mußten, hat es überhaupt keine Chance mehr, auch nur auf die weltpolitische Tagesordnung zu kommen. Also läuft den Wasserbau-Ingenieuren hier die Zeit davon. Dabei ist die Lagune mit einem genialen Schleusensystem ausgerüstet, dem sogenannten Mose. Es stammt aus

den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Lagune läßt sich mit ferngesteuerten Modulen automatisch gegen das Hochwasser abschotten, aber sie muß regelmäßig geflutet werden, sonst stirbt sie ab, und Venedig würde in Fäulnis und Dreck ersticken. Aqua alta oder Aqua morte lauten die Alternativen. Also versucht man zwischen beiden hindurchzumanövrieren. Und die Öffnung zur Adna hin birgt so ihre Gefahren, wie du siehst.« – Er hob den Plastikbeutel mit dem Fisch. – »Eine Filteranlage für Nanos – so etwas wird es nie geben. Dazu sind sie zu klein. Nur die chemische Keule. Und die trifft auch immer wieder mal daneben.«

Der Campo San Bartolo war knietief überflutet. Frans stopfte den Plastikbeutel in seine Tragetasche, faßte mich um die Taille und hob mich auf den Holzsteg, der an den Hauswänden entlang verlief und auf dem man trockenen Fußes zur Calle Stagneri gelangen konnte, während er rauschend neben mir durchs Wasser stapfte.

\*

Frans hatte eine winzige Wohnung im ersten Stock eines Hauses am Rio di Sant'Agostin, unmittelbar im Schatten der Backsteinkröte von San Lorenzo.

»Was hat der alte Herr eigentlich mit dem Gesicht gemeint, über das sich die Österreicher angeblich so

ärgern?« fragte ich.

»Hast du das noch nicht gesehen?«

»Nein.«

»Es ist der Meister persönlich. Professor Ishida als Cherub – nur sein Kopf und sein ulkiger Bart. Groß wie San Michèle schwebt er manchmal über der nördlichen Lagune. Bisher hat noch keiner rausgekriegt, wie er das anstellt, niemand nachvollziehen können, wie es funktioniert. Wahrscheinlich ist es eine Holographie, für die er die Luftfeuchtigkeit benutzt, denn bei dunstigem Wetter ist es besonders deutlich zu sehen.«

»Und warum tut er das?« fragte ich.

Frans zuckte die Achseln. »Ishida ist nun mal ein schrulliger Kerl – und darüber hinaus furchtbar eitel.«

»Das ist mir nicht entgangen.«

»Übrigens kannst du den Ishida-Cherub inzwischen als Glaskunst kaufen. Ein Student, den er hat durchfallen lassen, hat ihn in Murano in Auftrag gegeben und an Physiker in alle Welt verschickt.«

»Das wird ihn gewurmt haben.«

»Nicht die Spur! Inzwischen verschickt er das Ding selber. Das fördert die Popularität, sagt er.«

\*

Vor dem Einschlafen überlegte ich mir, wie dieser

Fisch seine allmähliche Erstarrung erlebte. Es mußte wie eine Art Zeitdilatation sein. Die Umwelt mußte sich auf alptraumhafte Weise beschleunigen, während die Zeit für ihn allmählich zum Stillstand kam.

Als ich dachte, er schliefe längst, fragte Frans plötzlich: »Weißt du, woher ich die Holzproben hole?«

»Aus dem Untergrund.«

»Ach was. Wenn du es niemandem weitererzählt, verrate ich es dir.«

»Ich kann schweigen wie ein Grab.«

»Aus der Vergangenheit.«

»Du Spinner.«

Er gab keine Antwort darauf. An seinen Atemzügen merkte ich, daß er eingeschlafen war.

Der Tod eines Fisches und der Tod eines Nanos. Beide waren sie aus unserem Universum verschwunden. Ihr Ereignishorizont hatte sich um sie geschlossen.

\*

Frans war ein zärtlicher, aber kein sehr aufmerksamer Liebhaber. Ständig schien er mit irgend etwas beschäftigt zu sein, auch wenn wir zusammen waren. Oft war er nervös, gestreßt und manchmal bis zur Erschöpfung ausgelaugt. Er pendelte dauernd zwischen dem NNTR und den städtischen Behörden hin

und her, saß oft stundenlang mit Ishida und seinen Assistenten zusammen oder hatte im Studio zu tun, wo er die Techniker beim Aufbau von Simulationen beriet, die mit Computerunterstützung holographisch bis ins kleinste Detail ausgetüfelt wurden.

»Weshalb gibt man sich so große Mühe, künstliche Realitäten zu schaffen?« fragte ich ihn.

»Das ist ein uralter Traum, Domenica. Der Mensch ist bereit, sehr viel dafür zu investieren, wenn man ihm die Möglichkeit gibt, eine Welt zu bereisen, nach der er sich sehnt, die aber jenseits seines Erlebnisraums liegt. Sie braucht gar nicht wirklich zu sein, sondern sie muß ihm nur hinlänglich real erscheinen. Das Gehirn läßt sich leicht täuschen. Und das wäre wohl kaum der Fall, wenn es sich nicht gern täuschen ließe. Nichts ist für ihn reizvoller, als andere Welten zu durchstreifen.«

»Andere Welten? Die meisten kommen ja nicht einmal mit der zurecht, in der sie leben.«

Frans lachte.

»Das ist ja der Grund.«

»Also der reine Eskapismus.«

»Nein, Domenica. Das wird aus ganz praktischen Erwägungen getan.«

»Um Geld zu verdienen?«

»Das auch. Aber nicht nur. Es ist ein Multimilliardenmarkt. Und er ist ungeheuer wachstumsträchtig. Mit einer gut erzählten Geschichte fing es an. Heute

kannst du deine Wirklichkeit buchstäblich verlassen. Die Technik macht es möglich.«

»Das sind doch Tricksereien.«

»Nein, sondern Simulationen, die von der Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden sind. Zumindest nicht für die menschlichen Sinne. Sie gehen inzwischen weit über das Optische und Akustische hinaus. Das Problem der olfaktorischen Komponente ist ebenfalls gelöst, und im Bereich des Haptischen haben wir hier bereits einiges mit Hilfe der Nanotechnik bewältigt. Denk an Kazuichis Finger und an Ishidas Hände.«

»Du hast gesagt: ›Aber nicht nur.««

Frans nickte und sah mich prüfend an.

»Das hat etwas mit Adressieren zu tun«, erklärte er. »Da sind wir Holländer daraufgestoßen. Durch weitgehende Entsprechung lassen sich zeitübergreifend Wirklichkeiten miteinander verbinden.«

»Dann hast du also, als du angedeutet hast, du würdest die Proben aus der Vergangenheit ...«

»Ja.«

# VI Die Astronautin

»DIE FÄHIGKEIT, ANDERE WAHRNEHMUNGS-  
UND DENKWEISEN ZU ERZEUGEN, IST WICHTIGER  
ALS DIE GEWONNENEN ERKENNTNISSE.«

*David Böhm*

»Natürlich gab es damals schon SimStims«, erzählte Heloise Abret. »Ohne die wäre ich verrückt geworden. Ich wäre gestorben wie Chris, nur daß ich vor Langeweile gestorben wäre. – Abe, heb mich etwas an, ich kriegja kaum Luft. Siehst du das nicht? Wie soll ich da erzählen können? Ja, danke, gut so. – Worüber sprachen wir gerade? Ach ja, richtig. Am liebsten mochte ich den Vogelflug, klar. Außerdem ist er in der Schwerelosigkeit ideal zu simulieren, ohne technischen Aufwand.

Kinder, ich sage euch, es ist herrlich. Am Morgen bei Sonnenaufgang über einen Fluß zu schweben, der sich knapp unter dir strudelnd dahinwälzt, wenn der Morgennebel sich hebt, der Himmel golden wird – immer dicht über der Wasseroberfläche dahin. Die Lichtreflexe machen dich high, flickflick – flickflick-flick. Ich bin stundenlang mit Wildgänsen geflogen, habe mit ihnen gefischt, mich mit ihnen gepaart. Natürlich war das alles noch ein bißchen primitiv damals, vor dreißig Jahren. Inzwischen hat sich viel

getan auf dem Gebiet. Wißt ihr, wie das alles anfang? Die Anregung lieferte der amerikanische Philosoph Thomas Nagel. Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts – ich glaube, es war 1974 – schrieb er einen Aufsatz für die *Physical Review*: ›Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?‹ Das war eine interessante Herausforderung für die Neuro- und Kognitions-wissenschaftler. Jedenfalls ließ diese Idee sie nicht mehr los: Die ›Interspezies-Transkription mentaler Modelle der Wirklichkeit‹, so nennt man das heute, wenn ich mich nicht irre.

Auf sehr verwirrende Weise vermengen sich dabei Sinneseindrücke von der Außenwelt und tief schlummernde Emotionen, das kann ich euch versichern. Für viele war das ein Fluch, wie sich bald herausstellte. Wie eine Droge. Für uns Astronauten war es aber ein Segen. Es half uns, diesen ungeheuren Berg aus Zeit abzutragen, der sich unversehens vor uns aufgetürmt hatte. Er öffnete uns, die wir in diesen winzigen Kosmos eingesperrt waren, in diese enge Kapsel, in der wir überdauern mußten, Erlebnisraum – Weite.«

Heloise breitete die Hände aus, und ihr Blick folgte den sichelförmigen schwarzen Schatten der Mauersegler, die sich vom mächtigen Ziegelturm der Santi Giovanni e Paolo herabstürzten und durch den Nachmittagshimmel schossen. Ihr faltiges Gesichtchen verzog sich zu einem glücklichen Lächeln.

»Der Flug eines Vogels. Dieses herrliche Gefühl des Gleitens. Man spürt jede Feder, die sich aufstellt, die sich krümmt – wie sie in die Ströme der Luft hineingreift und sie zerteilt, wie sich das Wechselspiel der Kräfte auf den Körper überträgt, wie dieser darauf mit ökonomischen Gegenbewegungen reagiert, wie er kippt und sich windet, sich wieder aufrichtet und strafft. Das kann man zwar alles mathematisch ausdrücken und in Vektoren darstellen, aber du mußt es spüren – erleben!

Das Bad einer Schwalbe am frühen Morgen in dem kühlen, klaren Wasser einer Oase, bevor die Tiere zur Tränke geführt werden und die Palmen ihre Schatten für den Mittag zusammenraffen. Wenn deine Brust für einen kurzen Moment durchs Wasser pflügt, das ist ... das ist wie ein Klirren – ein heller, durchdringender Laut, der dich hochschleudert und in den Tag hineinträgt.

Ich sehe, ich komme ins Schwärmen, Mädchen. Verzeiht einer alten Frau. Aber Heli, sagte ich mir damals immer und immer wieder, das ist deine einzige Chance. Nur so hältst du durch. Und so war es auch. Nicht wahr, Abe?«

»Ja.«

»Er sagt ja und hat keine Ahnung. Oder hast du eine Ahnung, was vier Jahre in der Schwerelosigkeit bedeuten? In Kälte und Einsamkeit? Niemand hat eine Ahnung, der das nicht selbst erlebt hat. Ich war

damals etwa so alt wie ihr jetzt, Mädchen. ›Woher hast du die Kraft genommen?‹ fragten sie mich. ›Ich habe Kraft‹, versicherte ich ihnen. ›Ich habe einfach nicht aufgegeben‹, sagte ich. Am Schluß – nun ja –, da war es hart. Ich schlüpfte ins Gefieder eines Adlers, der einen harten Winter zu überdauern hat. Das machte es ein wenig leichter ...«

Heloises Blick verlor sich in der Ferne, und ihre zarten kleinen Hände lagen reglos im Schoß. Ihre Fingernägel waren ungewöhnlich lang, wie Vogelkrallen.

»Ich glitt über verschneite Wälder hin, über Gletscher und schneebedeckte Hänge, über Firn auf Gipfeln unter einem schwarzen Himmel und beobachtete die Bahn der fernen Sonne. Die NASA hat ja alles Menschenmögliche für uns getan. Aber die beste Idee war, uns diese Datenpakete nachzusenden. Die Übermittlung einer einzigen Stunde SimStim-Programm dauerte mehrere Tage. Unmengen von Daten. Wir löschten alles aus den Speichern, das mit dem Scheitern der Mission überflüssig geworden war, und luden sie voll mit SimStim. Wir brachten eine Menge unter, denn der Bordcomputer des Schiffes war mit Millipede-Nanospeichern ausgerüstet, die kurz nach der Jahrtausendwende entwickelt worden waren und in denen man unglaubliche Datenmengen ablegen konnte.«

Heloise winkte mit der Hand und sagte: »Abe, ich

möchte mich etwas zurücklehnen. Ich bin erschöpft. Ja, so ist es gut.«

Sie schwieg lange. Ich dachte schon, sie sei eingeschlummert, und warf Renata einen fragenden Blick zu, ob wir uns diskret zurückziehen sollten, doch da fuhr sie fort und sagte: »Die Menschheit wächst mit jedem technischen Abenteuer, auch mit einem gescheiterten. Nur ich bin kleiner geworden.«

Sie kicherte.

\*

»Ich besuche heute eine alte Bekannte. Hast du Lust mitzukommen?« hatte Renata mich gefragt.

»Gern. Wenn ich nicht störe.«

»Sagt dir der Name Heloise Abret etwas?«

Irgendwie kam mir der Name bekannt vor, aber mir fiel nicht ein, in welchem Zusammenhang. Ich schüttelte den Kopf.

»Erinnerst du dich an die gescheiterte Mars-Mission im Jahr 2022?«

»Ich erinnere mich *nur* an gescheiterte Mars-Missionen«, erwiderte ich.

»Ich meine die bemannte, die erst nach vier Jahren zurückkehrte, weil das Raumschiff erst ein ganzes Stück Richtung Jupiter fliegen und dann einen riesigen Umweg machen mußte, bevor es wieder in Erdnähe gelangte.«

»Das war vor meiner Zeit.«

»Heloise ist die einzige Überlebende von den sechs Missionsteilnehmern. Ich lernte sie kennen, als ich hier gearbeitet habe, bevor ich nach Rom ging zum Studieren. Sie hatte sich Venedig als Alterssitz gewählt und wohnte hier im Ospedaletto. Ich habe sie betreut.«

»Du hast als Pflegerin gearbeitet?«

Sie nickte. »Ich war damals für STOP aktiv, aber das brachte mir nichts ein, war eine ehrenamtliche Tätigkeit. Ich brauchte einen Job nebenher. Also wurde ich Altenpflegerin.«

»Was war STOP?«

»»Save Terra from Over-Population.««

»Nie gehört.«

»Kondome für die Welt. Internetseite in allen Sprachen der Dritten Welt über Familienplanung und Empfängnisverhütung. Hat nicht viel genützt. Aber wir sagten uns, wenigstens haben die Kinder ihren Spaß, die Kondome zu Luftballons aufzublasen.«

»Und du hast hier im Castello gewohnt?«

»Ja, ich hatte ein Zimmer im Ospedaletto. Das ist ganz in der Nähe. Ich zeige es dir.«

Wir gingen die Calle Barberia delle Tole entlang in Richtung des Campo de Santi Giovanni e Paolo, bogen aber kurz davor rechts ab und betraten ein von außen recht unscheinbar wirkendes Gebäude direkt neben der pompösen Barockfassade der Chiesa di

Santa Maria del Derelitti.

»Das Ospedaletto war früher ein Waisenhaus«, erklärte Renata, »aber es war berühmt für seine Musikdarbietungen im Sala Musica im ersten Stock. Es gibt auch heute noch Konzerte dort, aber leider nur selten.«

Dann zeigte sie mir eine architektonische Besonderheit: eine spiralförmige Wendeltreppe aus großen Steinplatten in einem Rundturm hinten am Gebäude.

»Das ist die Chiocciola. Der einstige Besitzer dieses Bauwerks imponierte seinen Gästen damit, indem er hoch zu Roß im dritten Stock erschien, nachdem er sein Pferd diese Spirale hatte erklimmen lassen.«

Der Turm und die umliegenden Gebäude beherbergten nun ein Altenpflegeheim, das dem Ospedale Civile in der Nähe angegliedert war. Die Gebäudeflügel umgaben einen geräumigen Innenhof, in dem man eine Cafeteria eingerichtet hatte.

»Setzen wir uns. Sie wird bald kommen«, sagte Renata. »Als ich hier arbeitete, haben sie in diesem Hof Leichen gewaschen und eingesargt. Die Bewohner konnten vom Fenster aus zusehen, wenn einer ihrer Mitbewohner das Zeitliche gesegnet hatte.«

»Schauerlich.«

Ich blickte mich um. Den Mittelpunkt des gepflasterten Hofes bildete ein marmorner Pozzo mit einem rostigen Deckel. Er stand auf einer niedrigen achteckigen Marmortreppe und wurde von einem schmie-

deeeisernen Zierbogen bekrönt, an dem eine Laterne hing. Unter den weißen Sonnenschirmen standen schmiedeeiserne Tische mit schweren weißen Marmorplatten. Die Nordseite des Hofes wurde von vier Steinfiguren flankiert. Drei von ihnen stellten, wie mir schien, die Genüsse des Lebens dar, während die vierte, links außen, im Schatten einer Zypresse, wohl die Allegorie arroganter Gelehrsamkeit sein sollte.

Plötzlich war über uns ein Scharren und Schleifen zu hören, das ich nicht einordnen konnte. War es eine Art Kehrmachine oder ein Reinigungsroboter? Das Geräusch hielt etwa zehn Minuten lang an und schien näher zu kommen, dann tauchte am Eingang zum Turm mit der Wendeltreppe das wunderbarste Gebilde auf, das mir je begegnet war. Es sah aus wie ein aus kräftigem Silberdraht gesponnener Sessel, oder eher ein Strandkorb, der mit den wallenden Bewegungen seiner Drahtbürsten oder Tentakel oder wie man die sich windenden, wogenden dünnen Barten aus elastischem Stahldraht bezeichnen sollte, dieses scharrende, kratzende Geräusch erzeugte.

Eingebettet in die Mitte dieses Kokons lag – wie ein Ei im Nest – eine winzige, zierliche Gestalt in einem blaßblauen Overall. Auf den ersten Blick hätte man sie für eine Puppe halten können. Sie sah schrecklich hilflos und kraftlos aus, bis sie einen Finger hob, mit energischer Geste auf uns deutete und kommandierte:

»Dahin!«

Der Korbstuhl richtete die Sehzelle am oberen Ende auf uns, straffte seine Drahtbürsten und setzte sich in unsere Richtung in Bewegung.

»Renata«, rief sie, »wie schön, dich wiederzusehen! Wie ist es dir ergangen, Mädchen? Ich sehe, du hast eine Freundin mitgebracht.«

»Domenica Ligrina. Sie hat mit mir studiert. Wir sind beide in diesem Frühjahr fertig geworden.«

»Biologie, wenn ich mich nicht irre.«

»Botanik.«

»Wie schön.«

»Ich bin der einzige noch lebende Mensch, der jenseits des Mars gewesen ist«, sagte Heloise Abret und reichte mir die Hand. Die fühlte sich an wie ein winziges scheues Tier, und ich ließ sie sofort wieder los, um ihr nicht weh zu tun. Sie deutete über die Schulter. »Abe, mem Lebensgefährte.«

Was meinte sie damit? Hinter ihr stand niemand. Meinte sie etwa das ausgefahrene Kameraauge ihres beweglichen Sessels, das über ihrem Kopf auftragte und auf uns gerichtet war?

In ihren dunklen Augen blitzte Energie, während ihr Körper, zermürbt von der langen Schwerelosigkeit und ausgedörrt von der harten Strahlung wie ein Herbstblatt, schlaff in der zärtlichen Umarmung der Maschine hing.

»Wie geht es dir, Heli?« fragte Renata.

»Die NASA sorgt für mein Wohlergehen«, sagte sie und fletschte ihr Gebiß. »Ob sie will oder nicht. Ihr bleibt gar nichts anderes übrig. – Laß mich nicht so durchhängen, Abe! Ich krieg ja keine Luft mehr.« Abe winselte und richtete sich scharrend auf. Heloise öffnete mit zitternden Händen den Reißverschluß ihres Overalls ein Stück weit. Ich hatte noch nie einen so ausgemergelten menschlichen Körper gesehen. Ihre Haut war fast schwarz und von hellen Flecken übersät, wo das Pigment zerstört war.

»Was wollt ihr trinken, Schätzchen?« fragte sie. »Geht alles auf Kosten der NASA. Sie schuldet mir mein Leben. Aber ich will nicht hadern. Mir geht es den Umständen entsprechend hervorragend – was man von der Weltraumbehörde ja nicht eben behaupten kann.« Und das feine Gespinst am Rand ihrer Liegemulde tätschelnd fügte sie hinzu: »Und Abe paßt gut auf mich auf. Was führt euch in diese schöne Stadt? Wird Rom bereits evakuiert?«

Wir erzählten Heloise von unseren Verträgen bei dem Rinascita-Projekt und daß wir hier in Venedig eine Ausbildung beim NNTR bekommen sollten.

»Aber man hat euch noch nichts Konkretes gesagt.«

Sie nickte und kaute auf der Unterlippe.

»Wahrscheinlich sind noch Eignungsprüfungen fällig. Medizinische Untersuchungen. Wir Astronauten wußten auch oft am Abend vor dem Start noch

nicht, ob wir wirklich dabei sein würden.«

Heloise schwieg eine ganze Weile, dann sagte sie: »Da muß es sich um etwas völlig Neues handeln. Der Heilige Stuhl, das NNTR, das CIA, das CHI, der Papst und Ishida in einem Boot – Welch unheilige Allianz! Das sind ja ganz ungewöhnliche Verbindungen. Da tun sich ganz neue Dimensionen auf! Hättest du das gedacht, Abe?«

»Nein«, sagte Abe.

Sie schloß die Augen und ließ sich in ihr ausgekleidetes Nest aus Drahtwolle zurücksinken.

»Komm, Abe«, sagte sie. »Ich bin erschöpft. Lebt wohl, ihr beiden. Und besucht mich bald wieder.«

Abe erhob sich und setzte sich schleifend und schurrend in Bewegung. Noch Minuten lang waren die Geräusche auf den Steinplatten der Wendeltreppe zu hören, bevor sie oben im dritten Stock verstummten.

\*

»Seppia d'Oro«, die »goldene Tinte« nannten die Venezianer die Nanos.

Mittags lag die Lagune schwarz unter der Sonne, wenn sie schwärmten und sich vermehrten. Inzwischen mußten es Quadrillionen sein. Die Wasseroberfläche schimmerte golden. Im Norden lag San Michèle, das große Totenfloß der Stadt, wo Zehntau-

sende von Leibern im kalten Schlamm eingebettet oder in Steintrögen und von Akazien beschatteten Nischen auf den Jüngsten Tag warteten.

Was würde geschehen, wenn dieses Gewimmel sie erfaßte und die große Transsubstantiation der Toten begann?

Tagsüber, wenn der Wind von den Eisdämmen hereinwehte, war es angenehm kühl in der Stadt, und die Bewohner öffneten Fenster und Türen. Abends, wenn er vom Festland her wehte, trug er manchmal Schwärme von Stechfliegen und Moskitos heran von den zahllosen Kanälen und Mündungsarmen. Dann schlossen die Straßencafés zeitig, und niemand hielt sich ohne Not im Freien auf. Überall sah man Fliegengitter in Türen und Fenstern. Sie werden die Stadt retten und an die Malaria verlieren, sagte ich mir. Oder sie werden neue Nanos austüfteln, die dieses Ungeziefer in Diamanten verwandeln, indem sie die Chitinpanzer dieser Insekten einfach in kristallinen Kohlenstoff transformieren.

Am Morgen waren die Korallenriffe des Thetis-Meers in Dunst gehüllt, dafür hing Ishida als Cherub über den Wassern jenseits von San Michèle. Die *Prinz Eugen* fuhr hindurch wie durch eine Wolke, und für eine Minute waren die Augen des Professors zu sehen, wie sie auf der Ballonhülle nach hinten rutschten und von den Turbulenzen der Motoren ins Wallen gerieten, bevor sie wieder an ihren Platz zu-

rückfanden. Dann blickte er wieder lächelnd herab wie ein zufriedener Gottvater, der nach getaner Arbeit am siebten Tag seine Schöpfung ins Auge faßt.

\*

»Ein Anruf für dich, Domenica«, sagte Luigi.

»Wer denn?«

»Keller, Bernd.«

»Okay, ja. – Hallo, Bernd! Ist das eine Überraschung!«

»Ganz meinerseits, Domenica. Du weilst also noch unter uns.«

»Was meinst du damit?«

»Noch nicht durch Raum und Zeit geschickt?«

»Was soll das heißen?«

Eine Biene ließ sich auf dem Rand meines Glases nieder und kroch die Krümmung entlang. Ich sprang auf und stieß versehentlich meinen Stuhl um. Die Gäste am Nebentisch warfen mir einen erstaunten Blick zu. Ich ging ein paar Schritte auf den Platz hinaus. Der Wirt des *Cavailo* hob fragend den Kopf. Ich bedeutete ihm, daß ich telefonierte.

»Tu nicht so, Domenica«, sagte Bernd. »Es gibt inzwischen einige Gerüchte über die Aktivitäten dieses fabelhaften Istituto della Rinascita.«

»Zum Beispiel?«

»Man benutzt Tunnel, durch die man in die Ver-

gangenheit kriechen kann.«

»Kriechen? Das ist das erste, was ich höre. Dann weißt du mehr als ich«, antwortete ich.

»Du darfst nicht darüber reden. Das ist mir schon klar.«

»Natürlich kann ich darüber sprechen. Ich wüßte nur nicht was.«

Hatte er mir nicht mehr zu sagen? Das Gespräch nervte mich zunehmend. Ich konnte mich nicht auf seine Worte konzentrieren.

»Weil man dir eine Gehirnwäsche verpaßt hat.«

»Hör mal, Bernd ...«

»Du hast es wahrscheinlich nicht einmal gemerkt.«

Sein lauender Tonfall und sein besserwisserisches Gehabe ärgerten mich. Weshalb sollte ich mit ihm überhaupt darüber diskutieren? Er hatte es vorgezogen auszusteigen. Das war seine Entscheidung gewesen. Oder vielmehr die seiner Schwester. Was wollte er also? Ich hatte keine Lust mehr, mit ihm über dieses Thema zu diskutieren. Ich wollte mit überhaupt niemandem darüber diskutieren. Es machte mich nervös.

»Rufst du mich deshalb an, Bernd? Ich versteh nicht recht, was du willst. Möchtest du mich vor etwas warnen – oder ...?« fragte ich ihn.

»Ja ... Das heißt nein. Es ist deine ganz persönliche Entscheidung. So muß es auch sein.«

»Das sagtest du mir schon einmal, aber ich verstehe immer noch nicht, was du damit meinst.«

Meine Ungeduld wuchs.

»Es ist auch besser so. Du wirst nicht verlorengelassen wie so viele andere. Du wirst wieder zurückkommen. Ich bin jetzt auch ganz sicher, daß du keine ältere Schwester hast. Das bist du selbst. Ich bin dir begegnet«, sagte Bernd.

»Wo?«

»Auf dem Bahnhofsplatz. Vor Termini.«

»Wann?«

»Am zweiundzwanzigsten Juni. Ich habe dich damals angerufen.«

»Ich erinnere mich an deinen Anruf. Er kam mir ziemlich konfus vor«, entgegnete ich.

»Ja. Ich war damals ziemlich durcheinander. Du hattest mir einen ziemlichen Schreck eingejagt, denn du warst völlig verändert – älter. Und du hattest so komisches Zeug geredet. Aber inzwischen habe ich eins und eins zusammengezählt ...«

»Und dabei hoffentlich zwei herausgekriegt.«

»Ich glaube nicht.«

Wir schwiegen beide. Also würde ich ihn irgendwann einmal auf der Piazza del Cinquecento treffen, weil ich ihn dort getroffen hatte. Das war zwar absurd, aber durchaus folgerichtig.

»Wie geht es dir? Wie geht es Birgit?« fragte ich.

»Es geht uns gut.«

»Habt ihr eine Stelle gefunden?«

»Noch nicht. Ich mache noch ein freiwilliges Semester, soweit das überhaupt noch möglich ist. Die Fakultät befindet sich in Auflösung, aber sie haben mir noch ein Stipendium bewilligt. Birgit jobt in einem Café an der Piazza della Rotonda«, antwortete Bernd.

Ich nickte. Das alte Lied.

»Grüß sie von mir. Und mach's gut, Bernd.«

»Mach du's auch gut, Domenica.«

\*

In dieser Nacht hörte ich Geschrei und das Geräusch rennender Menschen in den Gassen. Tausende schwarzer Leiber waren aus der Lagune an Land gekrochen und versuchten, die alten Ziegelmauern zu überwinden, die das östliche Castello und das Arsenal säumen. Einige hatten es schon bis in die Stadt geschafft, ehe sie entdeckt und erschlagen wurden. Sie sahen aus wie menschengroße schwarze Nacktschnecken, und viele von ihnen trugen verfaulte Kleidungsreste oder verrottete Bahrtücher. Kaum hatte man sie erschlagen, verwandelten sich diese Wesen in Pfützen aus stinkendem schwarzem Schleim, deren Oberfläche golden schimmerte.

Eine aufgebrauchte Menschenmenge hatte sich vor dem Institut versammelt und versuchte, mit Pflaster-

steinen die Scheiben der Fenster einzuwerfen, doch jedesmal verschwanden die Fenster, und die Steine polterten wirkungslos gegen das nackte Mauerwerk.

Später in der Nacht ging ein Hagelschauer nieder. Die Hagelkörner sprühten über die Dächer und sammelten sich in den Straßen und auf den Plätzen. Im Licht des Vollmonds blitzten sie wie Milliarden Brillanten.

Als ich erwachte, prasselte Regen gegen die Scheiben. Ich öffnete die Fliegengittertür zur Loggia, trat hinaus und atmete tief die kühle, feuchte Nachtluft ein. Im Osten sah man die Blitze eines abziehenden Gewitters. Die Wolken brachen auf. Ein abnehmender Mond hatte den Zenit erklommen und hing klein wie der Schädel einer Katze zwischen drei einsamen Sternen. Die Lagune schien wie mit Teer ausgegossen, und die Riffe des Thetis-Meeres schimmerten am Horizont wie Totengebem. Die Mauern von San Michèle ragten auf wie ein dunkles Kastell, von wachsamen Zypressen gesäumt.

Mich fröstelte, und ich floh zurück in die behagliche Geborgenheit meines Bettes.

# VII Solitone

»ALSO KANN GEGENSTAND JEDES ERKENNTNIS-  
VERMÖGENS NUR DIE GLEICHHEIT SELBST SEIN,  
DIE SICH IN IHRER ÄHNLICHKEIT OFFENBAREN  
KANN. DAHER IST NUR DIE GLEICHHEIT GEGEN-  
STAND DER SINNLICHEN WIE AUCH DER VORSTEL-  
LENDEN UND DER VERNUNFTHAFTEN ERKENNT-  
NIS. VON NATUR ERKENNT DAS VERMÖGEN DEN  
IHM ENTSPRECHENDEN GEGENSTAND. ERKENNT-  
NIS ABER KOMMT DURCH ÄHNLICHKEIT ZUSTAN-  
DE. DAHER IST GEGENSTAND ALLER ERKENNT-  
NISVERMÖGEN DIE GLEICHHEIT, DEREN ÄHN-  
LICHKEIT ALLE ERKENNTNISVERMÖGEN IN DIE  
WIRKLICHKEIT ÜBERFÜHRT. ... JEDE ÄHNLICH-  
KEIT ABER IST ERKENNTNIS – BILD ODER ZEI-  
CHEN DER GLEICHHEIT.«

*Nicolaus Cusanus*

»Dabei ist es ja überhaupt nicht schwer, in der hohen Atmosphäre des Mars ein Airbreacking durchzuführen. Viel leichter als in der Erdatmosphäre. Stellt euch ein Insekt vor, das durch eine Jalousie fliegen muß, um in ein Zimmer zu gelangen: Es muß in einem ganz bestimmten Winkel zwischen zwei Lamellen hindurch. Während auf der Erde die Lamellen der

Jalousie nur wenig Zwischenraum haben, stehen sie auf dem Mars weit auseinander, bilden also praktisch kein Hindernis. – Massier mir ein wenig den Rücken, Abe. Aber vorsichtig. Mein Rückgrat ist ganz verspannt. Ja, so ist's gut. – Wo war ich stehengeblieben?« fragte Heloise Abret.

»... bilden also praktisch kein Hindernis«, sagte Abe.

»Was?«

»Während auf der Erde die Lamellen der Jalousie nur wenig Zwischenraum haben, stehen sie auf dem Mars weit auseinander, bilden also praktisch kein Hindernis«, wiederholte Abe.

»Danke, Abe. – Ich übertreibe etwas, meine Lieben. Aber die Skalenhöhe der Atmosphäre ist im Fall des Mars viel ausgeprägter. Das heißt, die Marsatmosphäre ist viel dünner als die der Erde, aber wegen der geringeren Schwerkraft reicht sie viel höher hinauf in den Raum. Sie nimmt in ihrer Dichte nur alle zehn Kilometer um die Hälfte ab, anstatt alle fünf, wie bei der Erde. Außerdem hat die Marsatmosphäre das dreifache Molekulargewicht, weil der Anteil schwerer Gase höher ist. Also geradezu – nicht so fest, Abe –, geradezu ideal für eine Luftbremsung und noch eine – *touché!* – *touché!*« sagte Heloise und schnitt mit ihrem perlmuttbesetzten Taschenmesserchen, an dem ein Silberkettchen baumelte, schräg in die Schale der Orange, die sie in der Linken hielt.

»Und dann hätten wir auf unserem schön gekachelten Bauch hinuntergleiten sollen wie ein Stück Seife in die Badewanne. Aber wir schafften es nicht und kreiselten heran auf einer erratischen Bahn wie eine Bola, deren Schnüre sich verheddert haben. Und das buchstäblich. Als wir nämlich die Trosse absprengen wollten, die uns mit der Aufstiegsstufe verband – den ›tether‹ nennen sie es bei der NASA –, machte es nicht *peng*, sondern nur *plopp*. Und als wir unser Gegengewicht endlich los waren, trudelten wir derart, daß der Computer außerstande war, die Lage vor der ersten Bremsung unter Kontrolle und den Hitzeschild in Position zu bringen. ›Ihr seht sehr gut aus‹, versicherte uns Houston immer noch, als bei uns schon seit zehn Minuten die Hölle los war, und als uns endlich die zeitversetzte Reaktion der Flugkontrolle erreichte, verebbten erregte Schreckensrufe in entsetztem Schweigen. Sie konnten uns beim besten Willen nicht helfen, die Sesselfurzer in Houston; sie lebten hoffnungslos in unserer Vergangenheit. Dann flogen wir in den Funkschatten hinein, und der Kontakt brach ganz ab.

Wir mußten den Anflug abbrechen. Klar. Mit ein wenig Glück wären wir knapp an der äußersten Atmosphäre entlanggeschrammt und auf einer freien Rückkehrbahn geblieben. Einen äußeren Planeten fliegt man immer in seiner Bewegungsrichtung auf der sonnenabgewandten Seite an. Wenn es schief-

geht, dann PAMAO. Das hört sich an wie ein tropisches Urlaubsparadies, nicht wahr? Im NASA-Kauderwelsch heißt das Passing Mars Abort Option und bedeutet die Höllenvariante von Apollo 13. Aber immerhin: Man bekommt einen Schubs, der einen wieder ins Systeminnere trägt. Das Glück hatten wir aber nicht. Wir produzierten einen Abpraller an der Atmosphäre wie ein Kiesel auf einem Teich, das heißt, der Mars versetzte uns einen Schwinger, der uns aus der Bahn warf und ins äußere System schleuderte. Das bedeutete, daß der Mars und die Sonne das Bremsen übernehmen mußten, und das dauerte elend lange.«

Heloise blickte in die Ferne. Der Perlmuttergriff ihres Messerchens funkelte, das Kettchen blitzte.

»Das Vallès marineris zog unter uns dahin. Es sah aus wie eine schreckliche Axtwunde im Schädel eines erschlagenen Kriegers. Dort unten hätten wir landen sollen, zwischen dem westlichen Einzugsbereich des Grabenbruchs und dem Fuß des mit Monstervulkanen besetzten Tharsis-Rückens. Dort vermuteten die Wissenschaftler des Geological Survey interessante Funde. Es handelte sich zwar um eine unter Areologen ziemlich umstrittene Hypothese, aber immerhin: Sie war geeignet, private Geldgeber anzulocken, und die NASA benötigte ihr Geld dringend für die Mars-Missionen. Man vermutete, daß es sich beim Hellas-Becken auf der gegenüberliegenden

Seite des Mars um den Einschlagkrater eines größeren Planetoiden handelte, der, was weiß ich« – sie stach mit dem Zeigefinger in die Frucht –, »ein paar hundert Millionen Jahre nach der Planetenbildung die Kruste durchbrochen hatte und tief in den Mantel eingedrungen war. Die Stoßwelle des Zusammenpralls, so ergaben Modellrechnungen, hatte sich demnach quer durch den Planeten fortgepflanzt und einen Plume aus Kernmaterie aufgetrieben. Dieser wölbte schließlich den Tharsis-Rücken auf und war Ursache für die riesigen Schildvulkane, die sich über ihm auftürmen.« Heloise drehte die Orange um und betrachtete sie von der anderen Seite.

»Durch sie musste, vermuteten die Befürworter dieser Theorie, einiges Material aus dem Kern bis an die Oberfläche befördert worden sein – eine Menge schwerer Elemente wie Uran, Platin, Gold und seltene Erze, die für eine Besiedelung des Mars und den Aufbau einer Raumfahrtindustrie in situ von eminenter Bedeutung sein würden. Gigantische Lavahöhlen voller unermesslicher Schätze, gut verborgen vor den Blicken aus dem All. Wir hätten sie nur aufzusammeln und zur Erde zu bringen brauchen.

Tja, daraus wurde nun aber nichts. Mars adieu! Wir flogen vorbei und hinaus in die Nacht und die Sonnenferne Kälte. Die halbe Strecke zum Planetoidengürtel lag vor uns, bis wir unseren Umkehrpunkt erreichen würden, bis unsere Geschwindigkeit aufge-

zehrt wäre und wir zurück ins innere System fielen.

Die K-Strahlung peitschte uns manchmal derart ins Gesicht, daß wir wenig Hoffnung hatten, jemals wieder lebend nach Hause zu kommen. Auf die künstliche Schwerkraft mussten wir auch verzichten, nachdem wir uns von der Aufstiegsstufe getrennt hatten. Mission Control rechnete und rechnete. Sie trauten sich gar nicht, es uns zu sagen, denn was sie uns präsentieren konnten, war ein deprimierender Schnittmusterbogen von Hohmannbahnen: weit hinaus, dann weit hinein und an der Venus vorbei – so daß es mehr als drei Jahre dauern würde, bis wir wieder in Erdnähe kamen. Nicht wahr, Abe?«

»Um ehrlich zu sein, Heli, solche Berechnungen übersteigen die Rechenkapazitäten, für die ich ausgelegt bin, bei weitem.«

»Was solltest du dich auch mit solchem Zeug belasten?« sagte sie und winkte gutmütig ab. »Die Techniker in Houston fanden den Fehler übrigens rasch, der zu der Panne geführt hatte. Sein Auftreten wäre leicht vermeidbar gewesen, aber technische Vorgänge, die man hundertmal im Computer simuliert hat, gelten als sicher. Um diese Zeit entdeckte ich die Segnungen des SimStim; ich flog mit den Wildgänsen und den Schwalben und am Schluß mit den Adlern. Aber, meine beiden Lieben, die Zeiten wurden hart. Grausam hart.«

Heloise schlitzte die Frucht mit dem Fingernagel

auseinander und schob sich ein Segment in den Mund.

»Die Rationen wurden auf das absolute Minimum gesenkt. Es war barbarisch. Und wie recyceltes Wasser schmeckt, kann nur der ermessen, der es probiert hat. – Kannst du nicht mal die Schalen hier verschwinden lassen, Abe?«

Abe fuhr zwei Tentakel aus, klaubte die Orangenschalen zusammen und ließ sie irgendwo im Innern seines Körpers aus Drahtgeflecht verschwinden.

»Ja, so war das, meine Lieben«, sagte Heloise und zupfte in Erinnerungen versunken am Kettchen ihres Messers herum. »Mars wurde zur Sichel und die Sonne immer kleiner. Es war bedrückend. Dieses blasse, kraftlose Lichtlein sollte uns aufhalten und zurückholen können? Vielleicht drifteten wir ja allen physikalischen Gesetzen zum Trotz hinaus in die interstellare Nacht? Manchmal, wenn ich in der Dunkelheit wach lag, glaubte ich schon das Grollen der zermalmenden Stürme auf dem Jupiter zu hören.

Schließlich krochen wir nur noch dahin – noch eine Lichtsekunde und noch eine. Der Umkehrpunkt war wie eine Wintersonnenwende: Der fernste Punkt war zwar überwunden, aber der lange kalte Winter lag noch vor uns. Um diese Zeit entdeckte Chris das Melanom auf seiner Schulter. Er ging einfach hinaus, überlistete die Schleusen-Anzug-Sicherung und stieg aus. ›Lebt wohl und kommt gut nach Hause«, hatte er

auf dem Bildschirm hinterlassen. Er reiste hundertzwanzig Millionen Kilometer weit an unserer Seite – bis zur ersten Kurskorrektur für den Venus-Swingby. Da verließ er uns.«

Heloise beschirmte die Augen und blickte in den Himmel über dem Ospedaletto, der vom mächtigen Turm von Santi Giovanni e Paolo beherrscht wurde. Im gnadenlosen Herbstlicht war ihr Gesicht wie ein von der Erosion der Zeit zerklüftetes altes Land, ausgezehrt von Entbehrung und Dürre – eine zu Trokentälern und Dünen geformte Epidermis. Doch ihr Lächeln schob alle Häßlichkeit beiseite. Heiter sagte sie: »Er ist immer noch irgendwo da oben, vielleicht noch einige hunderttausend Jahre lang. – Abe, was soll das? Habe ich dich um irgend etwas gebeten?«

»Entschuldigung, Heli. Ich habe dich in den Schatten gerückt.«

»Danke, Abe. Das ist sehr aufmerksam von dir. – Nun, eine Nase zum Atmen und ein Mund zum Essen weniger, das kam uns natürlich zugute. Wir haben es ja schließlich auch geschafft. Aber es war nicht mehr viel von uns übrig, als sie uns fünf Lichtsekunden von hier mit einem Shuttle auffischten. Wir mußten ja damals noch ein halbes Jahr vor der Haustür ausharren, auf der alten, nie ganz fertig gewordenen ISS, bis wir in der Zentrifuge gelernt hatten, aufrecht im Rollstuhl zu sitzen, bis wir die Kraft hatten, daß uns der Kopf nicht bei einem halben Ge auf die

Brust sank«, sagte sie und seufzte. »Inzwischen sind sie ja alle tot: Natascha und Caroline, Brad und Raphael. Gehirntumor, Anämie, Knochenkrebs. Wir sind einfach nicht optimal konstruiert für so etwas. Oder noch nicht«, setzte sie hinzu.

»Aber ich lebe!« rief sie und hieb mit der kleinen Faust auf die Armliege, daß sich Abe erschrocken aufrichtete. »Ich bin glimpflich davongekommen. Irreversible Atropie der Muskulatur und fortgeschrittene Osteoporose. Abe muß mich transportieren wie ein rohes Ei, nicht wahr, Abe?«

»Oh ... hm. Wenn du das sagst. Um ehrlich zu sein, ich war noch nie mit dem Problem konfrontiert, ein rohes ...«

»Laß gut sein, Abe. Wir wollen das Thema nicht vertiefen.«

»Wenn du meinst.«

Sie schlitzte mit dem Daumennagel weitere Segmente der Frucht auseinander und riß den Rest der Orange in Stücke.

»Jetzt wird man also Menschen nicht nur durch den Raum, sondern auch durch die Zeit schicken«, sagte Heli.

»He, Vorsicht! Ist hier irgendwo ein Kurzschluß oder was?« rief Renata und hob den Kopf; sie schnüffelte und musterte prüfend das Metallgeflecht um die ausgepolsterte Sitzmulde. »Einen Moment lang dachte ich, etwas hätte Feuer gefangen.«

Heloise hatte in ihren Bewegungen innegehalten und blickte sie an. »Es ist alles in Ordnung, Schätzchen. Du brauchst mir nichts zu sagen. Überhaupt nichts. Und du auch nicht«, sagte sie zu mir. »Nicht daß hier wirklich etwas Feuer fängt oder gar noch Schlimmeres passiert« – sie schob sich kichernd einen Orangenschnitz zwischen die runzigen Lippen und mummelte feixend. – »Ich weiß doch, wie so etwas gemacht wird. Es ist harmlos. Man hat euch beigebracht, die Zunge im Zaum zu halten.« Renata und ich sahen uns an.

»Mir erschien Zeit immer als etwas Ungeheuerliches, etwas Unbesiegbares. Wie eine Planierraupe, die uns langsam, aber mit unerbittlicher Grausamkeit in die Zukunft schiebt. Manchmal qualvoll langsam, wie in meinem Fall.« Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Jetzt ist auch sie besiegt. Oder kann man das nicht so sagen?«

»Es ist wohl erst ein Anfang«, wollte ich sagen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt.

»Habt ihr Angst, Mädchen?« fragte Heloise plötzlich.

»Ja«, sagte Renata.

Ich nickte.

»Ich hatte auch Angst damals. Eine Scheißangst.«

»Es geht ja nicht immer alles schief«, sagte Renata munter; die Bernsteinsplitter in ihren Augen blitzten unternehmungslustig. »Inzwischen leben mehr als

hundert Leute allein in Port Abret.«

Heloise winkte geringschätzig ab.

»Das hätten sie sich sparen können, eine Siedlung nach mir zu benennen. Zuviel der Ehre. Ich hab den Mars ja nie betreten. Was sagst du dazu, Abe?«

»Nichts«, erwiderte Abe.

»Du hast wie immer recht, mein Goldstück.« Sagte sie und reckte das Kinn. »Was nun diese Zeitreise-Experimente betrifft, ich weiß seit Jahren, daß da etwas im Busch ist. Pläne gibt es seit langem. Ich hatte genügend Muße, mich mit den mathematischen Arbeiten von Hla Thilawuntha zu beschäftigen, den man für den wiedergeborenen Ramanujan hält – was übrigens gar keine so abwegige Vermutung ist, wenn es um Zeitreise geht.«

Ich sah, wie sich eine Biene auf ihrem Handrücken niederließ. Heloise und Renata schienen das Insekt nicht zu bemerken. Ich war mir sicher, daß es nur in meiner Vorstellung existierte, aber der Zwang, es zu vertreiben, war schier übermächtig, und es kostete mich Überwindung, ruhig sitzen zu bleiben.

»Dieser Frans«, sagte sie, »den sie angeblich zum Holzholen schicken ... Ich wundere mich seit Jahren, woher plötzlich die Baupläne des einen oder anderen Palazzo kommen, die in letzter Zeit aufgetaucht sind. Sie galten seit Jahrhunderten als verschollen. Ich konnte mir keinen Reim daraufmachen. Du, Abe?«

»Nein«, sagte Abe.

Ihre Hände waren in den Schoß gesunken, und ihr Blick ruhte auf mir. Ich glaube, sie blinzelte nicht einmal. Ihre sonst so lebhaften dunklen Augen waren ganz starr. Mir war, als seien alle Geräusche um uns herum erstorben, und die Zeit hätte sich verlangsamt. Nichts schien sich mehr zu bewegen. Selbst das Licht schien irgendwie schwächer geworden zu sein, als hülle uns ein unsichtbarer Dunst ein. Furcht überkam mich.

Plötzlich hob sie ihre kleine krallenartige Hand und deutete mit ihrem Messer auf mich. Der Perlmuttergriff funkelte, und das hin und her baumelnde Silberkettchen blitzte.

»Dir wird nichts geschehen«, krächzte sie, »solange du dich nicht zu weit von dir selbst entfernst. Es wird nicht immer leicht sein, aber du kannst in deine Welt zurückkehren. Du mußt es nur wollen. Sieh mich an, ich habe es auch geschafft. Das gilt auch für dich, Renata. Denkt immer daran.«

Sie schloß die Augen und ließ sich in ihre gepolsterte Ruhemulde zurücksinken, als hätte sie dieser Ratschlag völlig erschöpft.

»Komm, Abe«, sagte sie leise, »bring mich nach oben.«

Abe erhob sich, setzte sich knisternd und scharrend in Bewegung und strebte auf den Eingang des Treppenhauses zu.

»Wir sind hier lediglich mit dem Adressieren befaßt, meine Damen und Herren«, sagte Ishida; er lehnte sich auf seinem Dozentenplatz am Kopfende des alten Hörsaals zurück und verschränkte die Hände im Nacken.

Wir saßen in einem lichtdurchfluteten Halbrund und kamen uns etwas verloren vor zu viert auf den ansteigenden Sitzbänken. Der Professor trug ein zeremonielles Gewand im klassischen japanischen Stil aus schwerem dunkelblauem Stoff mit silbernen Borten und hatte mit untergeschlagenen Beinen auf einer schneeweißen Tatami Platz genommen.

»Diese Adressen bestehen aus Datenpaketen, von denen jedes eine hinreichend genaue Szene aus der Vergangenheit eines speziell ausgesuchten Ortes wiedergibt: dem Zielzeitpunkt für den Reisenden. Ich sage ausdrücklich ›hinreichend‹, nicht ›exakt‹. Eine exakte Nachbildung ist prinzipiell unmöglich, aber auch nicht erforderlich, wie sich gezeigt hat. Es geht nicht um die Herstellung von *Identität*, sondern um die Herstellung von *Gleichheit*, genauer gesagt: um die Herstellung von *Assoziation*. *Assoziation* ist – wie in der Kunst auch – das verbindende Element. Vor allem – aber nicht nur – geht es dabei um optische Entsprechung. Sie wird durch holographische und andere Simulationstechniken erreicht. Um es

salopp auszudrücken: Wir stellen den Passer her, der das Hier und Jetzt mit dem Dort und Damals zur Deckung bringt – rein technisch gesehen.

Bei einer hinreichenden *Assoziation* tritt zwischen den beiden raumzeitlichen Zuständen, dem simulierten Zustand und dem wirklichen, eine Art Verschränkung auf. Ungeachtet des zeitlichen und räumlichen Abstands zwischen den beiden Punkten wird eine Verbindung hergestellt, die wir zu benutzen gelernt haben – auch wenn wir nicht verstehen, wie sie zustande kommt. Man kann diese Verbindung mit einer EPM-Brücke vergleichen, einer Einstein/Podolski/Rosen-Brücke, wie sie im subatomaren Bereich auftritt. Einstein nannte das Phänomen übrigens eine spukhafte Fernwirkung – und es liegt mir fern, ihm zu widersprechen. Daß so ein ähnliches Phänomen auch im makroskopischen Bereich möglich sein könnte, ahnte vor Hla Thilawuntha niemand.«

Die Tatami hatte sich aus dem Brennpunkt des Saals erhoben und war auf halber Höhe zum Stillstand gekommen.

»Die optische Entsprechung oder *Assoziation* scheint die wichtigste Voraussetzung für diese Brücke zu sein, die es einem Reisenden erlaubt, an den ausgewählten Ort in einer ausgewählten Zeit zu gelangen. Die Wichtigkeit der optischen Entsprechung hat ihren Grund möglicherweise in der Tatsache, daß

Photonen zueinander in einem instantanen Verhältnis stehen. Das heißt, für sie existiert keine Zeit. Die strukturelle Ähnlichkeit von optischen Szenarien führt dazu, daß – so die hypothetische Annahme – die Zeit dazwischen quasi aufgehoben wird.

Diese Theorie stützt sich auf eine Tradition, die auf Leibniz und Mach, Boltzmann und Barbour zurückgeht. Sie lehnt die Annahme eines Newtonschen Zeit->Flusses ab, der eindimensional einem Zeitpfeil folgt, und definiert Zeit als sequentielle Ähnlichkeiten in der Anordnung der Materie im Universum, als strukturelle Assoziationen. Demzufolge stellt man sich ein Gebirge aus Momenten vor, die wie Gesteinsschichten übereinandergelagert sind. Diese Momente sind jedoch keine Zeiteinheiten, sondern sozusagen Momentaufnahmen derselben Landschaft aus verschiedenen Perspektiven. Jede Momentaufnahme ist somit eine Zustandsbeschreibung des Universums, welche die jeweiligen Koordinaten sämtlicher Teilchen in diesem Universum zueinander enthält – gesehen aus einem bestimmten Blickwinkel. Diese Koordinaten bilden Strukturen, die sich ihrer Ähnlichkeit nach aneinanderlagern. Ihre Aufeinanderfolge interpretiert das menschliche Bewußtsein als Zeit->Fluß, aber es sind nur Pfade, die sich das Bewußtsein durch den Wust aus Sinnesdaten, das heißt durch das Koordinatengebirge bahnt. Es gibt jedoch eine Menge solcher Pfade durch die Gebirgs-

landschaft. Unsere Aufgabe hier ist es, nach den Abkürzungen zu suchen und sie begehbar zu machen.«

Ishida hob abwägend die Hände. Seine Handflächen schillerten in den Farben des Regenbogens.

»Diese Theorie ist umstritten«, fuhr er fort. »Die meisten Branenphysiker lehnen sie rundweg ab und halten an der Vorstellung des klassischen Raumzeit-Kontinuums von Einstein fest. Sie führen das Phänomen der Transition vom Hier und Jetzt zum Dort und Damals auf eine Nebenwirkung beim Durchgang sogenannter Zeit-Solitonen zurück, das sind Wellenfronten, die in unregelmäßigen Abständen unsere Gegenwart in Richtung Vergangenheit und in Richtung Zukunft passieren und dabei die Raumzeit verformen. Diese Verformungen erzeugen sogenannte gap-junctions in der p-Membran, von der unser Universum eingehüllt ist. Sie brechen also die Grenzschichten des Hier und Jetzt auf und machen sie für kurze Zeit durchlässig, sowohl in Richtung der Zeitdimension als auch senkrecht dazu in die sogenannten Everett-Welten, das heißt in die Paralleluniversen, die ständig entstehen und sich an der Peripherie unserer Wirklichkeit anlagern wie Moleküle bei wachsenden Kristallen. Die Vertreter dieser Theorie stellen sich die Bewegung der Zeitreisenden als eine Art Surfen auf diesen Solitonen vor und halten unsere Tätigkeit hier tatsächlich nur für ein Adressieren, damit dieser geheimnisvolle Zustelldienst weiß, an

welchem Strand der Surfer abgesetzt werden soll.

Wahrscheinlich enthalten beide Annahmen einen Teil der Wahrheit. Jedenfalls lassen sich die Arbeiten des myanmarischen Mathematikers Hla Thilawuntha, die in den zwanziger Jahren im Web erschienen und in der Fachwelt damals großes Aufsehen erregten, in beiden Richtungen interpretieren.«

Ishida rieb sich die Hände. Er schwebte inzwischen über uns und blickte auf uns herab. Wir blickten andächtig zu ihm auf.

»Im Grunde sind dies alles natürlich reine Mutmaßungen, denn wir wissen weder, wie die Transitionstechnik, die wir benutzen – oder besser: die uns mitzubeneutzen gestattet ist –, funktioniert, denn sie wurde ja nicht in unserer Gegenwart entwickelt, sondern in der Zukunft. Wahrscheinlich in ferner Zukunft, um im klassischen Sprachgebrauch zu bleiben, oder, um syntaktisch konsequent zu sein: Sie wird erst entwickelt *werden*.

Ihre Anwendung erstreckt sich auf unsere Gegenwart und auf die Vergangenheit. Durch Zufall haben wir die Möglichkeit der Transition entdeckt und gelernt, uns ihrer zu bedienen. Den Schlüssel dazu lieferte die Mathematik Thilawunthas. Wir sind also im Grunde Nutznießer einer fremden Technik, die wir noch nicht in allen Einzelheiten durchschauen. Das ist keineswegs ungewöhnlich: Wir bedienen uns seit zwei Jahrhunderten der elektrischen Energie, ohne

bisher die Natur des Elektrons restlos enträtselt zu haben. Das nur nebenbei.«

Ernesto lachte. Wir lachten mit. Ishida wedelte mit der bunt schillernden Hand.

»Unser Wissen über die Transitionstechnik ist, wie gesagt, ziemlich lückenhaft, aber das, was wir über sie herausgefunden haben, ist äußerst kompliziert. Ich werde diese theoretischen Ausführungen nicht vertiefen. Darüber werden Sie – oder zumindest die Physiker unter Ihnen – am CIA, dem Hendrik-Casimir-Institut für Quantengravitations- und multi-dimensionale Grenzsichtenforschungen in Amsterdam, und am Christiaan-Huygens-Institut für temporale Stratimetrie und strukturelle Virtualität in Den Haag, wo Sie Ihre praktische Ausbildung haben werden, noch genug erfahren. Dort werden Sie Bekanntschaft machen mit Kakus quantenmechanischen Spaghettis und Ed Wittens Katzenwiegen, mit Stringschleifen kleiner als Protonen, aber mit der Masse von Sonnen und anderen Monstern der Quantengravitation. Man wird Sie auch quälen ... mit der Berechnung des Vergangenheitsendpunkts einer Nullgeodätischen der universalen Hyperbolizität, der Entwicklung eines Zukunfts-Cauchy-Horizonts und mit terminal unzerlegbaren Vergangenheitsmengen. Das Vergnügen, meine Damen und Herren, wird ganz auf Ihrer Seite sein.«

Er hob lächelnd das Kinn, und seine Bartkrause

leuchtete im Gegenlicht auf wie ein verrutschter Heiligenschein.

»Wir wissen auch nichts über die Erfinder und Betreiber dieser Zukunftstechnik. Es gibt Zeitreisende, die behaupten, auf ihren Exkursionen seltsamen Wesen aus ferner Zukunft begegnet zu sein, aber lassen Sie uns bedenken, daß diese Menschen meist unter extremer Stressbelastung stehen. Legen wir also ihre Worte nicht auf die Goldwaage, wenn sie von Engeln und sprechenden Ratten berichten.

Weshalb reisen wir nicht in die Zukunft, um uns Klarheit zu verschaffen? Ganz einfach: Die Zukunft ist uns nicht zugänglich, weil wir dort über keine korrespondierenden optischen Koordinaten verfügen. Es ist uns unmöglich, eine hinreichende *Assoziation* zu simulieren. Wir wissen also schlichtweg nicht, wer diese Zukunftsbewohner sind, die uns das Trittbrettfahren gestatten – ob ferne Menschenabkömmlinge oder Aliens, ob Cyborgs oder Supercomputer, ob es sich um intergalaktische Intelligenzcluster handelt oder schlichtweg nur um ein automatisches Reparaturprogramm des Multiversums zur Selbsterhaltung der Zukunft, das unablässig an seiner Optimierung wirkt. Das wird Ihnen Professor Auerbach in Amsterdam mit Begeisterung erklären, und Professor Waalen wird Ihnen seine fabelhafte ›Ausbürost‹-Theorie des Multiversums erläutern, die er sich ausgedacht hat.

Was wir hingegen wissen – und das ist für unsere praktische Arbeit wichtig –, ist das starke Interesse der – nennen wir es, was immer es sein mag, das da in der Zukunft sitzt – INSTANZ an einem grundsätzlich ungestörten Ablauf der Historie auf dieser Erde, bei Tolerierung von Abweichungen innerhalb einer gewissen Bandbreite – was tatsächlich auf eine Art selbsttätiges Reparaturprogramm schließen läßt. Das heißt, wird durch einen Zeitreisenden eine Veränderung der überlieferten historischen Wirklichkeit angestrebt oder versehentlich herbeigeführt, welche die vorgegebene Bandbreite sprengt, findet die Transition in die Vergangenheit nicht statt, auch wenn alle übrigen Voraussetzungen gegeben sind. Die Logik ist klar: Es tritt ein Paralleluniversum in Existenz, in dem die Transition erfolgt. Das unerwünschte Ergebnis tritt ein; es wird post factum verworfen; in unserem Universum findet die Transition ad hoc nicht statt.

Die Transition findet auch dann nicht statt, wenn uns bei der Adressierung der raumzeitlichen Zielkoordinaten ein gravierender Fehler unterläuft oder wenn die Person, die befördert werden soll, nicht hinreichend in den Zielzeitpunkt eingepaßt ist. Dieselbe Logik tritt in Aktion: Parallelwelt / Beurteilung der Situation post factum / Verwerfen des Ergebnisses / Verweigerung ad hoc.

Interessant dürften Grenzfälle sein, bei denen es zu

einem Oszillieren im Grenzbereich der vorgegebenen Bandbreite kommen könnte. Das würde eventuell zu wiederholter Entstehung von Parallelwelten führen. Allerdings ist uns bisher kein derartiger Fall bekannt. Das war's für heute. Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren.«

Ishida breitete die Hände aus und verschwand in einem veilchenfarbenen Lichtblitz. Ein Gong ertönte wie in einem Shinto-Tempel, und es roch plötzlich nach Räucherstäbchen.

»War der gar nicht da?« fragte Renata verblüfft.

»Das gehört zur Show«, versicherte Ernesto.

Marcello kicherte und sagte: »Und ich fragte mich schon die ganze Zeit, wie er das schafft mit der Lévitati-on.«

»Spaß beiseite«, warf ich ein. »Habt ihr das verstanden?«

Mir schwirrte der Kopf.

Ernesto wiederum zuckte die Achseln. »Hast du Probleme damit? Das war doch nicht schwer zu verstehen.«

»Naja, bei dir setze ich das voraus«, sagte ich. »Erklär mir mal, was ein Soliton ist.«

»Schick deinen Scarabeo zum Buddeln, Domenica«, forderte er mich auf.

»Okay, das werde ich tun. Aber ich muß mir das alles noch einmal genau anhören.«

»Das kann nie schaden.«

»Hör auf mit deinen Klugscheißereien, Ernesto«,  
führ Marcello auf.

»Schon gut.«

»Mir kommt das absolut unwirklich vor«, sagte  
Renata kopfschüttelnd. »Du gehst in eine Art Holo-  
show, dann kommt eine Welle und spült dich ins  
Mittelalter oder sonstwo hin.«

Ernesto blickte sie entsetzt an.

»Hast du eine Ahnung, was da alles dahinter-  
steckt? An Mathematik? An Branenphysik? An  
Kosmologie?«

»Aber darauf läuft's doch hinaus. Sie hat recht«,  
nahm ich Renata in Schutz. »Wir surfen ins Mittelal-  
ter, pflücken ein paar Blumen und sammeln von  
Pflanzen, die es heute nicht mehr gibt, Samen ein,  
warten die nächste Welle in die Gegenrichtung ab  
und surfen wieder zurück. Ende der Vorstellung.«

Ernesto musterte mich tadelnd.

»Du wirst dich noch wundern, meine Liebe«, sagte  
er. »Da wirst du vielleicht noch böse Überraschun-  
gen erleben.«

Ich konnte nicht ahnen, wie recht er behalten soll-  
te.

»Was soll schon passieren, wenn Dutzende von  
hochkarätigen Wissenschaftlern an den Monitoren  
sitzen und über dich wachen?« sagte Marcello leicht-  
hin.

»Die können nur so lange über dich wachen, so-

lange du noch hier bist«, entgegnete Ernesto. »In dem Moment, in dem die Transition erfolgt ist, bist du ganz auf dich gestellt. Dann stolperst du im 17. Jahrhundert herum ...«

»Ich soll ins 18. Jahrhundert gehen.«

»Nun gut. Glaubst du, das ist besser?«

»Keine Zeit ist leicht«, warf ich ein.

»Aber manche sind sehr schlimm«, sagte Renata. Wie recht sie hatte.

»Ich beneide euch alle nicht«, versicherte Ernesto. »Aber das ist, Gott sei Dank, auch nicht mein Job.«

»Ach, komm schon«, sagte Marcello. »Willst du uns angst machen? Ich werde mir eine Stellung als Hofnarr suchen und meinem Herrn kluge Ratschläge erteilen, vielleicht ein bißchen Prophet spielen und ohne viel Mühe recht behalten. Kurzum, unentbehrlich für ihn sein. Oder ich werde als Dottore Europa bereisen, als kräuterkundiger Medicus ...«

»Spezialist für Liebestränklein«, schlug ich vor. »Gefährlich! Gefährlich!«

»Laß dich bloß nicht aufs Goldmachen ein! Dabei kannst du leicht den Kopf verlieren«, sagte Renata. »Und halt dich mit guten Ratschlägen zurück. An den Fürstenhöfen jener Zeit herrschte die Paranoia. Du kannst leicht in den Verdacht geraten, ein Spion zu sein. Mit denen machte man kurzen Prozeß.«

Marcello faßte Renata und mir ins Haar und schob uns vor sich her durch den Korridor zum Ausgang.

»Ihr dürft euer Haar nicht mehr schneiden lassen, meine Lieben, sonst macht ihr euch verdächtig«, sagte er.

»Wieso?« fragte ich.

»Hexen und Sünderinnen scherte man den Kopf.«

Ich zauste ihm seine schwarzen Ringellöckchen.

»Und was ist mit dir? Kommst du damit durch?«

»Man wird ihm eine gepuderte Perücke übers Köpfchen stülpen«, erklärte Ernesto.

»Wie es sich für einen Mann von Welt und angesehenen Gelehrten geziemt«, erwiderte Marcello und hob arrogant das Kinn. »Neidisch?«

»Daß ich nicht lache. In jener Zeit läuft jeder mickrige Dorfschullehrer mit so einem verlausten Ding auf dem Kopf herum.«

Wir gingen inzwischen den Fondamento San Giustina entlang zu unseren Quartieren. Es war ein warmer spätherbstlicher Tag. Die Sonne schien.

»Was meinte der Professor damit, daß die Zeit nicht wirklich existiert?« fragte ich Renata. »Ich werde jeden Tag älter, verdammt noch mal!«

»Wahrscheinlich ist das nur eine schlechte Angewohnheit«, erwiderte sie lachend.

\*

»Luigi.«

»Ja, Domenica.«

»Weck unseren Scarabeo auf«

»Das ist nicht notwendig. Er befindet sich immer im Standby-Modus.«

»Was macht er da die ganze Zeit?«

»Er testet Server, überprüft seine Verbindungen zu Datenspeichern, geht Links nach und ordnet sie zu Prioritäten-Hierarchien; er stellt auch Expertenprogramme zusammen und hält sie auf dem neuesten Stand. Als SuperGrid-Browser hat er natürlich Zugriff aufs Grid, und da er ein KI der Stufe 4 ist, trifft er selbständige Entscheidungen beim Aussortieren unwichtiger Daten.«

Ich löste das Gerät vom Handgelenk und legte es auf die Tischplatte.

»Ein fleißiges Kerlchen«, befand ich.

»Man könnte es so ausdrücken, Domenica.«

»Ich habe eine Frage an ihn: Was ist ein Soliton?«

»Das Wort bezeichnet eine solitäre, also einsame Welle. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Strömungslehre. Er wurde in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in die Teilchen- und in die Quantenphysik und zu Beginn dieses Jahrhunderts in die Grenzschichten- oder Dimensionsbranenphysik eingeführt und den Erfordernissen entsprechend neu definiert.«

»Ich hätte gern mehr darüber gewußt.«

»Der Scarabeo läßt fragen, ob er die Daten in Infotainment, High oder Top präsentieren soll.«

»Er soll mir einfach mal was zeigen.«

Ich legte das Audiovidband über die Augen und lehnte mich auf dem Sofa zurück. Sofort türmten sich Formeln und dreidimensionale Graphiken in meinem Blickfeld übereinander und scrollten nach unten weg.

»Die Form eines Solitons ist dann optimal, wenn die Summe aus potentieller und kinetischer Energie am kleinsten ist, und sie ist genau dann am kleinsten, wenn die Kurve den Wellenberg in einem Winkel überquert, der genau zwischen den Extremen liegt. Die Gleichung besagt, daß man für jeden Wert  $\phi$  des Feldes die innere Energie erhält, indem man den Sinus von  $\phi$  quadriert. Ein Feld, das dieser Gleichung genügt, nennt man ein Sinus-Gordon-Feld. Auf die Quantenphysik übertragen bedeutet das, daß sich in einem Materiefeld, das an ein Yang-Mills-Feld gekoppelt ist, sich auch dreidimensionale Solitonen erzeugen lassen. Vierdimensionale Solitonen entstehen dann, wenn ...«

»Stop! – also, ich geb's zwar nicht gerne zu, aber ich verstehe kein Wort. Ich brauche ein bißchen Basiswissen. Wann wurde das Soliton entdeckt? Wo war das? Wie sieht das Ding aus? Versucht's mal mit Infotainment.«

Die Graphiken und Gleichungen in meinem Gesichtsfeld zerstoben und rieselten herab wie Eissplitter, die im Nu verdampften. Nebel stieg auf, der eine

flache Landschaft einhüllte. Pappelalleen, Weiden, Erlen. Es war früher Morgen. Im ersten Moment verwirrte mich der unruhige Blickpunkt, bis ich begriff, daß ich auf einem Pferd saß und im Halbgalopp auf einem Pfad am rechten Ufer eines Kanals oder eingedeichten kleinen Flusses entlangritt.

Im dunklen, bräunlich-trüben Wasser neben mir sah ich ein merkwürdiges Phänomen: eine einzelne etwa kniehohe Welle, die sich lautlos mit einer Geschwindigkeit dahinbewegte, daß mein Pferd trotz der strammen Gangart kaum Schritt mit ihr halten konnte. Das seltsamste war, daß diese Aufwölbung des Wassers immer weiter und weiter glitt, ohne Anzeichen einer allmählichen Abflachung oder Ermattung zu zeigen – als würde sie durch eine geheimnisvolle Kraft in Gang gehalten, die von etwas ausging, das unter ihr auf dem Grund des Kanals dahineilte. Die Bewegung war völlig lautlos; nur wenn eine Unregelmäßigkeit den glatten Uferverlauf unterbrach, war ein leises Plätschern oder Schmatzen zu hören. Um so lauter war in der morgendlichen Stille das Schnauben und hustende Keuchen des Reittiers zu vernehmen, das am Ende seiner Kräfte zu sein schien. Ich zügelte es. Die Welle glitt weiter und verschwand aus meinem Blickfeld.

»Das Phänomen wurde zum ersten Mal 1840 von dem Wasserbau-Ingenieur John Scott Russell beschrieben«, erläuterte eine Männerstimme aus dem

Off, »der den Glasgow Canal und den Ardrossan Canal in Schottland regelmäßig inspizierte. ›Ich beobachtete einen Kahn«, berichtete er, ›der von zwei Pferden durch einen engen Kanal gezogen wurde. Als der Kahn plötzlich anhielt, sammelten sich die Wassermassen, die er in Bewegung gesetzt hatte, am Bug. Sie ließen das Schiff dann plötzlich hinter sich und trieben als einzelne große Erhebung mit hoher Geschwindigkeit davon – ein gewölbter, glatter und wohlbegrenzter Wasserbuckel, der offenbar ohne Änderung der Form und ohne Verringerung seiner Geschwindigkeit durch den Kanal lief. Ich folgte ihm zu Pferd und überholte ihn, während er noch immer mit acht oder neun Meilen in der Stunde dahinglitt. Dabei behielt er seine ursprüngliche Gestalt von etwa dreißig Fuß in der Länge und einem bis anderthalb Fuß in der Höhe. Seine Höhe nahm allmählich ab, und nach einer Verfolgungsjagd über ein paar Meilen verlor ich ihn in den Windungen des Kanals aus den Augen.««

Das Pferd war plötzlich verschwunden, und ich blickte aus einem Hubschrauber auf das Delta eines Flusses hinab.

Die Stimme fuhr fort: »Das Phänomen wurde inzwischen häufig beobachtet. Es tritt vornehmlich in trichterförmigen Flußmündungen im Zusammenhang mit starkem Tidenhub auf. Diese Wellen, in der Hydrodynamik ›Gezeitenboren« genannt, können über

Stunden hinweg unermüdlich viele Kilometer flußaufwärts laufen und beträchtliche Zerstörungen anrichten, wie etwa die Mascaret auf der Seine, die Pororoqa auf dem Amazonas oder die gewaltige Bore auf dem Qiantang bei Hangzhou. Auch in der Aerodynamik sind Solitonen bekannt; so bildet sich etwa zu Anfang des Sommers in den frühen Morgenstunden regelmäßig eine mächtige Bore in der Marsatmosphäre über dem Tharsisrücken aus.

Unter dem Aspekt der Teilchenphysik beziehungsweise der Quantenphysik betrachtet, ist das Soliton ein Energiepaket, das sich zwar fortbewegen, aber nicht im Raum verteilen kann, weil seine Vakuumzustände topologisch so angeordnet sind, daß sich sein Feld nicht zu einem einzigen, im ganzen Raum übereinstimmenden Vakuumwert erweitern läßt. Das Ergebnis ist eine stabile Feldstörung. So gesehen hat es den Charakter eines Teilchens.

Im Jahr 2024 wurde der Begriff des Solitons von dem myanmarischen Mathematiker Hla Thilawuntha erstmals auch in der Grenzschichtenbeziehungsweise Branenphysik verwendet. Er bezeichnete damit Störungen des Zeitflusses, die man bis dahin nicht wahrgenommen hatte, weil sie nur indirekt nachzuweisen sind. Erst aufgrund seiner theoretischen Arbeiten und Voraussagen gelang im Jahr darauf Folkert Jensma und Koos van Laere am Christiaan-Huygens-Institut in Den Haag der Nachweis der

sogenannten Zeit-Solitonen, wie Thilawuntha sie vorausgesagt hatte. Diese Störungen durchwandern den Zeitfluß in beiden Richtungen, das heißt, sie rufen bei ihrem Durchgang momentane Stauungen und Beschleunigungen in der Zeitdimension hervor. Sie verformen somit die Struktur der Raumzeit, sind aber für einen Beobachter, der sich innerhalb dieser Struktur – also innerhalb unseres Universums – befindet, eo ipso nicht direkt feststellbar. Sie lassen sich aber indirekt nachweisen, weil ihr Durchgang von Gravitationswellen unterschiedlicher Stärke begleitet ist.

Worum es sich bei diesen Störungen handelt, ob um eine Überformung durch eine weitere, verborgene Zeitdimension oder um eine künstliche, möglicherweise durch gezielten Einsatz von Superstrings herbeigeführte Manipulation, ist umstritten. Nach Berechnungen ist die Passage jedes Solitons mit dem Durchgang von Energiemengen im Peta- und Exa-Elektronenvolt-Bereich verbunden. Das Masseäquivalent beträgt demnach das Mehrfache der Masse unseres Universums.«

\*

Wovon reden die? fragte ich mich. Es schien eine hitzige Diskussion zu sein, denn ich sah, wie sie erregt die Hände hoben und wieder sinken ließen. Weshalb sprachen sie so leise? Sie tuschelten und

flüsterten. Wollten sie nicht, daß ich es hörte? Verdammst noch mal, es ging mich doch schließlich auch etwas an!

Wo war das Pferd geblieben? Sicher graste es irgendwo in der Nähe. Ich mußte eingenickt sein. Es war kühl geworden. Irgend etwas kitzelte mich am Kinn. Ich schlug danach. Das Audiovid war mir vom Gesicht gerutscht. Benommen richtete ich mich auf. Es war niemand da. Die erregte Diskussion wurde von der *Caprifoliacea* geführt, die im Blumenkasten meines Balkons wurzelte und den weißen Verputz von Wand und Decke mit einem wirren Muster aus dunklen Formeln bedeckt hatte. Die handförmigen Blätter, von einer Brise bewegt, ihr fortwährendes Rascheln und Schaben an der Wand hatten mir das Flüstern von Stimmen vorgegaukelt.

Die Fliesen auf dem Balkon waren kalt. Der Himmel hatte sich verdunkelt. Wolken aus dem Norden lagen wie Kohlenflöze über herbstlich ausgebleichtem Blau.

*... ist die Passage jedes Solitons mit dem Durchgang von Energiemengen im Peta- und Exa-Elektronenvolt-Bereich verbunden. Das Masseäquivalent beträgt demnach das Mehrfache der Masse unseres Universums.*

Mich fröstelte. Ich machte die Balkontür zu.

Waren es die Sprachimplantate des Dottore Ercole Mondolino, die mich so erschöpften? Die mein Den-

ken zerstückelten und parzellierten? Ich war tagsüber oft hundemüde; ich schlief in letzter Zeit auch schlecht und hatte seltsame Träume. Sie müssen ausreichend essen, hatte mir der Doktor eingeschärft. Ihre grauen Zellen leisten jetzt Schwerstarbeit. Es sind Milliarden neuer Verknüpfungen zu installieren.

Manchmal war mir, als machten sich nachts in meinem Gehirn ungebetene Gäste breit, die meine Abwesenheit schamlos ausnutzten, um es für ihre Zwecke zu mißbrauchen. Gehörte auch das zu unserer Konditionierung? Oder waren es die zahllosen Nanos, die man hier in Venedig mit jedem Atemzug in sich aufnahm und die ihre chemischen Befehle abluden, bevor sie abstarben? Die Luft über der Stadt war geschwängert mit diesen winzigen mechanischen Pollen, die das Sonnenlicht aus der Wasseroberfläche der Lagune schlug und aufwirbelte wie feinen Staub. Frans lachte, als ich ihn darauf ansprach.

»Denk an die zahllosen Winzlinge aus der Biosphäre, die in jeder Sekunde in deine Atemwege eindringen«, sagte er.

Nun gut, aber die Sauerstoffatmer hatten 250 Millionen Jahre Zeit gehabt, sich mit ihnen zu arrangieren. Mir fiel der kleine Junge ein, dessen Gehirn sich binnen einer Stunde in bröseligen Stilton verwandelt hatte.

Fragen.

\*

»Kann man sich diese Solitone als Wellen vorstellen, die an der Zeitdimension beziehungsweise am Raumzeit-Kontinuum entlanglaufen und dieses dabei verformen? Schau mich bitte nicht so herablassend an, Frans! Ich versuche dieses Phänomen zu begreifen. Ich habe in Physik eigentlich immer gute Noten gehabt.«

»Ich schau dich nicht herablassend an«, entgegnete er.

»Wenn also dieses Soliton näher kommt, dann vergeht die Zeit schneller – oder langsamer? Gut, das verstehe ich. Das Gefühl ist mir nicht fremd, je nachdem, ob ich mich langweile oder ob ich es eilig habe. Trotzdem weiß ich, daß meine Uhr immer gleich schnell geht. Soweit richtig? Aber ihr meint etwas anderes damit.«

Frans nickte belustigt.

»Dann sag schon, wie stellt ihr fest, ob ein Soliton kommt? Doch irgendwie mit Uhren ... Atomuhren oder so«, setzte ich hilflos hinzu. Er machte ein Gesicht, als hätte er in einem Nußhörnchen auf ein Stück Schale gebissen, und schüttelte den Kopf.

»Nein, Domenica. Selbst mit der genauesten Uhr ließe sich das nicht messen. Unser Raumzeit-Kontinuum ist ein geschlossenes System. Wir und

alle unsere Uhren befinden sich im Innern. Läuft die Zeit schneller oder langsamer, dann gehen unsere Uhren entsprechend schneller oder langsamer, dann schwingen die Atome schneller oder langsamer. Du hast keinen unabhängigen Maßstab, mit dem du das messen könntest. Wir müßten unser Universum verlassen und von außen betrachten, um diese Unregelmäßigkeiten festzustellen.«

Wir saßen im *Il Cavallo* auf der Südseite des Campo Santi Giovanni e Paolo, zu Füßen des Colleone, keine zweihundert Meter vom Ospedaletto entfernt, in dem Heli Abret lebte. Sie war weiter gereist als jeder Mensch vor ihr und nach ihr. Sie war mit den Vögeln übers Meer gezogen und nun endlich in den Armen Abaelards zur Ruhe gekommen.

Es war kalt geworden. Nur im *Il Cavallo* standen noch Tische und Stühle draußen. Wir waren die einzigen Gäste; beide hatten wir den Kragen unserer Jacke hochgeschlagen und harrten trotzig aus.

»Wie wißt ihr dann, wann so eine Welle näher kommt?«

»Es gibt ein indirektes Indiz: Wir stellen ein verstärktes Auftreten von Gravitonen fest, ein allmähliches, dann immer steiler werdendes Ansteigen. Das sind virtuelle Teilchen, sie deuten auf Massen von Trillionen Elektronenvolt hin, die mit den realen Gravitonen in Wechselwirkung treten.«

»Aber die Masse eines Gravitons ist doch winzig

klein, wenn ich mich recht erinnere.«

»Ein Tausendstel Elektronenvolt.«

»Wo, um Himmels willen, sind dann diese riesigen Massen?«

Frans zuckte die Achseln.

»Es sind ihre Zwillinge in den Paralleluniversen, die mit ihnen in Kontakt treten. Gravitonen scheinen die einzigen Teilchen zu sein, für welche die Grenzschichten der Universen kein Hindernis darstellen. Sie können zwischen den Membranen wechseln, in denen die Universen eingebettet sind, tauchen in unserem auf und verschwinden wieder. Das geschieht vor allem beim Durchgang der Solitone. Ob sie ein Sekundäreffekt sind oder unmittelbar mit diesen Wellen zu tun haben, das wissen wir nicht.«

»Hm. Ihr wißt eigentlich wenig von den Dingen, mit denen ihr herumspielt.«

»Wir lernen dazu. Wir können grob abschätzen, welche Energiemengen entlang der Zeitdimension unterwegs sind. Sie sind gigantisch. Es sind mächtige Tsunami, die auf gewaltige, tiefer liegende Erschütterungen schließen lassen.«

Frans schob unsere Tassen beiseite, als wolle er Platz für eine dieser Wogen machen und fügte hinzu: »Sie haben so viel Energie, daß sie ganze Universen auslöschen können.«

»Oder neue erschaffen.«

Er sah mich überrascht an und nickte.

»Oder neue erschaffen.«

»Und wir merken nichts davon, obwohl sie durch uns hindurchgehen?«

»Manche Zeitfahrer behaupten zu spüren, wenn sie kommen«, sagte er.

»Du nicht?«

»Ich bin mir nicht sicher, Domenica. Die Wahrnehmung spielt einem da leicht ein Schnippchen. Sie fluten jedenfalls durch jedes Atom deines Körpers, durch jedes Neuron deines Gehirns. Aber dann denke ich mir, das ist blanker Unsinn. Wie willst du spüren, was in den Atomen deines Körpers vor sich geht? Oder gar im subatomaren Bereich? Das ist absurd. Dafür haben wir keine Sinnesorgane. Aber trotzdem« – Frans seufzte – »Das alles sind nichts als Mutmaßungen, meine Liebe.«

»Aber es funktioniert, wenn man sie dazu benutzt, Massen zu versetzen, sie durch die Zeit zu befördern.«

»Sie verformen mit ihrer ungeheuren Energie die Membran, die unser Universum enthält, unser Raumzeit-Kontinuum«, bestätigte Frans. »Sie öffnen für einen kurzen Moment das Hier und Jetzt und erlauben den Zugang in andere Räume und Zeiten.«

Ich blickte zum Turm von Santi Giovanni e Paolo hinauf.

»Ich dachte immer, die Grenze unseres Universums sei weit draußen, vierzehn Milliarden Lichtjah-

re von uns entfernt«, sagte ich.

»Aber nein, Domenica. Sie ist nur den winzigen Bruchteil eines Millimeters entfernt.«

»Wo?«

Er breitete lächelnd die Hände aus.

»Überall. Die Membranen, die das Multiversum bilden, sind dicht an dicht gepackt wie Zellen in einem Organismus. Zwar ist jede eine Welt für sich, aber der Austausch von Botenstoffen zwischen ihnen scheint lebenswichtig zu sein. Der Durchgang der Solitone macht diesen Austausch möglich. Er bewirkt, um im Bild zu bleiben, daß die Zellwände kurzzeitig durchlässig werden.«

Ich spürte, wie die Kälte in mich hineinkroch. Eine Kälte, die mich wie aus verschatteten Abgründen anwehte.

»Die Vorstellung macht mir irgendwie angst«, gestand ich.

»Oh. Die Membranen schützen uns. Wir sind sicher in unsere Dimensionen eingepackt.«

»Gehen wir«, sagte ich. »Mir ist kalt.«

Er bezahlte über sein IKom, und wir standen auf. Ich kroch tief in meine Jacke hinein. Die Sonne war verschwunden. Vom Rio Mendicanti zog Nebel herein. Die Membran der Wirklichkeit löste sich auf, und der Colleone ritt hindurch.

# VIII Die Serenissima

»NACH DEM TURING-PRINZIP IST EIN UNIVERSELLER WIRKLICHKEITSSIMULATOR MÖGLICH, DER AUF JEDE PHYSIKALISCH MÖGLICHE UMWELT PROGRAMMIERT WERDEN KANN. DESHALB KÖNNTE ER INSBESONDERE DARAUF PROGRAMMIERT WERDEN, JEDE UMWELT ZU SIMULIEREN, DIE ES PHYSIKALISCH EINMAL GEGEBEN HAT. (...) WIEDERGABETREUE BEDEUTET IN DER VIRTUELLEN REALITÄT DIE ÄHNLICHKEIT DES SIMULIERTEN VERHALTENS MIT DEM VERHALTEN, DAS DIE URSPRÜNGLICHE UMWELT ZEIGEN WÜRDEN, WENN DIE REZIPIENTEN IN IHR WÄREN. NUR ZU BEGINN DER SIMULATION MUSS DER ZUSTAND DER SIMULIERTEN UMWELT DEM ORIGINAL ENTSPRECHEN. DANACH MUSS NICHT SEIN ZUSTAND GETREU WIEDERGEGEBEN WERDEN, SONDERN SEINE REAKTION AUF DIE TATEN DES BENUTZERS.«

*David Deutsch*

Ich erinnerte mich an einen Traum, der mich oft heimsuchte, als ich ein Teenager war. Es war ein leidenschaftlicher sexueller Traum, in dem mich in der Dunkelheit ein Liebhaber besuchte. Sein Körper war mir vertraut, seine Stimme, seine Berührungen, seine Zärtlichkeiten, mit denen er mich zum Höhepunkt

brachte – all das ließ auf eine äußerst intime Vertraulichkeit schließen. Doch nie sah ich sein Gesicht. Er betrat in der Dunkelheit mein Zimmer, kam in mein Bett und umfing mich ... Und wenn ich erwachte, war er verschwunden.

Diese nächtlichen Erlebnisse waren so realistisch, daß ich am Morgen meinen Körper und das Bett auf Spuren meiner nächtlicher Liebesabenteuer untersuchte – natürlich ohne Ergebnis. Aber manchmal zweifelte ich an meinem Verstand und ertappte mich dabei, wie ich auf der Straße oder im Café Männer musterte, die als heimliche nächtliche Besucher in Frage hätten kommen können.

Ein typischer Jungmädchentraum, gewiß – Backfischsehnsüchte, sexuelle Wunschphantasien –, aber für mich war das eine höchst beunruhigende Erfahrung, die mich immer wieder von neuem beschämte. Nie hatte ich jemandem etwas davon erzählt. Es war mir unheimlich, daß ich mit einem Mann so selbstverständlich intim war, von dem ich nicht wußte, wie er aussah, wie er hieß oder wo er wohnte. Manchmal hegte ich den Verdacht, daß er sich aus einer Parallelwelt einschlich und sich nach unserem heimlichen Stelldichein wieder aus meiner Wirklichkeit davanstahl, um in seiner Welt sein Leben zu führen, vielleicht an der Seite einer Frau, mit der er zusammenlebte oder verheiratet war.

Oder lebte in seinem Universum eine andere Ver-

sion von mir, mit der ich gelegentlich mein Ich tauschte? Die mich an ihrem Leben, an ihrem Glück teilnehmen ließ? Tat sie, diese andere, dies wissend? Oder war ich eine Art nächtlicher Vampir, der sich heimlich an ihrem Glücksgefühl mästete, um mich am Morgen zurück in meine Welt zu schleichen – gesättigt und erfüllt?

Dieses Gefühl, das ich seit vielen Jahren überwunden zu haben meinte, dieses anheimelnde und zugleich erschreckende Gefühl einer Vertrautheit, die sich eigentlich nicht hatte einstellen können, war plötzlich wieder da, als ich zum ersten Mal mit Frans schlief. Er war mir auf unheimliche Weise körperlich vertraut, als würde ich ihn bereits seit Jahren kennen. Er hatte sich mir gegenüber so überraschend vertraut benommen, als wir uns auf der Piazzetta kennenlernten. War das der Auslöser dafür gewesen, daß sich dieses merkwürdige, beunruhigende Gefühl wieder eingestellt hatte? Und diese Vertrautheit hatte sich beängstigend gesteigert, als wir zum ersten Mal intim wurden.

Ging dieses Gefühl von ihm aus? War ich ihm derart vertraut? Mein Körper? Aber wie sollte so etwas möglich sein?

»Du gibst mir Rätsel auf, mein Lieber«, sagte ich zu ihm.

Er runzelte fragend die Stirn.

»Du gehst mit mir um, als würdest du mich schon seit Jahren kennen.

Dabei haben wir uns doch erst kürzlich zum ersten Mal gesehen.«

Er sah mich lange an, dann strich er mir übers Haar.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Manchmal ist das so.«

\*

»Hast du Lust auf eine Spazierfahrt mit dem Vaporetto?« fragte er mich eines Morgens beiläufig. Ich hatte bei ihm übernachtet, und wir räumten gerade das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine.

»Wohin?«

»Canal Grande«, sagte er. »Ich muß einen Besuch machen. Bei einer Dame.«

»Da solltest du besser allein hinfahren.«

»Erstens ist es eine alte Dame, zweitens eine kranke Dame, und es könnte, drittens, für dich sehr interessant und lehrreich sein.«

»Wenn du darauf bestehst«, erwiderte ich.

Ich ging rasch nach Hause, und wir trafen uns eine halbe Stunde später in seinem Büro im Institut. Er trug ein elegantes hellgraues Sakko und hatte sich eine Krawatte mit rotem Paisley-Muster umgebunden. Über der Stuhllehne lag ein Mantel aus dunkelblauer Kaschmirwolle.

»He!« rief ich. »Du hättest ein Wort sagen können. Schau mich an! Kann ich überhaupt so gehen?«

Ich blickte an mir hinunter: grauer Pullover, schwarze Cordhosen, mein alter grüner Anorak.

Er war gerade dabei, sich Gesicht und Hände mit Smartdust einzusprühen.

»Weshalb nicht?« fragte er überrascht.

»Du hast dich so in Schale geworfen.«

»Das gehört zu unserem Spiel. Die Dame erwartet das von mir.«

»Von mir nicht?«

»Hm«, machte er ratlos. »Nein.«

Er reichte mir den Zerstäuber mit der rotgoldenen Flüssigkeit und nickte auffordernd.

»Muß das sein?«

»Wäre besser. Wenigstens die Handflächen. Als Vorsichtsmaßnahme.«

»Vorsichtsmaßnahme?«

»Ja. Es ist sicherer. Wenn du etwas berührst.«

Kopfschüttelnd sprühte ich mir die Handflächen ein. Der kühle Hauch auf der Haut verflog im Nu. Sie irisierte und sah aus, als sei sie leicht eingeölt, fühlte sich aber nicht fettig an. Es war eher so, als hätte sie sich gestrafft und sei berührungsempfindlicher geworden.

»Bist du soweit?«

Ich nickte.

Wir gingen durchs Studio auf eine Seitentür zu. Ein Techniker, der neben dem Ausgang saß, hatte die Augen auf einen Monitor gerichtet, auf dem Frans

und ich zu sehen waren. Ich sah Kazuichi hinter der Glasscheibe im Regieraum am Hauptpult sitzen. Er hob den Daumen. Frans winkte ihm zu.

»Moment«, sagte der Techniker neben der Tür und hob die Hand. Dem Sticker an seiner Brusttasche zufolge hieß er Kenichiro Akabane. Der junge Mann sah uns nicht an, sondern hielt den Blick unverwandt auf seinen Monitor gerichtet. Dann griff er nach einer Datenbrille und setzte sie auf.

Das Licht über der Tür wechselte von Rot auf Grün.

»Okay«, sagte er und ließ die Hand sinken. »Es kann losgehen.« Wir traten durch die Tür und gingen einen düsteren, nur von einer Notbeleuchtung erhellten Korridor entlang. Eine schwere Stahltür öffnete sich automatisch, und wir traten ins Freie.

Es war ein diesiger Wintertag. Nicht richtig kalt, aber feucht und unangenehm. Ich rammte die Fäuste in die Taschen meines Anoraks und stapfte neben Frans her. Durch die Calle Sagredo, vorbei an häßlichen grauen Mietshäusern, die zum größten Teil unbewohnt waren und bald einem weiteren Komplex des Instituts würden weichen müssen, gelangten wir zur Haltestelle – einem hellblauen Kasten, der am Ende eines schwimmenden Stegs auf einem Ponton stand und in den stehenden Wellen schlingerte. *Actv Celestia* stand schwarz auf gelbem Grund über den verschmierten großen Fenstern. Das Vaporetto steu-

erte heran und machte mit einem schrecklichen Knirschen daran fest. Die Bootsfrau schlang das Tau um die H-förmigen Rundeisen und schob das Geländer aus Metallrohr auf. Eine Frau im Pelzmantel mit einer Einkaufstasche watschelte von Bord, und drei Jungen, die schreiendbunte Schultornister auf dem Rücken trugen, rannten, sich gegenseitig anrempelend, über den Steg.

Wir gingen an Bord. Frans machte keine Anstalten, die Fahrgastkabine zu betreten, und blieb im Freien stehen. Mir soll's recht sein, dachte ich seufzend, schob die Fäuste noch tiefer in die Jackentaschen und rieb unwillkürlich meine Handflächen ab.

Das Seil wurde gelöst, der Elektromotor winselte, und wir fuhren an der langen geschwärzten Ziegelmauer des Arsenalen entlang. Ein steifer Nordwind trieb die Wellen vor sich her, die gegen die Fundamente schwappten. Merkwürdigerweise war er kaum zu spüren, obwohl wir im Freien standen. Trotzdem klappte Frans den Mantelkragen hoch.

Das Wasser war kabbelig und spritzte bis über die Reling hoch, aber das Boot schwankte nicht und bewegte sich erstaunlich ruhig und gleichmäßig. Der Bootsführer saß reglos auf seinem erhöhten Sitz im Heck – seine rote Mütze tief in die Stirn gezogen und einen schwarzen Schal um den Kopf geschlungen, der nur die Augen frei ließ. Der Fahrgastraum war leer bis auf ein junges Paar, das sich selbstvergessen

umschlungen hielt und mit Zärtlichkeiten beschäftigt war.

Das Boot zog eine Schleife, bis die Ampel über dem flachen Bogen in der zinnenbewehrten Mauer Grün zeigte und wir die Einfahrt zum Arsenal passieren konnten. Links dümpelten kleine Boote in den geräumigen Hallen der ehemaligen Werften. Einige der Fassaden hatte man verglast und mit großen Rolltoren versehen; an anderen hingen verrottete Netze von Stangen, die man quer in die Bögen eingefügt hatte. Zwischen den Gebäuden sah man die massigen, von Vogelkot bekleckerten Körper alter militärischer Anlagen und stumpfkegelige Munitionsbunker, die vom Rost ihrer halb zerfressenen Metallteile verfärbt waren. Dazwischen wild aufgewachsenes Buschwerk sowie Kiefern und Pinien, ein schmuckloser Flachbau rechts und ein repräsentatives Gebäude mit einer üppigen Steinmetzarbeit über dem Eingang.

Ich war die Strecke noch nie gefahren und sah mich neugierig um. Wir passierten die Zwillingstürme der Haupteinfahrt. Die drei Uhren des rechten Turms zeigten drei verschiedene Zeiten an. An der Tana ging das junge Paar von Bord. Die Frau war sehr klein, und ich bemerkte, daß sie geschnürte Stiefel mit abnorm hohen Plateausohlen trug, mit denen sie kaum laufen konnte.

Dann fuhren wir unter der niedrigen Bogenbrücke hindurch und in einer weiten Rechtskurve hinaus ins

Bacino di San Marco. Plötzlich brach im Südosten für einen Moment die Sonne durch. Rechts neben dem Bricole der südlichen Hafeneinfahrt, auf San Sevolo zu, war ein Flackern und Blitzen auf dem Wasser zu sehen, und aus dem Nebel traten, dicht gedrängt, Masten und Aufbauten hervor – Wimpel und Standarten aus blauer Seide, blanke Messingbeschläge, schlanke Galeeren neben behäbigen Chelandien mit Wurfmaschinen auf dem hohen Bord und Gatti mit verkleideten Belagerungstürmen – und zwischendrin mit seinem gewaltigen Baldachin der Bucintoro des Admirals.

»Drehen die da einen Film?« fragte ich.

»Einen Film?« erwiderte Frans verwundert. »Bei dem Wetter?«

»Ja!« rief ich. »Sieht aus, als hätte man die ganze Flotte aufgeboten!«

»Wo?« sagte Frans und wandte den Kopf. Ich deutete in die Richtung, doch die Schiffe waren verschwunden. Die Nebelwand in der Hafeneinfahrt hatte sich wieder geschlossen.

»Mir war eben, als hätte ich die venezianische Flotte gesehen.«

Frans gab keine Antwort, blickte schweigend wieder geradeaus. Ich musterte ihn von der Seite; er wirkte sehr konzentriert, als müßte er selbst das Boot durch den Nebel steuern.

Ein großes Schiff tutete ganz in der Nähe. Die

dunkle schemenhafte Silhouette einer Autofähre glitt vorüber.

»Ich dachte, die großen Schiffe dürfen nicht mehr in die Lagune«, sagte ich.

Das Vaporetto stampfte in der Bugwelle und drehte nach rechts in Richtung San Marco.

Frans hob die Schultern und entgegnete: »Es gibt immer wieder Ausnahmen. Man braucht eine Sondergenehmigung.«

Der Klang einer Orgel drang vom Ufer herüber. Von Santa Maria della Pietà? Ein Knabenchor übernahm die Melodie. Stimmen von einer fast schmerzhaften Klarheit und Frische.

Vor dem Danieli war ein kleiner Rummelplatz aufgebaut: ein Kinderkarussell und einige Buden. Das kurzatmige Schmettern einer alten Drehorgel war zu hören und das flache Patschen von Luftgewehrschüssen. Vor zwei Tagen war ich hier entlanggegangen. Da war die Mole noch leer gewesen. Aber das hatte nichts zu bedeuten. Schausteller bauten ihre Attraktionen oft über Nacht auf.

Mich übermannte eine seltsame Benommenheit. Ich faßte nach der Reling – und zog erschrocken die Hand zurück. Sie hatte sich warm und weich angefühlt wie Haut, als hätte ich unversehens einen Arm berührt oder ein Bein. Ich musterte die Reling mißtrauisch; sie sah aus wie ein ganz normales, weißgestrichenes Metallrohr. Hatte ich mich getäuscht?

Vorsichtig griff ich von neuem danach. Ich mußte mich getäuscht haben: Es fühlte sich kalt und hart an, wie ein ganz normales, dick mit weißer Farbe bepinseltes Metallrohr. Ich hielt mich fest und atmete tief durch. Die Luft kam mir plötzlich warm und stickig vor, wurde aber sofort besser, als wir am Palazzo Ducale vorbei waren und in den Canal Grande einfuhren.

»Komisches Wetter heute«, sagte ich.

Frans hob den Kopf und blickte nach oben, als suche er die Sonne. Aber sie war nicht auszumachen. Er nickte mir aufmunternd zu.

»Wir sind gleich da.«

Das Boot schien jetzt schneller voranzukommen. Wir fuhren unter der Rialto-Brücke hindurch und stiegen am Ca' D'oro aus. Frans drückte den weißen Knopf in einer runden, blankpolierten Messingschale neben einer schweren dunklen Holztür mit mächtigen schmiedeeisernen Beschlägen. Sie öffnete sich mit einem leisen Schnappen und schwang lautlos auf. Niemand war zu sehen.

Wir betraten einen kleinen Innenhof, der mit alten Marmorplatten ausgelegt war. Im Zentrum stand ein schön behauener Pozzo aus hellem Stein. Eine alte ausgetretene Treppe mit einem geschnitzten Geländer führte die Hauswand entlang in den ersten Stock. Das untere Ende des Handlaufs bewachte ein kleiner Löwe aus Bronze. Sein Kopf war durch die Berüh-

rung von Hunderttausenden von Händen zu einer glänzenden Kugel abgeschliffen. Frans stieg voran.

Er zog an einem Steigbügel aus Messing, der an einer dünnen Kette neben der Tür hing. Es war kein Geräusch zu hören, aber die Tür wurde augenblicklich von innen geöffnet. Eine junge dunkelhäutige Frau in Schwestertracht bat uns schweigend herein.

Wir betraten einen hohen Vorraum. Von der kunstvoll geschmückten Stuckdecke hingen zwei prächtige Glaskandelaber. Den Boden bedeckte ein Läufer mit floralem Muster in Hellblau, Tabak und Safran. An den Wänden links und rechts hingen große Bilder in wuchtigen dunkelblauen Holzrahmen, aber der Firnis war so gedunkelt, daß man nicht erkennen konnte, was sie darstellten. Rechts an der Wand stand ein altes zierliches Goldlack-Tischchen mit geschwungenen Beinen, darauf ein halbhoher Glassturz, der eine Madonna in blauem Gewand beschützte. Merkwürdigerweise hielt sie statt des Jesuskinds eine Korngarbe im Arm.

Wir traten auf eine geräumige Terrasse, die zum Canal Grande hin offen war, mit einem Boden aus roten und schwarzen Marmorplatten und überwölbt von luftigen, durchbrochenen Bögen. Die Decke aus mächtigen, dunkel gebeizten Holzbalken, deren Kanten mit einem Zopfmuster beschnitzt waren, hing unter der Last der oberen Stockwerke durch. Durch die seitlichen Fenster aus bleigefaßten Butzenscheiben in

veschiedener Dicke und Wölbung warf das Sonnenlicht ein mannigfaltiges Muster auf die Gardinen aus blasser Rohseide. Die Sonne schien sich inzwischen durch den Nebel gekämpft zu haben, denn das Wasser des Canal glitzerte und malte zitternde Reflexe in die Laibungen der Bögen.

Die Schwester bedeutete uns, einen Moment zu warten, und schlüpfte durch eine Tür. Sie wurde von zwei steinernen Löwen flankiert, die mit aufgerissemem Maul und erhobener Pranke den Eintritt verwehrten.

Eine Minute später wurde die Tür geöffnet.

»Die Signora hat sich erhoben und läßt bitten«, sagte die Schwester. Wir traten ein – und ich sah mich der merkwürdigsten Frauengestalt gegenüber, der ich je begegnet war. Sie war – bizarr.

Von zwei kräftigen jungen Krankenpflegern gestützt, stand die ältere Frau vor uns, auf schrecklich dicken bandagierten Beinen. Obwohl sie vor wenigen Minuten erst das Krankenlager verlassen haben mußte, war sie vollständig bekleidet. Sie trug ein knöchellanges, aber trotz ihrer Behinderung bis zum Oberschenkel geschlitztes Kleid aus blauem Brokat, in den goldene Sternmuster eingestickt waren; darüber einen weiten Pelzumhang mit baumelnden weißen ... ja, es mußte tatsächlich Hermelin sein! Ihr langes dunkelblondes Haar war hoch aufgetürmt und mit Perlmutterkämme festgesteckt. Herabfallende

Locken umrahmten ein hoheitsvolles Gesicht, das einst sehr schön gewesen sein mußte und einer weit jüngeren Frau zu gehören schien, als der hinfällige Körper vermuten ließ.

»Spola!« rief sie freudig überrascht, hob die stark geschminkten Augenbrauen und breitete die Arme aus.

Frans trat auf sie zu, und sie drückte ihn in übertriebener Herzlichkeit an sich.

»Wie geht es dir, mein Junge?« fragte sie.

»Es geht mir gut, Signora. Euch auch, wie ich sehe. Ihr seht blendend aus!« entgegnete er über das ganze Gesicht strahlend. »Darf ich vorstellen, Signorina Domenica Ligrina«, fugte er etwas lahm hinzu und wies auf mich.

Wie peinlich, dachte ich und machte unwillkürlich einen Knicks. Aber die Signora hatte nur ein unmerkliches Nicken für mich übrig, während sie Frans' dargebotenen Arm nahm und sich daraufstützte.

Während sie mit Frans plauderte, kam ich mir schrecklich überflüssig vor. Ich bedauerte, daß ich mitgekommen war. Es fiel mir schwer, meinen Unmut über die Nichtachtung zu verhehlen, mit der diese aufgetakelte Matrone mich behandelte.

Ich sah mich in dem Raum um. Er mußte früher als Salon gedient haben, war aber zu einer Art Intensivstation umgewandelt worden, mit einem moder-

nen funktionalen Krankenbett, flankiert von zwei mobilen Stationen voller elektronischer Überwachungsinstrumente, an denen die beiden Pfleger und die Krankenschwester herumhantierten.

Ich blickte in einen der hohen schmalen Spiegel an der Wand. Er war derart verformt und erblindet, daß er nur schemenhafte Reflexe zurückwarf, aber jede Bewegung wurde durch irgendeinen Effekt der Wider- und Gegenspiegelung so vervielfältigt, als würden mit jeder Geste ganze Heerscharen von Gespenstern aufgescheucht, die durch milchig-trübe Korridore ins Unendliche davonsieben.

Ich fühlte eine zunehmende Beklemmung in der Brust und wäre am liebsten hinaus auf die Terrasse entflohen, doch das verbot die Höflichkeit, also versuchte ich mich zu beruhigen und streifte mit der Hand über einen Strauß gelber Seidenrosen. Die Blumen fühlten sich fast substanzlos an, wie flockige Asche. Trotzdem zerfielen sie nicht unter der Berührung. Als ich versehentlich mit den Knöcheln über den Rand der blauen Porzellanvase fuhr, in der sie steckten, spürte ich eine so scharfe, aggressive Vibration, daß ich erschrocken zurückfuhr. Als ich sie jedoch prüfend mit den Fingerspitzen berührte, um festzustellen, was das gewesen sein könnte, fühlte sie sich kühl, glatt und ganz normal an.

Eine kleine Glasvase mit Maiglöckchen stand auf einem Bord unter einem der blinden Spiegel. Mai-

glöckchen um diese Jahreszeit? Ich nahm sie in die Hand und roch an den Blumen. Sie dufteten intensiv, waren also tatsächlich echt. Durch eine ungeschickte Bewegung rutschten drei oder vier der Blütenrispen über den Rand der Vase und fielen zu Boden. Ich wollte mich bücken und sie aufheben – aber sie waren verschwunden. Ich konnte sie weder auf dem Teppich noch auf den Bodenfliesen entdecken. Die Vase in meiner Hand verlor plötzlich ihre Substanz, wurde glibberig, als sei sie aus einer weichen wassergefüllten Folie gemacht. Ich balancierte die wabbelnde Schale mit der Flüssigkeit und den restlichen Maiglöckchen darin erschrocken zwischen beiden Handflächen und versuchte sie auf das Bord abzusetzen, aber das glibberige Gefäß löste sich nicht von meinen Händen, es schien an meiner Haut zu haften. Ich geriet in Panik, aber allmählich nahm es wieder seine ursprüngliche Form an, und ich konnte es endlich an seinen Platz zurückstellen. Was war das für ein seltsames Material?

Inzwischen geleitete das Pflegepersonal die Signora wieder zu ihrem Bett, machte aber keine Anstalten, sie von ihrem protzigen Ornat aus Brokat und Hermelin zu befreien. Während Frans sich mit einer Verbeugung verabschiedete, murmelte ich einen Gruß und floh durch den Ausgang und die Treppe hinunter.

Ich atmete auf, als wir endlich wieder unter freiem

Himmel waren und auf das Vaporetto warteten. Die Sonne hatte sich offenbar nicht durchsetzen können; Santa Maria di Salute war im Nebel versunken und kaum noch zu erkennen. Rund um uns war das Schnurren und Tuckern von Booten zu hören, die wie Schemen vorüberglitten.

Meine Laune war auf dem Tiefpunkt. Ich empfand es als Zumutung, daß Frans mich auf diese Exkursion mitgenommen hatte. Trotzig verharrte ich in Schweigen, aber er schien das gar nicht zu bemerken. Ich betrachtete die kräftigen Hände der Bootsfrau, die beim Anlegen an einer Station mit geübten Bewegungen das vor Belastung knarrende Seil um den Belegnagel schlang und wieder löste. Mit welcher schlichten Eleganz, Präzision und Effizienz sie ihre Arbeit verrichtete. Ich lächelte ihr zu, aber sie erwiderte das Lächeln nicht. Sie sah mich an – nein, sie sah durch mich hindurch, als wäre ich für sie unsichtbar.

Die Uhren an den Zwillingstürmen des Arsenalle zeigten noch immer dieselben Zeiten an, von denen keine richtig sein konnte. »Wie spät ist es, Luigi?« fragte ich.

Er reagierte nicht. Ich schnippte mit dem Finger gegen die Mikrofonknospe an meinem Revers.

»Es ist elf Uhr vierzehn«, sagte Frans.

»Irgend etwas stimmt nicht mit meinem IKom.«

»Ja«, erwiderte er, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt.

Ich war drauf und dran, ihn wütend anzufahren, aber sein Lächeln entwaffnete mich.

»Seltsam, der dichte Nebel um die Mittagszeit heute. Vorhin dachte ich, die Sonne sei durchgekommen.«

»Schien mir auch so.«

»Merkwürdiger Kosename, mit dem diese komische Amsel dich bedacht hat«, sagte ich. »Spola.«

»Findest du?«

»Ja, finde ich. Für einen Mann jedenfalls. Es sei denn ...«

Ich hielt inne, denn die Implikationen waren doch zu grotesk.

Frans hob die Schultern und sagte: »Oh, ich tue sehr viel für sie. Bin ihr zu Diensten.«

Er grinste herausfordernd.

Du blöder Kerl, dachte ich, ich laß mich von dir nicht provozieren.

»Ich hoffe, sie weiß das zu schätzen.«

»O ja.«

Der Nebel lichtete sich etwas, als wir die Calle Sagredo entlang zum Hintereingang des Instituts gingen.

»Wer ist diese kauzige Signora überhaupt?« fragte ich ihn.

»Hast du sie nicht erkannt?«

»Nein. Sollte ich sie kennen?«

Frans steckte seinen Schlüsselchip in die Automatik der Stahltür.

»Es gibt von ihr Dutzende von Darstellungen.«

Jemand über uns rief: »Sequenz drei vier drei sechs acht – Ende.«

Ich blickte nach oben, sah aber nur die Fassade des Instituts.

»Es war die Signoria persönlich, die uns empfangen hat«, sagte Frans. Er öffnete die Tür. Ich drückte mit dem Ellbogen dagegen, spürte aber keinen Widerstand und sah mit Entsetzen, daß mein halber Arm in das Stahlblech eingesunken und verschwunden war, während zwanzig Zentimeter entfernt mein abgetrennter Unterarm herausragte. Mit einem Schrei riß ich mich los und preßte den Arm an den Körper. Ich fühlte keinen Schmerz; mein Arm schien unverehrt. Die Wände des Korridors vor mir hatten plötzlich die Konsistenz von Spinnweben, die in Sekundenschnelle zerfielen und sich in Nichts auflösten.

Frans legte den Arm um mich und tätschelte beruhigend meine Schulter.

»Hab keine Angst, es ist ganz normal«, sagte er.

Kinichiro Akabane saß immer noch auf dem Platz neben dem Eingang, hatte die Datenbrille vor den Augen und berührte mit den Fingern Leuchtfelder auf seinem Kontrollbord. Die Stahltür löste sich knisternd in einem Schauer von Funken auf, die sofort erloschen. Ich starrte verständnislos die mit Fotosensoren beschichtete Wand des Studios an.

»Ihr wart schon besser, Jungs!« rief Frans zur Regie hinüber.

Kazuichi in der verglasten Kanzel hob die Schultern und breitete bedauernd die Hände aus. Akabane schob sich die Datenbrille auf die Stirn und rieb sich die Augen. Er schien während der ganzen Zeit unserer Abwesenheit an den Kontrollinstrumenten Dienst gehabt zu haben, denn er sah übermüdet aus und hatte Mühe, in die Wirklichkeit des Studios zurückzufinden, die nun die verblassenden Konturen des Cyberspace auf seiner Netzhaut überlagerte.

»Sie können Ihr IKom jetzt wieder benutzen, Signorina«, sagte er und nickte mir freundlich zu. »Tut mir leid, ich mußte es für die Dauer der Simulation blockieren. Es stört die Signale des Holo-Programms, verstehen Sie.«

Nein, ich verstand nicht.

»Wir führen hier Simulationen auf verschiedenen Abstraktionsebenen durch«, erklärte Frans. »Bis hin zur Gestaltebene.«

Allmählich dämmerte mir, was sich hier abgespielt hatte.

»Sie ... die Signora war eine *Simulation*?« fragte ich entgeistert.

Akabane sah mich überrascht an, dann lachte er.

»Das wußten Sie nicht?«

»Es war ein Test«, erklärte Frans, und zu mir gewandt fuhr er fort: »Sie war die Serenissima, die Stadt selbst, Domenica. Die sinnliche Repräsentation von Milliarden und Abermilliarden von Fakten, die

diese Stadt betreffen. Ein computerisierter Avatar sozusagen.«

»Und ich habe mich über ihre schlechten Manieren geärgert. War sogar ein bißchen eifersüchtig. Auf eine *Simulation!*«

Frans grinste.

»Alles war eine Simulation, Domenica: die Fahrt, der Palazzo ... Nur wir beide waren echt. Alles andere waren holographische Projektionen – allerdings von sehr hoher Dichte – und andere sensorische Simulationen. Wir haben keinen Schritt aus diesem Studio getan.« Ich konnte es nicht glauben. Aber es hatte Momente gegeben ...

»Manchmal hatte ich so ein merkwürdiges Gefühl der Unwirklichkeit. Als ob mit meiner Wahrnehmung irgendwie etwas nicht stimmte.«

»Oh, deine Wahrnehmung ist ausgezeichnet. Ich habe dich genau beobachtet. Du hast den Test glänzend bestanden. Wenn du auf Lücken in der Simulation gestoßen bist – und es gab einige –, hast du sie augenblicklich geschlossen. Deine Begabung für Synästhesie und Konfabulation ist ausgezeichnet.«

»He! Ich bin Botanikerin, keine Psychologin.«

»Hm«, murmelte er und spitzte die Lippen. »Es ist so« – er tippte sich an die Schläfe – »das menschliche Gehirn produziert ständig ein Modell der Umgebung, das es alle drei Sekunden auf den neuesten Stand bringt. Treffen von den Sinnesorganen zwei-

felhafte Daten ein, geht es vorrangig darum, das Modell unter allen Umständen zu komplettieren. Was macht das Gehirn? Es mogelt ein bißchen, indem es die Sinnesdaten korrigiert, und es flunkert sich was vor, indem es welche erfindet, nur damit alles glaubhaft zusammenpaßt. Das Hören springt fürs Sehen ein und umgekehrt. Das ist Synästhesie, und es hat sich in der Evolution offenbar bewährt. Lieber mogeln als zweifeln. Es scheint uns jedenfalls das Überleben zu erleichtern.«

»Und Konfabulation?«

»Auch so ein betrügerischer Trick, um Lücken zu stopfen. Hier erfinden wir dazu, was wir überhaupt nicht wahrgenommen haben.«

»Bei einem geistig gesunden Menschen?«

»Aber ja! Das kannst du an dir selbst beobachten.«

»Ich wüßte nicht, wie.«

»Ein Beispiel: Du siehst jeden Abend eine Fernsehansagerin hinter ihrem Pult. Sie ist hübsch, hat eine gute Figur ...«

»Okay. Einverstanden.«

»Eines Abends – die Nachrichten sind vorüber – bleibt die Kamera auf sie gerichtet. Sie erhebt sich nicht, um den Raum zu verlassen; ein Assistent eilt herbei und ist ihr behilflich. Er schiebt sie im Rollstuhl hinter dem Pult hervor. Sie ist beinamputiert. Du hast das nicht gewußt, hast für sie – oder besser: für dich – Abend für Abend Beine dazu erfunden. Du

kannst zwar nicht sagen, ob dicke oder schlanke Beine, aber Beine. Es trifft dich wie ein Schock, daß gar keine da sind.«

»Hm. Kapiert. Ich glaube, ich schmeiße meinen Scarabeo weg. Du machst das viel besser«, sagte ich.

Frans lachte.

»Du hättest die Simulation noch überzeugender gefunden, wenn du dich nicht nur an den Händen mit Smartdust eingesprüht hättest, dann wäre die Korrelation zwischen deinen haptischen und deinen optischen Sinneswahrnehmungen besser korreliert gewesen, und du hättest nicht das Gefühl der Unsicherheit und Beklemmung gehabt, das dich manchmal überkam.«

»Hat man das bemerkt?«

»Ich hab's bemerkt.«

Ich sah auf meine irisierenden Handflächen hinab.

»Man hätte mich also noch wirkungsvoller über-tölpeln können.«

Frans seufzte.

»Mir ist einfach unheimlich bei dem Gedanken, daß auf meiner Haut Milliarden von Robotern herumwuseln, tut mir leid«, sagte ich.

»Reine Gewöhnung, Domenica. Auf deiner Haut siedeln mehr Mikroorganismen, als es Menschen auf der Erde gibt. Das weißt du besser als ich. Verschwendest du einen Gedanken daran?«

»Erlaube mal, ich wasch mir regelmäßig die Hände und dusche jeden Tag.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Ja, du Schlauberger. Du hast ja recht.«

»Übrigens ist diese unwillkürliche Mitarbeit des menschlichen Gehirns für solche Simulationen unerlässlich. Sie wären gar nicht möglich ohne diesen notorischen Hang des Menschen zur Selbsttäuschung.«

»Ist das eine Erkenntnis des weisen Toshiaka Ishida?« fragte ich.

»Nein, das hat man schon herausgefunden, als man die ersten VR-Programme schrieb. Das Problem beim Cyberspace ist die sogenannte kombinatorische Explosion. Um eine echte Smello-feelo-SimStim durchzuführen, wachsen die Datenmengen ins Astronomische. Trotz Datenkompression und vorgefertigter Senso-Bausteine wäre das selbst mit den modernsten optischen Computern nicht zu bewältigen. Ohne die hilfreiche Unterstützung des schnellsten Rechners im Sonnensystem sähe es ziemlich finster aus mit Ishidas Zauberkunststückchen.«

»Mein Gehirn?«

»Unser Gehirn, ja. Es ist begierig darauf, die Lücken zu füllen, die unsere Technik wegen mangelnder Kapazität offenlassen muß.«

»*Mein* Gehirn. Wir sprachen von *meiner* Kunst der Synästhesie und Konfabulation.«

Frans lachte.

»Einverstanden. *Dein* Gehirn.«

Kazuichi öffnete die Tür des Regieraums und kam auf uns zugeeilt. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Er horchte angestrengt nach innen; wahrscheinlich plapperte sein Implantat.

»Die ESA hat vor etwa einer Stunde ein Signal von LISA erhalten, inzwischen melden auch LIGO und VIRGO das Nahen eines Solitons. Amsterdam hat es eben bestätigt.«

»Wann wird es durchlaufen?« fragte Frans.

»Gegen Nullzweidreieinnull. Vielleicht etwas später.«

Er wirkte gestresst, und ich bemerke, daß er Mundgeruch hatte.

»Dann bleibt mir nicht viel Zeit für die Vorbereitung. Sieh zu, daß ab Zweidreieinnull jemand von der Maske da ist. Wieder die gleiche Tour: Ende des Tunnels?«

»Fünfzehnhundertzweiundsiebzig. Wir haben mit dem Aufbau bereits begonnen. Bis Mitternacht mußte die Simulation stehen. San Francisco. Auf der großen Bühne.«

»Entschuldige mich bitte, Domenica. Ich muß weg«, sagte Frans.

»Man schickt dich ... auf die Reise?« fragte ich.

»Ja.«

»Darf ich ... darf ich zuschauen?«

Frans sah Kazuichi fragend an. Der hob die Schultern und sagte:

»Warum nicht?«

»Was mußt du tun?«

»Holz holen«, sagte Kazuichi.

Beide lachten.

Wie kleine Jungen, dachte ich mir.

\*

Am Nachmittag durchstreifte ich die Stadt – ziellos. Ein paarmal mußte ich mich hinsetzen, weil ich ganz krank war vor Angst. Ich hatte Magenschmerzen, und mir wurde plötzlich bewußt, daß ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte. Also kaufte ich mir in einem Café einen Sandwich, brachte aber keinen Bissen hinunter. Schließlich verfutterte ich ihn an die Fische im Giustina.

Kurz nach Mitternacht ging ich ins Studio, und man wies mir einen Platz zu. Als Frans aus der Maske kam, sah er aus wie ein Statist in einem Hollywoodfilm der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Er trug enge Pantalones und Schnabelschuhe aus weichem Leder und ein weites, über der Brust verschnürtes Hemd aus Rohleinen mit einem breiten Ledergürtel; darüber den Cucullus, das graue Kapuzenkleid. So also sah ein Venezianer Mitte des 16. Jahrhunderts aus, der im Hafen herumlungern, Holz-

proben abschnippeln, Erkundigungen einziehen und Beobachtungen anstellen konnte, ohne aufzufallen. Ich musterte ihn von oben bis unten.

»Ist das alles, was du für die Reise brauchst?« fragte ich ihn.

»Alles, was ich brauche, trage ich im Kopf. Viel mehr könnte ich gar nicht mitnehmen, sonst käme keine Transition zustande«, entgegnete er.

Man hätte meinen können, er führe nur für eine Nacht mit den Fischern hinaus, die es nicht gern sahen, wenn man Platz im Boot mit persönlichen Habseligkeiten verschwendete.

»Hast du keine Angst?« fragte ich und ärgerte mich über den Anflug von Beunruhigung in meiner Stimme.

»Nein«, sagte er, drückte mich kurz an sich und gab mir einen Kuß auf die Stirn.

Meine Lippen suchten seinen Mund, aber Frans war nicht so zärtlich wie sonst, sondern innerlich gestrafft – unaufmerksam. Als wäre er schon unterwegs.

»Wann kommst du zurück?«

»Ich hoffe bald«, erwiderte er. »Aber man kann unmöglich voraussagen, wo einen das zurückkehrende Soliton absetzen wird, früher oder später. Es kann zwei, drei Tage dauern, aber ebenso zwei, drei Wochen.«

»Verdammt, Frans. Ich hab dich lieb. Paß gut auf dich auf!«

Er lächelte und strich mir flüchtig übers Haar; er war innerlich schon abgereist.

»Ich bin bald wieder da.«

Ich bemerkte, daß sich meine Finger in den Leinenstoff seiner Jacke verkrallt hatten. Es bedurfte einer Willensanstrengung, sie zu lösen. Frans wandte sich ab und betrat die Schleuse, die zur Simulationsbühne hinter der transparenten Trennscheibe führte.

Der Morgen dämmerte über einem Klostergarten – etwa fünfzehn mal fünfundzwanzig Meter. Allmählich traten die Kolonnaden des Kreuzgangs aus der Dunkelheit hervor. Ein Brunnen plätscherte im Mittelgrund – er war neu. Der Sockel aus Ziegelsteinen in der Mitte des Innenhofs war frisch aufgemauert, die Figur des San Francesco hatte man noch nicht aufgestellt. Der Rasen war zertreten, fast ganz verschwunden unter Bauschutt und Müll. In einer Ecke waren zerbrochene Ziegel aufgehäuft, Holzabfälle lagen herum. Palladios Fassade von San Francesco de la Vigna war soeben fertiggestellt worden. Eine wichtige Zeitmarke für die Reisenden, hatte Frans mir erklärt: das Jahr 1572. Der Klosterhof diente jahrelang den Zimmerleuten und Steinmetzen als Lagerplatz. Nach getaner Arbeit war man dabei, ihn aufzuräumen. Die Arbeiten gingen schleppend voran. Über dem schmucklosen eingeschossigen Bau des Klosters blitzte die Studiodecke wie eine diamantene Kruste aus Lasermündungen, Reflektoren und Filtern.

Das Studio war erfüllt vom Wispern und Summen, das über die Kontrolllautsprecher übertragen wurde. Es hörte sich an, als rüsteten sich Dutzende von Bienenvölkern zum Ausschwärmen. Das Geräusch machte mich noch nervöser, als ich es ohnehin schon war. Unwillkürlich kratzte ich mir die Unterarme.

Frans schlenderte über den Innenhof und betrat den dunklen Kreuzgang. In der Simulation selbst war er nicht mehr zu sehen; auf den Monitoren, die ein kontrastverstärktes Bild zeigten, war er jedoch sichtbar. Er stand mit verschränkten Armen im Schatten und blickte zu mir herüber. Ob er mich durch die Trennwand erkennen konnte? Ich winkte; er reagierte nicht.

Ich hatte noch nie so viele Techniker, Ingenieure und Assistenten im Regieraum gesehen. Es waren vierzehn oder fünfzehn, die an den Kontrollpulten saßen, mindestens weitere zehn standen herum. Kazuichi hatte am Pult des Mission Controllers Platz genommen, flankiert von zwei Assistenten. Weshalb war Ishida nicht anwesend? Die Reisen waren inzwischen Routine, hatte man mir erklärt, und es war jetzt mitten in der Nacht.

»Noch fünf Minuten bis zur Transition«, sagte ein Techniker über Lautsprecher. Frans trat aus den Schatten heraus, ging zur Mitte des Innenhofs und legte die Hand an den leeren Sockel des Denkmals. Er schien tatsächlich keine Angst zu haben. Es war seine dreiundsechzigste Reise, hatte er mir gesagt. Er

nickte zur Regie hin und gab mit einem Handzeichen zu verstehen, daß er die Durchsage verstanden hatte. Er durfte kein elektronisches Gerät an sich tragen.

Die Nervosität im Regieraum wuchs, obwohl sich jeder betont gelassen gab.

Irgendjemand rief etwas auf japanisch – knapp und hart. Es klang wie ein Erschießungsbefehl. Kazuichi nickte und tastete etwas in seine Konsole. Ein Monitor zeigte eine hellblaue Graphik, eine steil aufschießende Kurve. Die Woge nahte. Ich glaubte ein Grollen zu hören, das die Fundamente zum Erzittern brachte, aber niemand schien Notiz davon zu nehmen. Das Morgenlicht über der Simulation war heller geworden. Im Klosterhof waren nun alle Einzelheiten zu erkennen.

Frans stand inmitten des zerbrochenen und weggeworfenen Baumaterials und Gerümpels. Werkzeug lehnte an den Wänden, dazwischen Bretter, halb zugehauene Steinsimse, primitives Hebezeug mit groben Hanfstricken.

Über Lautsprecher erfolgte nun der Countdown: »... zwölf ... elf ... zehn ... neun ...«

Das Donnern der Woge schwoll an. Ich hielt mir die Ohren zu. Mir schien, als verzerrte sich das Bild der Simulation. In der Mitte des Bühnenraums nahm ich eine Trübung wahr, als würde ich durch eine transparente Plastikfolie blicken, die der Wind verformte. Aber es lag wohl an meinen übermüdeten Augen, die schon zu lange in die Holographie ge-

start hatten. Ich hörte auch kein Grollen, nur die Stimme des Technikers und das Zirpen und Klicken der Instrumente aus der Regie.

Frans reckte den Daumen in die Höhe und nickte.

»... zwei ... eins ... null!«

Ein Gong ertönte.

Dort, wo Frans gestanden hatte, etwa zwei, drei Schritte von dem gemauerten Sockel des Denkmals entfernt, wallte eine Staubwolke auf, als hätte jemand einen Cricketball weggeschlagen, als zupfte eine kleine Windhose an den Blättern der Büsche.

»Wir haben einen Wash out!« rief eine Stimme triumphierend. Ein Durcheinander von Stimmen erhob sich, Erleichterung, bestätigende Zurufe. Die Gesichter der Techniker leuchteten freudig erregt.

Kazuichi kam aus dem Studio, wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Der Transit hat geklappt«, sagte er.

»Wo ist er jetzt?« fragte ich ihn.

»Ich hoffe, am Ziel«, erwiderte er erschöpft.

»Wenn alles planmäßig verlaufen ist, hat ihn das Soliton an einem Sommermorgen des Jahres 1572 im Klostergarten von San Francesco abgesetzt.«

»Er ist schon dort? Ich meine ... er ist nicht noch unterwegs?«

»Zeit ist keine Strecke, Domenica. Zeit ist eine Schwelle. Ein Nichts.«

»An einem ... Sommermorgen?«

Der Japaner blickte zur Studiodecke hinauf, als prüfte er die Helligkeit des Himmels. Die Zeit schien erstarrt. Es wurde nicht heller. Kein Blatt, kein Grashalm regte sich.

»Die Simulation ist jetzt eingefroren. Sie bleibt stehen, bis er sie wieder betritt. An einem anderen Sommermorgen. Drei, vier Tage später. Vielleicht in einer Woche oder in zwei Wochen. So lange er eben braucht. Aber nicht zu lange. Es darf sich nicht zuviel verändern«, sagte er und deutet auf das Gerümpel, das im Klostergarten herumlag.

»Dann erscheint er wieder.«

»Er kann jeden Moment wieder erscheinen. Die Länge seines Aufenthalts hat keinen Einfluß auf den Zeitpunkt seiner Rückkehr. Der ist einzig und allein abhängig davon, wo ihn das Soliton absetzt, das ihn zurückbringt. Das kann in ein paar Stunden sein oder morgen, oder in einer Woche. Wann immer ein Soliton aus der Vergangenheit kommend durchläuft auf seinem Weg in die Zukunft.«

Das Atmen fiel mir plötzlich schwer. Die Luft im Studio war verbraucht und stickig. Im Querbau des Klosters war leise ein Chor zu hören. Mönche, die sich zur Morgenandacht versammelt hatten?

»Macht das Radio aus!« rief Kazuichi in den Regieraum. »Entschuldigung«, sagte er zu mir und tätschelte mich am Arm. »Keine Bange, Domenica, wir schaffen das schon. Wir holen ihn dir zurück.«

Ich hatte es eilig, aus dem Studio zu kommen. Im Vorraum drängten sich Techniker lärmend um einen Getränkeautomaten. Es roch nach billigem Pulverkaffee.

Die Nacht war klar und kalt. Ich ging an dem Fundamento Giustina entlang und versuchte vergeblich die Tiefe der Zeit zu ermessen, die Frans und mich nun trennte.

Zeit ist keine Strecke, Domenica. Zeit ist eine Schwelle. Ein Nichts. Vom Balkon aus blickte ich über die Stadt. Venedig schlief. Jenseits des Lido ergoß sich die Milchstraße ins Meer, kam Licht an sein Ziel, das Abgründe von Jahrhunderten durchmessen hatte – in genau jenem Moment.

Der Campanile von San Francesco de la Vigna wies wie der Zeiger eines Astrolabiums senkrecht hinauf in die dunklen Weiten der Nacht irgendwo zwischen Sirius und Tureis, in die Milliarden Jahre tiefen Abgründe, aus denen, für das menschliche Auge unsichtbar, fossiles Licht hervorsickerte. Ich starrte hinauf und versuchte mir bewußtzumachen, daß ich über das Meer der Zeit hinweg Inselgruppen sah, die Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende auseinanderlagen und sich zu Konstellationen zusammenschoben – und zu einem Mosaik aus Zeitschnipseln.

Plötzlich begriff ich, was Ishida mit den geordneten Fotos gemeint hatte, die dem Menschen den Ab-

lauf der Zeit vorgaukeln. Die Vergangenheit ist eine Collage, eine in Schichten angeordnete Galerie, die auf einen zweidimensionalen Bildschirm projiziert wird. Die Fotos sind übereinanderkopiert auf einen einzigen Film. Die Dimension der Tiefe wird ausgeblendet. Nicht die planimetrische Projektion narret den Verstand, sondern seine Vorstellung der Tiefe. Man muß die Tiefendimension negieren, und die im Raum gestaffelten Entfernungen ordnen sich auf der Fläche an wie Geländeformationen auf einer topographischen Karte. Der Himmel ist ein riesiger Bildschirm, auf der die Geschichte des Universums dargestellt ist: Eine Zusammenfassung sämtlicher Ereignisse, die je in ihm stattgefunden haben, von Beginn an. Unser Kosmos bietet sich uns dar als eine Benutzeroberfläche. Ähnliche Fotos werden mit dem Cursor übereinandergeschoben. Dann wird die negierte Dimension wieder geöffnet. Die Transition hat stattgefunden. So ist das Universum der Photonen beschaffen, die Milliarden Lichtjahre überbrücken können und ihr Ziel bereits erreicht haben, bevor sie sich auf den Weg machen. So funktioniert das Tricktrack-Spiel von Raum und Zeit.

Es war phantastisch.

Hla Thilawuntha hatte diese Regeln durchschaut und mit seiner Mathematik den Zugang dazu eröffnet. Nur wurde das Spiel in Wirklichkeit in höheren Dimensionen gespielt. Wir Primaten vermochten es

mit unserem Savannengehirn zwar zu erahnen, aber nicht wirklich zu begreifen. Frans hatte tatsächlich nur einen Schritt über die Schwelle getan, nur lag diese Schwelle außerhalb unserer Alltags Wirklichkeit.

# IX DER KLOSTERGARTEN VON SAN FRANCESCO DE LA VIGNA

»DEN REST MEINES LEBENS WERDE ICH DARÜBER  
NACHSINNEN, WAS LICHT IST ...

– FÜNFZIG JAHRE INTENSIVEN NACHDENKENS  
HABEN MICH DER ANTWORT [AUF DIE FRAGE],  
WAS LICHTQUANTEN SIND, NICHT NÄHER GE-  
BRACHT.«

*Albert Einstein*

Das Soliton war in Richtung Vergangenheit durchge-  
laufen. Es war aus der Zukunft herabgerollt, hatte  
uns mit seiner Universen zermalmenden Kraft so  
sanft berührt, daß wir seine Nähe nur indirekt be-  
merken konnten. Es hatte die Membranen unserer  
Wirklichkeit umspült und sie für einen Moment  
durchlässig gemacht, hatte uns durchströmt, wie die  
Physiker versicherten, weil es alle Dimensionen  
durchquerte, die entfalteten ebenso wie die im  
Planckraum eingerollten – wie viele das immer auch  
sein mochten. Es wanderte weiter in die Tiefe der  
Vergangenheit, bis es nach 15 Milliarden Jahren den  
Anfang erreichen und den Nadir des Kontinuums

überqueren würde, wie eine Dünung den Nordpol überquert, um darauf, seine Bewegungsrichtung unverändert beibehaltend und doch um 180 Grad in die Gegenrichtung verkehrt, seinen Weg hinauf in die Zukunft zu suchen, zum Ende der Zeit, wo es vielleicht – niemand wußte es – durch ein hohes Tor strömend auf ähnliche Weise umgewendet wurde und wieder hinab in die Vergangenheit zog, angetrieben von unvorstellbaren Kräften. Niemand wußte, wie lange einer dieser kosmischen Tsunami brauchte, um die Oberfläche der Raumzeit entlangzuwandern. Vielleicht war die Frage sinnlos, denn er bewegte sich außerhalb des Kontinuums, so wie ein Elektron sich an der Oberfläche eines Leiters entlangbewegt.

Niemand wußte auch, wie viele dieser unvorstellbaren Energiepakete auf dem kosmischen Ozean unterwegs waren und ob irgendein Zusammenhang zwischen ihnen bestand. Ihren Bewegungen war zu entnehmen, daß es keine Interferenzen zwischen ihnen gab. Sie schienen sich nicht zu berühren, wenn sie sich begegneten, ja, sie reagierten nicht einmal aufeinander, wenn die eine durch die andere hindurchglitt wie ein Neutrino, das nicht auf die Erde reagiert und sie durchdringt, wenn sie seinen Weg kreuzt.

Eine dieser Wogen würde Frans wieder zurück in meine Gegenwart tragen. Doch niemand konnte mir sagen, wann dies geschehen mochte. Tag für Tag

ging ich ins Studio und starrte durch die Glaswand auf die Bühne, auf der man die Simulation eingefroren hatte: den Klosterhof von San Francesco de la Vigna an einem Sommermorgen vor 480 Jahren kurz vor Sonnenaufgang – ein Splitter herausgebrochener Zeit, in Glas eingegossen, um zu überdauern, festgehalten von den Computern im Regieraum, deren Anzeigen geduldig glühten in Erwartung des Moments, da der Bann gebrochen sein und die Zeit sich wieder in Bewegung setzen würde.

Manchmal überkam mich die Vorstellung, daß nur ein paar Schritte entfernt die Mönche des Klosters bei ihrer Morgenandacht erstarrt waren wie auf einem alten Gemälde. Und dann wieder, wenn ich die Augen schloß, glaubte ich ihren Gesang zu hören, die Laudes, die aus der Tiefe der Jahrhunderte heraufdrangen wie aus einem dunklen Gewölbe.

»Wann kehrt er zurück?« fragte ich Kazuichi jedesmal voller Ungeduld, obwohl ich wußte, daß es sinnlos war, ihn danach zu fragen.

»Du hast es mir versprochen, ihn zurückzuholen.«

»Beim nächsten Durchgang nach oben«, erwiderte er lachend, denn am Anfang war es mehr ein Spiel, »spätestens beim übernächsten.«

»Wann wird der nächste sein?«

»Schwer zu sagen. Manchmal haben wir in der Woche drei oder gar vier, manchmal gar keinen.«

»Und wie viele waren es seit seiner Abreise?«

Kazuichi hob die Hand und streckte die Finger.

»Fünf«, sagte er. »Er hat es bisher immer in kürzester Zeit geschafft.

Manchmal vergeht nur ein Tag, eine Woche, manchmal dauert es etwas länger. So schnell wirst du keine alte Frau, Domenica.«

Er kicherte. Mir war aber nicht nach Lachen zumute.

»Mach dir keine Gedanken. Es ist völlig normal, glaub mir«, sagte er und nickte mir aufmunternd zu.

\*

»Wie viele von diesen Tunneln gibt es eigentlich?« fragte ich Ernesto.

»Soviel ich weiß, vier. Und weitere zwölf sind in Planung. In Amsterdam befindet sich der längste, dann kommt der Venedig-Tunnel. In Oakland und Johannesburg ist man noch nicht weit vorgedrungen. Ins 19. Jahrhundert oder so, wenn ich richtig informiert bin. Das erfährt man nur unter der Hand. Vor allem die Amerikaner machen eine schreckliche Geheimniskrämerei daraus. Jede wissenschaftliche Veröffentlichung muß von einem Sonderausschuß genehmigt werden, in dem Vertreter der Regierung, des Militärs und der Geheimdienste sitzen, die keine Ahnung von der komplexen Mathematik Thilawunthas haben. Ihr Institut in Oakland gleicht einer Festung

und ist stärker gesichert als das Pentagon, haben die Holländer, die es besuchen durften, mir erzählt.«

»Sie müssen sich wahrscheinlich die militanten Kreationisten vom Hals halten«, vermutete ich.

Ernesto nickte.

»Das Militär und die Geheimdienste bewachen das Institut mit finsterner Entschlossenheit. Der Gedanke, irgendwelche Ratten könnten in den Katakomben der Vergangenheit an den Fundamenten der USA nagen, ist ihnen unerträglich. Sie betrachten es als einen unverzeihlichen Mißgriff Gottes, daß er die Erfindung des Zeittunnels nicht ihnen, sondern den Holländern in den Schoß gelegt hat. Dabei haben sie deren Forschungen von Anfang an ausspioniert, aber lange als hirnrissige Spinnerei abgetan.«

»Die Amerikaner hatten schon immer ein etwas problematisches Verhältnis zur Realität.«

»Ja, weil sie die Wirklichkeit mit ihrem Way of Life verwechseln. Ihre Weltsicht ist mehr durch die Wunsch- und Angstvorstellungen geprägt, mit denen sie Hollywood bedient, als durch die Fakten der Realität, in der sie leben – von der Realität der Welt außerhalb den USA ganz zu schweigen.«

Ich dachte an Sarah.

»Das stimmt nicht ganz, Ernesto.«

Er winkte ab.

»Ich weiß, es gibt Ausnahmen. Vor allem unter den Wissenschaftlern, aber die meisten, vor allem

viele Politiker, scheinen tatsächlich in einem anderen Universum zu leben.«

»Hast du eine Ahnung, weshalb das Renascita-Institut uns durch den Amsterdam-Tunnel schicken will?«

»Das kann ich dir sagen. Erstens reicht der weiter in die Vergangenheit; zweitens hat man dort die meiste Erfahrung mit Reisen; und drittens ist er am besten ausgebaut, das heißt, man hat eigene Leute entlang der Trasse stationiert, die den Reisenden helfen können, wenn sie in Schwierigkeiten geraten.«

»Was hier in Venedig nicht der Fall ist.«

»In neuerer Zeit schon, aber die Tunnelarbeiten ins 16. Jahrhundert gehen nur schleppend voran. Darüber kann dir Frans sicher einiges erzählen.«

»Tut er aber nicht. Deshalb frage ich ja dich.«

Ernesto lächelte geschmeichelt.

»Also, es ist so: Hier in Venedig hat man ein paar gut dokumentierte Orte. Etwa San Francesco de la Vigna. Man weiß ziemlich genau, was sich im Hof des Klosters verändert, von Woche zu Woche, manchmal sogar von Tag zu Tag. Alle Details sind gespeichert und können bei Bedarf abgerufen und holographiert werden. Das erlaubt natürlich ein genaues Zielen. Der Reisende kommt zu dem ins Auge gefaßten Zeitpunkt an. Auf die Woche, ja auf den Tag genau. Das Ganze hat aber einen gravierenden Nachteil: Es müssen unglaublich viele Daten gespei-

chert werden. Die Lage jedes Steins, den jemand achtlos im Klosterhof hingeschmissen hat, jedes Bretts, das an die Wand gelehnt wurde, jedes Werkzeugs, das ein Handwerker irgendwo in der Gegend vergessen hat – alles muß dokumentiert und abrufbar sein, um im Studio die Simulation zu bauen. Verstehst du?«

»Ja, ich verstehe.«

»In Amsterdam tun sie sich wesentlich leichter, vor allem bei der Simulation einer mittelalterlichen Szene. Das Südufer der Zuidersee war bis ins späte 16. Jahrhundert eine gottverlassene Gegend. Jäger, die im Modder herumwateten, um nach Enten zu stöbern, manchmal ein Fischer, der seine Reusen kontrollierte, dann und wann ein paar Bauern, die sich frisches Reet für ihre Hausdächer schnitten. Sonst weit und breit kein Mensch. Da kann man natürlich nach Herzenslust tunneln. Aber es gibt auch einen Nachteil: Das Zielen ist ungeheuer schwierig. Da kann es schon passieren, daß der Reisende ein Jahr früher oder später abgesetzt wird.« Plötzlich zirpte sein IKom. »Entschuldige«, sagte er, stand auf und ging zum Fenster, um halblaut ein Gespräch zu führen.

Die Cafeteria des Institus lag im ersten Stock des alten Trakts, in dem es echte Fenster gab. Hinter den Fondamenta Nuove war San Michèle zu erkennen, nahegerückt im klaren herbstlichen Mittagslicht. Die

Zypressen standen wie eine Postenkette entlang der südlichen Umfassungsmauer, als müßten sie die Toten bewachen und an einem neuerlichen nächtlichen Ausbruch hindern.

Ernesto brachte zwei Espressi mit vom Automaten, als er zum Tisch zurückkehrte. Die braune Brühe roch eklig, wie immer im Institut. Weshalb ließen sich die Leute das gefallen? Waren sie schon so an Simulationen gewöhnt, daß sie den Geruch und Geschmack von wirklichem Kaffee überhaupt nicht mehr kannten?

Wir arbeiten an der wirklichen Wirklichkeit – daß ich nicht lache!

»Danke«, sagte ich. »Ihr habt also die Vergangenheit im Computer gespeichert, wenn ich das richtig verstanden habe.«

»Das nicht«, entgegnete er. »Eher in dem Sinne, wie ... na ja, wie etwa dein Leben in den Fotos gespeichert ist, die man von dir seit deiner frühesten Kindheit gemacht hat. Diese Fotos sind der Tunnel.« Er kratzte den Zucker aus dem Pappbecher und leckte den Plastiklöffel ab.

»Die Bilder, die ihr braucht, die bringen euch die Reisenden mit.«

»Genau. Natürlich keine Fotos, höchstens mal eine Kohle- oder Rötelzeichnung. Die Transition funktioniert nicht, wenn man etwa versucht, einen Fotoapparat in die Vergangenheit mitzunehmen, weil das

womöglich die Welt verändern könnte.«

»Die Welt verändern? Das höre ich immer wieder. Was bedeutet das?«

Ernesto seufzte.

»Ja. So ist das nun mal. Ständig entstehen neue Paralleluniversen. Der heilige Everett steh uns bei. Das wirst du alles noch am eigenen Leib erfahren, bevor man dich losschickt.«

»Und wer befindet darüber, was als Reisegepäck durchgeht und was nicht?« fragte ich.

»So genau weiß das kein Mensch. Falcotti würde wahrscheinlich sagen, das bestimmt der liebe Gott. Professor Auerbach vom CIA meint, es sei eine Art Supercomputer mit einem Selbsterhaltungsprogramm der Zukunft, der darüber entscheidet. Aber man hat bald herausgefunden, daß es zumindest ein ehernes Gesetz gibt: Kein technisches Artefakt läßt sich in Richtung Vergangenheit transportieren, damit keine Anachronismen auftreten. Keine Kameras, keine modernen Waffen, ja nicht einmal Details an der Kleidung wie Druckknöpfe oder Reißverschlüsse.«

»Die Zukunft des Universums hängt an Druckknöpfen und Reißverschlüssen? Das ist doch wohl ein Witz.«

»Leider nicht, wie die Erfahrung zeigt. Wir sind darauf angewiesen, und zwar ausschließlich, was die Reisenden« – er tippte sich an die Schläfe – »hier transportieren können.«

Ich nickte und schob unauffällig den Becher mit dem kalt gewordenen Kaffee beiseite.

»Das geht folgendermaßen vor sich: Beispiel Amsterdam. Ein Reisender kehrt vom Ende des Tunnels zurück. Zusammen mit dem Visualisten baut er ein Bild von dem, was er zwölfhundertnochwas – so weit sind die vom CIA inzwischen vorgestoßen – gesehen hat. Er reist von neuem, sucht vorsichtig Kontakt mit Zeitheimischen und erkundigt sich: Wurde hier in der näheren Umgebung im letzten Winter ein Baum gefällt? Wo genau? Aha. Die Hütte da drüben, sie ist neu, nicht wahr? Seit wann steht die schon? Wurde im vergangenen Herbst gebaut? Hat es sonst hier irgendwelche Veränderungen gegeben? Nicht? Mit diesen Informationen kehrt er zurück. Wieder wird an der Simulation gearbeitet. Der Baum wird wieder an seinen Platz gesetzt, die neue Hütte entfernt. Und wieder geht die Reise ins 13. Jahrhundert. Tatsächlich! Da steht der alte Baum, die Hütte dagegen noch nicht. Wieder ein halbes Jahr geschafft. Nächster Sprung ... Das ist der Job der Tunnelwähler, Domenica. So wird immer weiter und weiter gebuddelt. Mal geht's schneller, mal geht's langsamer. Manchmal schaffen sie vierzig, fünfzig Jahre pro Jahr. Und irgendwann werden die Amsterdamer auf ein Schild stoßen, auf dem steht: Schöpfungstag. Ende der Ausbaustrecke.«

Ernesto kicherte, verschränkte die Arme hinter

dem fast kahlen Kopf und streckte die langen Beine von sich.

»So mühselig habe ich mir das nicht vorgestellt.«

»Mühselig? Das ist kinderleicht! Hier in Venedig ist es mühselig. Es gab Jahre, da haben sie es gerade mal geschafft, einen Monat weiter in die Vergangenheit vorzudringen. In einem ganzen Jahr! Das ist echte Knochenarbeit. Die Visualisten sind oft völlig verzweifelt, so viele Details sind zu berücksichtigen. Es ist ein ständiges Hin und Her.«

»Den Eindruck habe ich aber ganz und gar nicht.«

»Du meinst wegen Frans?« – Er winkte ab. – »Das kann vorkommen. Eine Frage der Zielgenauigkeit. Mach dir keine Gedanken.«

»Verdammt noch mal! Jeder hier sagt mir, ich soll mir keine Gedanken machen, aber je mehr ich mich mit den technischen Grundlagen befasse, desto schwindlicher wird mir bei der Vorstellung, auf welchem dünnem Eis ihr euch bewegt.«

Ernesto blies die Backen auf und rieb sich nervös die Stirnglatze.

»Ich bestreite ja nicht, daß es noch viel zu tun gibt.«

»Nur daß du gemütlich im Sessel vor deinem Monitor im Regieraum sitzt, während Frans im sechzehnten Jahrhundert herumschleicht und Kopf und Kragen riskiert.«

»Die Reisenden brauchen uns. Müssen sich auf uns verlassen können ...«

»Das ist doch wohl klar. Und ich hoffe, du machst deine Sache gut, Ernesto.«

\*

Tagelang habe ich das Studio gemieden. Ich wollte das Bild der Simulation nicht mehr sehen. Es lahmte mich, denn es hatte sich dreiundzwanzig Tage lang nicht verändert. Dann hatte ich mich doch wieder hingewagt und einen Blick in die Schatten des Kreuzgangs geworfen. Nichts. Nicht die geringste Bewegung. Im Regieraum war ein einsamer Techniker, der reglos dem Flüstern seines Schädelimplantats lauschte.

»War er schon einmal so lange weg?« fragte ich Kazuichi.

»Ja, ja«, erklärte er lächelnd. »Er war schon mal einen ganzen Monat weg. Die Rückreise hat nicht auf Anhieb geklappt, weil er irgend etwas Sperriges dabei hatte.«

»Etwas Sperriges?«

»Kopien von Bauplänen irgendeines Palazzo. Ich weiß nicht mehr, welcher es war.«

»Glaubst du, daß er auch diesmal ...?«

»Nein, nein. Er hat inzwischen viel Erfahrung«, versuchte Kazuichi mich zu beruhigen.

\*

Dreißig Tage waren mittlerweile vergangen und vier weitere Solitone waren nach oben durchgelaufen, hörte ich, aber keine erlöste den Hof von San Francesco aus seiner Starre. Mir schien, als blickte Kazuichi etwas besorgt. Der Gesichtsausdruck dieser Japaner war so schwer zu deuten.

Alles mögliche könnte Frans passiert sein. Ich hatte meinen Scarabeo über 1572 befragt. Welch eine unruhige und gefährliche Zeit! Im Arsenal hatte es im Juni 1569 gebrannt. Vier fast fertige Galeeren gingen verloren; mehr als ein Dutzend Schiffe wurden beschädigt. Man vermutete Brandstiftung; erhöhte Wachsamkeit wurde angeordnet. Man hatte ein Auge vor allem auf Fremde, die sich in der Nähe herumtrieben. 1570 ging Zypern verloren. Die Demütigung von Famagosta erhitzte noch immer die Gemüter. Die Osmanen hatten Martinengo, der wagemutig das Entsatzheer in die belagerte Stadt geführt hatte, nach Verrat und Gefangennahme öffentlich gehäutet. Zwischenzeitlich hatte man sich bei Lepanto zwar Genugtuung verschafft und die Schmach gerächt, indem die osmanische Flotte versenkt wurde, aber die bange Ahnung, daß dies womöglich der letzte Prankenschlag des Löwen von San Marco gewesen sein könnte und der Stern unwiderruflich im Sinken war, verbreitete ein Gefühl der Nervosität und Unsicherheit. Die Signoria setzte auf eine Politik der »Bilancia«, des subtilen Gleichgewichts. Eine schändli-

che Politik fauler Kompromisse mit der Hohen Pforte, sagten viele Patrioten. »Die Herren im Palazzo ducale katzbuckeln, als sei unsere Flotte bei Lepanto unterlegen gewesen«, murrten sie und beobachteten mit Mißtrauen das Kommen und Gehen der päpstlichen und kaiserlichen Delegationen, die um Geld und Unterstützung feilschten, die Machtansprüche bekräftigten und ihren Einfluß zu vermehren trachteten – angelockt wie Hyänen, die den nahenden Tod einer fetten Beute wittern. In der Stadt wimmelte es von Spionen, Informanten und Denunzianten, die auf den Plätzen und in den Palazzi, in den Kneipen und den Hurenhäusern herumschnüffelten, und die Richter im »Purgatorio« und im »Inferno« machten kurzen Prozeß mit jedem, auf den auch nur der Schatten eines Verdachts gefallen war.

Wie leicht konnte Frans als Fremder zwischen die Mühlsteine geraten, wenn so viele Zeitheimische zwischen ihnen zerrieben wurden. Spione wurden mit dem Schwert gerichtet. Oder hat man sie erhängt? Aufs Rad geflochten? Ertränkt? Oder sie einfach in den Bleikammern vermodern lassen? Ich schlief schlecht.

\*

Luigi hatte eine Überraschung für mich. Er meldete eine positive Veränderung meines Kontostands. 5000

Euro »monatliche Ausbildungsbeihilfe«, rückwirkend seit Juli. Das Geld war überwiesen worden von einer Firma namens Timelink Manpower in Den Haag via Banca Ambrosiana, die wie durch ein Wunder unter Paul VII. wiedererstanden war. Ich hatte ein Vermögen von 25000 Euro auf dem Konto! So etwas war mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert!

»Soll ich es für dich anlegen?« fragte Luigi fürsorglich.

»Du kannst damit machen, was du willst, nur nicht verprassen.«

»Ich werde es für dich verwalten, Domenica. Wir müssen aber eine Vollmacht speichern und hinterlegen.«

»Du nervst mich.«

»Tut mir leid, aber es ist meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen.«

»Führ mich lieber zum Essen aus.«

»Du meinst, ich soll eine Reservierung für dich vornehmen?«

»Ja, und eine Verabredung mit allen Römern, die noch da sind. Ich gebe einen aus.«

»Es liegt übrigens eine Einladung vor.«

»Von wem?«

»Von Ernesto Caputi. Er gibt seinen Abschied.«

\*

Ernesto sollte am 12. Dezember nach Amsterdam abreisen. Er sollte dort am Hendrik-Casimir-Institut seine weitere Ausbildung erhalten, der einstigen Wirkungsstätte des legendären Hla Thilawuntha aus Myanmar. Manche sahen in diesem genialen Mathematiker einen Wiedergänger Ramanujans, der Anfang des letzten Jahrhunderts von Indien nach Cambridge kam und die Mathematiker in aller Welt verblüffte.

»Ich freue mich darauf«, sagte Ernesto mit glänzenden Augen.

»Das ist nicht zu übersehen«, spottete Renata.

Ernesto blickte verdutzt in die Runde, als wir alle lachten, und dann lachte er mit.

Er hatte uns zum Abschied ins *Madonna* eingeladen, ein altes traditionsreiches Lokal in einer überdachten Seitengasse südwestlich der Rialto-Brücke, das aus einem Dutzend ineinander übergehender Speiseräume bestand und ein familiäres Ambiente ausstrahlte.

Die Fischsuppe war hervorragend, der Orate ebenso, und der Wein des Hauses, ein trockener Prosecco aus Valdobbiadene, war Spitzenqualität. Trotzdem kam keine rechte Stimmung auf. Vielleicht lag es an mir, weil ich sie alle mit meinen Sorgen und meinem Trübsinn ansteckte. Aber auch Marcello blickte traurig auf seinen Teller und sprach kaum ein Wort.

»Was ist mit dir, Marcello?« fragte ich. »So kenne ich dich gar nicht.«

»Seine Hormone sind ein bißchen durcheinander«, warf Renata ein.

»Ich glaube, wir lassen ihn besser in Ruhe.«

»Ist er verliebt?« fragte ich.

»Das ist er doch immer. Nein, er ist in die Hände der Mediziner gefallen. Sie sind dabei, ihn fürs 18. Jahrhundert umzurüsten. Sie haben ihn Buckies voller Nanos gespritzt, das schlägt ihm aufs Gemüt.« Marcello warf mir aus dunklen Augen einen leidenden Blick zu.

»Das steht uns beiden auch noch bevor«, erklärte Renata.

Ernesto ließ sich in seiner erwartungsvollen Stimmung nicht beeinträchtigen. Er hatte Seligkeit im Blick und Schweißperlen auf der Stirnglatze, während er von »CIA Mission Control« schwärmte, welche die Aktivitäten von zwei Dutzend Zeitreisenden gleichzeitig überwachen konnte.

»He«, sagte Renata, »nun bleib mal auf dem Teppich! Ihr schaut Trittbrettfahrern zu, wie sie auf einen durchfahrenden Zug aufspringen, und hofft darauf, daß sie einen Gegenzug erwischen, der sie irgendwann wieder zurückbringt.«

»Nun, ganz so ist es nicht«, erwiderte Ernesto. »Professor Ishida neigt nun mal zu solchen Späßchen. Stimmt doch, oder?«

Er blickte Kazuichi um Unterstützung heischend an, aber der grinste nur unergründlich.

»Das stimmt«, sagte ich. »Ihr glaubt gar nicht, wie lustig ich diese Späßchen finde.«

»Nun laß mal«, sagte Renata. »Ich bin schuld. Ich habe Unsinn geredet. Verzeih mir. Es ist seine Party.«

Sie deutete mit einem Nicken auf Ernesto, der etwas verständnislos von einem zum andern blickte.

»Ein Hoch auf Mission Control!« rief ich und trank mein Glas leer – und dann noch eins ... und noch ein paar.

Ich wußte nicht mehr genau, wie wir nach Hause gekommen waren. Ich konnte mich nur an dichten Nebel erinnern, an menschenleere Gassen und an Lichtpfützen auf feuchtem Pflaster und daß wir kichernd an Kazuichis Kompaßfinger herumrätselten, aber nicht schlau aus seiner Anzeige wurden, weil der Japaner ebenso betrunken war wie wir alle. Schließlich hatten wir uns doch verlaufen und erschrocken Arm in Arm schwankend von einer schmalen Stufe ins schwarze Wasser eines Kanals gestarrt, der sich plötzlich vor uns aufgetan hatte. Um ein Haar wären wir hineingestolpert.

\*

18. Dezember. Frans war immer noch nicht zurückgekehrt. Zweiunddreißig Tage war er nun schon auf Reisen.

Am Morgen hatte ich Renata zum Bahnhof ge-

bracht. Sie fuhr über Milano, Domodossolo, Bern, Basel und Köln nach Amsterdam, weil sie mit Sicherheit in den Fahndungscomputern der Österreicher gespeichert war. Irgendwo auf einem Bahnhof, in einer Fußgängerpassage oder einem belebten Platz hätte eine der allgegenwärtigen Beobachtungskameras ihr Gesicht in der Menge identifizieren und einen Alarm auslösen können.

Wir fuhren mit dem Vaporetto nach Santa Lucia. Es war ein klarer Morgen. Die Farben der Fayencen an den Fassaden der vornehmen Palazzi entlang des Canal Grande strahlten auf in der niedrig stehenden Sonne. Das Gold in den Fresken erglühte, Gesichter von Heiligen erwachten zum Leben, Augen erwiderten unvermutet den Blick des Betrachters. Doch die Zeichen des Verfalls, der Schäbigkeit und Hinfälligkeit waren unübersehbar in dem schonungslosen Licht der noch tief stehenden Sonne.

In der großen verglasten Cafeteria des Bahnhofs lärmte eine Schulklasse. Etwa dreißig Zwölf- bis Vierzehnjährige in häßlich ockerfarbenen, rot paspelierten Schuluniformen lümmelten hingeflüzt auf den Bänken und warteten auf ihre Abreise. Der obligatorische Venedigbesuch war zu Ende. Anoraks und Käppis türmten sich auf dem Boden. Smarte Reisetaschen lagerten in einer Gruppe wie eine Herde grellbunter Robben, die sich in ungewohnter Umgebung angstvoll zusammendrängen. Ihre Chips waren auf

die IKoms ihrer Besitzer programmiert, damit sie nicht verlorengelassen konnten oder vergessen wurden. Sie setzten jedesmal zu einer halbherzigen Bewegung an, wenn dieser den Platz wechselte oder zu einem der Kioske ging. Fast alle Schüler trugen sensoelektronische BioPets auf der Brust oder an den Oberarmen, wo sie sich festklammerten und wimmernd ihre Herren um Futter und Zuneigung anbetelten. Aber sie mußten wie alle empfindenden Wesen die Qualen erdulden, die ihre unbarmherzigen Götter ihnen auferlegten.

Einige der Jungen und Mädchen hatten ihre Spielmodule zu kleinen Hologramm-Arenen zusammengeschaltet, in denen sie Tiere gegeneinander kämpfen ließen. Kingkongs, Godzillas, Riesenskorpione; Brontosaurier richteten sich brüllend auf und stapften aufeinander los. Kirschröten Fontänen sprühten ins Nichts, abgetrennte Körperteile wirbelten davon und verschwanden an der Peripherie. Es roch nach warmem Blut.

»Immer wieder der gleiche grausame Scheiß«, sagte Renata ärgerlich.

Die rudimentären KIs der Pets gerieten in Panik. Die Halbwesen zappelten, zerrten und kreischten in heller Aufregung. Ich schaute fasziniert zu. Die Emotionen schaukelten sich auf. Einige Reisende drehten sich schimpfend nach den Schülern um. Die Verkäuferinnen an der Theke der Cafeteria riefen irgend etwas, das in dem Tumult unterging.

»Hört auf!«

Wie eine allmächtige Obergottheit erschien plötzlich das resolute Gesicht einer Lehrerin auf den Holobühnen, unterdrückte die Spieleprogramme, machte dem Gemetzel ein Ende und fegte die Chimären ins Nichts.

Das hysterische Fiepen und Schnattern der Pets ebte nur allmählich ab. Sie mußten durch Streicheln und Zureden beruhigt werden.

»Los jetzt! Macht euch fertig!«

Ich drehte mich um, konnte das Original der energischen Dame aber nirgends entdecken. Vielleicht betreute sie die Exkursion von ihrem Schreibtisch in Turin oder Bologna aus und dirigierte ihre Schülerschar über Satellit.

Die Schüler rappelten sich mürrisch auf, fischten sich ihre Jacken aus dem Durcheinander und setzten ihre Käppis auf. Die Herde der Reisetaschen wurde unruhig; sie nahm elektronisch Witterung auf und setzte sich drängelnd und rempelnd zum Ausgang in Bewegung. Eine stieß ein schluchzendes Blöken hervor, weil sie zwischen einem Stuhl und einem Tischbein festgekeilt war. Der Fußtritt eines Jugendlichen befreite sie aus ihrer mißlichen Lage, und sie beeilte sich, den Anschluß an die anderen zu finden.

Ich schloß Renata in die Arme, froh darüber, daß die meisten Leute den Raum inzwischen verlassen hatten, denn ich konnte die Tränen nicht zurückhalten.

»Gute Reise«, schniefte ich. »Wir sehen uns in Amsterdam.«

Sie nickte. Ich spürte, wie sich ihre verstümmelten Finger in meine Schulter bohrten.

»Paß auf dich auf, Domenica.«

»Ja, du auch«, erwiderte ich.

Als ich sie auf die Wange küßte, merkte ich, daß auch sie heulte. »He!« sagte sie und fuhr mit dem Handrücken über Lippen und Nase. Dann drückte sie ihre Holzspange fester ins Haar und grinste mich tapfer an. Da wurde mir bewußt, wie gern ich sie hatte.

»Grüß Frans von mir. Er muß ja bald zurück sein«, sagte sie und knuffte mich aufmunternd. »Ach ja, beinahe hätte ich es vergessen. Sei so gut und schau bei Heli im Ospedaletto vorbei.«

Renata kramte ein handgroßes, viereckiges, in Goldpapier gewickeltes und mit einer roten Schleife verziertes Päckchen aus der Tasche ihres Anoraks.

»Gib ihr das bitte. Es ist ein Weihnachtsgeschenk für sie. Ich hab es zufällig aufgetrieben, aber keine Zeit mehr gehabt, es ihr selbst vorbeizubringen.«

»Was ist es denn, wenn ich fragen darf?«

»Es ist ein kleines Stückchen Mars.«

»Darüber freut sie sich bestimmt.«

»Ja, ich glaube auch,«

Ich winkte ihr lange nach, als der Zug den Bahnhof verließ und auf den Damm nach Mestre hinausfuhr.

Auf dem Rückweg ging ich zum Markt am Rialto. Neben der Anlegestelle des Traghetto schaukelte ein Floß im Canal, auf dem gerade eine Krippe mit lebensgroßen Figuren aufgebaut wurde – offenbar die Anbetung der Könige.

Es ging auf Mittag zu, trotzdem war auf dem Fischmarkt noch reger Betrieb. Möwen kreischten. Sie forderten ihren Tribut, trippelten zu Dutzenden auf den Simsen, drängten sich auf den warmen Stellen der Dächer und belagerten die Kamine. Auf dem naßgespritzten Boden lagen übereinandergeworfen schmierige weiße Styropor-Behälter mit Resten von blutgesprenkeltem Eisgrieß. Fettige Zinkblechwanen auf Holzgestellen, halb gefüllt mit graublauem Sepiagewölk, ineinandergeballt wie ausgelöstes Hirn voll dunkler Erinnerungen. Fischdärme wurden von glitschigen Holzplatten gescharrt. Breite Klagen glitten durch hellrotes, aufklaffendes Gewebe, schabten über schmirgelraue Fischhaut, knirschten durch Knorpel und Fischbein. Zerteilte Körper, kurz auf die Waagschale geworfen, glitschten in durchsichtige Plastiktüten. Am Rand einer Filetiertafel waren abgeschnittene Schwertfischköpfe senkrecht aufgereiht zu einem Staketenzaun.

Jedesmal, wenn ich hierherkam, beobachtete ich mit einer Mischung aus Grausen und Faszination das

Töten ringsum. Die Verwandlung von Lebewesen in Nahrungsmittel, diskret, sauber – von ein paar Blutspritzern abgesehen. Das Öffnen und Ausräumen von Leibeshöhlen, die kundige, kundengerechte Verstümmelung. Wenn ich die Augen schloß, hörte ich Gewisper an der Grenze des Hörbaren. Weißes Rauschen? Kleine Schreie? Oder war es nur das Tosen meines eigenen Blutes im Innenohr?

Mir fiel ein junger Mann mit kahlrasiertem Schädel auf, der unruhig um sich blickte. Ein Verkäufer reichte ihm eine pralle gelbe Plastiktüte voller Fische hinterm Ladentisch hervor, die er schnell in seinem abgeschabten Matchbeutel verschwinden ließ.

»Sucht die Signorina etwas Bestimmtes?« fragte mich der Verkäufer laut und etwas zu forsch. »Bronzini, Mormore, Dendici? Ganz frisch. Alle heute nacht gefangen.« In der Lagune?

Er trug eine schwarze Wollmütze und eine neue rote Plastikschrürze, die mit Fischschuppen gesprenkelt war wie mit Pailletten aus Perlmutter. Zu lange hatte ich die Plastiktüte angestarrt. Sie enthielt keine toten Fische; ich hatte die trägen Bewegungen auf Antrieb erkannt. Es waren gelähmte, von durchgedrehten Nannos infizierte Exemplare. »Goldene Fische« – Oros, die unter Sammlern inzwischen ihren Preis wert waren.

Der Händler hackte mit einer schweren, handbreiten Klinge einem Rochen die Flossensäume ab und warf den verstümmelten Körper auf einen Haufen

halb zugerichteter Fische, in denen noch Leben war, das vor Schmerz erschauerte.

»Da!« rief der Händler und warf eine abgetrennte Flosse in meine Richtung. Aber er hatte den Wurf angetäuscht; sie landete ein paar Meter neben mir zwischen den Styroporbehältern auf dem Boden. Eine Möwe mit buckligem Hals und groß wie eine Gans packte das Stück, flatterte plump mit der Beute auf und schleppte ihre großen gelbroten Füße hinter sich her wie Lappen. Der Fischhändler lachte laut über den gelungenen Scherz und wischte sich schniefend die Nase am Ärmel. Die Verkäufer an den Ständen ringsum grinnten. Der junge Mann mit dem Matchbeutel war längst in der Menge verschwunden.

Es schauderte mich. Mir wurde klar, daß die Wissenschaftler längst die Kontrolle verloren hatten. Dieses nanoverseuchte Zeug ging längst von Hand zu Hand; es landete in Souvenirshops, in Regalen und Vitrinen, als Wandschmuck in Wohnzimmern auf der ganzen Welt – und auf dem Schreibtisch Falcottis in Rom. Und ich bezweifelte, daß sie bei ihren Isolationsmaßnahmen auch die Vögel bedacht hatten, die ihre Beute aus der Lagune holten und weiß Gott wohin schleppten? Oder waren sie das Risiko ganz bewußt eingegangen? Ein ungenierter Freilandversuch größeren Ausmaßes? Klar war jedenfalls, daß dieser Geist sich durch nichts und niemanden mehr in die Flasche zurückstopfen ließ.

# X SAND VOM MARS

»LEBTEN WIR WIRKLICH AUF EINER BRAN IN EINER RAUMZEIT MIT ZUSÄTZLICHEN DIMENSIONEN, WÜRDEN SICH DIE GRAVITATIONSWELLEN, DIE DIE BEWEGUNG VON KÖRPERN AUF DER BRAN ERZEUGTEN, IN DIE ANDEREN DIMENSIONEN AUSBREITEN. GÄBE ES EINE ZWEITE BRAN, WÜRDEN DIE WELLEN VON IHR REFLEKTIERT WERDEN UND ZWISCHEN DEN BEIDEN BRANEN GEFANGEN SEIN. GÄBE ES DAGEGEN ... NUR EINE BRAN UND WÄREN DIE ZUSATZDIMENSIONEN UNENDLICH AUSGEDEHNT, KÖNNTEN DIE GRAVITATIONSWELLEN GANZ ENTWEICHEN UND AUS UNSERER BRANWELT ENERGIE DAVONTRAGEN. DAS WÄRE EIN SCHWERER SCHLAG FÜR EINES UNSERER PHYSIKALISCHEN GRUNDGESETZE: DEN ENERGIEERHALTUNGSSATZ, NACH DEM DIE GESAMTENERGIE IM UNIVERSUM IMMER GLEICH BLEIBT; SIE KANN WEDER ZU- NOCH ABNEHMEN. ALLERDINGS SCHEINT ES NUR EIN VERSTOSS GEGEN DAS GESETZ ZU SEIN, WEIL UNSERE SICHT DER EREIGNISSE AUF DIE BRAN BESCHRÄNKT IST. EIN ENGEL, DER DIE ZUSATZDIMENSIONEN SEHEN KÖNNTE, WÜSSTE, DASS SICH DIE ENERGIEMENGE NICHT VERÄNDERT, SONDERN NUR ANDERS VERTEILT HÄTTE.«

*Stephen Hawking*

Im Studio bemerkte ich, daß man in Atelier Zwei eine weitere Simulation generiert hatte und in Atelier Drei eine dritte vorbereitete. Waren das Notmaßnahmen?

Die zweite Bühne zeigte ebenfalls das eingefrorene Bild des Klosterhofs im Morgenlicht, doch einige Details hatten sich verändert: Die Steine und Ziegelbrocken waren verschwunden, ebenso die Holzabfälle und die Werkzeuge. Die Grasflächen zwischen den Kreuzgängen hatten sich erholt, das Gras war gewachsen. Was hatte das zu bedeuten?

Kazuichi hatte mir erklärt, daß man das Arrangement des Zielpunkts unverändert gelassen hätte, um die »Assoziation« zu gewährleisten. Sie sei Voraussetzung für die sichere Rückkehr. Man versuchte jetzt offensichtlich, denselben Zielpunkt zu einer späteren Zeit zu simulieren – das Bild des Klosterhofs im Spätsommer oder Herbst des Jahres 1572, der als Ergebnis einer zurückliegenden Reise im Computer gespeichert war –, um für Frans einen Noteingang in den Tunnel zu schaffen, wenn er sich aus irgendeinem Grund verspätet hatte oder an einer rechtzeitigen Rückkehr zum Zielort gehindert worden war. Man habe einen »virtuellen Fächer« geöffnet, erklärte mir eine der anwesenden Technikerinnen, eine junge sommersprossige Holländerin. Sie war groß und schlank, fast mager, hatte aber bemerkenswert große Brüste. Über der rechten stand auf

einem weißen Sticker mit roter Schrift »Riet Sweelinck« auf dem hellblauen Overall. Der Computer baue nun nacheinander verschiedene Eventualitäten von späteren, gut dokumentierten Zeitpunkten auf und biete sie dem Reisenden an, erklärte sie mir.

Mein Einwand, das sei doch ein reines Glücksspiel, ließ sie nicht gelten. Der ursprüngliche Zielpunkt bleibe erhalten, und die Alternativzeitpunkte habe Mr. Hooft im Kopf. Außerdem bereite man einen zweiten Ort vor. Sie wies auf die Bühne im dritten Atelier, auf der aber noch nicht viel mehr zu sehen war als ein unbewohntes, halb verfallenes eingeschossiges Gebäude, dessen Fensterstöcke herausgerissen waren und dessen Dachstuhl offenbar durch ein Feuer zerstört worden war. Davor nahm ein von Unkraut überwuchertes Streifen Land Gestalt an.

»Wo, um Himmels willen, ist das?«

»Das ist das im 15. Jahrhundert aufgegebene Kloster auf der Insel San Francesco del Deserto südlich von Burano«, erklärte sie. »Erst im 19. Jahrhundert haben sich dort wieder Mönche angesiedelt.«

»Weshalb werden die Reisenden nicht gleich an diesen unauffälligen Ort geschickt?«

Sie zuckte die Achseln.

»Wie wollen Sie denn dort ein Ziel eingrenzen, wenn sich jahrzehntelang nichts ändert?« fragte sie mich lachend. »Mr. Hooft müßte sich zunächst erkundigen, in welchem Jahrhundert er gelandet ist.

Außerdem, wie sollte er dort wegkommen, ohne Aufsehen zu erregen? Die Fischer würden ihn aufgreifen und den Behörden übergeben, weil sie hoffen, eine Belohnung zu ergattern. Auf Spione sind Kopfgelder ausgesetzt. Mit den Zeitheimischen ist das gar nicht so einfach hier, das kann ich Ihnen sagen. Da haben wir es in Amsterdam leichter. Unser Tunnel ist durch unsere eigenen Leute gesichert, bis tief ins Mittelalter hinein. Da ist immer jemand in der Nähe.«

Sie wies mit einem Nicken auf den halbverfallenen Bau des Klosters in der Simulation und fugte hinzu: »Für eine Rückkehr ist der Platz freilich ideal. Deshalb haben wir ihn ja in Reserve.«

»Kennen Sie Marcello Tortorelli?« fragte ich die Holländerin.

»Den mit den schwarzen Locken, der im Herbst aus Rom zu uns gekommen ist? Ja, den kenne ich«, entgegnete sie und errötete.

Schau mal an, dachte ich. Dieser Schlingel.

»Er wird hier als Tunnelwächter arbeiten, hat er mir erzählt. Im 18. Jahrhundert«, sagte sie knapp.

Sicher eine interessante Aufgabe, überlegte ich mir, aber bestimmt nicht einfach. Marcello würde lernen müssen, sein Temperament zu zügeln. All das Wissen zu haben und es nicht anwenden zu dürfen, das würde ihm besonders schwerfallen. Gelegentlich würde er eine Heimreise ins 21. Jahrhundert unternehmen, um Dampf abzulassen und nebenbei die

Früchte seiner botanischen Exkursionen der Rinascita della Creatione zugänglich zu machen.

Wie mein Job wohl aussehen mochte? sinnierte ich. Sicher so ähnlich. Nur dreihundert Jahre früher.

»Ich sehe, du magst ihn.«

Die junge Technikerin blickte auf ihre ausgelatschten Turnschuhe und lächelte.

»Er sieht gut aus, ja«, sagte sie achselzuckend, und fügte ein bißchen schnippisch hinzu: »Aber er muß noch viel lernen.«

»Ob Frans bald zurückkommt?« fragte ich.

Sie blickte mich überrascht an.

»Der geht nicht verloren«, erwiderte sie lachend.

»Der doch nicht.«

\*

»Hallo, Mama! Buon natale!«

»Buon natale, Kind! Wo bist du?«

»In Venedig.«

»Was tust du da? Weshalb bist du die Feiertage über nicht bei uns?«

»Ich habe zu tun, Mama. Ich habe eine Arbeit angenommen. Dafür werde ich hier in Venedig ausgebildet. Wie geht es dir, Mama?«

»Ich habe auch viel zu tun. Wenn ich Chalid nicht hätte ...«

»Wer ist Chalid?«

»Ein reizender Mensch. Er wohnt bei uns. Wir haben jetzt auch im Winter Zimmer vermietet. An Dauergäste, weißt du? Das Geld reicht sonst nicht. Und Chalid hilft mir ein bißchen im Café. Er ist ein so liebenswürdiger Mensch.«

»Wie geht es Oma?«

»Ach, ihr geht es gut, aber sie lebt jetzt mehr zurückgezogen. Sie ist lieber in ihrem Zimmer.«

»Aha.«

»Sie mag Chalid nicht so gern. Dabei hat sie überhaupt keinen Grund dazu. Aber du kennst ja ihre Vorurteile. Ein bißchen starrsinnig, du weißt schon. Sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste.«

»Grüß sie von mir. Ich wünsche ihr alles Gute.«

»Ja, mein Kind. Es hat sich viel verändert hier in Genua ...«

Sieht ganz so aus, dachte ich mir.

»Das solltest du sehen. Die Altstadt steht halb unter Wasser, trotz des Damms, den sie im vergangenen Sommer an der Hafenpromenade gebaut haben. Du erinnerst dich doch, wo wir früher das Café hatten – nein, da warst du noch zu klein –, unten an der Piazza Caricamento. Da ist jetzt ein Antiquitätenhändler drin. Alles kaputt. Die ganzen alten Möbel und Bilder. Aber das kann uns ja egal sein. So ein Hochwasser hat es zeit ihres Lebens nicht gegeben, sagen die Leute. Wahrscheinlich kommt das durch die vielen Flüchtlingsschiffe, die im Hafen liegen – behaupten sie je-

denfalls. Die ganze Bucht ist voll davon. Wo die nur überall herkommen? Hauptsächlich Moros, aber von der minderen Sorte. Chalid ist da ganz anders.«

»Wo kommt er denn her?«

»Oh, er ist Italiener. Obwohl da deine Oma etwas andere Ansichten hat. Seine Eltern stammen aus Bengasi. Aber er ist hier geboren und aufgewachsen. Ein typischer Italiener. So freundlich und hilfsbereit. Ich wüßte nicht, was ich ohne ihn täte. Es hängt ja jetzt alles an mir.«

Saß dieser Chalid an der Kasse? Oder auf dem erhöhten Platz neben der Espressomaschine, vor der warm durchfeuchteten, intensiven Kaffeeduft verströmenden Kipplade, an deren dicken Holzbohlen Großvater tagaus, tagein zahllose Kaffeesatzladungen aus den Metallfiltern geklopft hatte? Ich schloß die Augen, hörte das dumpfe Pochen von Metall auf feuchtem Holz und roch den Duft, der sich augenblicklich verbreitete, wenn der Dampf mit unterdrücktem Seufzen in den mit gemahlenem Kaffee vollgepackten Metallzylinder gepreßt wurde, sah die dunkelfleckige Lederschürze, die er über seine zerschmetterten Knie gebreitet hatte. »... gar nicht zu?«

»Doch, Mama. Ich hör dir zu. Ich wünsche euch allen ein schönes Fest ...«

Was soll's? fragte ich mich. Gönn ihr das bißchen Glück mit ihrem Chalid!

»... und grüß auch Chalid von mir, unbekannter-

weise.«

»Das werde ich tun, Kind. Und auch dir schöne Tage, wenn du schon nicht kommen kannst.«

»Ein andermal, Mama. Ciao!«

\*

Es war Weihnachten; 48 Tage waren seit Frans' Aufbruch vergangen, und die Bemühungen im Institut, ihn zurückzuholen, waren bislang ergebnislos geblieben.

»So wenige Durchgänge wie derzeit hatten wir noch nie«, sagte Kazuichi bekümmert, als ich ihn auf dem Weg zu Mondolinos Sprachlabor im Institut traf. »Wir hatten im Dezember insgesamt nur acht – fünf nach unten in die Vergangenheit und ganze drei nach oben. Erfahrungsgemäß müßte aber nun eine Phase erhöhter Aktivität folgen.«

Sein Optimismus war aber weniger überzeugend als sonst. Oder bildete ich mir das nur ein?

\*

Am späten Vormittag ging ich zum Ospedaletto, um Heloise Abret zu besuchen und ihr Renatas Weihnachtsgeschenk zu überbringen. Als ich den Gang durch den Wirtschaftstrakt nach hinten zur Cafeteria ging, kam mir Abe entgegen – leer.

»Hallo, Abe«, sagte ich. Er blieb stehen.

»Entschuldigen Sie bitte, aber ich sollte Sie kennen, nicht wahr?« sagte er mit leiser Stimme. »Man hat bei mir leider nicht viel in das optische Erkennungssystem investiert. Bedauerlicherweise kann ich deshalb nicht ...«

»Ich bin Domenica Ligrina. Ich war einige Male zu Besuch bei Madame Abret.«

»Jetzt erkenne ich Ihre Stimme, Signorina Ligrina. Auf das Audiosystem hat man mehr Sorgfalt verwendet.«

»Ist Madame Heloise da?« fragte ich ihn.

»Das weiß ich leider nicht. Man hat sie weggebracht, und seither habe ich keinen Kontakt mehr mit ihr.«

»Kennen Sie sich mit diesem Ding aus?« fragte jemand hinter mir. Ich drehte mich um und sah mich einem kleinen gedrungenen Mann im schwarzen Anzug gegenüber.

»Welchem Ding?« fragte ich.

»Mit diesem Krankenstuhl.«

Er patschte mit der Hand auf das Drahtgeflecht der Rückenlehne von Abe.

»Nein«, sagte ich.

»Es schlurft seit drei Tagen durchs Haus. Niemand getraut sich, es abzuschalten, aus Angst, etwas kaputtzumachen. Das Ding sei sündhaft teuer, hat man mir gesagt, und ich habe allen eingeschärft, um Himmels willen die Finger von der Elektronik zu las-

sen. Jemand von der NASA soll kommen und es abholen, aber das kann Wochen dauern.«

»Madame Abret ist meines Wissens darauf angewiesen ...«

»Nein. Nicht mehr. Sie ist gestern gestorben. Wir hatten sie zwei Tage drüben im Ospedale auf der Intensivstation. Herzversagen. Wußten Sie, daß diese Frau kaum noch die Hälfte ihrer Knochenmasse hatte? Sie ist uns fast unter den Händen zerbröselt, als sie umgebettet werden mußte. Die Arme hat geschrien wie am Speiß, bevor die Sedierung anschlug. Na ... egal. Sind Sie eine Angehörige? Mein Beileid. – Nein? Nun, sie hat ausgelitten. Aber ich frage Sie, muß das ausgerechnet zu Weihnachten sein, wenn hier der Teufel los ist? Entschuldigen Sie mich bitte, Signorina«, sagte er, winkte ab und eilte davon.

Abe hatte unser Gespräch gehört, aber offenbar nicht ganz begriffen.

»Wann wird es möglich sein, wieder Kontakt mit Heloise aufzunehmen?«

»Das wird ... Tut mir leid, Abe, aber das wird wahrscheinlich nicht mehr möglich sein.«

»Oh ...« sagte Abe. »Aber sie braucht mich doch.«

»Ich fürchte ...«

Ich konnte nicht weitersprechen.

Als ich später vor dem Portal auf der Barbaria delle Tole stand, kamen mir die Tränen, und meine

Hand krampfte sich um das Geschenkpäckchen in meiner Jackentasche. Was mußte dieser Roboter auch für blöde Fragen stellen!

Zu Hause zog ich die Schleife auf und packte das Geschenk aus. Es war eine jener kleinen Halbkugeln aus Plastik, die früher Häuschen in einer winterlichen Landschaft überkuppelt hatten. Wenn man sie schüttelte, schneite es dicke Flocken aus dem Himmel. Diese war anders: Ein paar langgestreckte, tropfenförmige Gebäude, die halb im Boden einer kahlen, rostbraunen Landschaft eingelassen waren. Wenn man die Halbkugel schüttelte, wurde ihr Inneres undurchsichtig von aufwallendem rotem Staub, der sich nur ganz langsam niedersenkte. PORT ABRET, stand auf einem Schildchen an der hölzernen Basis, und SAND VOM MARS – mit einer Echtheitsgarantie der NASA.

\*

Am Nachmittag unternahm ich eine Pilgerfahrt zur Santa Maria Gloriosa. Sie ist meine liebste Kirche. Welch großherzige Gönner müssen die Frari in dieser raffgierigen, filzigen Krämergesellschaft gehabt haben!

Ich betrat das riesige Kirchenschiff. Der Tizian-Altar leuchtete unter dem Lettner hervor. Die Gewänder der Asunta standen in Flammen, schienen

glühend nach oben zu fliegen. Ich ging unter den vom Licht zu silbriger Seide gebeizten Balken auf sie zu und ließ meine Hand über das polierte Holz des Coro dei Frati gleiten. Im hohen Fenster über dem Altar funkelten sechs Sterne im Licht der tiefstehenden Sonne grün, blau und rot wie die Muster in einem Kaleidoskop.

»Bitte«, sagte ich stumm. »Behüte ihn und mach, daß er zurückkommt.«

Ich hatte seit dem Tod meines Vaters nicht mehr gebetet – aus Protest, denn das habe ich Gott nie verziehen. Nun kroch ich zu Kreuze und kam mir vor wie eine Verräterin. Ich blickte mich um.

Zahlreiche ins Gebet versunkene Menschen. Alles Frauen. Einige weinten.

»Bitte«, flüsterte ich.

In einer Seitenkapelle zündete ich Kerzen an: eine für Frans, eine für Renata, eine für Heloise, eine für Abe und eine für mich.

\*

Ich wanderte weiter zum Campo San Giacomo dall’Orto. Das *Uncino*, in dem ich mit Frans gewesen war, hatte bis zum 6. Januar geschlossen. Ich spähte durch das Glas der Eingangstür in die leere Gaststube. Die Zeiger der großen Uhr im Hintergrund des Lokals standen immer noch auf dreiviertel sechs.

Hinter mir knurrte ein Hund. Ich fuhr erschrocken herum, aber es war kein modifiziertes Tier, sondern ein ganz ordinärer, wichtiguerischer kleiner Kläffer, den meine Anwesenheit störte.

Als ich den Platz verließ, fiel mein Blick zufällig ins Schaufenster eines winzigen Schreibwarenladens, in dem Postkarten mit Fotos der Stadt aus dem 19. Jahrhundert ausgestellt waren. Plötzlich erkannte ich auf einem von ihnen Frans. Mir stockte der Atem vor Überraschung. Es war die Aufnahme einer Szene am Hafen. Unter dem Mast eines Fischerboots saßen und kauerten drei Fischer und sortierten ihren Fang in flache geflochtene Körbe. Einer der Männer stand am Mast und hielt sich mit der Linken an herabhängenden Tauen der Takelage fest – Frans! Er hatte den Kopf zwar gesenkt – er schaute den anderen bei der Arbeit zu –, so daß nur sein verkürztes Profil sichtbar war, aber an der lässigen, etwas gebückten Körperhaltung, der Körpergröße und der Hand, die das Bündel Taue hielt, hatte ich ihn auf Anhieb erkannt. Es war eindeutig Frans! Er trug Fischerkleidung, eine gestreifte grobe Hose, vorn durch kräftige Schnüre verstärkt, in dicke Kniestrümpfe aus weißer Wolle gezogen, eine halb zugeknöpfte Weste, eine lange Jacke aus hellgrauem weichem Stoff und auf dem Kopf eine wollene Zipfelmütze mit einem dicken Bommel, der bis auf die Brust herabhing. Wie die drei anderen Männer auch hatte Frans eine lange

dünne Meerschaumpfeife zwischen den Zähnen.

Die Tür des Schreibwarenladens war verschlossen. Es war Feiertag. In dem Moment, als ich mich abwandte, um weiterzugehen, wurde die Tür des Cafés an der Ecke gegenüber geöffnet, und ein blasser, älterer Mann kam über die Straße geschlurft. Er kramte einen Schlüssel aus der Hosentasche.

»Kann ich etwas für Sie tun, Signora?« fragte er.

Er roch nach Pfefferminzlikör.

»Ich hätte gern diese Postkarte«, sagte ich.

Der Mann schloß auf, und wir betraten den winzigen Laden; bis zur Decke war er mit Waren vollgestopft, und es roch überwältigend nach Mottenkugeln. Er holte die Karte aus dem Schaufenster.

»Was sind das für Aufnahmen?« fragte ich.

Der Schreibwarenhändler betrachtete das Foto, als nähme er es zum ersten Mal bewußt in Augenschein, und versuchte vergeblich mit dem Fingernagel ein paar Pünktchen Fliegendreck abzukratzen, die auf der Beschichtung festgebacken waren. Es mußte schon seit Jahren im Schaufenster ausgeharrt und auf mich gewartet haben. Er drehte die Karte um.

»Archivio Filippo. Vecchie immagini di Venezia«, las er von der Rückseite ab. »Ein historisches Foto vom Hafen. Hm. Fischer«, sagte er achselzuckend.

Ich kaufte ihm die Karte ab.

\*

Kazuichi lächelte, als ich ihm später das Foto zeigte.

»Ich erinnere mich«, sagte er. »Er hat uns damals allen eine von diesen Pfeifen mitgebracht. Sie waren in der Zeit, in der er zu tun hatte, sehr beliebt. Muß um 1896 gewesen sein. Es war gerade eine Sendung Sepiolith mit einem Frachter aus Bursa eingetroffen. Von dort kommt der beste Meerschaum; er wird in Eskisehir abgebaut. Frans ließ gleich zwei Dutzend von den Dingern von einem Nürnberger Pfeifenschnitzer anfertigen, die er mitbrachte und am Institut verschenkte.«

»Was hat Frans da für Schnüre vor dem Hosenstall? Ich kann mir keinen Reim drauf machen. Ist das ein Käfig?« fragte ich.

Kazuichi besah sich das Detail. Seine Augen verengten sich zu Schlitzeln, und er stieß ein kurzes schrilles Kichern aus. »Vielleicht eine Sicherheitsmaßnahme. Da mußt du ihn schon selber fragen.«

»Leicht gesagt«, seufzte ich, dann schwiegen wir beide eine ganze Weile. »Es sind mittlerweile achtundfünfzig Tage vergangen. Ich weiß nicht mehr, was ich davon halten soll. Ist jemals ein Reisender so lange ausgeblieben?«

Kazuichi warf mir einen unbehaglichen Blick zu.

»Hier nicht. Aber in Amsterdam hatten sie einmal den Fall – es ist lange her –, da ist ein Reisender erst nach einem Jahr zurückgekommen. Sie hatten ihn

längst aufgegeben, aber die Simulation sicherheits-  
halber stehenlassen.«

»*Ein Jahr!*«

Kazuichi nickte.

»Dreihundertzweiundvierzig Tage. Dabei war er subjektiv nur etwa zwei Wochen gealtert. Nur so lange hatte er sich in der Vergangenheit aufgehalten.«

»Und die andere Zeit?«

»Zielzeitpräsenz und die Spanne zwischen den Transitionen sind nicht proportional.«

Ich sah ihn fragend an.

»Die subjektiv in der Vergangenheit verbrachte Zeit und die Zeitspanne, die sich im Hier und Jetzt zwischen der Abreise und der Rückkehr auftut, sind nicht kongruent.«

Kazuichi führte die eine Hand in einem großen Bogen über die andere hinweg, die reglos auf dem Tisch lag.

»Es kann sich einer einen Tag in der Vergangenheit aufhalten, und er bleibt ein Jahr aus«, fuhr er fort, »ein anderer ist am nächsten Tag zurück und ist ein Jahr älter geworden, weil er ein Jahr in der Vergangenheit zugebracht hat. Da gibt es keinen Zusammenhang. Das macht das Reisen so schwierig und nervenaufreibend.«

»Das weiß ich inzwischen.«

Kazuichi nickte.

»Also weiter warten.«

»Ja«, sagte er.

Er schloß die Augen und fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. Ich hatte es noch nie bewußt aus so unmittelbarer Nähe betrachtet. Seine wimpernlosen Lider waren geformt wie Gehäuse einer Eischnecke, sanft gerundet und glatt wie Porzellan. Er wirkte erschöpft. Sein bartloses Gesicht war eingefallen, und er sah aus der Nähe älter aus, als er sonst den Eindruck machte. Über den Mundwinkeln sprossen aus einem Dutzend vertiefter Follikel drahtige schwarze Haare, die herabhingen wie die Barteln eines Wels. Befähigten sie ihn dazu, im Schlamm der Realität kosmische Ordnungsmuster aufzuspüren?

»Tatsächlich können wir nur sehr wenig tun, Domenica«, sagte er mit ungewöhnlich leiser Stimme. »Wir dürfen uns nichts vormachen. Genau besehen sind wir in der Rolle von Hunden, die es gelernt haben, mit der U-Bahn zu fahren. Wir haben keine Ahnung von den Fahrplänen und dem Streckennetz; wir wissen nicht, was die Züge antreibt und wie sie gesteuert werden. Wir wissen nur, daß wir zusteigen müssen, wenn sich die Türen öffnen, und daß wir mit ihnen an Orte gelangen können, die sonst für uns unerreicherbar wären. Unser Tun ist rein parasitär.«

Seine schwarzen Augen funkelten mich unter den schweren Lidern hervor an.

»Was wir tun können – und was wir tun –, ist folgendes«, fuhr er fort. »Wir minimieren die Details.

Sie sind für die Zielgenauigkeit bei der Hinreise wichtig, für die Rückreise eher hinderlich. Der Reisende tut dies, soweit es für ihn machbar ist, auf seiner Seite, vor Ort. Wir verändern auf unserer Seite entsprechend die Simulation. Die Schritte der Detailreduzierung sind genau abgesprochen. Sie erleichtern die Angleichung, die Assoziation. Es kann natürlich der Fall eintreten, daß sich am Zielort etwas unversehens verändert, wovon wir nichts wissen und worauf er keinen Einfluß nehmen kann. Wenn es ihm aus irgendwelchen Gründen unmöglich ist, sich zum Zielort durchzuschlagen, muß er einen anderen festgelegten Ort aufsuchen, den wir als Notausgang für ihn offenhalten.«

»Und wenn ihm auch diese Möglichkeit versperrt ist?« fragte ich besorgt.

»Dann wird es etwas schwieriger. Wenn eine nicht dokumentierte Veränderung am Zielort eingetreten ist, besteht die Gefahr, daß er in eine Wirklichkeit abgleitet, die nicht unsere Vergangenheit ist. Es handelt sich dann um eine Everett-Abweichung, einen Ableger unseres Universums, ein sich entwickelndes Paralleluniversum. Das bezeichnete früher eine theoretische Lösung des Quantenparadoxons. Inzwischen weiß man, daß diese Abweichungen Realität sind. Wenn auch nicht unsere Realität.«

»Wenn er dort hineingeraten ist, dann ist er verloren.«

»Nein. Es ging noch kein Reisender verloren. Es wurden inzwischen mehr als zweitausend Transitionen erfolgreich durchgeführt. Alle Reisenden sind bisher in unser Universum zurückgekehrt. Diese Everett-Abweichungen unterliegen einer Regression. Das heißt, sie werden sozusagen wieder in den Hauptstrang eingegliedert, wenn die entstandenen Alternativen nicht so gravierend sind, daß sie ein Eigengewicht erhalten. Du mußt dir das so vorstellen« – er wölbte beide Hände und legte sie aneinander – »du hast zwei Seifenblasen, die aneinanderkleben. Plötzlich ist die trennende Membran zwischen ihnen verschwunden. Sie haben sich vereint. Dem Multiversum scheint eine Kraft innezuwohnen, die der Everett-Inflation entgegenwirkt. Dorit van Waalen hat schon im Jahr 2028 die Hypothese aufgestellt, daß die Solitonen genau das bewirken. Er nannte es ›Uitborstelen‹, ›Ausbürsten‹. Jedenfalls sind alle Reisenden, die in eine eindeutig abweichende Realität abgeglitten waren, von den Solitonen nach Hause getragen worden ins Hier und Jetzt.«

»Aber es gibt keine Garantie, daß es nicht doch irgendwann passieren könnte«, beharrte ich.

Kazuichi zuckte die Achseln.

»Garantie? – Nein. Gibt es nicht«, sagte er und schob kämpferisch das Kinn vor.

»Es könnte aber auch sein, daß seine Reise absolut unproblematisch verlief.«

»Verlieft? Habe ich richtig gehört: Verlieft?«

»Du hast richtig gehört. Er ist längst zurück, nur hat ihn das Soliton ein Stück weit in die Zukunft getragen und dort abgesetzt. Das ist genau das, was ich dir zu erklären versucht habe« – er blies die Luft aus seiner breiten Nase, daß seine Barteln flatterten – »Zielzeitpräsenz und die Spanne zwischen den Transitionen sind nicht proportional.«

»Soll das heißen, daß er ... daß er jetzt vielleicht in der Zukunft lebt?« fragte ich.

Kazuichi stieß sein schrilles Lachen aus.

»Nein, Domenica. Er *lebt* nicht in der Zukunft. Das bedeutet vielmehr, er wird in der Simulation auftauchen, wenn wir den Zeitpunkt erreicht haben werden, zu dem er abgesetzt wurde. Es ist schwierig zu verstehen, ich geb's zu. Die Grammatik unserer Sprachen eignet sich nicht dazu, solche Sachverhalte auszudrücken. Du mußt es dir bildlich vorstellen.«

»Daß er uns, die wir zu Fuß gehen, überholt oder gewissermaßen – überflogen hat?« fragte ich.

Kazuichi nickte.

»Genau! Er ist dabei, sozusagen über uns hinwegzurasen« – er führte erneut die eine Hand in einem Bogen über die andere hinweg –, »Frans beschreibt einen Bogen in einer höheren Dimension, bevor er wieder auf unserer gewohnten eindimensionalen Zeitlinie landet. Er ist jetzt irgendwo da oben, quasi über uns. Irgendwo außerhalb. Kein Problem.«

Ich nahm seine Hand zwischen beide Hände und drückte sie.

»Es ist lieb von dir, Kazuichi, daß du mir Mut machen willst, aber ich sehe es dir an, daß auch du dir große Sorgen machst.«

»Nein, nein, nein«, beteuerte er heftig, und seine Barteln sträubten sich, als nähme er Witterung auf.

Hunde in der U-Bahn.

\*

Der ganze Januar verging. Frans tauchte nicht auf. Es wurde Februar. Ich besuchte nun immer häufiger den Kreuzgang von San Francesco de la Vigna, den echten. Stets wandte ich mich dem heiligen Francesco zu, der in seinem Kapuzengewand, flankiert von zwei alten Zypressen und Oleanderbüschen, auf dem hohen Ziegelpodest stand und betete. Manchmal schloß ich mich seinem Gebet an.

Zuweilen war mir, als hätte Frans jeden Moment aus dem Halbdunkel des Kreuzgangs treten müssen, die Bommelmütze auf dem Kopf und die Meer-schaumpfeife zwischen den Zähnen. Ich war vor Erwartung ganz aufgeregt – bereit, aufzuspringen und ihm über den Kiesweg entgegenzueilen. Aber niemand erschien, auch keine Touristen. Der Zugang zum Klosterhof ist ihnen verwehrt. Der Küster ließ mich ein, weil er mich kannte. Ich hatte ihm erzählt,

daß ich hier auf jemanden warten würde. Er hatte nachdenklich die Stirn gerunzelt und dann verständnisvoll genickt. Er glaubte, ich wäre nicht ganz richtig im Kopf, aber er hatte Mitleid mit mir.

Was hatte Renata über die Glocken des Campanile von San Francesco de la Vigna gesagt? Sie läuteten den Aschermittwoch ein? In jener Nacht, sagte ich mir, würde ich unterwegs sein. Vielleicht würde unter einer der Masken, die traditionell um Mitternacht abgenommen wurden, Frans' Gesicht auftauchen.

Nein, es tauchte nicht auf. Die Glocken waren verklungen.

# XI TOTENFLOSS

»DIE ZEIT VERZWEIGT SICH BESTÄNDIG ZAHLLOSEN ZUKÜNFTEN ENTGEGEN. IN EINER VON IHNEN BIN ICH IHR FEIND.«

*Jorge Luis Borges*

Renata rief an. Es gefiel ihr gut in Amsterdam, sagte sie. Es gebe eine Menge sehr netter und hilfsbereiter Kollegen im CIA. Sobald ihre medizinische Konditionierung abgeschlossen und ihre Garderobe fertig sei, werde man mit ihr den ersten Transitionstest durchführen. Einen Sprung in die Mitte des 15. Jahrhunderts und zurück. Sie sei ziemlich nervös, gestand sie. Nun sei sie dabei, noch einmal alle Bekannten anzurufen, weil in Kürze ihr IKom stillgelegt und sie in den NEA-Status erhoben werde.

»Ich hätte nie gedacht, daß ich dieser Gnade einmal teilhaftig werde«, sagte sie. »Nicht mehr elektronisch erreichbar zu sein wie ein berühmter Showstar oder ein bedeutender Politiker. Ich bin einfach nicht mehr erreichbar, No Electronic Access, kein Schnüffler von der Sicherheit kann mehr meine persönlichen Daten abfragen. Ganz schöne Karriere für eine ehemalige Terroristin, Domenica. Findest du nicht?«

Ich erzählte ihr, daß Heloise Abret zu Weihnachten gestorben sei.

»Hast du ihr noch mein Geschenk gegeben?« fragte sie.

»Nein, ich hab's zu Hause.«

»Möchtest du es behalten?«

»Nein«, sagte ich. »Vielleicht sollten wir es Abaelard als Andenken schenken.«

»Den wird man längst umprogrammiert haben. Er kann sich wahrscheinlich nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern«, sagte sie.

»Dann sollten wir es als Andenken an sie behalten. Ich bringe es mit nach Amsterdam.«

»Wann kommst du endlich? Ich freu mich darauf, dich wiederzusehen.«

»Soviel ich weiß, bald, aber man hat mir noch keinen genauen Termin genannt.«

»Wie geht's Marcello?« fragte Renata.

»Er hat eine Freundin hier. Eine Krankenschwester, glaube ich. Er läßt sich nur noch selten sehen.«

»Bei Ernesto ist es ähnlich, aber der hat ein Verhältnis mit seinem Computer bei Mission Control.«

Wir lachten beide.

»Frans ist immer noch nicht zurück, nicht wahr?« fragte Renata nach einer Pause.

»Nein«, erwiderte ich und mußte mich zusammenreißen, um nicht zu weinen.

»Entschuldige, wenn ich dir das jetzt so unverblümt sage, Domenica, aber es ist nicht gut, wenn man in diesem Job feste Bindungen eingeht.«

»Du meinst, weil man leicht jemanden verlieren kann«, entgegnete ich.

»Ja, aber nicht in dem Sinn, wie du vielleicht meinst. Frans wird irgendwann zurückkehren. Bisher ist noch nie jemand abhanden gekommen, soviel ich weiß. Nein, das ist es nicht. Aber ich habe hier in Amsterdam beunruhigende Dinge über Reisende gehört. Sie gehen nicht nur in eine fremde Zeit, sondern betreten auch eine fremde Welt; sie sehen unglaubliche Dinge, schreckliche Dinge, die sie oft verhindern könnten durch ihr Wissen, aber sie dürfen nicht eingreifen. Das macht andere Menschen aus ihnen. Du hast nicht die Gewähr, daß derjenige, der zurückkommt, noch der ist, der sich von dir verabschiedet hat – auch wenn du ihn noch so lange gekannt hast. Da haben sich schon Tragödien abgespielt.«

Ich schwieg.

»Denk darüber nach«, bat sie.

»Bleib um Himmels willen so, wie du bist, Renata. Ganz gleich, wo sie dich auch hinschicken. Ich möchte dich nicht auch noch verlieren.«

»Ich werde mir die größte Mühe geben. Kannst du dich noch erinnern, was Heli dir mit auf den Weg gegeben hat? Sie hat gesagt: ›Dir wird nichts geschehen, wenn du dich nicht zu weit von dir selbst entfernst. Es wird nicht immer leicht sein, aber du kannst in deine Welt zurückkehren. Du mußt es nur wollen.« Und sie wußte, wovon sie sprach. Sie hat

die längste und weiteste Reise hinter sich gebracht, die je ein Mensch unternommen hat.«

»Ja. Ich erinnere mich.«

»Viel Glück, Domenica.«

»Dir auch viel Glück, Renata.«

\*

An einem nebligen Morgen Ende Februar fuhr ich nach San Michèle hinüber, getrieben von einer unbestimmten Ahnung und inneren Unruhe. Es war naßkalt; ein Kälteeinbruch hatte den Träumen vom Vorfrühling ein Ende gemacht. Die Brücken an den Fondamenta Nuove waren mit Rauhreif bedeckt, die Planken der Anlegestelle glitschig. Die Fähre tauchte aus dem Nichts auf, die Positionslampen waren von Halos umgeben.

Venedig verschwand hinter uns, und zehn Minuten später machten wir an der Anlegestelle von San Michèle fest. Die Zypressen ragten in den Nebel; ihre Wipfel waren unsichtbar. Über eine Stunde lang schritt ich an Gräbern entlang und studierte die Namen: die Ruhestätten der Caragiani, der Zorzi und Brazzoduro, der Saccomani und der Pasinetti-Zanchi. Keiner der Namen sagte mir etwas. Wie sich die bärtigen Gesichter glichen – wohlgenährt, die Stirn rechtschaffen erhoben in Bürgerstolz und Selbstzufriedenheit. Die Salzhändler und Zuckerbäcker, die

Strumpfwirker und Seidenhändler, Notare und Bankiers, alle heischten sie nach einem Stückchen Unsterblichkeit.

Bei den einfacheren Grabstätten im Osten saßen drei Totengräber neben einem kleinen Bagger auf einem Brett und einer umgedrehten Schubkarre. Sie aßen Brot und Salami und tranken heißen Tee mit Rum aus einer großen Thermoskanne. Der Duft der alkoholischen Beigabe war kräftig.

»Können wir Ihnen helfen, Signorina?« fragte einer und stand auf.

»Gibt es hier irgendwo Gräber aus dem 16. Jahrhundert?«

Sie schüttelten alle drei den Kopf.

»Nein«, sagte der eine, »die ältesten sind vom Ende des 18. Jahrhunderts, vorn bei der Kapelle.«

»Suchen Sie das Grab einer bestimmten Person?« fragte ein anderer.

»Ja, das Grab eines Holländers. Er hieß Frans.«

»Das kenne ich«, sagte der dritte. »Es ist ein ziemlich neues Grab. Hier ganz in der Nähe. Ich zeig's Ihnen, Signora.«

Er ging voraus.

So ein Unsinn, sagte ich mir. Weshalb sollte er in einem neuen Grab liegen?

Es war ein frisches Grab mit einem Holzkreuz und einer kleinen Tafel, auf der in schlichten amtlichen Buchstaben stand:

FRANS VAN DEN BOOGARD

6.3.1998-8.11.2052

Der Mann war an dem Tag gestorben, an dem Frans abgereist war.

»Nein, das ist er nicht. Ich suche einen Frans van Hooft.«

Der Totengräber scharrte mit den Gummistiefeln verlegen im reifbedeckten Gras und hob die Schultern, als müsse er sich entschuldigen, daß er nicht mit dem gesuchten Grab aufwarten konnte.

»Vielleicht habe ich mich getäuscht«, sagte ich. »Ich habe mich bestimmt getäuscht. Entschuldigen Sie bitte. Vielen Dank für Ihre Hilfe.« Der Mann verzog sein braunes faltiges Gesicht zu einem Lächeln.

»Vielleicht lebt er noch«, sagte er achselzuckend. »Totgesagte leben länger. Sagt man doch, oder?«

\*

Auf der Rückfahrt hatte sich die Sonne durch den Nebel gekämpft. Das Grau der Lagune war von Schlieren marmoriert, hervorgerufen durch die Strömungen zwischen den zahllosen Untiefen. Ich bewunderte immer wieder die Wasserbauer der vergangenen Jahrhunderte, die mit aufgeblasenen Schweinsdärmen und Holzstückchen statt mit Computern und Strömungsdiagrammen ein perfektes System der Ver-

sorgung und Entsorgung entwickelt hatten.

Venedig sah wieder einmal aus, wie Turner es gemalt hatte, in zerfließenden Farben und Formen, durchwirkt von einem goldenen Licht, das keine Schatten warf, sondern von den Gegenständen selbst auszugehen schien.

Als ich am Rio dei Mendicanti entlangschlenderte, verdichtete sich der Nebel wieder. Die Teams der Notarztboote mit ihren gelbgrünen und orangefarbenen SANITRANS-Uniformen standen am Anlegesteg und rauchten. Einer pfiff mir hinterher, die anderen lachten. Das Wasser im Kanal roch frisch, als hätte die Stadt in der Nacht tief durchgeatmet und ihre Kiemen mit klarem Wasser gespült.

Halb erfroren betrat ich das *Cavallo*; es war voller Lärm. Das halbe Viertel schien sich dort zu drängen, doch gelang es mir, einen Platz am Tresen zu ergattern. Ich bestellte einen Espresso macchiato und dann gleich noch einen. Fabrizio zapfte einen Cognac extra und stellte ihn neben meine Tasse. Ich kippte ihn hinunter. Allmählich wurde mir wärmer.

»Ist dein fliegender Holländer immer noch nicht zurück? Er hat sich schon ewig nicht mehr sehen lassen. Ist verreist, hörte ich!« rief mir Fabrizio über den Lärm hinweg zu.

Ich nickte.

»Ich wette, er kommt heute zurück. Ich habe so ein Gefühl!« schrie er.

»Ich finde diese Späßchen nicht sonderlich lustig, Fabrizio.«

Jemand hielt mir von hinten die Augen zu und knurrte mir ins Haar:

»Wer ist das?«

Ich fuhr herum.

»Frans!«

»He! Du erwürgst mich.«

»Wo hast du so lange gesteckt? Du warst über drei Monate weg!«

»Für mich waren es weit mehr als drei Monate, meine Liebe. Das aufsteigende Soliton hat mich diesmal ein ganzes Stück übers Ziel hinausgetragen.«

»Und ich habe heute nach deinem Grab gesucht.«

»Was hast du?«

»Ich war drüben auf San Michèle und habe auf den Grabsteinen nach deinem Namen Ausschau gehalten.«

Frans lachte nicht. Er nickte.

»Ich kenne das Gefühl«, sagte er halblaut, mehr zu sich selbst. »Aber jetzt wird gefeiert!« verkündete er, und dann flüsterte er mir ins Ohr:

»Ich habe Weihnachten und Neujahr nachzuholen.«

Auch ich, wollte ich sagen, aber ich schwieg.

\*

Frans hatte einen harten, bitteren Zug um den Mund, an den ich mich nicht erinnerte. Hatte ich ihn früher nicht bemerkt? Ich spürte einen Hauch von Fremdheit an ihm, nachdem er zurückgekehrt war, und ich dachte daran, was Renata über die Reisenden gesagt hatte, die aus der Vergangenheit zurückkamen und Schwierigkeiten hatten, mit ihrer eigenen Vergangenheit fertig zu werden. Hatte er dort, wo er gewesen war, eine andere Frau kennengelernt? Ich war mir nicht sicher. Eine gewisse Entfremdung war jedoch eingetreten, die wir beide spürten, die ich aber nicht zu benennen vermochte. Wenn er zärtlich zu mir war, mir zulächelte, wusch jede Bitterkeit aus seinen Zügen, und ich war mir fast sicher, daß ich mich getäuscht hatte. Dann aber gab es wieder Momente, in denen ich spürte, daß wir unaufhaltsam auseinanderdrifteten, Momente, die ich nicht wahrhaben wollte, weil ich ihn liebte.

»Wie sind die Frauen – damals?« fragte ich ihn, und es schnürte mir den Hals zu.

»Damals?«

»Dort, wo du gewesen bist.«

Er blickte über mich hinweg in die Ferne.

»Fremd«, sagte er. »Und ein bißchen unwirklich. Weil man weiß, daß sie inzwischen längst tot sind.«

»Sind sie schön?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte er, »manche schon. Aber man sieht sie auf andere Weise. Wie Blüten, kurz bevor der Frost kommt.«

»Wie elegisch.«

Frans blickte mich nachdenklich an und nickte.

»Die Zeit ist eine Wildnis, Domenica. Du wirst es erleben.«

Ich fragte nicht weiter.

\*

»Was ist das?« fragte ich und legte den Finger behutsam auf die frisch verheilte Narbe unter seinem linken Schlüsselbein. Ich spürte, wie er mir entglitt, ohne daß einer von uns zum Höhepunkt gelangt war.

Frans hob den Kopf vom Kissen und öffnete die Augen.

»Irgend so ein Kerl wollte mich umbringen«, sagte er.

»Ein eifersüchtiger Ehemann?« fragte ich.

Er seufzte.

»Ein Patriot, der mich für einen Spion hielt.«

»Du warst also in Schwierigkeiten. Ich hatte die ganze Zeit, während du weg warst, das ungute Gefühl, dir sei etwas zugestoßen. Weshalb hast du mir nichts davon erzählt?«

»Man hat auch mich konditioniert, meine Liebe. Vergiß das nicht.« Ich rutschte nach unten, streichelte seinen straffen flachen Bauch und nahm sein Glied zwischen die Lippen. Doch alle Mühe war vergebens.

»Was ist mit uns beiden los, Frans?« fragte ich und richtete mich auf. Er zuckte die Achseln.

»Verzeih mir«, sagte er. »Ich bin zur Zeit nicht gut drauf.«

Ich wollte nicht weiter in ihn dringen, streichelte seine Brust und betastete das weiche runzlige Gewebe der Narbe.

»War das ein Stich?« fragte ich ihn.

»Mit einem Dolch, ja. Aber meine Nanotecten haben die Wunde schnell heilen lassen. Keine Infektion. Nichts.«

»Deine Nanotecten? Hast du dieses Zeug auch in dir drin?« fragte ich angewidert.

»Jeder Reisende hat sie in sich. Was glaubst du, was dir alles begegnet an Erregern. Der Dreck überall. Die Verwesung. Ohne Nanos hast du wenig Chancen zu überleben, wenn dir etwas Ernsthaftes zustößt. Mir haben sie jedenfalls rasch wieder auf die Beine geholfen«, sagte Frans.

»Dann laß dir mal weiter von ihnen aufhelfen.«

»Ich liebe deinen Sarkasmus, Domenica.«

»Oh, ich meine es durchaus ernst.«

Er faßte nach meinen Händen und hielt sie fest.

»Was ist?« fragte ich.

Er seufzte. »Die Psychologen scheinen leider immer wieder recht zu behalten.«

»Keine festen Bindungen für den verantwortungsvollen Reisenden.« Er nickte.

Ich versuchte, mir mit den nackten Schultern die Tränen aus den Augenwinkeln zu wischen. Es gelang mir nicht.

»Ich dachte, bei uns beiden wäre es anders. Ich hatte es mir so gewünscht. Und ich war mir auch ganz sicher, aber ...«

Er wandte das Gesicht ab.

»Weshalb, um Himmels willen, sollte es ausgerechnet bei uns beiden anders sein als bei allen anderen?« fragte ich ihn.

»Weil ...« Er brach ab. »Eines Tages wirst du es verstehen.«

# DRITTES BUCH

# I HIGHGATE

»FALLS ES ZUM KOLLAPS KOMMT, BEVOR ALLE STERNE ERLOSCHEN SIND, KÖNNTEN UNSERE FERNEN NACHKOMMEN SICH IN EINEM UNIVERSUM BEFINDEN, IN DEM KOSMISCHE UND LOKALE ZEITPFEILE IN UNTERSCHIEDLICHE RICHTUNGEN ZEIGEN.«

*Martin Rees*

Er kehrte immer wieder gern nach Highgate zurück, der Mann, den manche Zeithemische, die ihm auf seinen weiten Reisen begegnet waren, den Engel nannten. Er schätzte diese Welt, weil sie uralt war und geheimnisvoll – voller interessanter Phänomene. Er mochte sie am liebsten von allen, und er hatte in seinem Leben wahrhaft sehr viele Welten gesehen.

Er liebte es, am frühen Morgen, wenn die Vegetation noch einmal tief durchatmete und die Luft mit Milliarden chemischer Botschaften belud, bevor sie sich verschloß und gegen den Ansturm des Lichts wappnete, die hochgebauten Städte und zum Himmel strebenden Schlösser zu durchstreifen und die kunstvoll ziselierten Arkaden zu durchfliegen; wie fein geklöppelte Spitze aus Stein und Glas boten sie sich der aufgehenden Sonne dar und brachen ihr Licht in

bunte Fächer, die die schattigen Innenräume mit flüchtigen Farben füllten. Er hatte einen Saal im luftigen Palast von Kabati entdeckt, dessen Fresken sich regeneriert und zu ihrer ursprünglichen Pracht zurückgefunden hatten. Sie waren im Stil einer sehr frühen Epoche dieses Planeten ausgeführt, wie sie heimkehrende Zeitreisende geschildert hatten: zweidimensionale Darstellungen von erstaunlicher Ausdruckskraft, in denen eine Welt wiedererweckt wurde, die seit Milliarden Jahren vergangen war. Dort verweilte er oft lange und betrachtete die Kunstwerke, studierte die Intensität der Farben bei wechselnder Helligkeit und die Nuancen ihres Erlöschens, wenn Schatten über sie fiel.

An den Arabesken der Bogen und Türme des Palastes rankten sich Pflanzen empor, herbstlich verfärbt in Siena und Karmin, um von neuem zu ergrünen, wenn die Gezeiten wechselten. Dann kehrten die bunten Blüten zurück, vom Wind herbeigeweht, und sammelten sich wie Scharen von Schmetterlingen zwischen dem frischen Laub, bevor sie sich zu Knospen falteten und in jugendlich straffende Ranken zurückzogen.

Millionen Jahre lang war auf Highgate gebaut worden. Junge Architekten aus allen Teilen der Galaxis hatten ihre Visionen verwirklicht – oder sie verwirklicht vorgefunden, denn manch einer, der mit großen Plänen angereist und genialisch trunken in

die Wildnis hinausgezogen war, um in den weiten Ebenen oder auf den wuchtigen Resten einstiger Gebirge einen Standort für seine ehrgeizigen Bauten zu suchen, war entmutigt in die Hauptstadt zurückgekehrt und hatte zerknirscht berichtet, daß er seine Pläne von fremder Hand realisiert gesehen habe – längst in allen Einzelheiten ausgeführt und bereits vom Verfall gezeichnet. Die Unglücklichen hatten sich den Kopf an überwucherten Mauern blutig geschlagen vor Verzweiflung und berichteten in wirren Worten, wie sich ihre Visionen auf seltsame Weise in Erinnerungen verwandelt hätten, wie in ihren Träumen Bilder sie heimsuchten von einstürzenden Baugerüsten, von bitteren Opfern, die sie brachten, von Triumphen und unerhört wagemutigen Lösungen, mit denen sie unüberwindlich scheinende Probleme bewältigten. Beim Wein grübelten sie nach über die Jahre, die ihnen unversehens abhanden gekommen waren, während andere sich auf rätselhafte Weise irgendwie ihrer Ideen und ihres Lebens bemächtigt und ihre Pläne verwirklicht hatten.

Sie begegneten den Kosmologen, die eigens nach Highgate gekommen waren, um die Verhältnisse entlang der temporalen Verwerfungen zu studieren. Skepsis und Ablehnung keimten in ihnen auf, wenn diese ihnen zu erklären versuchten, daß sie es wegen der verworrenen Zeitmuster auf diesem Planeten durchaus selbst gewesen sein könnten, die diese

Bauwerke irgendwann in der Zukunft errichtet hätten.

Manche, die das hörten, tippten sich an die Stirn und fragten lachend: »Wie soll denn das möglich sein?«

Ein alter Gelehrter jedoch, der schon viele Jahrhunderte auf Highgate lebte, hob die Hand und sagte: »Die Wissenschaftler haben recht. Wir müssen lernen, von der Zukunft zu erzählen, so als wäre sie gewesen, sonst entgleitet uns die Welt.«

»Aber man kann doch nur von der Vergangenheit erzählen«, hielt ihm einer entgegen. »Von dem, was geschehen ist. Was man erlebt hat.«

Der alte Gelehrte dachte eine Weile über diesen Einwand nach, dann schüttelte er entschieden den Kopf.

»Was weißt du wirklich von der Vergangenheit?« fragte er. »Wie willst du wissen, was wirklich geschehen ist? Bist du dir dessen, was du erlebt hast, so sicher, daß du sagen kannst: ›So war es wirklich und nicht anders?‹ Denk gut darüber nach! Ich behaupte, nur das ist wirklich, was erzählt wird. Und auch das nur für kurze Zeit.«

\*

Der Mann, den manche Zeitheimische, die ihm auf seinen Reisen begegnet waren, den Engel nannten,

liebte es auch, über den trockenen weißen Grund des verschwundenen Ozeans zu fliegen. Manchmal sah er dabei eines der Gehirne, diese weichen, halb durchsichtigen Gebilde, die irgendwann die Kraft gefunden hatten, sich in die Luft zu erheben – gewaltige gallertartige Geschöpfe, die aus Millionen von Einzelwesen bestanden. Seit Urzeiten hatten sie die Meere des Planeten bevölkert, und als das Wasser immer nahrhafter wurde durch das wuchernde Leben an Land, vermehrten und vermehrten sich die Wesen, bis schließlich ganze Buchten und Meeresbecken angefüllt waren mit ungeheuren Massen ihrer zarten, schönen Protoplasmakörper. Die Walherden fraßen sich in rauschhaften Orgien durch sie hindurch, bis sie darin erstickten und eingeschlossen in Milliarden Tonnen von proteinhaltiger Nahrung keinen Ausweg mehr fanden.

Um diese Zeit galt der Planet längst schon als unbewohnbar, und seine ursprüngliche Bevölkerung hatte ihn verlassen. Nur wenige waren geblieben, wie immer ein paar bleiben und ausharren, ganz gleich, was kommen mag. Und bald tauchten Besucher auf – Nachfahren jener, die weggegangen waren –, um nach den Spuren ihrer Vorfahren zu graben. Doch auch sie gingen wieder, denn die Vergangenheit war Staub geworden, und der Wind, der unablässig die gestrandeten Kontinentalsockel schliff, hatte längst alle Spuren verweht.

Und schließlich kamen die Architekten, die stets auf der Suche nach Orten schwindender Schwerkraft waren, um die kühnsten aller Bauwerke zu errichten und ihre ehrgeizigen Visionen zu verwirklichen – aber davon wurde schon berichtet.

Nur die Mollusken blieben und nutzten auf ihre Art die Verhältnisse. Während der Jahrmillionen hatten sie sich zu ungeheuren Geschöpfen zusammengeslossen: den Gehirnen, die zu beachtlichen Intelligenzleistungen fähig waren. Sie trieben über die Kontinente hinweg, geballten Wolkenmassen gleich, milchig weiße, halb durchsichtige Gebilde, von rötlich geäderten Schädeldächern überkuppelt gegen die Strahlung einer erbarmungslos gewordenen Sonne, die wütend durch eine ausgedünnte Atmosphäre brannte. Das Sonnenlicht war jedoch zugleich ihre Nahrung; es gab ihnen die Kraft, sich zu erheben und träge zu manövrieren, um gefährliche Schwerkraftsenken zu meiden. Millionen von Sehorganen hatten sich in ihrem Nadir versammelt und bildeten dort ein großes dunkles Auge. Gleichmütig starrte es herab; es hielt Ausschau nach den letzten feuchten Senken, die sich als Legeplatz und Siedlungsraum für ihre Brut eignen mochten – für ihre Jungen, die eine Zeitlang ein eigenes Leben führten, bevor sie aufstiegen und sich unter dem Schädeldach des Mutterkörpers schutzsuchend anlagerten.

Manchmal, wenn die untergehende Sonne durch

die gewaltigen Körper der Gehirne schien, sah man die eine oder andere eingekapselte Walherde, die darin seit vielen Jahrtausenden begraben war. Sie seien mumifiziert, behaupteten die einen. Doch es gab Gelehrte, die der festen Überzeugung waren, diese urzeitlichen Säuger seien nur in einem lange währenden Schlaf erstarrt und würden eines Tages erwachen und hervorbrechen, wenn das Meer wiederkehrte, um hineinzutauchen in ihr angestammtes Element. Einige von diesen Forschern glaubten, gelegentlich Bewegungen registriert zu haben, die darauf hindeuteten, daß die Eingeschlossenen sich bereits in Richtung Stirn hindurchfraßen, um eines nicht zu fernem Tages ihr zu entspringen – um die Welt mit neuem Leben zu befruchten, denn in ihren Genen, versicherten sie, trugen sie das Erbe der gesamten Ökosphäre des Planeten.

Manchmal freilich strandete eins der Gehirne; es geriet in Schwerkraftsenken und wurde zu Boden gezwungen. Wenn es nicht mehr die Kraft fand, sich zu erheben, sank es unter seinem eigenen Gewicht zusammen. Sonne und Wind brauchten nicht lange, um es zu erodieren. Was übrigblieb, waren Ablagerungen einer zähen glitzernden Substanz, die sich verhärtet und in eine Insel aus bräunlichen Spiegelscherben verwandelt hatte – und darin Hügel aus weißem, ineinander verhaktem, zusammengepreßtem Walbein.

Highgate galt als die seltsamste Welt in der alten Galaxis. Wissenschaftler, die von weither angereist waren, hielten sie für die Welt im Universum, auf der Anzeichen zu entdecken waren, daß die Zeit sich erfüllt hatte und sich anschickte, ihre Richtung zu ändern. Es war, als hätte das Universum seine größte Ausdehnung erreicht, und in einigen Randregionen schien das fraktale Muster des Kosmos in seinem Jahrmilliarden währenden Prozeß der Entfaltung und Ausdehnung innegehalten zu haben, um nun zögernd umzukehren und in sich selbst zurückzusinken, während der Zeitpfeil wie eine Kompaßnadel über dem Magnetpol orientierungslos vage in diese oder in jene Richtung wies.

Highgate stand in einer dieser Regionen am äußersten Rand der Zeit, wo die Solitone herumschwangen, um wieder in die Vergangenheit zurückzustürzen. Es gab auf dem Planeten sogenannte Chronotope, in denen der Zeitfluß sich staute oder ganz zum Erliegen kam. Es waren Gegenden, in denen Berichten zufolge die Sonne seit Jahren nicht mehr untergegangen war, sondern auf erratischer Bahn hierhin und dorthin gezogen sei und immer wieder unschlüssig innegehalten habe, wo ihr Licht wie ein honigfarbener Dunst über dem Land lag und das Felsgestein mit einer braunen Glasur überzog, wo die Natur in traumversunkener Reglosigkeit verharrte. Anderswo schien die Lebenswelt schon fest zur Umkehr ent-

schlossen, die Pflanzen rafften ihre Blätter zusammen, Bäume zogen sich über Nacht ins Erdreich zurück wie vor drohendem Unheil, und die Jungvögel in den Nestern spien ihren Eltern die Nahrung in den Schnabel und hüllten sich in die Splitter ihrer Eier, als seien sie der Welt schon beim ersten Anblick überdrüssig. Dies jedenfalls berichteten die Gelehrten, die solches beobachtet zu haben glaubten. Sie erzählten auch von aberwitzigen Riten, welche die Menschen zelebrierten, die in jenen Gegenden lebten – etwa die Auferweckung ihrer Toten oder die Heimkehr jener, deren Leben sich erfüllt hatte, in den Leib ihrer Mutter, wo sie das Licht der Welt hinter sich erlöschen sahen und sich zusammenkrümmten, um alsbald wieder vom Nichts aufgenommen zu werden. Diese Einheimischen erzählten den Besuchern auf eine über die Maßen seltsame Weise in allen Einzelheiten von der Zukunft, als hätten sie lebhafteste Erinnerungen daran, während sie von ihrer Vergangenheit nur ungenaue Vorstellungen hatten, als ob das Gedächtnis darüber sie völlig im Stich ließe, was nun wohl Wirklichkeit gewesen sei und was nicht. Solche Berichte wurden nur von wenigen belächelt, denn auf Highgate war alles möglich.

Auch traten regelmäßig einheimische Propheten auf, die eine Wiederkehr des Mondes verkündeten. Highgate habe einst einen großen Mond gehabt, behaupteten die Astronomen schon seit langem. Doch

der habe seine Umlaufbahn verlassen und sei irgendwann von der Sonne angezogen und von ihr einverleibt worden. Er würde aus der Sonne wiedergeboren werden, erklärten jene, die sich an das spektakuläre Ereignis in der Zukunft erinnerten. Er würde glühend aus der Sonne emporsteigen und, nachdem er sich hinreichend abgekühlt habe, seinen angestammten Platz am Himmel wieder einnehmen. Er würde bald auch wieder seine Herrschaft über die Gezeiten antreten, denn auch das Meer würde zurückkehren. Es würde sich zunächst ein Dunst in der hohen Atmosphäre ansammeln, allmählich kondensieren und dann herabsinken, und irgendwann würden die gewaltigen Senken, die früher Ozeane gewesen waren, sich wieder mit Wasser füllen. Die Menschen schenkten diesen Propheten Glauben, wie man Propheten schon immer Glauben schenkte – nur halb und nicht ohne Spott und doch mit einem heimlichen Funken Hoffnung und einen Anflug von Furcht.

So war es auf Highgate, und der Mann, den manche Zeitheimische den Engel nannten, liebte diese Welt, die, wie er von vielen Reisen aus eigener Anschauung wußte, die älteste aller Menschenwelten war. Und er lebte dort mit seinem Freund Don Fernando, der es vorzog, in der Gestalt einer großen Ratte zu verweilen, einer *Papagomys*. Von Kind an war dies sein Wunsch gewesen, denn er genoß es, von Dummköpfen gehaßt und von Vorurteilen ver-

folgt zu werden und ein Leben zu führen, das durch Findigkeit, Mut, Schlagfertigkeit und Entschlossenheit geprägt war.

\*

Es war Mittag auf Highgate; die Zeit, in der die Glut ihren Höhepunkt erreichte. Licht brach aus der Sabka hervor, ein scharfes, bitteres Licht – wie die Evaporite des ausgetrockneten Ozeans selbst –, das die Ränder der Wirklichkeit verätzte, sie auflöste und die Fragmente zu zittrigen Chimären zusammenschob, die auf perlmuttfarbenen Pfützen zu schwimmen schienen, bevor sie schmolzen und im Sand versickerten.

Der Mann, den manche Zeitheimische, die ihm auf seinen Reisen begegnet waren, den Engel nannten, liebte diese Stunde. Er saß im Schaukelstuhl auf der schattigen Veranda und blickte in die Ferne.

Manchmal, aber nur selten, verdüsterte ein Schatten die Landschaft, wenn ein Gehirn über ihn hinwegzog und mit seinem Auge gleichgültig herabstarrte.

Er genoß es, sich auszuruhen auf diesem schmalen Saum zwischen alles zermalmendem Licht und der eisigen Leere und Dunkelheit, in die der helle, weite Himmel unmerklich überging, nicht weit über ihm. Er wußte, daß er sich im ungesicherten Niemand-

land zwischen Chaos und Entropie befand, aber hätte Leben je eine größere Chance haben können? Hier war es entstanden. Hier hatte es sich entfaltet. Hier hatte es überdauert dank seiner ihm eigenen Zähigkeit und seines Erfindungsreichtums.

Er schloß die Augen und gab sich dem Gefühl der fragilen Geborgenheit hin. Er hörte den Ruf Don Fernandos und richtete den Blick nach oben.

Der Himmel barst, brach auf, als wäre eine festgefrorene Luke aufgestemmt worden. Eisbrocken lösten sich und stürzten herab. Ein kalter Hauch wehte ihm ins Gesicht. Eine Blüte zersprang und rieselte zu Boden wie zersplittertes Glas.

Über dem Horizont war eine zweite Sonne erschienen, blauweiß gleißend, doch so kraftlos wie ein Lichtjahre entfernter Stern. Wind fegte über geriffelte Schneefelder, und der Mann, der geradewegs aus der fernen Sonne zu kommen schien, warf einen langen dünnen Schatten – ebenso wie sein Begleiter, der Wolf.

Fahle Nebensonnen erhellten die aufgebrochene Welt; von ihren Rändern sprühten elektrische Entladungen, um sich mit denen von Highgate zu überlappen.

»Ich habe es geahnt«, seufzte Don Fernando und trippelte erwartungsvoll auf der geschliffenen Steinplatte des Tisches hin und her. »Ich habe es geahnt.«

Sie warteten schweigend, bis die beiden Gestalten

sich genähert hatten und stehenblieben. Der bis über die Nase verummte Mann aus dem Eis öffnete den Verschluß seines Gewandes und zog ein verschnürtes Bündel heraus, das er vor der Brust getragen hatte. Schnee stäubte von seiner Kleidung. Seine Augen glommen wie düstere, von Staub und Dunst umwölkte Protosonnen unter der reifbedeckten Kapuze hervor. Er warf das Bündel auf den Tisch.

Der Wolf knurrte. An seinem Bauchfell hingen Eisperlen, die nun tauten.

»Fang bloß nicht auch noch an zu pinkeln«, sagte Don Fernando.

»Halt deine freche Schnauze, du miese Ratte«, knurrte der Wolf, »sonst ...«

»Ja, laß dir mal was Neues einfallen, du rüdigter Köter«, erwiderte Don Fernando gelangweilt.

Der Wolf schnappte nach ihm, aber mit einem Satz hatte sich Don Fernando auf den Schoß des Engels gerettet.

»Habt ihr das gesehen?« fragte Don Fernando empört. »Er wandelt schon so lange in dieser scheußlichen Gestalt, daß er sich aufführt wie ein Tier!«

»Scheußlich? Das sagst ausgerechnet du Drecksvieh?« grollte der Wolf.

»He! Was erlaubst du dir? Du bist ja schon so verblödet, daß du nicht einmal mehr deinen Namen in den Schnee pissen kannst«, stichelte Don Fernando.

»Hört auf!« sagte der Vermummte, schob die Ka-

puze zurück und wischte sich den tauenden Frost von den Brauen. »Es scheint tatsächlich der unwahrscheinliche Fall einer Oszillation eingetreten zu sein.«

Seine Stimme klang dumpf durch die Kältemaske.

»Das muß ich mir ansehen«, sagte der Mann, den manche den Engel nannten. »Eine weitere Variante, nehme ich an.«

Der Mann aus der Kälte nickte.

»Kommt, Sir Whitefang!« sagte er zu seinem Begleiter, dem Wolf. »Laßt uns nicht säumig sein.«

Don Fernando sah fasziniert zu, wie der Mann aus dem Eis und sein Begleiter, der Wolf, sich rückwärts gehend entfernten. Dabei löschten sie ihre eigene Spur aus, denn der vom Wind geriffelte Schnee war unberührt, sobald der nächste Schritt getan war. Sie stapften über das Eisfeld davon; ihre Schatten wurden länger und länger, während die kraftlos gleißende Sonne sich zum Horizont zurückzog und langsam unterging.

Eisbrocken bildeten sich aus Schmelzwasser, lösten sich aus dem Gras und stiegen aus den Büschen auf, schossen empor und froren an den Kanten des Himmels fest, während er sich knirschend schloß. Der von blauen elektrischen Entladungen umzüngelte Riß verschmolz mit dem Abendhimmel, an dem ein paar Wolkenschleier aufglühten und dann zerfielen.

»Zeig her«, sagte Don Fernando und machte sich's bequem auf der Schulter des Engels.

Der schnürte das feuchte Bündel auf und strich die Blätter glatt.

»Sehen wir uns diese Variante an.«  
Schrift stieg vor ihnen auf.

## II DIE CUSANISCHE ACCELERATIO

»WER DEN MÖGLICHKEITSSINN BESITZT, SAGT BEISPIELSWEISE NICHT: HIER IST DIES ODER DAS GESCHEHEN, WIRD GESCHEHEN, MUSS GESCHEHEN; SONDERN ER ERFINDET: HIER KÖNNTE, SOLLTE ODER MÜSSTE GESCHEHN; UND WENN MAN IHM VON IRGEND ETWAS ERKLÄRT, DASS ES SO SEI, WIE ES SEI, DANN DENKT ER: NUN, ES KÖNNTE WAHRSCHEINLICH AUCH ANDERS SEIN. SO LIESSE SICH DER MÖGLICHKEITSSINN GERADEZU ALS DIE FÄHIGKEIT DEFINIEREN, ALLES, WAS EBENSOGUT SEIN KÖNNTE, ZU DENKEN, UND DAS, WAS IST, NICHT WICHTIGER ZU NEHMEN ALS DAS, WAS NICHT IST.«

*Robert Musil*

Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, daß man ausgerechnet Nicolaus Cusanus, den päpstlichen Legaten und persönlichen Freund von Papst Pius II., zum Beschützer und Bewahrer der abendländischen Wissenschaft gegenüber einer aufklärungs- und fortschrittsfeindlichen Kirche hochzustilisieren versucht hat, als hätte es Tendenzen solcher Art seitens des Klerus jemals gegeben. Freilich gab es zuweilen

Meinungsverschiedenheiten und Dispute über astronomische und kosmologische Detailfragen, aber diese Diskussionen sind Ausdruck und Zeichen eines lebendigen Wissenschaftsbetriebs, ja dessen Voraussetzung. Wer sonst als die Kirche hat seit dem Niedergang des Römischen Reiches über viele Jahrhunderte hinweg die Schätze griechischer, römischer und morgenländischer Gelehrsamkeit sorgsam bewahrt? Wer die unschätzbar wertvollen Werke der Altvorde- ren vervielfältigt und verbreitet? Wer ihre Inhalte studiert, interpretiert und gelehrt? Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Schöpfung hat in der Kirche eine lange, ungebrochene, ehrwürdige Tradition. Es hat keines Cusanus und keiner »Acceleratio« bedurft, um, wie Diderot schrieb, »der Wissenschaft eine Gasse zu hauen« und »dem technischen Fortschritt den Weg zu ebnen«. Das ist, mit Verlaub, eine historische Fiktion, wie sie in jenen virtuellen geschichtlichen Konstruktionen, die heute zunehmend in Mode kommen, immer mehr um sich greifen, die aber nur geeignet sind, die Tatsachen zu vernebeln und den Blick auf die Wirklichkeit zu verfälschen.

Betrachten wir die Fakten: zwei Briefe aus der Feder des Kardinals, beide geschrieben am 12. März des Jahres 1452 während eines kurzen Aufenthalts in seiner ehemaligen Pfarrei Sankt Florin zu Koblenz. Einer an Dietrich von Moers, den Erzbischof von Köln, in dem er diesem rät, päpstlichen Beistand zu

erbitten in einem Prozeß, in dem eine Frau unbekannter Herkunft der Ketzerei angeklagt ist. Ein weiterer an Papst Nicolaus V. in dem er die Gründung einer wissenschaftlichen Akademie durch den Heiligen Stuhl vorschlägt, die sich speziell mit ungewöhnlichen Naturerscheinungen befassen soll.

Was hat man nicht alles hineingeheimnist in jene letzten Februartage, die der Kardinal, von Brüssel über Löwen und Maastricht kommend, in Köln verbracht hat, um dort ein Provinzialkonzil zu eröffnen! Von einem »Paulus-Erlebnis« ist die Rede (als wäre er je ein Saulus gewesen!); von merkwürdigen Briefen, die ihm von einem geheimnisumwitterten Scholaren ausgehändigt worden seien; von der Begegnung mit einer rätselhaften Schönen aus einem fernen Land, die ihn betört und ihm die Zukunft geweissagt habe.

Tatsächlich hatte sich Cusanus als päpstlicher Diplomat und Reisender in Sachen Neuordnung und Organisation der Kirche bis dahin – wohl schon allein aus Zeitgründen – wenig um die Förderung der Wissenschaften gekümmert, ja nicht kümmern können, obwohl er in Fragen der Astronomie und Kosmologie, wie man heute weiß, seiner Zeit voraus war, Experimentalphysik betrieb und sich als erster ernsthaft mathematisch mit dem Begriff der Unendlichkeit beschäftigte. Aber zu seiner Bemühung um eine verstärkte Institutionalisierung von Forschung

und Lehre seitens der Kirche bedurfte es weder geheimnisvoller Scholaren noch betörender Sibyllen. Es war ein Erfordernis der Zeit, und der Kardinal von Kues an der Mosel war gewiß nur einer von vielen, welche die Zeichen der Zeit richtig zu deuten wußten. Die Cusanische Acceleratio, wie Leibniz sie postuliert hat, ist eine Schimäre. Die Behauptung, der Cusanus allein sei es gewesen, der »eine schläfrige, in lächerlichen Glaubensdingen zerstrittene Kirche aufweckte«, wie Voltaire es auszudrücken beliebte, ist eine Fiktion. Das Donnern der modernen Artillerie, die Sultan Mehmet II. im Jahr darauf vor den Toren von Konstantinopel in Stellung brachte, deren Feuerkraft der Westen nichts entgegenzusetzen vermochte, war laut genug, um das gesamte Abendland aufzurütteln – und letztlich zu einen.

Diese Lesart kann zwar nicht als offizielle Stellungnahme des Vatikans im neu aufgeflamnten Gelehrtenstreit um die sogenannte Cusanische Acceleratio gelten, doch sie dürfte seiner Billigung sicher sein. Chronistenpflicht ist es, die wichtigsten Fakten der vergangenen fünf Jahrhunderte festzuhalten, die den heutigen Zustand der Welt, insbesondere des Abendlandes, mitgeprägt haben.

Hier sind sie:

1460 Im Auftrag von Papst Pius II. gründen der päpstliche Legat Nicolaus Cusanus und Julius Pom-

ponius Laetus das humanistische Forschungsinstitut Accademia Romana.

1461 Johannes Regiomontanus wird zum Leiter der Accademia berufen.

1462 Auf Anregung von Nicolaus Cusanus führt Johannes Regiomontanus eine »Weltvermessung« durch. Das Ergebnis bestätigt die Angaben des Eratosthenes von Kyrene (276 bis 195 v.Chr.), der aus den abweichenden Schattenlängen auf dem Meridianbogen zwischen Syene (Assuan) und Alexandria einen Erdumfang von 40 000 Kilometern errechnete.

1464 Tod von Papst Pius II. und Nicolaus Cusanus in Todi, Umbrien, während des Aufbruchs zu einem Kreuzzug zur Rückeroberung Konstantinopels.

1467 Papst Paul II., Nachfolger von Pius II., betreibt die Schließung der Accademia Romana, die er bei aller Sympathie für die Wiederbelebung des humanistischen Erbes für eine ketzerische Geheimgesellschaft hält. Iulius Pomponius Laetus wird der Gotteslästerung angeklagt, ein weiteres Mitglied, Bartolomeo Piatina, wird gefoltert. Johannes Regiomontanus und einigen seiner Mitarbeiter gelingt die Flucht nach Mailand, wo die Sforza sie unter ihren Schutz stellen.

1470 Leonardo da Vinci wird Mitglied der Sapienza, wie die ehemalige Accademia Romana sich seit ihrem Exodus nennt. Sie gilt als Zentrum humanistischer Bildung und Forschung und wird zum Ziel

zahlreicher Gelehrter, Handwerker und Studenten aus aller Welt.

1475 Einführung des Magnetsteins auf den Schiffen des Italischen Bundes.

1476 Nach dem Tod von Johannes Regiomontanus wird Leonardo zum Leiter der Sapienza gewählt.

1478 Erfindung des »Brennkreisels« in der Sapienza durch Corbinian Seeshaupter, einem Büchsenmacher aus dem Salzburgischen. Zunächst mit Naphta befeuert, später mit Petroleum und seinen Derivaten, stellt der »Kreisel« eine Art Turbine dar, die als »mechanischer Sklave« bald auf allen Gebieten Anwendung findet, sei es als Antrieb von Fahrzeugen oder Pumpen, sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie und zunehmend im Verkehrswesen.

1480 Erneuerung des Italischen Bundes zwischen Venedig, Mailand, Florenz, Neapel, Montferrat und Savoyen für weitere 25 Jahre. Beitritt Genuas.

1481 Albertis *Gesang der mechanischen Sklaven* wird in Mailand uraufgeführt.

1484 Papst Sixtus IV. erklärt, daß es im westlichen Meer unentdeckte Länder geben müsse. Eine gegenteilige Auffassung, wie sie von einigen irregeleiteten Gelehrten verbreitet werde, die glaubten, das legendäre Cathay Marco Polos sei in westlicher Richtung nur durch einen Ozean von unserer Welt getrennt, würde eine Unausgewogenheit der Schöpfung vor-

aussetzen. Das wäre unchristlich, ketzerisch.

1486 Giovanni Caboto, ausgesandt von der Signoria seiner Heimatstadt Genua auf die Suche nach neuen Ländern im westlichen Teil der Welt, erreicht am Christophorustag (24. Juli) die Mündung des Delaware. Auf seiner zweiten Expedition (1488-1490) erkundet er die Küste zwischen der Mündung des Savannah und der des San Lorenzo. Auf der dritten Reise (1492 – 1495), die der Errichtung von befestigten Stützpunkten und Handelsniederlassungen dient und auf der ihn sein Sohn Sebastiano begleitet, findet er bei einer bewaffneten Auseinandersetzung mit Eingeborenen von Terranova den Tod. Er wird auf dem nach ihm benannten Capo Caboto beigesetzt. Sein Sohn Sebastiano führt die Expedition erfolgreich zu Ende.

1489 Während die Galeonen des Großherzogs der Toskana die Mississippi-Mündung und die Küste von Yucatan erkunden, legen venezianische Handelskapitäne im Auftrag ihrer Signoria an der Nordküste der südlichen Terranova befestigte Handelsplätze an, die sich zunehmend räuberischer Überfälle durch portugiesische und spanische Seefahrer erwehren müssen, nachdem die Kunde von reichen Goldfunden nach Europa gedrungen ist.

1492 Erster erfolgreicher Abschluß eines »Milan«, auch »Feuerbremse« genannt. Es handelt sich um eine Rakete, die von einem mit flüssigem Treibstoff

befeuerten »Brennrohr« angetrieben wird. In den Schmieden der Sapienza hergestellt und von einem Katapult in steilem Winkel gestartet, legt das Geschöß zwanzig Stadien oder zweieinhalb römische *milia* zurück und trägt eine *bomba* mit einem Mastello Naphta ins Ziel.

1494 Einfall König Karls VIII. von Frankreich in die Lombardei auf dem Weg nach Neapel. Am 23. September Treffen am Ticino. Das vereinte italische Heer unter dem Befehl Francesco Gonzagas bereitet den Franzosen eine vernichtende Niederlage. Der Florentiner Staatsmann und Historiker Francesco Guicciardini schreibt in seiner *Storia d'Italia*:

»Die so gefurchtete moderne französische Artillerie wurde völlig überrumpelt. Das infernalische Kreischen der mailändischen Feuerbremsen, die durch den Himmel rasten, Naphtafeuer verspritzten und das Schlachtfeld in wenigen Minuten in Rauch und Flammen hüllten, fuhr wie der Zorn Gottes zwischen die Feinde, deren Aufmarsch bald jede Schlachtordnung vermissen ließ. Als zur Kavallerie-Attacke geblasen wurde, war die Reiterei hoffnungslos zerstoßen, und die Bauern in Savoyen ließen ihre Äcker im Stich, um die in weitem Umkreis verstreuten gesattelten Pferde einzufangen und sie für gutes Geld alenthalben auf den Märkten zu verkaufen.

Francesco ließ die schönen neuen französischen Kanonen, von denen nicht wenige keinen einzigen

Schuß hatten abfeuern können, nach Mailand bringen, um sie in den Erzgießereien untersuchen zu lassen ...«

1510 Copernicus lehnt eine Berufung an die Sapienza ab.

1512 Michelangelo: »Überall in den Provinzen hört man tagsüber und nächtens das Fauchen und Schnarren der Brennkreisel. Dahin ist die bukolische Ruhe unserer Heimat. Die Luft ist voll Rauch und Gestank verbrannten Naphtas. Über den Auen liegt ein ungesunder Nebel, ein Miasma, das einem den Atem beraubt.«

1576 Giordano Bruno wird zum Präsidenten der Sapienza gewählt.

1613 Johannes Kepler gelingt die Flucht vor den Nachstellungen der Gegenreformation in Deutschland. Gemeinsam mit seiner Mutter reist er über Wien und Venedig nach Mailand.

1614 Nicht Galilei, sondern Kepler wird zum Nachfolger Brunos als Leiter der Sapienza gewählt. Galilei verläßt demonstrativ die Akademie und zieht sich in sein Landhaus in Arcetri zurück.

1620 Endgültiges Scheitern der Gegenreformation in Europa. Verbot und Enteignung des Dominikanerordens.

1626 Protestantische Truppen belagern vergeblich Rom. Der Papst flieht über Budapest nach Krakau.

1627 Niederlage des durch Seuchen dezimierten

nordischen Heeres in den Schlachten bei Orvieto und Bologna. Rückkehr des Papstes nach Rom.

1630 Beendigung des Glaubenskrieges im Frieden von Prag. Neuordnung Europas.

1672 Leibniz prägt den Begriff der »Cusanischen Acceleratio« der Wissenschaften. Bau der ersten funktionierenden mechanischen Rechenmaschine.

1674 Seeschlacht von Chalkis. Befreiung Griechenlands.

1676 Rückeroberung von Konstantinopel.

1682 Ein Söldnerheer unter dem Befehl des Condottiere Alessandro Tarvisio schlägt die Türken bei Tarsus und Mersin. Befreiung von Aleppo, Damaskus, Jerusalem und Kairo im Zweiten Heiligen Krieg. Sicherung der Petroleumquellen in Mesopotamien.

1705 Vollendung des Suezkanals.

1708 Besetzung von Oman und Jask an der Straße von Hormus durch ein italienisch/deutsch/britisches Expeditionsheer, um die Schifffahrtsstraße zu den Petroleumhäfen im Persischen Golf zu sichern.

1710 Verstärkter Bau von Schiffen, insbesondere hochseetüchtigen Petroleumfrachtern, mit leistungsfähigen Brennkreiselmotoren durch die europäischen Großmächte.

1712 Die Militär-Signoria von Kairo gestattet aus »Sicherheitsgründen« nur noch motorbetriebenen Schiffen die Durchfahrt durch den Suezkanal. Segel-

schiffe sind gezwungen, wie früher den beschwerlichen Weg um Afrika zu nehmen.

1715 Der Brand des Petroleumfrachters *Amalfi* äschert Piräus ein.

1720 Untergang des Petroleumfrachters *Haven* in der Bucht von Genua. Fisch- und Krabbenbestände werden in weitem Umkreis vernichtet. Die Altstadt von Genua muß für mehrere Monate evakuiert werden.

1738 Bau des ersten Luftschiffs mit Wasserstoff-Füllung durch Ian McInnes.

1752 Der *Glory of Glasgow* unter Kapitän Seamus Shaw gelingt als erstem Luftschiff die Überquerung des Atlantik.

1758 Leonhard Euler veröffentlicht sein bahnbrechendes Werk *Calculations zur Erreichung des Weltenraumes vermittels reactiver Flugapparate*.

1763 Erste erfolgreiche Flugversuche George Rauschles mit dem Motorflugzeug *Skylark of Massachusetts*.

1780 Die Neuenglandstaaten entscheiden den Unabhängigkeitskrieg für sich durch die Luftüberlegenheit ihrer wendigen, von Robert Fulton konstruierten *Arrow*-Motorflieger über die schwerbewaffneten, aber verletzlichen Schlachtkreuzer der Royal Air Navy. Bombardierung von Boston und Norfolk. Zerstörung von Philadelphia durch Luft-Boden-Raketen mit Phosphor-Naphtalin-Sprengköpfen. Verheerende

Niederlage der Briten in der Luftschlacht über Long Island.

1795 Erster regelmäßiger Transatlantik-Luftdienst zwischen Amsterdam und Boston sowie zwischen Rom und Genua Nova über Ponta Delgado und Bermuda.

1814 Eine Flutkatastrophe in Holland fordert über 100 000 Menschenleben.

1819 Stürme bis Windstärke 12 suchen die deutsche Nordseeküste heim. Dämme auf einer Länge von vierzig Kilometern gebrochen. Hamburg muß wegen Überflutung evakuiert werden. Auch Holland wieder schwer betroffen. Pläne für ein gemeinschaftliches nordwesteuropäisches Damm-Projekt scheitern an den immensen Kosten.

1822 Schätzungsweise eine Million Tote durch den schwersten Taifun seit Menschengedenken in Bengalen. Drei Millionen Menschen fliehen aus den überfluteten Gebieten.

1825 Weltweit wird ein Ansteigen des Meeresspiegels registriert. Die Gelehrten stehen vor einem Rätsel. Einige von ihnen sagen einen »tropischen Äon« voraus, der durch höhere Temperaturen und stärkere Luftbewegungen in der Erdatmosphäre gekennzeichnet sei. Saint-Léonard-de-Noblat Joseph Gay-Lussac, der bekannte französische Atmosphärenforscher, äußert die Vermutung, daß zwischen der exzessiven Verbrennung von Petroleum seit nunmehr

300 Jahren und der Veränderung des Weltklimas ein ursächlicher Zusammenhang bestehen könnte.

1830 *Orbitale Trajektorien in den Planetenräumen* von Carl Friedrich Gauß und Heinrich Olbers erscheint.

1845 Die Computersprache ADA, erfunden von Ada Lovelace, der Tochter Lord Byrons, verhilft den elektrischen Pascal-Rechenapparaten endlich zum Durchbruch. Das Zeitalter der sogenannten Datenverarbeitung beginnt.

1854 Publikation der Gauß-Riemannschen Allgemeinen Gravitationstheorie, die ein durch Masse geometrisch verformtes raumzeitliches Kontinuum postuliert.

1866 Der letzte Stützpunkt im Sultanat Male muß aufgegeben werden. Die evakuierten Bewohner erhalten Siedlungsrechte an der Koromandelküste.

1871 Nach den Monsunstürmen zu Jahresbeginn melden die Piloten der Durban-Bombay Line die Überflutung der letzten Malediven-Inseln.

1873 Entdeckung des Masse-Energie-Prinzips durch William Clifford.

1878 Erster Überschallflug eines Raketenclippers von Savannah nach Sidney in weniger als sechs Stunden.

1881 Erster Orbitalflug mit Erdumrundung durch Major Brian McLaughlin mit dem Raketenflugzeug *Thunder*.

1883 Schätzungsweise eine halbe Million Tote in den ausgedehnten und dichtbesiedelten Urlaubsgebieten entlang der Küsten von Sumatra, Surabaya, Siam und Malaysia durch eine Flutkatastrophe unbeschreiblichen Ausmaßes, hervorgerufen durch den Ausbruch des Krakatoa-Vulkans in der Sundastraße. Richard Burton, der bekannte englische Forschungsreisende und Literat, der sich um die Zeit in Bandung aufhielt und tags darauf die Südküste Surabayas, des heutigen Java, mit einem Helikopter bereiste und das Unglücksgebiet in unmittelbarem Augenschein nahm, schrieb angesichts der ungeheuren Verwüstungen: »Es war, als sei die Faust eines zornigen Gottes über das Land gefegt.« (*London Times* vom Donnerstag, dem 30. August 1883)

1886 »Unerschöpfliche Energie aus dem Nichts« verkündet die *Washington Post* in ihrer Ausgabe vom 28. April 1886 anlässlich der Einweihung der ersten mit den in der Materie schlummernden Maxwell-Kräften betriebenen Anlage zur Elektrizitätsgewinnung in New York. Thomas Alva Edison, der Erbauer der Anlage, wurde vom Präsidenten der Amerikanischen Föderation, Stephen Grover Cleveland, mit dem Thomas Jefferson Award geehrt, der höchsten Auszeichnung für einen Wissenschaftler.

1897 Die Länder der Nordamerikanischen Föderation, allen voran Kalifornien, beschließen den Bau zahlreicher Maxwell-Kraftwerke, mit deren Hilfe

gigantische Bewässerungsprojekte in Angriff genommen werden sollen, um der zunehmenden Trockenheit in den landwirtschaftlichen Gebieten des Kontinents entgegenzuwirken.

1899 Dürrekatastrophe in Indien. Das dritte Jahr in Folge bleibt der Monsunregen aus. 60 Millionen Menschen auf der Flucht. Hilfslieferungen aus aller Welt vermögen die Not nicht zu lindern. Der Weltstaatenbund erzwingt angesichts des Massensterbens mit Waffengewalt die Öffnung der Grenzen nach Birma und Siam.

1906 Erdbeben in San Francisco. Zwei Maxwell-Kraftwerke schwer beschädigt. Samuel Ruben, der Präsident von Kalifornien, ruft den nationalen Notstand aus und bittet die Nachbarstaaten um Hilfe.

1907 Eine rätselhafte Seuche breitet sich von West nach Ost über den nordamerikanischen Kontinent aus. Die Länder des Mittelwestens schließen ihre Grenzen und ergreifen rigorose Quarantänemaßnahmen, nachdem mit dem Verbot von Viehtransporten keine Wirkung erzielt werden konnte. Die Seuche bewirkt nicht nur Siechtum und Mißbildungen bei Tieren, sondern auch zunehmend bei Pflanzen und sogar bei Menschen. Die Wissenschaftler stehen vor einem Rätsel.

1908 Ernest Rutherford, Professor in Manchester, der bis vor kurzem an der McGill University in Montreal lehrte und der in diesem Jahr mit dem Nobel-

preis für Chemie ausgezeichnet wurde, behauptet, daß zwischen der freigesetzten Strahlung aus den zerstörten Maxwell-Kraftwerken von San Francisco und dem Auftreten von tödlichem Siechtum bei Mensch und Tier sowie Mißbildungen bei Neugeborenen und bei Pflanzen ein unmittelbarer Zusammenhang bestehen muß; daß es sich also keineswegs um eine Infektionskrankheit handle, sondern um eine »Strahlenkrankheit«, die medizinisch zwar noch unerforscht, aber keineswegs ansteckend sei. Trotzdem kommt es in ländlichen Gebieten immer wieder zu Pogromen an Sterbenden und Kranken unter dem Deckmantel von »Schutzmaßnahmen«.

1909 »Politischer Schachzug oder technische Panne?« fragt der *Manchester Guardian* in seiner Ausgabe vom 26. Oktober. Die deutsche Mondexpedition endete in einem Desaster.

Der unter monatelanger Geheimhaltung vorbereitete Start der *Helmuth von Moltke* verlief offensichtlich planmäßig. Das Raumschiff setzte nach dreitägigem Flug im Mare Imbrium wohlbehalten auf, aber ein Rückstart zur Erde wurde nicht versucht oder mißlang. Vermutungen einiger ausländischer Experten, die behaupteten, eine Rückholung der vier Mondmatrosen sei überhaupt nicht geplant, ja technisch kaum möglich gewesen, traten die deutsche Admiralität und das Reichsmarineamt mit aller Schärfe entgegen. Politische Beobachter gehen eben-

falls von einer technischen Panne aus und halten die Mutmaßungen für absurd. Sie vermuten, daß das Risiko sträflich unterschätzt wurde, weil man dem Kaiser dieses technische Propagandaunternehmen nicht auszureden wagte. Der überraschende Rücktritt des Reichskanzlers Fürst Bernhard von Bülow brachte freilich kein Licht in die dubiose, von Kaiser Wilhelm II. mit Aplomb verkündete, aber blamabel verlaufene »Eroberung des Mondes durch das Deutsche Reich«. Aus Potsdam selbst ist keine Stellungnahme zu erhalten.

1914 Hungerflüchtlinge aus Afrika und Asien strömen nach Europa. Italien und Spanien richten ein dringendes Hilfeersuchen an die übrigen europäischen Staaten. Erste Paneuropa-Konferenz in Genf

1915 Trotz massiver Proteste durch den Weltstaatenbund verschärfte Ausländerregelungen in den europäischen Ländern. Vermehrte Abschiebungen; Schließung der Außengrenzen. Pogrome gegen illegale Zuwanderer vor allem in Österreich, Deutschland, Frankreich und der Schweiz.

1917 Zweite Paneuropa-Konferenz in Wien. Gemeinsame Ausländerpolitik beschlossen. Ausnahmeregelungen nur für »Heimkehrer« aus den Ländern der ehemaligen Nordamerikanischen Föderation und der Südafrikanischen Republik, die als rassisch und genetisch unbedenklich eingestuft werden. Konkrete Pläne für eine Wirtschafts-, Währungs- und Vertei-

digungseinheit. Beschluß zur Errichtung eines Nordatlantik-Damms. 1918 Dritte Paneuropa-Konferenz in London. Winston Churchill als »Einiger Europas« gefeiert. Die Forderung des Weltstaatenbunds nach Lockerung der europäischen Einwanderungsbestimmungen wird einstimmig abgelehnt, der Vorschlag »Öl für Immigration« als Erpressungsversuch zurückgewiesen.

1923 In München kommt es bei einer antieuropäischen Kundgebung zu einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen militanten Nationalisten, dem sogenannten Kampfbund, und den Ordnungskräften. Dabei finden die Rädelsführer der Radikalen, Erich Ludendorff, Max von Scheubner-Richter und Adolf Hitler, den Tod.

1924 Die Vierte Paneuropa-Konferenz in Berlin verabschiedet Autarkie-Maßnahmen. Die Berliner Beschlüsse sehen vor, eine Flotte von Orbitalkraftwerken zu bauen, um die Energieversorgung sicherzustellen und gegen »Erpressungen« seitens des Weltstaatenbunds gewappnet zu sein.

1925 Gründung von Eurospatial in Paris. Beschluß zum Bau der ersten ständig bemannten Orbitalstation.

1933 Feierliche Unterzeichnung der Gründungsurkunden der Vereinigten Staaten von Europa in Versailles.

1936 Rückzug der »Freischärler«-Verbände unter General Francisco Franco aus Ceuta und Tanger und

der Truppen des Feldmarschalls Benito Mussolini aus dem Mezzogiorno. Errichtung einer »Sicheren Grenze« in Mittelitalien (Linie Gaeta-Termoli), die später an den südlichen Rand der Poebene verlegt wird (Abruzzen-Wall).

1936 Verstärkter Ausbau der Bastion Midi an der spanisch-französisch-italienischen Mittelmeerküste, des Südlichen Atlantikwalls und des Santiago-Walls an der portugiesischen und der spanischen Westküste sowie des Ostwalls zwischen der Adria und dem Finnischen Meerbusen (Linie Triest – Lemberg – Helsinki).

1944 Errichtung eines flutsicheren Atlantikdamms am Rande des europäischen Festlandssockels zwischen Bilbao und Kristiansund, an Brandon Head und Erris Head vorbei, die Hebriden und Shetlands umschließend, nach fünfundzwanzigjähriger Bauzeit abgeschlossen.

1945 Europapäsident Charles de Gaulle erklärt den Alten Kontinent zur »uneinnehmbaren Festung«. In seiner Festrede bezeichnet er Europa als »Arche, die unsere Kultur des Abendlandes in die Zukunft tragen wird«.

\*

Don Fernando tippte mit der Pfote in die Asche, zu der die Aufzeichnungen zerfallen waren. Er schnup-

perte an den grauen Flocken und leckte sie von den Krallen.

»Echtes Papier«, sagte er anerkennend. »Was für ein Kauz!«

Der Mann, den manche Zeitheimische den Engel nannten, wischte mit der Hand über den Tisch. Der Wind trug die Asche davon.

»Wir werden noch einmal zurückkehren müssen«, sagte er.

»Wahrscheinlich noch öfter«, sagte Don Fernando. »Es ist, als hätte ich's gerochen.«

Der Mann, den manche den Engel nannten, lehnte sich in seinem Schaukelstuhl zurück und schloß die Augen.

»Wir müssen vorsichtig zu Werke gehen«, sagte er. »Das Gewebe ist sehr dünn an dieser Stelle.«

Er spürte das Nahen eines Solitons und wandte den Kopf.

»Bist du bereit?«

»Allzeit«, erwiderte Don Fernando.

Der Ozean war zurückgekehrt. Eine Woge brandete an den Strand. Und schon hob die nächste ihr Haupt, stieg auf, neigte den Scheitel, um sich zu brechen, doch sie stürzte nicht nieder. Sie hielt inne. Es war, als hätte sie sich plötzlich entschlossen, den Aggregatzustand zu wechseln; sie wurde zähflüssig und erstarrte zu einem Gebilde, das eingefroren war in

der Zeit, wie er es auf einer der Replikationen im Palast von Karabati gesehen hatte. Die Woge, die in ihrer Bewegung innegehalten hatte, warf nun die Mähne zurück und sank rückwärts hinein ins Meer, aus dem sie aufgestiegen war.

Die Küste war sumpfig und mit Schilf bewachsen. Das Meer, nun weiter entfernt, rauschte kraftlos ans Ufer. Es war ein kaltes Meer. Auch die Luft war kalt. Über den Himmel ausgegossen waren Sterne; fremde Konstellationen. Dünner Nebel lag über den Niederungen landeinwärts. Irgendwo heulte ein Wolf.

»Trag mich«, bat Don Fernando.

Der Engel hob ihn auf und barg ihn an der Brust.

Das dumpfe Geräusch von Hufen auf weichem Untergrund war zu hören, dann das ängstliche Schnauben eines Pferdes. Ein Schimmel. Zwei Jungen saßen auf seinem Rücken; sie hatten das Pferd gezügelt und starrten herüber. Wieder heulte der Wolf, diesmal näher. »Altes Scheusal«, zischte Don Fernando.

»Hör auf, mir mit deinen kalten, nassen Pfoten die Brust zu zerkratzen, Fernando«, sagte der Engel.

»Verzeih.«

Der Schimmel warf den Kopf herum und wandte sich zur Flucht.

Der Junge, der ihn ritt, straffte die Zügel, der andere hielt sich an seinem Begleiter fest und blickte mißtrauisch über die Schulter.

»Fürchtet euch nicht!« rief der Engel den beiden zu. »Wir sind angekommen«, sagte er dann zu Don Fernando.

»Das will ich doch hoffen.«

Sie erreichten die Hütte. Der Vermummte trat heraus und schob die Kapuze zurück.

»Willkommen«, sagte er.

### III PADANIEN

»ZIEH DAS UHRWERK FALSCH HERUM AUF, UND DIE TÄNZER WERDEN SICH RÜCKWÄRTS BEWEGEN, DIE MUSIK WIRD RÜCKWÄRTS SPIELEN – UND VERGANGENE NÄCHTE WERDEN WIEDERKOMMEN ...«

*Gene Wolfe*

Meine Abreise wurde auf den 17. April festgesetzt. Ich sollte zunächst nach Salzburg fahren. Falcotti würde dort sein und mir persönlich letzte Weisungen des Istituto della rinascita für meine Mission übergeben und erläutern. Dies habe unter vier Augen zu geschehen, stand in der Mail.

Frans brachte mich nach Santa Lucia. Er verstaute mein Gepäck und setzte sich mir gegenüber.

»Am liebsten würde ich mitfahren«, gestand er. »Manchmal habe ich ein bißchen Heimweh. Mein Vertrag hier läuft Mitte des Jahres aus, dann komme ich nach Amsterdam und werde dir ein paar Tricks zeigen, wie man sich auf eine Transition einstimmt.«

Ich hatte Mühe, mich auf die Abreise »einzustimmen«. Der Zug war abfahrbereit, und Frans mußte sich beeilen, um rechtzeitig aus dem Waggon zu kommen. Als der Zug langsam anfuhr, klopfte er von außen an die Scheibe, aber das Fenster ließ sich nicht

öffnen. »Wir sehen uns in Amsterdam!« rief er.

Ich las es ihm von den Lippen ab. Der Zug fuhr schneller. Frans trabte ein Stückweit nebenher, dann blieb er zurück.

Hinter Mestre begann altes Kulturland. Alte Gehöfte zogen vorbei, umbrafarbene Ziegelbauten mit eingesunkenen Dächern, dazwischen moderne Agrarfabriken. Zypressen säumten Auffahrten zu Landsitzen und Villen, abgeschirmt durch Mauern und Parks. Alte Weidenbäume standen entlang gewundener Bäche, in frisches Grün gekleidet und von der Frühlingssonne vergoldet. Dann tauchten immer öfter die blitzenden, schnurgeraden Kanäle eines lückenlosen Bewässerungssystems auf, dazwischen Felder mit Turboreis, geballt angewandte Genetik, Quadrillionen von Nanomaschinnen, die aus Wasser, Luft und Sonnenlicht Zucker spannen – jedes ein submikroskopischer Robot-Mechaniker, der Moleküle demontierte und auf seine Weise anders zusammensetzte.

An den Rändern der Städte von Padova über Verona bis Trento stapelten sich Tausende von Wohncontainern mit Flüchtlingen aus dem Alto Adige. Dazwischen hatte man Tragluftkuppeln errichtet. Weinstöcke mit hochoberhobenen Ranken wie Kolonnen von Verzweifelten säumten den Bahndamm. Die Visionen von Padanien hatten sich zerschlagen – Notstandsgebiet, bedrängt aus dem Süden und aus dem Norden.

Hinter Trento wurde die Welt enger.

Eine Gruppe von vier rot-weiß gestrichenen Gittermasten stand eng aneinandergedrängt auf einer Felsnase über dem Tal; mir schien, als hätten sie sich bei einer Überschwemmung dorthin geflüchtet und harrten der Rettung. Ich dachte an Engel, die funkenstiebend zu Tal stürzten wie Luzifer, und an Renatas verstümmelte Hand.

Der Zug fuhr langsamer. Wir näherten uns der Grenze. In Bolzano mußte ich umsteigen. Die österreichische Magnetschwebbahn thronte auf einem erhöhten Bahnsteig. Überall rot-weiß-rote Fahnen mit dem ausgezehrten Adler. Sie hätten ihren Adler längst gegen den der Deutschen eintauschen müssen, hatte Renata einmal spöttisch gesagt. Der fette Vogel stünde ihnen inzwischen besser.

BOZEN. Auf den übermalten Stationsschildern schlug das alte BOLZANO durch die Deckfarbe.

Die Überprüfung von IKom, Reisedokumenten und Gepäck dauerte seine Zeit. Der ältere Beamte mit seiner grauen Dienstmütze nickte mir lächelnd zu, als auf seinem Bildschirm der päpstliche Visumvermerk erschien. Mein Gepäck wurde gebracht. Offenbar hatte man es genauer durchgemustert. Ein Beamter in Zivil legte den Briefbeschwerer mit dem Marssand auf den Tresen.

»Was ist das?«

»Steht drauf«, sagte ich mürrisch.

Der Grenzbeamte erinnerte mich an meinen Erdkundelehrer im Gymnasium, den ich nie hatte leiden können. Der gleiche arrogante Typ: schlank, kurzgeschnittenes graues Haar, graumeliertes Schnäuzer, spöttische blaue Augen. Und ebenso eitel. Er schnippte mit dem Finger gegen den Boden des Briefbeschwerers. Roter Sand stob auf zwischen den Kuppeln und verdunkelte den Himmel über Port Abret.

»Hübsch«, sagte er und setzte die Hemisphäre auf dem Tresen ab; seine Fingernägel waren sehr gepflegt.

»Ein Souvenir«, erklärte ich. »Ein Geschenk.«

»Von Renata Gessner?«

*O verdammt! Verdammt! Verdammt!*

»Gewebespuren von ihrer Haut«, sagte er spitzlipig und fugte mit beiläufiger Herablassung hinzu: »Auch wir haben unsere smarten Nanobots.«

Ich spürte dieses Kribbeln in den hinteren Oberschenkelmuskeln, das mich stets in Paniksituationen überfiel. Ein Fluchtreflex? Was konnte der Kerl mir schon anhaben? Ich hatte mich ja nicht strafbar gemacht, nur weil ich dieses Ding im Gepäck hatte. Trotzdem fühlte ich Kälte in den Eingeweiden. Er genoß meine Schockreaktion und beobachtete mich spöttisch.

»Wir haben lange nichts mehr von Frau Gessner gehört«, sagte der Grenzbeamte. »Geht's ihr gut?«

»Doch, ja«, stammelte ich eingeschüchtert. »Sie wird Ihnen bestimmt keine Schwierigkeiten mehr machen, glaube ich«, setzte ich blöde hinzu und haßte mich dafür.

»Schwierigkeiten?« Er verzog seinen Schnäuzer zu einem spöttischen Lächeln. »Das glaube ich kaum, Fräulein Ligrina. Gute Reise!«

Der Grenzbeamte wandte sich ab und verschwand durch eine Glastür.

*Fräulein.* Ich zog hastig am Reißverschluß meiner Reisetasche; er verhedderte sich. Der freundliche ältere Beamte half mir, sie zuzudrücken. Dann eilte ich zur Rolltreppe, die zum Bahnsteig der Österreichischen Staatsbahn führte.

\*

Der Magnetschwebbahn-Express nach Salzburg war luxuriös und geräumig. Die taubenblau gepolsterten Sitze ließen sich in Liegestühle verwandeln. Auf dem Bildschirm vor mir erschien eine Streckenkarte mit Zeit- und Entfernungsangaben.

Österreich-Ungarn war inzwischen ein großes und wohlhabendes Land; es gab keinen Grund, das Licht des nationalen Stolzes unter den Scheffel zu stellen. Seit dem EU-Austritt, dem Anschluß Ungarns, Sloweniens, Friauls und Südtirols unter einer freiheitlichen Regierung ging es aufwärts. Wien war es ge-

lungen, anderthalb Jahrhunderte zu überspringen und an den zweifelhaften Glanz der alten k.u.k.-Monarchie anzuknüpfen, ja, wie manche meinten, sogar an den Glanz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Wir tauchten in einen Tunnel und wieder heraus, schossen einen Berghang hinauf und segelten in ein Gebirgspanorama hinein. Zehn Minuten später hielten wir in Brixen.

Die Bahntrasse führte quer über die Stadt hinweg. Der neue Bahnhof schwebte wie ein Blimp zwischen Dom und Kloster hoch über den Häusern. Ich blickte hinunter auf naß glitzernde Schieferdächer und die zahllosen rußigen Mäuler der Kamine. Die Schatten der Wolken eilten darüber hin. Es war eine kleine Welt: die Gassen und Plätze, das Kloster, der Dom. Ein böiger Nordwestwind fiel über den Monte Quaira herab und zerrte an den Trossen des Bahnhofs. Für einen Moment wurde mir schwindlig. Ich fühlte mich wie ein Insekt, das in ein Spinnennetz geraten ist, und blickte mich unwillkürlich um, als müßte von irgendwo die Spinne herangehuscht kommen, um ihre Beute zu töten.

Ganz in der Nähe schlug eine Glocke – ein einzelner heller Schlag. Die Luft hat einen anderen Geschmack hier, rauh und doch glatt und kühl wie eine Klinge. Lag es an der Höhe? Ein Zeppelin, die *Erzherzog Ferdinand*, hatte zwischen zwei futuristisch

gestylten Pylonen aus Kohlefaserverbundstoffen festgemacht und ihre Passagiergondel auf eine Plattform abgefiert. Die lasergesteuerten Luftschrauben kämpften mit dem Wind und wechselten ständig die Drehzahl, um das Luftschiff in Position zu halten. Sein Schatten fiel aufs Ostufer des Isarco. Die Plattform wimmelte bereits von Menschen, und es folgten noch weitere durch die Verbindungsröhre zum Bahnhof Jenseits des großen Talkessels erstreckten sich Weinberge an den Südhängen. Sie wirkten wie energisch grob schraffierte Schwarzweiß-Zeichnungen. Das Licht der Sonne war blaß, es vermochte keine Farben zu entzünden. Von Sonne und Schnee silbrig gebeiztes Holz. Trutzige Häuser, geduckt, nach innen gekehrt. Hier herrschte Enge, Abweisung. In diesem Kessel zog die Welt durch, hier kam sie nie hin. »Hier sind wir«, sagten die Bewohner dieser Täler. »Fremde bleiben draußen, bleiben Fremde.«

Diese Enge hatte auch Nicolaus Cusanus erfahren müssen, wie ich inzwischen wußte. Er, ein Mann von Welt, mit weitem Blick und grenzenüberschreitenden Ideen, hatte als erster moderner Denker über eine experimentelle Wissenschaft nachgedacht, über die mathematische Unendlichkeit und die Gottes, über die Unendlichkeit der Welt und die Natur von Zeit und Ewigkeit. Mit diesen Leuten hier kam er nicht zurecht. Er, der Intellektuelle, wollte sie zu einem christlichen Lebensstil anhalten, sie mit Kirchenstra-

fen dazu zwingen. Er, der Theoretiker, begriff nicht, daß er keine Christen vor sich hatte, daß ihre Kreuze, ihre Prozessionen und Wallfahrten nur Tünche waren, Firnis auf jahrtausendealten heidnischen, militanten Traditionen. Sie mochten ihn nicht, diesen – Deutschen? – Römer? – Fremden jedenfalls! Diesen angeblichen Freund des Papstes. Er dachte ihnen zuviel, wußte zuviel, durchschaute zuviel, mutete ihnen zu, über Dinge nachzudenken, die sie gar nicht begriffen, gar nicht begreifen wollten. Sie widersetzten sich ihm, ignorierten seine Anweisungen, sabotierten, hintergingen und denunzierten ihn. Sie machten lieber gemeinsame Sache mit seinem Gegenspieler, dem Habsburger, den sie zwar noch mehr haßten, dessen Habgier sie aber begreifen, dessen Winkelzüge sie berechnen konnten, weil sein herrisch-aufbrausender, jähzorniger Stil ihrem Naturell eher entsprach. Der Cusaner blieb ihnen unbegreiflich, verstörend, unheimlich. Er lebte und agierte in einer Welt, deren Horizont weit jenseits ihrer Berggipfel lag, hinter denen für sie jeden Tag die Sonne unterging. Trotzdem harrte er hier sieben Jahre lang als Erzbischof aus und verzehrte sich, weil er kein Problem ungelöst zur Seite legen konnte. Hier war er gescheitert, bis sein Freund, Papst Pius II., ein Einsehen hatte. 1458 berief er ihn nach Rom und wies ihm Aufgaben zu, die seinem Genius würdiger waren als der Kleinkram einer kirchlichen Provinzverwaltung.

Der Zug war weitergeglitten, während ich dem Gelehrten geschwätz lauschte, das mein Scarabeo zusammengetragen hatte. Ein wüster, ignoranter Haufen, von dem du abstammst, Renata, das muß ich schon sagen!

\*

Hinter Brixen, Richtung Norden, hatte ich das eigenartige Gefühl, nicht auf den Hauptkamm der Alpen zu, sondern aus den Bergen hinaus zu fahren. Doch der Eindruck täuschte. Franzensfeste war schon immer ein Sinnbild der Enge und Abriegelung, das ideale Nadelöhr für Militärs und Wegelagerer. Man brauchte nur noch architektonisch einen Stopfen hineinzuquetschen, um das Tal unpassierbar zu machen. Quergestellte Wände aus gemauertem Stein, durchbrochen von Schießscharten und Geschützportalen, sind zwischen die engen Felswände gekeilt worden wie die verbissenen Kiefer von Kampfhunden, die selbst im Tod nicht mehr voneinander zu lösen sind. Franzensfeste – ein Denkmal für die Raserei und Idiotie vergangener Kriege.

FORTEZZA war unter der neuen blauen Farbe auf den Schildern noch schemenhaft zu erkennen.

Ein Grenzpolizist in Zivil ging durch den Waggon, den Blick auf die elektronische Anzeige an seinem Wristtop gerichtet. Er fragte erneut die IKoms der

Reisenden ab, und absurderweise erzeugte das in mir ein Gefühl – nein, nicht eigentlich der Furcht, sondern einer unbestimmten Schuld.

Die Welt wurde noch enger und dunkler. Der Zug bewegte sich auf kurzen Strecken wie ein Geschoß durch den Laufeiner Waffe. Plötzlich sah ich zum ersten Mal in meinem Leben echten Schnee! Wie Deckweiß klebte er an den nördlichen Hängen der schroffen Gipfel.

Ein Gong ertönte. Der Purser, ein sympathischer junger Mann im Frack – er stellte sich als Magister Bosnitschek vor –, erschien auf dem Bildschirm an meinem Sitz. Er sprach mich persönlich mit meinem Namen an und lud mich zum Dinner im Speisewagen ein. Sein Italienisch war nicht »reingepfiffen«, aber passabel, und ich bedankte mich unwillkürlich für die nette Einladung. Da bemerkte ich jedoch, daß allen meinen Mitreisenden durch einen Trick des Computersystems die gleiche Ehre einer persönlichen Einladung in ihrer jeweiligen Landessprache zuteil wurde.

Es gab Fiakergulasch mit Semmelknödeln, Tafelspitz mit Apfelkren und Erdäpfeln sowie Wiener Vannillenbraten mit Häuptel- und Paradeisersalat. Zum Nachtisch empfahl er Topfenobersnockerln, Marillen-Palatschinken oder Liwanzen mit Obers. Was hatte das alles zu bedeuten? Signor Mondolino, ich dachte, Sie hätten mir perfektes Deutsch beigebracht!

Dabei verstand ich nun kein Wort! Aber es schmeckte himmlisch.

Während wir auf der West-Ost-Transversale von Bregenz nach Budapest mit vierhundert Stundenkilometern zwischen den Bergen dahinflogen, hatte ich Mühe, mit den Hauptpunkten der Speisekarte zu Rande zu kommen, bevor der Zug im Anflug auf Salzburg abbremste. Sogar der Espresso war tadellos – ein »kleiner Brauner«. Der Ober versicherte allerdings, daß dieser Name nicht auf Rassismus oder gar Ressentiments gegenüber uns Moros schließen lasse.

\*

Man hatte für mich im *Hotel Altstadt* ein Zimmer reserviert. Am Bahnhof war es Luigi unmöglich, ein Taxi zu bekommen.

»Wir haben hier seit etwa einem Jahrhundert eine Baustelle«, sagte mir ein hilfsbereiter älterer Herr, »und seit sich der Vatikan auch noch hier einquartiert hat, ist es mit Gottes Hilfe noch schlimmer geworden. Ihr IKom, oder wie dieses Gerät heißt, werfen Sie hier am besten gleich weg. Die meisten Österreicher haben das Ding schon beim EU-Austritt weggeschmissen. Es gibt bei uns noch Telefone. Oder es gibt sie wieder, wie man's nimmt.«

»Und wie weisen Sie sich aus?« fragte ich ihn.  
Er lachte hämisch.

»Braucht nicht jeder alles zu wissen«, erwiderte er. »Aber reden wir besser nicht darüber.«

Er hob seinen Spazierstock und winkte ein Taxi heran.

»Droschke!« rief er gebieterisch. »Aber subito!«

Der Taxifahrer, ein massiger, stiernackiger Mann mittleren Alters mit einem Doppelkinn und fettigem blondem Haar, roch überwältigend nach Knoblauch, Schweiß und einem synthetischen Patschuli, das er offenbar als flächendeckendes Deodorant einsetzte. Vergeblich.

»Wo soll's denn hingehen?« quetschte er schnaufend hervor, indem er über die Schulter blickte.

»*Hotel Altstadt.*«

»Rudolfskai. Nicht die schlechteste Adresse«, murmelte er anerkennend.

»Wie meinen Sie das?« fragte ich ihn.

»Da wird was geboten, Werteste. Wenigstens den Texanern und den Schlitzaugen, hört man«, sagte er glucksend. »Hört man.«

Wir fuhren eine Straße entlang, gesäumt von Banken und teuren Geschäften.

»Woher kommt die Dame?«

Wieder verrenkte er den Nacken, um mich ins Auge zu fassen.

»Europa«, sagte ich forsch.

Und dreh dich, um Himmels willen, schleunigst wieder um!, flehte ich stumm und hielt den Atem an.

»Europa«, prustete der Taxifahrer. »Wollen's mich pflanzen, Gnädigste? Euroland ist abgebrannt.«

Er patschte mit seiner dicken Hand vor Vergnügen auf das schaffellbezogene Lenkrad.

»Aber Euros nehmen Sie doch?«

»Logisch«, schnaufte er. »Ich nehme alles außer Marka Bavarese und böhmische Kronen. Die nehmen Ihnen nicht mal die Hausierer ab. Spielzeuggeld.«

Er trat fluchend auf die Bremse, als aus einer Seitenstraße eine Pferdekutsche hervorbrach.

»Na, na!« rief er.

Endlich gelang es mir, ein Fenster herunterzukurbeln. Kühle feuchte Luft strömte herein, mit einem Hauch von Pferdeäpfeln. Wir fuhren über einen rasch dahinströmenden graugrünen Fluß im Abendlicht, dann bogen wir links auf eine schmale Straße ab, die das Hochufer entlangführte. Nach etwa zweihundert Metern hielten wir an.

Unter einem Bogen mit einem ornamentalen Gitter aus Schmiedeeisen gähnte eine dunkle Höhlenöffnung. Über dem plumpen massiven Unterbau erhob sich ein helles vierstöckiges Gebäude, an dessen Fassade lange rot-weiß-rote Fahnen herabhingen. Der Fahrer machte keine Miene auszusteigen, also hob ich selber meinen Koffer und meine Reisetasche aus dem Kofferraum, in dem alles mögliche Gerümpel herumkollerte. Ein junger Hotelangestellter kam aus

dem Eingang geeilt und half mir. Er trug eine moosgrüne Schürze unter einer schwarzen Weste. Hatte man ihn von der Gartenarbeit geholt, ohne daß er Zeit gehabt hatte, sich umzuziehen?

»Dreißig Euro«, forderte der Fahrer.

»Ganz schön viel für die kurze Strecke«, sagte ich.

»Paßt schon«, wies er mich zurecht. »Sie sind in Salzburg junge Frau, *und* im Vatikan dazu: Was woll'n S' mehr? Ich bitt' Sie!«

Dem jungen Mann schien die Szene peinlich zu sein. Sein Adamsapfel hüpfte nervös auf und ab, aber er sagte keinen Ton. Ich reichte dem Fahrer das Geld durchs Fenster.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Er lachte ungerührt.

»Viel Spaß!« sagte er und fuhr davon.

Eine teppichbelegte Steintreppe führte steil nach oben in eine Schatzkammer aus dunklem Holz – ein Ambiente in gediegener Rokoko-Imitation.

»Roblacher. – Herzlich willkommen bei uns, Fräulein Ligrina«, sagte ein junger, wohlgenährter Mann im dunklen Anzug an der Rezeption, reckte mir agil eine kurzfingerige Hand über den Tresen und gönnte mir ein geschäftsmäßig-gewinnendes Lächeln aus dem Mundwinkel; aus dem anderen knarzte er in Richtung Hotelboy: »Vierhundertacht.«

Der schlaksige Junge nickte beflissen und führte mich über teure Teppiche an lindgrün lackierten

Schmuckvitrinen und grün-orange gestreiften Fauteuils vorbei zu einem Aufzug, dessen Auskleidung mit punziertem Messingblech eindrucksvoll funkelte. Signor Falcotti schien den Vatikan für mich in Unkosten stürzen zu wollen.

Auf der anthrazitfarbenen Bodenmatte in der Kabine stand »Mittwoch«.

»Wird das jeden Tag gewechselt?« fragte ich meinen Begleiter.

»Selbstverständlich. Nach Mitternacht.«

»Darf ich fragen, wie Sie heißen?« fragte ich ihn.

»Janez.«

Die Akne auf seinen blassen Wangen flammte auf.

»Sie sind kein Österreicher.«

»Doch. Aus Marburg«, erwiderte er. »Marburg an der Drau«, fügte er hinzu.

»Maribor?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln und blickte zur Decke.

Wir stiegen unter einem Glasdach aus, von dem Vogelkäfige herabhingen. Es überspannte das Treppenhaus und schien nachträglich eingefügt worden zu sein, denn die Treppe führte an der Außenmauer eines Hauses entlang nach oben, die von Fenstern durchbrochen war, wie sie sonst zur Straße hinausgingen. An der Wand gegenüber hing ein frommes Bild, das der Form nach früher Teil eines Flügelaltars gewesen sein mußte. Im Zentrum war eine Monstranz zu sehen, über der Gottvater in den Wol-

ken schwebte. Eine barocke eucharistische Darstellung, wahrscheinlich geschaffen von einem lokalen Künstler.

In einem der Käfige stieß ein Ara einen ohrenbetäubenden Schrei aus.

»Sie Hai!« kreischte er.

»Was soll das sein?« fragte ich amüsiert.

Janez warf mir einen irritierten Blick zu.

»Das ist unser Joseph«, erklärte er.

»Was für ein schlichter Name für einen so farbenprächtigen Vogel.«

»Die meisten finden das witzig«, erwiderte er gleichgültig.

»Aha.«

Ich wurde neben der »Kaisersuite« einquartiert, wie ich den großen Messinglettern auf einer Marmortafel entnehmen konnte. Zimmer 408 war dagegen eher klein, aber behaglich, wenn man von den mächtigen dunklen Balken absah, die an der Decke dräuten, zumal sie von einem noch mächtigeren Querbalken getragen wurden, der quer über das Kopfende des Doppelbetts verlief. Das Bad war ein verschwenderischer Luxus in Gold, Marmor und flauschigem weißem Frottee. Ich genoß ihn und zog mich um.

Als ich aus dem Bad kam, bemerkte ich plötzlich, daß irgendjemand versehentlich eine Tür geöffnet hatte, die in die Kaisersuite nebenan führte. Vorher

hatte ich überhaupt nicht bemerkt, daß es eine direkte Verbindungstür gab. Stimmen waren zu hören, ein verhaltenes Kichern und Kieksen und leise Musik. Eindeutig Mozart – ich glaubte *Cosi fan tutte* zu erkennen. Vermutlich war eben jemand eingezogen, vielleicht ein frisch verheiratetes Paar, das seine Flitterwochen hier verbrachte, und es hatte die versehentlich unverschlossene Verbindungstür geöffnet. Ich wollte sie leise zudrücken, konnte es mir aber nicht verkneifen, einen kurzen Blick in die Suite zu werfen.

Es war ein geräumiges Schlafgemach mit einem riesigen quadratischen Bett, auf dem mit gerafften Röcken und gespreizten Beinen eine vollbusige junge Frau lag. Ihr Gesicht war stark geschminkt und mit Schönheitspflasterchen verziert. Auf dem Kopf trug sie eine weiß gepuderte Perücke. Ihr Geschlecht, das sie einladend darbot, war rasiert und schien ebenfalls geschminkt zu sein. Es sah aus wie ein Schnitt, der im weißen Fleisch zwischen ihren Schenkeln klaffte.

Am Fußende des Bettes führte ein junger Mann, der ebenfalls eine Perücke und einen roten Frack trug, einen Spitzentanz auf – eine Art Ballett, das den Klängen der Musik folgte. Aus seiner geöffneten Hose ragte ein langes, dünnes Geschlecht, das hin und her zuckte wie die Zunge eines hungrigen Ameisenbären. Der Tänzer hatte die Augen geschlossen und

bewegte die Arme, ganz der Musik hingegeben, während er um das Fußende des Bettes herum sich seiner Partnerin näherte. Schließlich sank er mit einem Jauchzen in ihre Arme und vereinigte sich mit ihr, während die Musik sich zu einem Höhepunkt aufschwang und dann verstummte.

Doch dann traute ich meinen Augen nicht: Das kopulierende Paar war plötzlich verschwunden, das Bett makellos glatt. Verlegen bemerkte ich, daß ich nicht als einzige Zeuge dieser erotischen Darbietung gewesen war. Mindestens sechs weitere Gäste hatten, neugierig wie ich, durch halb geöffnete Türen in die Kaisersuite gespäht. Männer, Frauen, hauptsächlich Touristen – einige nur halb bekleidet oder im Frotteemantel mit dem Emblem des Hotels auf der Brusttasche. Alle waren sie nun hastig bestrebt, sich so dezent wie möglich zurückzuziehen.

»Liebe Gäste und Freunde des Hauses«, gurrte eine Frauenstimme mit seidenweicher Hingabe aus einem verborgenen Lautsprecher.

»Seien Sie herzlich willkommen bei unserer heutigen Amadeus-Party. Das war eine kleine Kostprobe unserer gegenseitigen Darbietungen. Die eigentliche Veranstaltung beginnt um zweiundzwanzig Uhr. Zum Kennenlernen treffen wir uns eine halbe Stunde vorher im Rokoko-Saal zu einem zwanglosen Umtrunk auf Kosten des Hauses. Jeder ist herzlich eingeladen. Bis dann!«

Und eine Männerstimme, in der ich bei allem Bemühen um ein samtiges Timbre die des forschenden Chefs der Rezeption wiedererkannte, fugte hinzu: »Die Teilnahme kostet zehntausend Schilling pro Person. Zu einem Aufpreis stellen wir Ihnen auf Wunsch gerne die nötige VR-Ausrüstung zur Verfügung, meine Damen und Herren.«

Ich wollte die Tür vollends ins Schloß drücken, doch meine Hand berührte nur den kühlen Verputz der Wand.

O Gott! Frans hatte recht: Es war ein Milliarden Geschenk, mit dem Toshiaki Ishida und Konsorten die Menschheit beglückt hatten – das Geschenk, jedwede wünschbare Möglichkeit zur sinnlichen Sensation, zum wirklichkeitsnah erlebbaren Surrogat der Wirklichkeit werden zu lassen. Ich erinnerte mich an Richard Forteys Buch über die Entwicklung des Lebens: »Der Mensch ist das einzige Lebewesen auf der Erde, dem es Vergnügen bereitet, sich selbst zu täuschen. Er ist geradezu versessen darauf, diese Kunst zu absoluter Perfektion zu entwickeln.«

Ich setzte mich aufs Bett und bat Luigi, unseren Scarabeo einzuspannen. Dann unternahmen wir eine Rundfahrt durch Salzburg und seine Geschichte. Wir besuchten die Salz- und die Sklavenmärkte von einst, die Paläste und Bürgerhäuser, die Festung und die Katakomben. Ich lernte die herrischen, eitlen, prunksüchtigen Erzbischöfe kennen, die sich phantastische

Schlösser bauen und von ihren Mätressen Dutzende von Kindern gebären ließen. Und dann Mozart, immer wieder Mozart: Mozart Vater, Mozart Sohn und Mozart Heiliger Geschäftstüchtiger Geist.

Später in der Nacht hörte ich wunderschöne Musik, die irgendwo im Haus erklang, hörte das Kichern und die Lustschreie von Damen mit gepuderten Perücken und Schönheitspflasterchen auf den geschminkten Gesichtern, und ich träumte von einem hungrig zügelnden Ameisenbären, der wie trunken in einem aufgebrochenen Granatapfel nach Beute stöberte. Und immer wieder hörte ich das irre Lachen von Tom Hulce in Milos Formans uraltem Film *Amadeus*, den mein Großvater so geliebt hatte, daß er ihn sich ansah, wann immer er Zeit dazu fand.

# IV DIE SALZKARAWANE

»ES GIBT KEINEN BESONDERS HERVORGEHOBE-  
NEN UND AUSSERORDENTLICHEN ZUSTAND DER  
VERGANGENHEIT, ... SONDERN EINE UNERMESS-  
LICHE ZAHL AN VERGANGENHEITEN, DIE ALLE-  
SAMT IHRE JEWEILIGE UNVERGLEICHLICHE BE-  
DEUTSAMKEIT BESITZEN. ... UND EIN JEDLICHER  
AUGENBLICK DER ZEIT, FÜR WIE KURZ AUCH IM-  
MER WIR IHN HALTEN MÖGEN, WIRD IN DER AB-  
FOLGE DER EREIGNISSE AUFGESPALTEN UND VER-  
GABELT SICH WIE DER STAMM EINES BAUMES IN  
ZWEI EINZELNE, MITEINANDER VERWANDTE,  
ABER GETRENNT VERLAUFENDE VERZWEIGUN-  
GEN.«

*André Malraux*

Das Fenster meines Zimmers ging auf die Altstadt hinaus: Judengasse, las ich. Über der grünen Kuppel des Doms hob sich die Festung vor einem schiefergrauen, regnerischen Himmel ab. Sie war keineswegs so imposant, wie mir die Reiseführer weismachen wollten, auf die unser Scarabeo zugegriffen hatte. Ich empfand sie ganz und gar nicht wie ein Symbol der Herrschaft übers Land, sondern eher wie das Sinnbild einer überstürzten Flucht nach oben – ein Aufplattern vor einer Bedrohung von unten, wie ein

schlampig zusammengenagelter Verschlag, der das Federvieh vor dem Raubzeug schützen sollte.

Als ich mein Zimmer verließ, trippelte Joseph alarmiert ans hintere Ende seiner Sitzstange und beäugte mich mißtrauisch. Aus einem Fenster schaute ich über die Salzach zum Kapuzinerberg hinüber: eine Landschaft wie in Blei geprägt; weiche Konturen, an denen der Blick keinen Halt fand. Ein Licht, das durch eine graue Eisscholle zu sickern schien. Die Luft schmeckte klamm, wie von der schalen Feuchtigkeit eben aufgehängter Wäsche geschwängert, mit einem Zusatz an Chemie. Ein Gefühl der Beklemmung überkam mich. Wie konnte der Papst seinen Sitz von Rom *hierher* verlegen? fragte ich mich. Wie konnte Mozart *hier* diese himmlische Musik komponieren? Das war doch ein Ambiente für Blasmusik und Trachtenkapellen.

An der Rezeption nahm ich mir einen der Regenschirme, die büschelweise in einem mächtigen Behälter aus getriebenem Messingblech steckten – für die Gäste des Hauses – und machte mich auf, zu Fuß die Altstadt zu erkunden.

Der Dom, von Bomben im Zweiten Weltkrieg zerstört und – wie der Reiseführer es nannte – »in kompromißloser Schlichtheit wiedererstanden«. Nun, hatte es die Schlichtheit einer Reitsporthalle sein müssen, fragte ich mich, als ich vom Residenzbrunnen aus das Längsschiff betrachtete. Doch als ich auf den

Domplatz trat und die Fassade sah, war ich doch sehr beeindruckt.

Sehr schnell entdeckte ich auch die ausgesprochen schönen Seiten Salzburgs. Mitten in der Stadt fand ich unter einer Felswand einen kleinen Friedhof mit Bäumen, alten Häusern und einem Kirchlein wie in einem abgelegenen Gebirgsdorf. Dann kehrte ich gleich daneben in ein wuchtig gebautes Wirtshaus mit gemütlichen Stuben ein, wo ich hervorragend zu Mittag aß. Völlig ahnungslos bestellte ich mir zum Nachtrich Salzburger Nockerln, weil mir die Bezeichnung so lustig erschien, und wurde dann mit einer Gebirgskette aus aufgeschäumtem, überbackenem Eiweiß konfrontiert, vor der ich nach dem ersten Gipfel kapitulieren mußte. Der Kellner, der ein Bruder von Janez hätte sein können, versicherte mir, daß das Lokal schon seit mehr als einem Jahrtausend *St. Peter* heiße und der Name nichts zu tun habe mit dem kürzlichen Zuzug des Heiligen Vaters. Der Wein des Hauses versöhnte mich vollends mit der Stadt.

Den Rest des Nachmittags streifte ich weiter durch die Straßen Salzburgs, konnte mich jedoch nicht überwinden, den Fuß in das berühmte Festspielhaus zu setzen. Das höhlenartige Innere, halb in den Fels gehauen, schreckte mich ab. Bernd hatte mir einmal erzählt, daß die Nazis mit Vorliebe in Höhlensystemen ihre scheußlichen Kriegswaffen produzieren

ließen. Tausende von Kriegsgefangenen verloren dort auf schreckliche Weise ihr Leben. Ich warfeinen Blick in das abgedunkelte Foyer, in dem Holographien von Bühnenszenen aufgebaut waren – ein gespenstischer Reigen erstarrter Gestalten in düsteren Verliesen. Ich wandte mich schauernd ab. Welch ein Unfug, schalt ich mich, aber die Beklemmung wollte nicht weichen.

Später saß ich auf einer Bank vor der Residenz und sah den Kutschern und ihren Pferden zu; den feinen Regen, der sie unablässig näßte, schienen sie überhaupt nicht zu bemerken. Da erreichte mich plötzlich ein Anruf von Falcotti aus Rom. Er werde noch aufgehalten, erklärte er und schien in Eile. Erst am Montag würde er in Salzburg sein, um ein Gespräch mit mir zu führen. Mir gehe es gut, versicherte ich ihm; Salzburg sei eine wunderbare Stadt, und ein verlängerter Aufenthalt sei mir höchst angenehm.

Einer der Kutscher, ein älterer Mann mit einem grünen Lodenjanker und einem schwarzen Filzhut, wie ihn die römischen Hobbits trugen – mit einem dicken Gamsbart daran –, sah mich feindselig an. Störte ihn mein Italienisch? Er hielt eine Zigarette in der hohlen Hand und zog daran, während er mit der anderen einen Apfel an sein kleines struppiges Kutschenpferd verfütterte.

Einem Impuls folgend rief ich Renata an. Sie ist im NEA-Status, meldete ihr IKom.

»Ist sie verreist?« fragte ich.

»Ich kann dir darüber leider keine Auskunft geben, Domenica. Willst du eine Nachricht für sie hinterlassen?«

»Grüß sie von mir, wenn sie zurück ist. Geht es ihr gut?«

»Wenn du Auskunft haben willst, kann ich deine Fragen ans Hendrik Casimir weiterleiten. Ich bin derzeit der KI des Instituts unterstellt und habe nur beschränkte Entscheidungsbefugnis. Soll ich dich verbinden, Domenica?«

»Nein, danke. Ende.«

Auch Frans hatte NEA.

»Ist er schon wieder auf Reisen?«

»Nein, aber er möchte nicht gestört werden«, beschied mich sein IKom.

»Sag ihm, daß ich es bin, Domenica.«

»Das ist mir bekannt, aber er möchte von niemandem gestört werden. Tut mir leid, so lautet seine Anweisung.«

»Dann möchte ich wirklich nicht stören«, sagte ich ärgerlich und unterbrach die Verbindung.

Der Kutscher hatte es aufgegeben, auf Kundschaft zu hoffen, und kletterte auf den Kutschbock.

»Für heut leckt's mi«, sagte er zu seinem Nachbarn, einem kräftigen jüngeren Mann mit einem bäurischen roten Gesicht, schwang die Peitsche und fuhr davon.

»Sie Hai!« kreischte mir der Ara entgegen, als ich aus dem Aufzug trat.

»Irgendwann, wenn die Salzach Hochwasser hat, wird einer hier reingeschwommen kommen und dich fressen, du blödes Vieh!« schnauzte ich ihn an.

\*

Es mußte nach Mitternacht sein. Die letzten elegant gekleideten Besucher des Festspielhauses hatten in Taxis Platz genommen oder ihre Autos aus der Tiefgarage geholt und waren nach Hause gefahren. Die Pforten waren geschlossen, die Lichter gelöscht. Es hatte aufgeklart. Ein heller Mondschein tauchte die Straße in Licht und ließ die Felswand noch dunkler erscheinen. Ein kalter Wind fiel von den Bergen herab. Ich fror. Hätte ich mich nur wärmer angezogen.

Im Dunkel eines Hauseingangs, zu dem ein halbes Dutzend ausgetretener Steinstufen herauführten, hatte ich mich zusammengekauert und starrte über die Straße. Kein Mensch war zu sehen. Es mußte jeden Moment soweit sein.

Und tatsächlich, da begann es. Es war, als ob die grauen Steine der Fassade sich verformten und menschliche Gestalt annähmen. Sie lösten sich aus dem Gemäuer des Festspielhauses, waren grau wie das Gestein – graue Schultern, graue Gesichter, graue Arme. Ausgemergelte, zerlumpte Gestalten, zehn

oder zwölf aneinandergelockt, sie lösten sich aus dem Fels und schlurften, taumelnd vor Erschöpfung, hinüber zur Pferdeschwemme, lautlos, in gespenstischer Stille. Nur das Wasser plätscherte. Sie wuschen sich, tranken aus den hohlen Händen. Dann wurden sie wieder weggeführt, durch den Stein hindurch. Sie verschwanden im Fels, während die nächste Kolonne zum Brunnen geleitet wurde.

Ich zitterte vor Kälte.

Plötzlich spürte ich eine Hand auf der Schulter. Ich fuhr herum.

»Glauben Sie allen Ernstes, Sie könnten sich vor uns verstecken?« fragte mein Erdkundelehrer, dem ich an der Grenze begegnet war. Er hob die kleine Hemisphäre und schüttelte sie. Sie war voller Dunkelheit.

Ich erwachte mit einem Schrei.

\*

Der nächste Tag brach sich mit einem strahlenden Morgen Bahn. Ich blickte aus dem Fenster in die Judengasse hinab. Es waren erst wenige Menschen unterwegs. Ich beobachtete einen dünnen alten Mann, dem ein beigefarbener Sarong um die Waden schlabberte. Auf seinem Kopf thronte ein brauner Turban, und über die Schultern hatte er eine zerschlissene graue Wolledecke gelegt. Auf einen langen Wander-

stab gestützt, schritt er gemessen vom Waagplatz herüber, begleitet von einem dunkelhäutigen, vielleicht zwölf Jahre alten Jungen, der mit beiden Händen ein zusammengeschnürtes, kofferartiges Gepäckstück aus Holz schleppte. Es war so schwer, daß er es immer wieder absetzen mußte. Der Alte deutete mit seinem Stock auf einen Platz neben dem Eingang zu unserem Hotel und sah zu, wie der Junge das Gebilde aufschnürte und auseinanderklappte. Es schien eine Art Bettstatt zu sein. Gedachte der Alte etwa dort mitten auf der Straße zu kampieren?

Als ich durch die grün lackierte Eingangstür trat, ruhte der Alte auf seiner Liegestatt, die – ich wollte meinen Augen nicht trauen – dicht an dicht mit Nägeln gespickt war. Die Decke lag zusammengefaltet unter seinem Kopf. Die Rippen seines Brustkorbs hoben sich unter der Haut ab wie die Spanten einer Reuse, und seine dünnen Beine sahen aus, als hätten sie seit Jahrzehnten in trockener Erde gewurzelt. Er blickte mich mit tabakgelben Augen todtraurig an, als hätte er sich zum Sterben niedergelegt.

»Jessas, der Fakir ist da!« sagte Roblacher, unser Portier, der hinter mir durchs Tor getreten war. »Wie geht's dir, du alter Halunke?«

Der Alte machte eine matte Geste in Richtung des Jungen, der neben der Bettstatt kauerte, und gab einen Laut von sich, als sei er zu erschöpft, um zu sprechen.

»Er meint, es geht ihm nicht gut«, sagte der Junge.

»Das heißt«, sagte der Portier, »wenn ich das richtig verstehe, ihr habt noch nicht gefrühstückt.«

Beide nickten.

Der Junge sah mich mit dunklen Augen an und schob ein flaches Körbchen auffordernd in meine Richtung. Ich kramte in meiner Handtasche und warf eine Zwei-Euro-Münze hinein. Der Portier tauchte wieder auf und reichte jedem ein Hörnchen.

»Da habt's ein Kipferl«, sagte er.

Der Alte streckte gebieterisch die Hand aus, und der Junge reichte ihm gehorsam seinen Teil. Die beiden Hörnchen verschwanden unter dem gelbfleckigen Schnurrbart des Alten.

»Sind das Zigeuner?« fragte ich den Portier.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, Bangladeschi«, sagte er. »Sie sind mit der Salzkarawane gekommen.«

»Salzkarawane?« fragte ich verblüfft.

»Ja. Die Salzkarawane kommt jedes Jahr um diese Zeit. Diese Leute halten einen Markt ab auf dem Residenzplatz. Das müssen Sie sich ansehen, junge Frau. Sie bieten hübsche Sachen an: Töpferwaren, Körbe, Schnitzereien, vor allem aber auch Saatgut und Setzlinge. Da verstehen die was davon. Erste Qualität. Und Artisten sind auch dabei.«

»Aber wieso Salz?«

»Für den Erlös kaufen sie Salz ein. Garantiert reines Salz, mit dem päpstlichen Siegel, der Tiara, das

sie dann im Böhmischen und vor allem im Polnischen verkaufen. Es ist wunderbar gesundes Salz junge Frau, das dürfen Sie mir glauben«, erklärte er lachend. »Wundersalz sozusagen, gegen alle Gebrechen. Sogar gegen Radioaktivität. Die Leute im Osten sind ganz wild darauf. Vor allem die Polacken. Die zahlen jeden Preis dafür.«

»Und woher kommen diese Leute?«

»Wo kommt ihr her?« fragte er den Jungen.

»Saxan Analt«, sagte der Junge leise.

»Die hier kommen aus der Gegend zwischen Halberstadt und Quedlinburg. Sie leben dort in Wehrdörfern, wegen der Nazis, der ASEN und Kicobs. Die UNO hat sie dort angesiedelt. Thüringen, Sachsen, Erzgebirge. Die verseuchten Gebiete, aus denen die Bewohner geflohen sind.«

»Ich dachte, diese Regionen sind unbewohnbar«, sagte ich.

»Diese Leute kommen erstaunlich gut zurecht, wie man hört. Sehen Sie selbst. Lieber radioaktiv verseuchtes Land als gar keins. Ihre Heimat ist nämlich abgesoffen.«

Roblacher kicherte.

»Ich weiß.«

»Na also. Erdöllieferungen nur gegen die Aufnahme von Flüchtlingen. Sie kennen doch die Devise der UNO. Was soll die auch sonst tun?«

»Und hier in Österreich-Ungarn?«

Der Portier hob beide Hände.

»Wir quellen über vor Tschuschen junge Frau, wenn Sie entschuldigen. Die Bangladeschi sind mir noch die liebsten.«

Der Alte strich sich mit gemessenen Bewegungen die Krümel aus dem Bart. Er rülpste und schloß die Augen. Die Nägel schienen ihn nicht sonderlich zu peinigen. Ich sah, daß sie nicht sehr spitz waren.

Der Satyrkopf über dem Eingangstor sah grinsend auf uns herab.

\*

Der Residenzplatz war nicht wiederzuerkennen. Beim Brunnen standen etwa zwei Dutzend Kamele und tranken schnaubend aus Plastikwannen. Entlang der Fassade des Glockenspiels und des Doms hatte man große, mit Wimpeln geschmückte Armeezelte und davor Marktstände aufgebaut, an denen in bunte Sarongs gekleidete Asiatinnen Waren feilboten. Zwischen Brunnen und Residenz montierten Männer mit Turbanen und Baseballmützen eine große Bühne aus Fertigteilen.

Zwei städtische Beamte in weißen Schutzanzügen, das gelbe propellerartige Gefahrensymbol für Radioaktivität auf dem Rücken, gingen zwischen den Marktständen umher, fuhren mit ihren Meßhandschuhen über die ausgelegten Waren und lasen die

Werte von den kleinen Monitoren auf dem Handrücken ab. Sie schienen keine Beanstandungen zu haben. An den Ecken des Platzes standen Einsatzwagen der Gendarmerie, die Übergriffe von militanten Rassisten im Keim ersticken sollte; um sich in Szene zu setzen, ließen sie sich solche Veranstaltungen ja selten entgehen. Mich interessierte natürlich vor allem das Angebot an Pflanzen. Es reichte von Blumen über Setzlinge, Ziergewächse, Gemüse und Obst bis hin zu Küchenkräutern und Gewürzen; einheimische Arten ebenso wie Exoten, die sie offenbar aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, aber auch Züchtungen und Mutanten, die ich nicht kannte. Wahrscheinlich genetisch geschneiderte Kreationen.

Ich hörte zu, wie Kunden ihre Erfahrungen mit früheren Käufen austauschten und ihre Zufriedenheit, ja Begeisterung äußerten, was den Ertrag, den Geschmack und die Resistenz gegen Schädlinge und Krankheiten betraf. Ich brauchte nicht lange, um festzustellen, daß ich hier Produkte von Fachleuten vor mir hatte, von Künstlern der Haute Couture auf dem Gebiet der botanischen Genetik.

Ich zupfte mir eine Spreite von einer fiedrigen Pflanze ab, die wie eine Variante der Brunnenkresse aussah. Sie gehörte jedoch weder der *Nasturtium officinale* noch der allotetraploiden Form der *Nasturtium microphyllum* an, aber auch nicht der triploiden Sippe der *x sterile*, wie sie in England gezüchtet und

jenseits des Atlantiks in Virginia kultiviert wurde. Ich zerrieb die Spreite zwischen den Fingern und schnupperte daran; sie strömte einen kräftigen, herben Geruch aus. Es war eindeutig Brunnenkresse, aber diese Form war mir unbekannt.

»Findet man das in der Gegend, wo ihr lebt, oder ist das geschneidert?« fragte ich die Frau am Stand.

»Wer sucht, der findet«, sagte sie abweisend und zog ihren Schador vor den Mund; ihre Wangen waren von Strahlenakne zerklüftet.

Ich ließ mich jedoch nicht abwimmeln, zupfte mir ein Zweiglein ab und betrachtete es prüfend. Es trug sechs Fiederpaare anstatt vier.

»Kennen Sie Dreierbrunnen?« fragte sie. »Bei Erfurt? Das ist Dreierbrunnenkresse, junge Frau, wenn Sie's genau wissen wollen.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nicht diese Form«, sagte ich. »Ich wollte nur wissen, ob diese Pflanze ein gentechnisches Produkt ist oder ein Mutant durch den Plutonium-Fallout?«

»Was reden Sie da? Wollen Sie uns die Kundenschaft vertreiben?« zischte sie empört. »Unsere Waren sind behördlich geprüft. Die Beamten haben gemessen und nichts beanstandet. Also hören Sie auf, solche Fragen zu stellen!«

»Entschuldigen Sie bitte«, murmelte ich.

Freundlich lächelnd wandte sie sich einer Kundenschaft zu.

»Verstehen Sie was von Genetik?« fragte eine männliche Stimme hinter mir.

Ich wandte mich um. Es war ein Herr mittleren Alters mit einem teigig blassen Gesicht und schütterem blondem Haar. Sein Bauch wurde von einem breiten ledernen Hosenträger mit Querverstrebungen im Zaum gehalten, an dem eine Kniebundhose aus graubraunem Hirschleder hing. Ein grausiges Bündel aus gelben Zähnen, Geweihspitzen und Krallen schützte seinen Hosenlatz. Er drehte verlegen einen flachen schwarzen Filzhut in den Händen, an dessen doppelter Kordel sich der gewaltigste Gamsbart bauschte, den ich je gesehen hatte.

»Wie man's nimmt«, sagte ich vorsichtig. »Ich bin Botanikerin.«

»Ach so«, sagte er enttäuscht. »Ich hörte, wie Sie was über Mutanten sagten.«

Sein grauer Strickjanker mit Zopfmuster und Knebeln aus beschnitztem Gewaff roch intensiv nach Tierhandlung. Er schien begütert, machte aber einen irgendwie hilflosen Eindruck auf mich.

»Worum geht's denn?« fragte ich.

»Mehr um Viecher«, erwiderte er. »Genaugenommen um Vögel.«

Daher also der Geruch.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen da von Nutzen sein kann.«

»Schade«, sagte er. »Ich brauche nämlich einen

Rat. Da dachte ich, daß Sie vielleicht ... Wissen Sie, ich bin Geschäftsmann. Mein Laden liegt ganz in der Nähe, in der Goldgasse.«

»Sie haben eine Tierhandlung«, mutmaßte ich.

Er blickte mich traurig an und fragte seufzend: »Man riecht's, nicht wahr? Ja, da kann man nicht viel dagegen tun.«

»Hm.«

»Nein, keine Tierhandlung, gnädige Frau. Es ist eine Taschnerei und ein Fachgeschäft für Jagd- und Forsthaus-Accessoires. Ein Traditionsgeschäft – Familienbetrieb seit Generationen ...«

Bevor ich es mich versah, ging ich an seiner Seite über den Platz, und wir bogen in die Goldgasse ein. Der Mann blieb vor einer Glastür stehen und schloß sie umständlich auf. Im Schaufenster hingen breite, mit Edelweiß bestickte Ledergürtel und pompöse Handtaschen, benäht mit Silbermünzen und silbergefaßten Grandein, sowie handgroße herzförmige, mit Karabinerhaken versehene Behälter, deren Funktion mir schleierhaft war.

»Sie sind Ausländerin, nicht wahr?« sagte er und öffnete die Tür.

»Das ist Ansichtssache«, erwiderte ich. »Ich komme aus Rom.«

Er nickte.

»Dann werden Sie wohl kaum Interesse dafür aufbringen. Es ist nämlich mehr eine ... eher nationale,

eine historische Angelegenheit.«

»Jetzt machen Sie mich aber neugierig.«

Im Innern des Ladens schwappte mir eine Flut folkloristischer Schaustücke entgegen: Pulverhörner für Schnupftabak, weitere Handtaschen in alpenländischen Jägerlook, noch mehr Grandein in Silber, weiterer schick zurechtgemachter Tod für atavistische Neigungen beiderlei Geschlechts – ganze Vitrinen waren voll davon. Und an den Wänden Dutzende von Gehörnen in Doppelreihe, Perückenböcke, Kreuzböcke, Korkenziehergehörn, im düsteren Hintergrund ganze Köpfe, luxuriös präpariert, mit aufmerksam blickenden Glasaugen: Rehe, Sauen, schaurig grinsende Hechte, ein balzender Auerhahn, flankiert von zwei Fasanen.

Ich folgte dem Besitzer nach hinten. Als er eine Tür öffnete, raubte mir der entgegenströmende Geruch den Atem. Ich sah einen Brutschrank, an dem kleine rote und grüne Leuchtanzeigen glommen. Daneben stand ein stabiler Gitterkäfig, in dem undeutlich ein gefiedertes Etwas zu erkennen war.

»Ich habe mich da in letzter Zeit auf etwas eingelassen, das mich schon eine Menge Geld gekostet hat«, gestand er und streifte einen dicken Lederhandschuh über. »Aber es wirft nichts ab, obwohl ich Kunden habe, die mir mit Vergnügen hunderttausend Schilling auf den Tisch blättern würden, um so etwas ihren Partygästen zeigen zu können. Aber es funktio-

niert nicht so recht.«

Ich gab keine Antwort, atmete vorsichtig durch den Mund und preßte die Nase in die Armbeuge meines Anoraks. Der Mann öffnete den Käfig, und im ersten Moment dachte ich, er zöge einen voluminösen Vogelbalg heraus, doch das Ding entfaltete kräftige Schwingen und stieß ein klägliches Krächzen aus. Ich sah eine milchige Nickhaut, die beiseite glitt und ein glänzendes, herrisch blickendes Auge entblößte. Es war ein junger Steinadler, ein echter *Aquila chrysaetos*, aber irgend etwas war nicht in Ordnung mit ihm. An seinem Hals hatte sich eine Geschwulst gebildet – ein Gewächs wie der Latz eines Truthahns, das schlapp hin und her baumelte. Der Hals ... Plötzlich erkannte ich es: Das war keine Geschwulst. Es war ein zweiter Kopf, unterentwickelt und kraftlos, der herabhing und vergeblich versuchte, sich aufzurichten – den Schnabel zu einem Schrei geöffnet. Er war es, der diese matten Schreie ausstieß.

»Ich beziehe die befruchteten Eier aus einem Genlabor in Klagenfurt. Es ist der Doppeladler, der ursprüngliche Reichsadler. Und die Forscher in Kärnten versichern mir ...«

Ich war zu keiner Antwort mehr fähig, preßte die Faust auf den Mund, um mich nicht über die Vitrinen voller Leichenteile zu erbrechen, und rannte hinaus auf die Straße.

\*

Nach Sonnenuntergang begann auf dem Residenzplatz das Treiben der Schausteller. Auf der Bühne traten Akrobaten auf, die mit Tellern jonglierten, Feuer spien und sich lange Säbel in den Rachen schoben. Schmalgliedrige Kinder in bunten Bodys wurden mit einer Wippe hochgeschleudert und bildeten eine lebende Pyramide. Eine schöne junge Frau in einem glitzernden Kostüm und mit einem phantastischen Kopfschmuck aus Glas und Spiegelchen stand auf einem Kamel, das mit maulbeer- und tabakfarbenen Teppichen behängt war. Sie ritt eine Runde und hielt eine Tafel mit Leuchtschrift hoch, auf der jeweils die nächste Attraktion angekündigt wurde. Ein Orchester spielte bengalische Musik: Tablarhythmen und Sitarklänge – eine tranceartige Endlosschleife.

In der Abenddämmerung kam ein Seiltänzer wie vom Himmel herab auf einem Seil, das man schräg zwischen dem Turm des Glockenspiels und dem Brunnen gespannt hatte. Er war noch nicht bis zur Hälfte herabgestiegen, als ein Schuß krachte. Die Zuschauer fuhren mit einem Schrei des Entsetzens hoch. Ein Moment atemloser Stille und banger Entsetzens, doch die erstarrte Gestalt auf dem Seil wankte zwar, stürzte aber nicht aufs Pflaster herab.

Ein paar Sekunden vergingen, dann setzte sie tastend den rechten Fuß vor und bewegte sich weiter. An den Enden der Balancierstange glühte abwechselnd ein rotes und ein grünes Licht. Ein Keuchen der Erleichterung ging durchs Publikum. Gehörte der Schuß zur Show?

Viele Menschen bevölkerten den Platz, nicht nur Pilger und Touristen, sondern auch zahlreiche Bewohner der Stadt und Familien aus den umliegenden Landgemeinden. Als es Nacht wurde, erschienen auffallend viele junge Burschen, die sich in den Kneipen Mut angetrunken hatten und darauf aus schienen, eine der jungen Exotinnen aufzureißen, die sich in kleinen Gruppen unter die Zuschauer gemischt hatten. Immer wieder sah ich zwei oder drei von ihnen mit Männern in ein Taxi steigen und davonfahren.

Es standen nur drei Kutschen an der Durchfahrt zum Domplatz. Die Pferde waren nervös durch die Nähe der Kamele. Noch unruhiger wurden sie, als ein älteres Männchen, das in eine braune Kutte gekleidet war, aber weder ein Mönch noch ein Geistlicher zu sein schien, auf einen Kutschbock kletterte und sich mit schriller Stimme in einer Moralpredigt über die Sittenlosigkeit der Jugend ausließ.

»Begrift ihr denn nicht«, schrie er und raufte sich verzweifelt den Bart, der ihm schütter auf die Brust hinabhing, »daß sie nur auf euer Wertvollstes aus sind, daß sie Samenräuberinnen sind, daß sie euch euren

Samen stehlen, eure Gene plündern und davontragen?«

»Tät'st dich auch gern a bisserl plündern lassen, oder?« rief einer der Kutscher gutmütig.

Die Umstehenden lachten.

»Die Glock'n rührt sich aber nimmer, wenn man am Seil zieht!« rief ein anderer und knallte so laut mit der Peitsche, daß die Pferde scheuten und der Prediger fast vom Kutschbock gestürzt wäre.

»Wißt ihr, was die in ihren geheimen Laboratorien mit eurem Samen machen?« schrie er unbeirrt weiter und klammerte sich fest. »Schimären und Affen und Dämonen! Das machen sie daraus!«

Nun, das wohl nicht, dachte ich, aber das Konzept hat etwas für sich.

»Da gehen sie hin, unsere jungen Männer, unwissend, dumm und verblendet, und lassen sich ficken von diesen ... diesen ... *Affenweibern!*«

»Jetzt reicht's!« rief der Kutscher und zerrte ihn von seinem Gefährt.

Der Prediger taumelte und plumpste mit dem Hintern aufs Pflaster.

»Ficken!« schrie er noch einmal aus Leibeskräften, sträubte den Bart und atmete fauchend durch die Zähne.

»Hau endlich ab!« herrschte der Kutscher ihn an und hob die Peitsche.

»Laß ihn«, sagte sein Nachbar und hielt ihn am Arm fest.

Es war der mit dem bäurischen, pausbäckigen Gesicht, der auch am Tag vorher hier gestanden hatte.

\*

Im Café *Glockenspiel* kaufte ich mir ein Eis und ließ es mir einpacken, um es mit aufs Hotelzimmer zu nehmen. Das Nagelbett vor dem Eingang war zusammengeklappt und verschnürt. Der Junge saß darauf und bewachte es. Er sah hungrig aus. Voller Mitleid reichte ich ihm das Eis.

»Das ißt du jetzt!« sagte ich, als er zögerte.

Als ich mich an der Tür umwandte, sah ich, daß er es gierig löffelte. Wahrscheinlich hatte er den ganzen Tag an der Seite des Alten ausgeharrt und nichts bekommen.

In der Hotelbar saß der Fakir mit Roblacher, hatte ein großes Cognacglas in der Hand und lächelte etwas entrückt. Seine Augen glänzten. Der Turban war ihm in die Stirn gerutscht.

Die Nippesfiguren mit ihren Rokoko-Kostümen in den Vitrinen entlang des Korridors, die am Morgen noch harmlose bukolische Schwelgereien gezeigt hatten, waren offenbar ausgetauscht worden, um die Gäste auf einen weiteren ausgelassenen Abend einzustimmen. Die Szenen hatten nun ganz eindeutig erotischen Charakter, und einige der Gestalten stellten monströse priapeische Attribute zur Schau. Aus

dem Augenwinkel glaubte ich sexuelle Bewegungen zu erkennen. Tatsächlich! Mein inzwischen geschultes Auge erkannte an den fast unmerklich flackernden Farbrändern, daß es sich um bewegte Holographien handelte, die eine kleine computergesteuerte Orgie in Szene setzten. Dezentler Mozart rieselte aus verborgenen Lautsprechern. *Die Hochzeit des Figaro*.

\*

Kaum war ich eingeschlafen, wurde ich von Schüssen geweckt. Aber das hier war doch nicht Rom. Aus der Ferne hörte ich auch dumpfes Trommeln, aber es war nicht das Wummern der Hobbits. Ich war hier nicht in Rom, sondern in Salzburg. Und die Geräusche kamen von der anderen Seite des Flusses, vom Kapuzinerberg her. Ich öffnete die Zimmertür und blickte durch die Glaskuppel. Es war ein Feuerwerk – das Kreischen und Schnarren von Raketen und anderen Feuerwerkskörpern. Farbige Fächer stoben auf, Pustebumen erblühten am Himmel und übergossen für einige Sekunden die Stadt mit unwirklichem Licht.

Im Hotel schien es hoch herzugehen, doch es hörte sich nicht nach einer Mozartparty unten im Rokoko-Saal an, sondern das Geschrei und das Lachen drangen aus der Kaisersuite nebenan. Sektkorken knallten, Gläser klirrten gegen die Wand. Unverschämtheit! Mitternacht war inzwischen vorbei.

Der Eingang der Kaisersuite wurde geöffnet, lautes Stimmengewirr, Gelächter und ein Schwallrauch- und alkoholgeschwängerter Luft drang heraus. Ein Kellner im Frack trat rückwärts gehend aus der Tür; er hatte ein Tablett mit schmutzigen Gläsern in der Hand und eine Serviette überm Arm. Dann verbeugte er sich vor den Gästen im Innern der Suite und unterstrich diese Geste, indem er mit einer komischen scherenartigen Bewegung der Füße die Absätze seiner Schuhe gegeneinanderschlug, wodurch ein hartes, schnappendes Geräusch erzeugt wurde. Ein Ausdruck von Höflichkeit? Eine Unterwerfungsgeste? Ein Balzritual? Ich konnte es nicht deuten. Dann schloß er die Tür und wandte sich mir zu. Ich kannte ihn nicht, hatte ihn noch nie im Hotel gesehen. Ein großer, dünner, kahlköpfiger Mann, dessen Glatze im Licht des Treppenhauses wächsern glänzte – wahrscheinlich eine Aushilfskraft, die für eine Privatfeier engagiert worden war. Sein schmales Gesicht wirkte kränklich blaß. Er hob die Augenbrauen, als er mich gewahrte. Dann musterte er mich von oben bis unten, als mißbillige er, daß ich einen Bademantel und Pantoffeln trug, und fragte: »Kann ich etwas für Sie tun, Fräulein?«

»Darf ich wissen, was hier so ausgelassen gefeiert wird?« fragte ich ihn.

Seine Augenbrauen rutschten noch höher.

»Sie sind keine Deutsche, nicht wahr?«

Der Kellner zupfte an der Serviette, die über seinem Arm hing. »Nein«, sagte ich. »Aber was hat das mit meiner Frage zu tun?«

»Heute ist der 20. April.«

»Hat die Grundsteinlegung des Vatikans stattgefunden?«

»Die *was*?«

Er beugte sich vor und neigte den Kopf, als hätte er nicht richtig gehört.

»Drüben auf dem Kapuzinerberg. Man sagte mir, daß man dieser Tage den Grundstein für den Bau des neuen Vatikans legen wolle.« Jetzt schien er wirklich konsterniert.

»Drüben auf dem Kapuzinerberg?« vergewisserte er sich.

Dann warf er den Kopf zurück und stieß ein wiederndes Lachen aus, daß ihm fast das Tablett entfallen wäre.

»Das ist der beste Witz, den ich seit langem gehört habe«, keuchte er. »Der Vatikan!« – Er schüttelte den Kopf, als müsse er um Fassung ringen. – »Man wird die Gauhalle abreißen, und das Gauhaus gleich mit, und das Gauforum schleifen, um dort den *Vatikan* zu bauen! Die beiden Ottos drehen sich im Grabe um.«

Er schloß die Augen und krümmte sich zusammen vor Lachen.

»Das ist gut! Das muß ich denen erzählen!« sagte er und deutete mit einem Nicken auf die Tür der Kai-

sersuite. »Nein, Fräulein, heute ist Führers Geburtstag.«

»Welches Führers?«

Der Mann wurde schlagartig ernst.

»Nun mal halblang«, sagte er streng und blickte tadelnd auf mich herab. »Sie sind Italienerin, wie? Der Führer ist zwar seit über hundert Jahren tot, aber wir wahren sein Andenken. Er bedeutet uns Deutschen etwas.«

Plötzlich wurde mir schwindlig. Wieder zerbarsten in der Suite unter Geschrei Gläser an der Wand.

»Sie Hai!« rief der Ara.

Der Kellner wandte sich dem Käfig zu.

»Das ist unser Joseph. Was sagte der alte Knabe einst? ›Unser Ende wird das Ende des Universums sein‹ – ein bißchen großspurig wie immer. Wer weiß, was er damit gemeint hat.« Er bleckte seine langen gelben Zähne. »Wußten Sie, daß der alte Hengst auf mehr als hundert Kinder und Enkel herabblicken konnte, als er starb? Es gibt ein Foto von ihm und seiner ganzen Sippschaft an seinem 99. Geburtstag. Er in der Mitte, im Rollstuhl, umgeben von einer Brut fleißiger Rammler. Das war sein Universum.« Der Mann schnippte mit dem Finger gegen die Käfigstangen. »Sieg Heil!« sagte er und machte wieder dieses seltsame schnappende Geräusch mit den Absätzen, dessen Sinn mir schleierhaft blieb.

# V DER NEUE VATIKAN

»IST DAS UNIVERSUM AM ENDE SELBST EIN EINZIGER GIGANTISCHER COMPUTER, DER REVERSIBLE UND IRREVERSIBLE ZEITENTWICKLUNGEN ZULÄSST?«

*Klaus Mainzer*

»Nun, eine Pilgerherberge ist es nicht gerade, das gebe ich zu«, sagte Falcotti und lächelte mich unter der Krempe seines Panamahuts hervor an, »aber ich hoffe, Sie schlafen trotzdem gut.«

»Ich schlafe schlecht und habe noch schlechtere Träume«, erwiderte ich. »Wobei ich mir nicht einmal ganz sicher bin, ob es Träume sind.«

Er beugte sich überrascht vor. Lag Besorgnis in seinem Blick?

»Wie meinen Sie das?« fragte er.

»Ich kann es nicht so recht einordnen«, gestand ich. »War es eine Art Wachtraum? Jedenfalls war mir, als erwachte ich mitten in der Nacht durch Schüsse. Aber es war ein Feuerwerk.«

»Ein Feuerwerk? Ich habe nichts von einem Feuerwerk gesehen oder gehört.«

Ich blickte ihn entgeistert an.

»Es gab kein Feuerwerk heute nacht? Drüben, über dem Kapuzinerberg?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Dann muß ich auch das geträumt haben. Aber das war erst der Anfang eines eigenartigen Erlebnisses, auf das ich mir keinen Reim machen kann.«

Ich berichtete ihm von meiner nächtlichen Begegnung mit dem gespenstischen Kellner, von der Nazifeier, deren Zeugin ich geworden zu sein glaubte. Ich schilderte ihm meine Verunsicherung, als ich mich am Morgen bei der Hotelleitung über die nächtliche Ruhestörung beschwerte und mir kopfschüttelnd entgegnet wurde, daß in der Kaisersuite in der Nacht keine Party stattgefunden habe. Roblacher, der Mann von der Rezeption, war mit mir hinaufgefahren, und ich hatte einen Blick in die Räume geworfen. Ich mußte es tatsächlich geträumt haben. Auch ein Kellner, auf den meine Beschreibung gepaßt hätte, war im Hause unbekannt. Roblacher hatte mich befremdet angesehen und ratlos die Achseln gezuckt.

Falcotti hörte mir mit wachsender Besorgnis zu.

»Nur dieser Joseph, der ›Sieg Heil‹ schreiende Ara, trippelte auf seiner Stange im Käfig ängstlich von mir weg, als ich nähertrat. Sehen Sie, Signore Falcotti, das ist ein Punkt, den ich nicht begreife: Woher wußte ich plötzlich, daß mit ›Joseph‹ auf den Nazi Joseph Goebbels angespielt wurde? Und plötzlich verstand ich auch, *was* dieses Biest kreischte. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgendjemand im Hotel mir einen Hinweis darauf gegeben hätte – außer

dieser Hilfskellner, den es angeblich gar nicht gibt. Kann man so etwas träumen? Das ist doch nicht möglich. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir das erklären soll.«

Falcotti biß sich nachdenklich auf die Unterlippe, starrte hinüber auf die andere Seite des Platzes und schob seine VR-Brille auf der Tischplatte hin und her. Die beiden einklappbaren dunklen Bildschirme sahen wie kleine Scheuklappen aus.

»Es gibt eine weitere Seltsamkeit. Ein Gauforum, sagten Sie?« hakte Falcotti nach.

»Der Kellner erwähnte nicht nur ein Gauforum, sondern auch eine Gauhalle und ein Gauhaus. Und er sagte, die beiden Ottos würden sich im Grabe umdrehen.«

»Das ist wirklich merkwürdig. Es gab nämlich tatsächlich Pläne dieser Art für eine Bebauung des Kapuzinerbergs vor mehr als hundert Jahren, während des Dritten Reiches.«

»Das war zur Zeit dieses Führers?«

»Ja. Adolf Hitlers. Das sogenannte Dritte Reich. Die Nazizeit. Und es gab damals einen detaillierten Plan einer Imbergverbauung. Ich habe ein Modell gesehen. Die Pläne stammten von« – er schloß die Augen – »von einem Otto Strohmayer und einem Otto Reitter, wenn ich mich nicht irre.«

»Die beiden Ottos!«

Falcotti nickte und sah mich ernst an.

»Diese Pläne – sie wurden aber nie realisiert«, sagte ich und zuckte unbehaglich die Achseln.

Falcotti schüttelte den Kopf, griff nach seiner Tasse und trank einen Schluck von seinem »großen Braunen«, der inzwischen kalt geworden war.

»Gott sei Dank nicht! Es sollten eindrucksvolle Monumentalbauten werden. Sie hätten Salzburg ein völlig anderes Gesicht gegeben. Diese Architektur hatte etwas ... etwas Bombastisches. Die geplanten Bauwerke überstiegen alles menschliche Maß, ließen aber trotzdem jede Erhabenheit vermissen.« Er setzte vorsichtig die Tasse ab. »Aber sagen Sie, Domenica, haben Sie je von diesen Bauprojekten gehört oder irgendwelche Fotos von den Modellen gesehen, in einem Museum hier, in einem Reiseführer oder einer Stadtgeschichte?«

»Nein.«

»Oder haben Sie Ihren Scarabeo befragt?«

»Das schon, aber von solchen geplanten Bauten habe ich weder etwas gesehen noch gehört«, sagte ich.

»Sind Sie da ganz sicher?« fragte Falcotti. »Absolut.«

Sein Blick wanderte zu den Giebeln der Häuser auf der anderen Seite des Makartplatzes, über denen sich der Hang des Kapuzinerbergs erhob, als müsse er sich vergewissern, daß das kleine Kloster wirklich noch an Ort und Stelle stand. Er war sichtlich nervös.

»Beunruhigt Sie etwas?« fragte ich ihn.

Er blies die Backen auf, hob die Schultern und erwiderte: »Allerdings.«

»Geben Ihnen meine Träume Anlaß zur Beunruhigung?«

»Wenn es Träume waren – nein. Aber ich fürchte, Domenica, es waren keine.«

»Wie meinen Sie das?«

»Erinnern Sie sich an das Spiel, das wir in meinem Büro in der Universität miteinander gespielt haben? Das Globus-Spiel?«

»Ja, ich erinnere mich. Das Cusanus-Spiel mit den verrückten Kugeln.«

»Sie sind offenbar auf einem ziemlich erratischen Kurs, Domenica.«

»Wohin?«

»Das weiß niemand. Aber es macht mir ein bißchen angst.«

»Angst? Wieso das?«

Falcotti breitete die Hände aus.

»Haben Sie schon vom sogenannten Goldfaden-Hargitai-Effekt gehört?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Worum handelt es sich dabei?« fragte ich ihn.

»Um ein ganz eigenartiges psychisches Phänomen. Eine Art von Empathie. Man hat es früher für eine seltsame Form von Schizophrenie gehalten, und noch heute wird der Effekt von vielen Psychologen fälsch-

licherweise mit Heautoskopie verwechselt. Es ist aber keine Projektion des eigenen Körperbilds nach außen, wie das in der Regel bei Doppelgänger-Erscheinungen der Fall ist. Die Heautoskopie tritt häufig bei starkem Streß auf und bei Angst- und Erschöpfungszuständen. Sie kann auch ihre Ursache in physischen Defekten haben: Läsionen in der rechten Hirnrindenhälfte, Tumoren an der Hypophyse oder bei Schläfenlappen-Epilepsie. Das alles ist bei G.H. aber nicht der Fall.«

»Ich verstehe leider nur wenig von solchen Erkrankungen«, räumte ich ein.

»Entschuldigen Sie mein Psychologentein«, sagte Falcotti. »Es handelt sich bei G.H. um keine dissoziative Störung, wie André Goldfaden und Urban Hargitai schon in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachgewiesen haben, sondern um eine seltene Begabung, die ... Nun, es ist schwer zu erklären. Es ist die Begabung einer Person, in gewissen Momenten Kontakt mit ihren Doppelgängern in Paralleluniversen aufzunehmen, sozusagen an ihrem Erleben teilzuhaben oder gar das Bewußtsein mit ihnen zu tauschen.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

»Sie sehen mich skeptisch an, Domenica, aber das sind Tatsachen. Der Effekt macht uns bei Zeitreisen oft sehr zu schaffen. Wenn Reisende durch mehrfache Transitionen ihren Doppelgängern nahe sind

oder ihnen gar begegnen, kann das zu einer unerträglichen psychischen Belastung werden, da Interferenzen zwischen den Hirnfunktionen auftreten.«

»Aber was hat das mit dem nächtlichen Erlebnis im Hotel zu tun?«

»Es könnte zu einem kurzzeitigen Austausch von Wahrnehmungen zwischen Ihrem hiesigen Ich und einem anderen gekommen sein, das in einer parallelen Zeitdimension lebt – einem Universum, in dem die Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs einen anderen Verlauf genommen hat.«

Mich überlief ein Schauer. Also gab es eine Ausgabe von mir, die in dieser schrecklichen Welt leben mußte. Empfand sie so wie ich? Teilte sie auch meine Empfindungen? Ich erinnerte mich an den verstörenden Traum mit dem unbekanntem, aber seltsam vertrauten nächtlichen Besucher, der mich als Teenager häufig heimgesucht hatte. Hatte ich an der Lust einer Doppelgängerin teilgehabt?

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Domenica. Sie werden lernen, mit diesen ungewöhnlichen Erlebnissen umzugehen«, sagte Falcotti. Das Kreuz in seiner Schläfe pochte. Er schnippte mit dem Zeigefinger gegen den Henkel seiner Tasse, dann sagte er kopfschüttelnd: »Vielleicht sind unsere Schwierigkeiten auf die Tatsache zurückzuführen, daß Sie über ein außerordentlich starkes G.-H.-Talent verfügen.

Die Voraussetzungen dafür sind bei Ihnen gegeben. Wenn ich mich recht erinnere, ist Ihr rechter Schläfenlappen sehr ausgeprägt.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte ich.

»Schon bei den medizinischen Voruntersuchungen der Kandidaten werden auf derlei Dinge geachtet. Ausgeprägtes optisches Gedächtnis und dergleichen.«

Falcotti lüftete den Hut und rieb sich mit den Fingerkuppen die Schläfe, in der er sein Kreuz-Implantat trug.

»Sie sprachen von Schwierigkeiten, Signore Falcotti. Betreffen die mich oder meine geplante Tätigkeit?«

Bedächtig wiegte er den Kopf.

»Es gibt keinen Grund, es Ihnen zu verschweigen. Wir sind bei unseren Vorbereitungen für das Renascita-Projekt in letzter Zeit auf ein paar Fakten gestoßen, mit denen die Techniker in Amsterdam Probleme haben. Wir haben aus historischen und geographischen Gründen den Nordwesten Europas um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Einsatzgebiet für euch Botaniker ausgesucht. Die Zielzeit liegt nach den großen Pestgängen und vor den exzessiven Hexenverfolgungen, die, wie wir feststellen mußten, eine extreme Gefährdung für Zeitreisende im 16. und 17. Jahrhundert darstellen. Hinzu kommt, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts noch eine unverfälschte

europäische Pflanzenwelt zu finden ist: Das Zeitalter der Entdeckungen ist noch nicht angebrochen; aus Asien sind kaum, aus Amerika noch überhaupt keine Arten eingeführt worden. Wir haben ein Höhenprofil von den Marschen der Nordsee bis zu den Hochlagen der Eifel und der Mittelgebirge ins Auge gefaßt: eine ziemlich unverfälschte Ökologie. Außerdem ist die Region politisch ruhig. Der Fall von Konstantinopel könnte, von Gent oder Köln aus gesehen, ebensogut auf dem Mond stattfinden – und trotzdem treten bei den Transitionen in diese Zielzeit ständig Schwierigkeiten auf, die sich die Techniker des Amsterdam-Tunnels nicht erklären können.«

»Aber was sollte das alles mit mir zu tun haben? Ich bin doch noch nicht gereist«, sagte ich.

Er lächelte nachsichtig.

»O doch, Domenica. Das sind Sie längst – chronologisch gesehen. Wenn alles nach Plan verläuft, haben Sie vor sechshundert Jahren schon einmal in diesem Universum existiert – und vielleicht noch öfter in der inzwischen vergangenen Zeit. Sie haben wichtige Arbeit geleistet, um die Zukunft dieser Welt zu sichern.«

Ich blickte ihn verblüfft an. Aber ... klar. Was er sagte, war völlig logisch – und trotzdem unfaßbar. Doch was bedeutete das schon? Ich schüttelte den Kopf.

»Dann braucht man mich doch gar nicht mehr ins 15. Jahrhundert zu schicken, wenn ich... Ich meine...«

Mir ging auf, daß der Einwand, den ich im Begriff war vorzubringen, absolut sinnlos war, und brach ab. Ich würde reisen müssen, um ... Falcottis Lächeln war erloschen.

»Das wäre zwar theoretisch möglich, aber dann befänden wir beide uns jetzt in einem anderen Universum. Einem Universum, das vielleicht keinen Bestand hätte.«

»Und was genau sind das für Schwierigkeiten?« fragte ich.

»Immer wieder erweisen sich gut durchdachte und akribisch vorbereitete Transitionen als undurchführbar oder gelingen zeitlich nicht präzise. Entweder der Tunnel öffnet sich überhaupt nicht, obwohl alle Einstellungen korrekt zu sein scheinen, oder die Reisenden kehren zurück und berichten, daß sie ihr Ziel um Jahre verfehlt haben. Es ist, als handle es sich bei der Zielzeit von 1450 um eine ›sophisticated area‹, wie die Tunnel-Techniker das nennen. Den Theoretischen Physikern am Hendrik-Casimir-Institut ist das ein Rätsel. Die Computer arbeiten an Dutzenden von Simulationen, um die Ursache herauszufinden.«

»Und ich könnte die Ursache dieser Schwierigkeiten sein, meinen Sie?«

»Das ist nicht auszuschließen«, entgegnete Falcotti und hob die Schultern. Ich hatte das Gefühl, daß er zwar besorgt, aber auch irgendwie stolz auf mich war. »Da ist vieles noch nicht erforscht, Domenica.

Über das Everett-Multiversum gibt es zahllose Spekulationen. Jeder von uns scheint in vielen, wahrscheinlich sehr vielen Paralleluniversen gleichzeitig zu leben. Diese Universen legen wahrscheinlich nur Nanometer auseinander, und die Membranen zwischen ihnen sind vielleicht nur Plancklängen dünn, und doch ist den meisten Menschen ein Kontakt mit seinen anderen Bewußtseinen, die jenseits der Barrieren existieren, unmöglich. Es gibt jedoch Menschen ...«

»Wie mich.«

Falcotti nickte und fuhr fort: »G.-H.-Talente, die diese Barrieren durchdringen können, meistens im Traum, aber manchmal auch in der Realität – wenn der Begriff Realität da überhaupt noch einen Sinn ergibt. Sie scheinen irgendwie die Symmetrie des Multiversums zu stören. Freilich kann es auch etwas ganz anderes sein, das den Technikern Schwierigkeiten bereitet: historisch wichtige Ereignisse in Parallelwelten, die in unserem nicht zu verzeichnen sind, aber Turbulenzen in unserem Universum verursachen. Es könnten aber auch Ereignisse von historischer Tragweite sein, die irgendwann in unserem Universum geschehen sind, die aber nachträglich korrigiert wurden und deshalb nie geschehen, nie aufgezeichnet wurden oder aus unseren Aufzeichnungen verschwunden sind.«

»Das ist mir zu hoch, Signore Falcotti«, warf ich

ein. »Entschuldigen Sie, aber ich verstehe kein Wort von dem, was Sie da jetzt gesagt haben. Wie soll etwas aus historischen Aufzeichnungen verschwinden. Fehlt da plötzlich ein Abschnitt auf einer Seite, oder ein ganzes Blatt in den Büchern?«

»Es ist sehr viel komplizierter«, erwiderte er. »Aber grundsätzlich ist es so: Die Vergangenheit ist nicht in Stein gehauen, Domenica. Wir müssen lernen, sie als einen lebenden Organismus zu begreifen, der atmet und lebt, der sich verändert, sich erneuert und ständig Verzweigungen austreibt. Wir sind Teil eines Multiversums, das wie eine langgestreckte Pflanze, eine Ranke oder Liane, durch die Raumzeit wächst. Manche Kosmologen vergleichen es mit einem Korallenriff, das sich über Hunderte von Kilometern erstreckt, von dem aber jeder Zentimeter einen eigenständigen Lebensraum mit komplexer Architektur bildet, an der weitergebaut wird.«

Falcotti fingerte an seiner Brille herum und richtete den Blick erneut hinauf zur grünen Kuppe des Kapuzinerbergs, an dessen Hang die roten Dächer des kleinen Klosters nun im Sonnenlicht lagen.

»Ich kann mir da oben ein Gauforum und eine Gauhalle ebensowenig vorstellen wie Sankt Peter«, sagte ich seufzend.

Er nickte.

»Aber was den Neuen Vatikan betrifft: Die Grundsteinlegung hätte bereits zu Ostern stattfinden

sollen. Nun hat man sie für Pfingsten festgesetzt, um allen Kardinälen ausreichend Zeit für die Anreise zu geben. Es wird eine große Zeremonie werden. Der Heilige Vater wünscht es so. Er will zeigen, daß die Kirche lebt und nicht an Rom gebunden ist.«

»Hm.«

»Und tags darauf werden bereits die Erdarbeiten beginnen. Der ganze Berg soll ausgehöhlt werden, um alles unterzubringen. Man hat lange darüber diskutiert, ob hier ein Nachbau von Sankt Peter errichtet werden soll. Der Heilige Vater hat sich jedoch nach reiflicher Überlegung dagegen entschieden, und nun hat man sich auf eine moderne Lösung geeinigt: Es soll ein offenes Glaubenszentrum werden, ein Treffpunkt für alle, die Gott suchen, wo immer sie auch herkommen, von der Erde, von anderen Welten oder aus anderen Zeiten. Es wird auch nicht Sankt Peter heißen. Sankt Peter soll Rom vorbehalten bleiben, zumal es hier bereits eine traditionsreiche Kirche dieses Namens gibt.«

»Und eine traditionsreiche Gastwirtschaft«, warf ich ein.

Falcotti lachte.

»Damit wären es der guten Dinge zu viele gewesen«, sagte er und schob seine leere Tasse in die Tischmitte. »Wahrscheinlich werden wir völlig neue Wege gehen. Sie haben doch sicher von der Matthiasfahrt gehört.«

»Von der Matthiasfahrt? Ich weiß nur, daß die vielen Menschen hier zu seinem Schrein im Dom pilgern.«

»Seine Gebeine ruhten jahrhundertlang in Trier. Das liegt inmitten des am schlimmsten verstrahlten Gebiets. Ein paar beherzte Gläubige aus Westfalen drangen 2030 von Belgien her nach Trier vor. Es gelang ihnen, alle Absperrungen und Sicherheitsvorkehrungen zu überwinden. Sie opferten ihr Leben bei dieser tapferen Tat; schon zwei Jahre später waren sie alle tot. Es gelang ihnen aber, den Schrein nach Paderborn zu bringen. Da die Behörden in Brüssel die Stadtverwaltung drängten, die verstrahlte Reliquie herauszugeben, und gar damit drohten, sie zu beschlagnahmen und in Gorleben in einem Salzstock endzulagern, wurde sie heimlich nach Salzburg gebracht. Zwischen Paderborn und Salzburg bestanden schon immer sehr gute Verbindungen. Nun ruht der Apostel Matthias hier im Dom in einem doppelwandigen Bleisarkophag. Er wird – wie wir alle hoffen – im Neuen Vatikan seine endgültige Ruhestätte finden. Die Pilger strömen heute schon aus ganz Europa hierher, um an seinem Grab zu beten. Böse Zungen behaupten freilich, sie kämen nicht nur des Apostels wegen in hellen Scharen nach Salzburg. Nun ja. Jedenfalls sind es inzwischen in jeder Woche mehr, als früher im ganzen Jahr nach Trier pilgerten. Er gilt jetzt auch als der Schutzheilige der Strahlenkranken

und Erbgeschädigten und erfreut sich lebhafter Fürbitte.«

Falcotti setzte seine Datenbrille auf und erhob sich.

»Domenica, ich muß leider zurück in mein Büro. Ihren Reisechip habe ich Ihnen ins Hotel schicken lassen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß noch irgend etwas schiefgehen könnte. Sollte es jedoch an der Grenze unerwartete Schwierigkeiten geben, kann Ihr IKom mich jederzeit erreichen.«

»Danke, Signore Falcotti. Danke auch für das Gespräch.«

»Vielleicht sehen wir uns in Amsterdam, bevor Ihr Einsatz beginnt.«

»Ich werde auf dem Noordermarkt nach Ihnen Ausschau halten.«

»Diesmal komme ich nicht als Clown«, sagte er lächelnd und hob zum Abschied die Hand. »Gute Reise, Domenica. Gott sei mit Ihnen.«

\*

Ich hatte Falcotti auf den ersten Blick gar nicht erkannt, als ich ihm begegnete. Er sah aus, als sei er in den Süden gefahren, um Urlaub zu machen, anstatt in den Norden, um zu arbeiten. Er trug einen breitkrem-pigen Strohhut, eine weite hellgraue Hose und einen dunkelblauen Blazer mit Einstecktuch – ein bißchen

altmodisch, wie ich fand. In seinem legeren Outfit an der Uni in Rom hatte er mir besser gefallen. Und was mich am meisten verblüffte, war die Tatsache, daß er rauchte! Er paffte eine lange, dünne Zigarre, die aussah wie die verhutzelte Ranke einer Viorna, einer *Clematis vitalba*. Seine Augen konnte ich kaum erkennen, weil er eine dieser dunklen VR-Brillen trug, bei denen man kleine Bildschirme vor die Augen klappen konnte. Er hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Salzburg mit mir in Verbindung gesetzt, und ich hatte ihm angeboten, tags darauf in die päpstliche Residenz im Schloß Mirabell zu kommen.

Ich ging über den Makartsteg hinüber in die Neustadt, am Landestheater und am *Hotel Bristol* vorbei in den päpstlichen Bezirk, doch der Palast war abgesperrt. An den Eingängen standen Doppelposten der Schweizer Garde. In ihren bunten Uniformen sahen sie aus wie Statisten der Festspiele, aber wenn man ihnen unmittelbar gegenüberstand, merkte man, daß es Profis waren: Coole durchtrainierte Typen, im Nahkampf geschulte Bodyguards, die schnell und hart durchgreifen und bestimmt auch töten konnten, wenn es die Situation erforderte.

Ich wurde mit dem Strom der Gläubigen vom Hauptportal abgedrängt und sah, daß kein Durchkommen war. Also wies ich Luigi an, sich mit dem IKom Falcottis abzustimmen, und wartete unter den Bäumen am Portal von Sankt Andrä. Zehn Minuten

später stand er vor mir. Falcotti breitete entschuldigend die Hände aus, als er meinen verwunderten Blick bemerkte, mit dem ich seine elegante Erscheinung musterte.

»Ich hätte Sie fast nicht erkannt«, gestand ich.

»Der Heilige Vater wünscht etwas mehr südländisches Flair in dieser Stadt«, sagte er.

»Kann sicher nicht schaden«, sagte ich. »Aber ich sehe, Sie pflegen ein Laster, das man heute kaum noch sieht.«

Ich deutete mit einem Nicken auf seine Zigarre.

»Ein unappetitliches, ich weiß. Deshalb nutze ich die Gelegenheit, wenn ich mal im Freien bin«, gestand er und betrachtete die Havanna in seiner Hand. »Würde es Sie stören, wenn ich ...?«

»Ich bitte Sie! Nein, ich finde es interessant. Mein Vater hat diese Dinge auch geraucht. Vielleicht nur deshalb, weil er meine Mutter damit ärgern konnte.«

»Ich kann einfach nicht widerstehen und genieße es«, gestand Falcotti und zündete sie umständlich mit einem Streichholz an. »Seit die Österreicher die Fühler nach Mittelamerika ausstrecken und in Havanna investieren, um es in altem Glanz erstrahlen zu lassen, gibt es hier ganz hervorragende Zigarren zu kaufen. Originalimport. Außerdem den besten Rum und die feinsten Hüte.«

Er tippte an die Krempe seines Panamas.

Wir schlenderten nach Osten und betraten den Mi-

rabell-Garten. Besucher drängten sich auf den Kieswegen und auf dem Rasen vor der Fontäne, hinter der man in einem riesigen Rahmen einen Flexmon aufgespannt hatte. Der Bildschirm war von muskulösen Marmorathleten flankiert, die übergewichtige Sabinerinnen wegschleppten. Unter den blühenden Kastanien auf der linken Seite gab eine Jugend-Trachtenkapelle ein Promenadenkonzert. Etwa dreißig Jungen und Mädchen in hellgrünen Lodenjankern und mit flachen schwarzen Hüten saßen auf Aluminium-Klappstühlen um einen älteren Dirigenten und spielten eine ernste, getragene Melodie.

Wir betraten einen kleinen, auf der Westseite des Schlosses gelegenen Park, der für die Besucher ebenfalls gesperrt war. Der Posten am Eingang ließ uns passieren, nachdem er einen Blick auf seinen Monitor am Handgelenk geworfen hatte. Ein steinerner Zwerg mit einer Pickelhaube hielt mir mit der Linken in einer Mischung von Vorwurf und Ekel den ruinierten Erdball entgegen. Seine Rechte steckte bis zur Achselhöhle in einem gefährlich aussehenden Panzer, mit dem er in seinem ohnmächtigen Zorn sichtlich gern zugeschlagen hätte.

»Sie haben mir in dieser Amsterdam-Simulation einen Mordsschreck eingejagt, Signore Falcotti«, sagte ich.

»Mit den Bienen, die auf meinem Arm herumkrabbelten?«

»Ja. Ich habe eine Phobie, was diese Biester betrifft.«

Er stipte die Asche von seiner Havanna.

»Dann war das wohl so beabsichtigt, Domenica.«

»Es gehörte zur Konditionierung, nehme ich an.«

Falcotti nickte.

»Wir Psychologen sind Ungeheuer.«

Für einen Moment hatten wir uns auf eine Bank gesetzt. Die mißgestalteten Zwerge hatten uns eingekreist – und ich fröstelte.

»Es ist noch zu kalt zum Sitzen hier im Schatten«, sagte Falcotti mitfühlend und stand auf. »Gehen wir in ein Café auf den Makartplatz, solange die Leute noch auf den Auftritt des Heiligen Vaters warten. Danach wird alles überfüllt sein.«

Der Schweizer Gardist am Eingang war ein Riese, und sein Gesicht wirkte so steinern wie die Gesichter der Zwerge unter den Bäumen. Wir schritten einen von Geißblatt überwucherten Laubengang entlang, der so raffiniert angelegt war, daß man der optischen Täuschung erlag, er würde sich mehrere hundert Meter weit in die Dunkelheit erstrecken.

Die Trachtenkapelle, die inzwischen zu lebhafteren Weisen übergegangen war, hörte plötzlich auf zu spielen. Die Menschen drängten sich auf dem Rasen vor dem Monitor, auf dem nun der Heilige Vater zu sehen war: Ein agiler kleiner Mann mit schwarzen Augen und lebhaften Gesten. Er hob segnend die

Hände und nickte lächelnd. Einige der Besucher sanken vor dem Bildschirm auf die Knie.

Wir strebten zum Eingang des Parks. Immer mehr Menschen strömten herein, und es war schwierig durchzukommen.

»Ihr Zug fährt morgen früh zeitig ab, Domenica«, eröffnete mir Falcotti.

»Darf ich fragen, weshalb wir die umständliche Reise mit dem Zug quer durch Europa machen müssen? Mit dem Flugzeug wären es knapp zwei Stunden bis nach Amsterdam und mit dem Luftschiff vier oder fünf. Ist es wegen der Kosten?«

Er schüttelte den Kopf.

»Das gehört ebenfalls zur Konditionierung. Das Gremium hat beschlossen, daß alle Kandidaten des *Renascita*-Projekts durch die verheerten Landstriche reisen sollen, damit sie sehen, was dort Gottes Schöpfung angetan wurde. Auf diese Weise wird Ihnen allen Ihre Aufgabe eindringlich vor Augen geführt.«

Wir fanden einen freien Tisch im Café des *Hotel Bristol* und bestellten uns beide einen großen Braunen.

Falcotti klappte einen der kleinen Bildschirme an seiner Brille vors Auge, an dem ein stecknadelkopfgroßes Licht blinkte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er, erstickte die Glut seiner Havanna im Aschenbecher und preßte den Zeigefinger auf das kleine Kreuz in seiner Schläfe.

»Das sieht gut aus«, sagte er nach einer Weile.  
»Ich danke Ihnen.«

Er nahm die Brille ab und legte sie auf die Tischplatte.

»Sind Sie auch schon gereist?« fragte ich.

»Nach Amsterdam?«

»Nein, in der Zeit.«

Er musterte mich einen Moment lang, bevor er antwortete.

»Nur wenn es unbedingt notwendig ist. Aber ich sollte ebensowenig darüber reden wie Sie, Domenica. Auch mich hat man konditioniert. Sprechen wir lieber von etwas anderem. Wie gefällt Ihnen das *Hotel Altstadt*?«

Ich erzählte es ihm.

\*

Ich mußte vor Tagesanbruch am Bahnhof sein. Ein verschlafener Janez holte mein Gepäck vom Zimmer und brachte es zum Taxi, das Luigi nach langem Hin und Her aufgetrieben hatte. Er hatte sich unbefugt in ein lokales Netz einklinken und sich mit der städtischen Zentrale in Verbindung setzen müssen. In Österreich schien nichts mehr über internationale Satelliten zu gehen.

Joseph Goebbels strafte mich mit Nichtachtung. Ich klopfte gegen die Käfigstangen.

»Kein ›Sieg Heil‹ zum Abschied?« fragte ich den Vogel.

Er ließ sich zu keiner Antwort herab.

Ein Bus brachte die zwei bis drei Dutzend Reisenden, die sich versammelt hatten, zur Grenze. Am Zollamt von Dax warteten mindestens hundert Lastwagen auf die Abfertigung, dazwischen standen Busse voller Pilger, die nach Deutschland zurückkehren wollten.

»Was riecht hier so verbrannt?« fragte ich meinen Nachbarn, einen jungen Mann, der auf der Heimfahrt nach München war. Er trug sein IKom als Ohrring.

»Das ist das Sägemehl«, erklärte er. »Ganze Gebirge von Sägemehl drüben beim alten Containerbahnhof. Die kokeln schon seit Jahren vor sich hin. Einige behaupten, die Bayern hätten sie mit Absicht in Brand geschossen, mit Leuchtraketen. Es waren aber bestimmt zündelnde Kinder.«

»Warum löscht man das nicht?«

»Das läßt sich nicht löschen. Jedenfalls hat man es schon mehrmals vergeblich versucht. Tief innen drin schwelt die Glut weiter, und es raucht und stinkt bestialisch. Bei Föhn riecht man es bis hinüber zum Chiemsee.«

Ich sah zum Fenster hinaus. Der Morgen sickerte durch eine bleifarbene Wolkenschicht, die tief über der Stadt hing und sich zwischen den Berghängen verhakt hatte wie eine schmutzige Eisscholle in einer

Klamm. Sie schnitt das Panorama nach oben hin ab. Die obere Hälfte des Schloßbergs war verschwunden, der Hühnerstall hochgezogen. Vom Kapuzinerberg war nur der untere Teil zu sehen. Die Kuppe – mit Gauburg oder Vatikan – war durch eine Membran abgetrennt. Es war, als hätte man die Stadt aus einem Alptraum herausgestanzt. Eine halbe Stunde später fuhren wir über eine Brücke. Auf beiden Seiten standen Wachtürme mit LasGuns.

»Sehen Sie sich das an«, sagte mein Nachbar. »Auf beiden Seiten der Saalach Klingendraht bis ins Wasser, mobile Minen, automatische Laser-Schußanlagen. Nicht zu glauben, daß man vor fünfzehn Jahren hier nach Belieben rüber und nüber konnte. Als ich noch klein war, war ich mit meinem Vater oft beim Fischen an dieser Stelle. Niemand wußte, daß es in grauer Vorzeit da mal eine Grenze gegeben hatte. Jetzt ist es wieder wie in der Steinzeit. Echt zum Kotzen.«

»Ich dachte immer, die Blauen verstünden sich so gut mit den Schwarzen.«

»Na ja«, seufzte er. »Da war mal was dran. Aber es war so wie eine spontane Verlobung im Bierzelt. Als man wieder nüchtern war und es zur Sache ging, war's vorbei mit dem feierlich beschworenen Alpenbund. Bayern war vollgestopft mit vier Millionen Strahlenflüchtlings aus Thüringen und Sachsen. Wissen Sie, was das heißt?« – Er breitete die Arme

aus und blies die Backen auf. – »Sie boten den Österreichern ein paar Kontingente davon an, aber die winkten ab. ›Bleibt uns mit diesen Piefkes vom Leibe! Wir haben schon eine Million Tschuschen und den halben Balkan am Hals, trotz Klagenfurter Beschlüssen und verschärftem Rückführungserlaß. Es kommen mehr rein, als wir rückführen können.‹ Also schlossen sie die Grenze zwischen Bregenz und Passau.«

Mein Nachbar machte eine wegwerfende Geste und starrte verdrießlich zum Fenster hinaus.

»Italienerin?« fragte er plötzlich.

»Ja.«

Er schnalzte mit den Fingern.

»Hübsch.«

»Daß ich Italienerin bin oder daß Sie richtig geraten haben?« lag mir auf der Zunge zu fragen. »Oder finden Sie *mich* hübsch?« Aber ich hielt den Mund. Ich hatte lernen müssen, daß solche spöttischen Gegenfragen manche Männer verwirrten.

»Danke«, sagte ich deshalb und schenkte ihm ein Lächeln.

Der Mann lächelte zurück.

Auf bayerischer Seite stauten sich noch mehr Pilgerbusse, einen Kilometer lang aufgereiht vor der Zufahrt zur Brücke.

»Soviel Frömmigkeit?« fragte ich aufs Geratewohl.

Mein Nachbar blickte mich vielsagend an.

»Heiliger Matthias!« schnaubte er. »Nichts als Hamsterpilger! Österreich ist ein reiches Land. Hier kann man alles kaufen, was es in Bayern schon längst nicht mehr gibt.«

»Aber nicht für Marka Bavarese«, zitierte ich den Taxifahrer bei meiner Ankunft.

»Das war wohl der größte Blödsinn unserer Staatsregierung, nach einer Volksbefragung die Mark wieder einzuführen. Außerhalb Bayerns akzeptiert die niemand, nicht einmal die Albaner. So bescheuert kann ja wohl auch keiner sein.«

Er tippte sich an die Stirn. Sein IKom schaukelte am Ohrläppchen.

»Hamsterpilger. Jeden Tag solche Massen?«

»Klar«, erwiderte er. »Das ist der Segen des heiligen Matthias und des Heiligen Vaters. Man kann einem frommen Menschen den Zugang zu den Stätten seines Glaubens nicht verwehren. Aber man kann ihm das Fell über die Ohren ziehen und ihm sein Geld abnehmen. Das war doch schon immer so, oder?«

»Ich denke schon.«

\*

In Freilassing stand ein moderner Express für uns bereit, ein stromlinienförmiger Gliederzug, kieferngrün und rehbraun lackiert, mit dem weiß-blauen

bayerischen Staatswappen auf jedem Waggon und der Aufschrift BAYERISCHE STAATSBAHNEN – FREISTAAT BAYERN. Trotz des stromlinienförmigen Outfits wirkte er irgendwie sehr gediegen und kolossal traditionsreich.

Obwohl der Zug nur Erste Klasse führte, war er völlig überfüllt. Auf den Gepäckablagen und in den Gängen türmten sich die Kartons, Körbe und Säcke der Hamsterpilger. Ich sah Kanister mit Olivenöl, Plastiktüten mit Schachteln voll Spaghetti und anderen Teigwaren, Fleisch- und Fischkonserven, Kaffee, Rohrzucker, Bananen und Orangen, Palmfett, ja, und Alkohol – Rum, Sliwowitz, Grappa.

Viele der Reisenden sprachen ein Deutsch, das zu verstehen ich Mühe hatte. Einige warfen mir abweisende Blicke zu, als ich meinen reservierten Platz beanspruchte. Sie zeigten eine Mischung von befriedigter Habgier und grimmiger Verteidigungsbereitschaft – die Hände fest in die Besitztümer auf dem Schoß verkrallt. Nach Weihwasser und Devotionalien hielt ich vergeblich Ausschau. Mehr Hamster als Pilger.

Die vorbeiziehende Landschaft wirkte sehr fruchtbar. Sie sah fruchtbar aus. Satte Grüntöne, Wiesen, Weideland. Immer schon hatte ich mich gefragt, weshalb Grün auf uns beruhigend wirkt, weshalb uns der Anblick einer Flur in sattem Grün mit einem Gefühl der Gelassenheit und des Friedens erfüllt. Sind

es die Gene in unseren Chromosomen, die wir mit den Weidetieren gemeinsam haben, die uns signalisieren: Gemach, alles ist in bester Ordnung. Futter im Überfluß vorhanden?

Aber der erste Eindruck täuschte. Wir fuhren über ein Schlachtfeld: Niedergang allenthalben. Hochgezüchtete Monokultur in Auflösung. Ökologische Katastrophen. Es folgten immer mehr Streckenabschnitte, wo man beiderseits der Bahntrasse die Vegetation abgefackelt, Bäume gefällt und massiv Herbizide und Fungizide eingesetzt hatte. Es sah schauerlich aus und brachte nichts. Die einheimische Flora blieb auf der Strecke. Die Mutanten erhoben sich wieder, formierten sich neu.

Zum ersten Mal erblickte ich *Clematis vitalba nigra*, die schwarzgrüne Variante der Gemeinen Waldrebe, die nach dem Plutonium-Unfall von Cattenom am Mittelrhein erstmals aufgetreten war. Ich wußte, daß die »Viorna«, wie wir Italiener sie nannten, schon vor der Jahrtausendwende ihren Siegeszug quer durch Europa vollendet und fast alle Bahndämme zwischen dem Kattegatt und dem Golf von Messina besiedelt hatte. Von manchen wurde sie die »Graue Kralle« genannt, wegen der graubärtigen krallenförmigen Blütenstände, die den Winter überdauern. »Old Man's Beard« nannten sie die Engländer – und kurioserweise »Traveller's Joy«, obwohl sie alles andere als einen erhebenden Anblick bot.

Die Variante *Nigra* übertraf die ursprüngliche Form noch an Robustheit und Wachstum. Sie überwucherte die andere Vegetation und drückte sie durch ihr schiereres Gewicht zu Boden. »Todesmantel« nannten sie deshalb neuerdings manche Leute, oder fälschlicherweise »Schwarzer Efeu«, und sie beschränkte sich schon längst nicht mehr auf die Hänge beiderseits der Bahnlinien. Unaufhaltsam drang sie in Obstgärten, Mischwälder, Flußauen und Brachen ein, um alles unter sich zu begraben und zu ersticken.

Der Zug durchfuhr Schächte aus Betonfertigteilen, die man in Metallrahmen eingehängt hatte. Auch sie längst erobert und überklettert, und wenn der Blick frei wurde auf die Landschaft, sah ich auf den Wiesen groß wüchsige Varianten der *Urticaceae*, der Schwarzen Brennessel, und in den Niederungen Kohorten von gewaltigen *Heracleum mantegazzianum*, dem Riesenbärenklau, die sich wie Fähnlein von Elitetruppen zum Sturmangriff formierten.

Am schlimmsten war jedoch der unsichtbare Feind, der längst eingesickert war und nun seine Macht entfaltete: die Sporen mutierter, aggressiv gewordener Pilze, die nicht nur der Schienen- und Straßenverkehr durchs Land verbreiteten, sondern vor allem der Wind. Ich sah Maisfelder, deren Jungpflanzen, kaum zwei Handbreit hoch, bereits welk und braun wurden, und Winterweizen, der in der Frühlingssonne verrostete. Weitgehend unbeschadet

schien noch das Gras, doch dicht bestirnt mit dem prächtigen Dottergelb des Löwenzahns – Zeichen ruinierten Bodens durch Überdüngung und einer genetisch hochgezüchteten und geschwächten Vegetation.

Die Höfe zeugten vom Stolz ihrer einstigen Erbauer. Ihre Nachfahren schienen weniger Anlaß dafür zu haben. In den Ortskernen der Dörfer drängten sich breite, solide Häuser, die den Wohlstand mit überladenen Holzfassaden und protziger Balkonarchitektur zur Schau stellten. Zur Peripherie hin herrschten billige Fertighäuser vor. Bayern hatte schon bessere Zeiten erlebt. Auch hier hatte immer wieder das Viehsterben gewütet.

Ein Schauer zwischen zwei sonnigen Abschnitten. Dünner Regen schraffierte die Fenster, zeichnete Geschwindigkeitsdiagramme. Die gestrichelten Linien näherten sich der Vertikale – der Zug hielt. Rosenheim. Ein wunderschöner Name! Doch nicht eine Rose war zu sehen weit und breit. Häßliche viereckige, aus Flußkieseln und Beton gegossene Tröge reiheten sich auf dem Bahnsteig. Darin steckten von Luftverschmutzung und Rostpilzen dahingeraffte Krüppelkiefern; die kahlen Stellen im Erdreich dazwischen waren mit Stiefmütterchen bepflanzt – im Herbst ausgesetzt, im Winter erfroren.

Längs der Gleise scharten sich triste niedrige Gebäude in Rot und Gelb, von denen die Farbe abblät-

terte; zerknickte Rollos vor den Fenstern. Ein rostiger Metallsteg auf dünnen Betonstelzen überspannte Gleise und Bahnsteige; zu beiden Seiten der Aufgänge standen verdreckte Abfallcontainer, die mit radikalen Parolen der ASEN und Kicobs übersprüht und von Hunderten schmiereriger Flaschen und blauer Müllsäcke umlagert waren. Auf dem Nebengleis rangierte ein Güterzug mit Panzern, die mit tarnfarbenen Planen abgedeckt waren.

Wir rollten weiter.

Die kleinen Häuser waren viel zu nahe an die Strecke gebaut; Kinderplanschbecken, mit Folie abgedeckte Holywood-Schaukeln in winzigen Vorgärten. Ich konnte mir den verzweifelten Abwehrkampf der Eigentümer vorstellen, wie sie sich mit Gift und Gartenschere der heranbrandenden Vegetation entgegenstemmten. Aber wahrscheinlich waren sie schon längst überrannt von hyperaktiven Ameisen, die ihre Trassen durch Wohn- und Schlafzimmer anlegten und Vorräte plünderten, von Fadenwürmern und Euchyträen, Tausendfüßern, Wenigfüßern und Zwergfüßern, von Spinnen und anderen Kerbtieren, Spring- und Doppelschwänzen, Asseln, die in feuchter Dunkelheit zusammengedrängt auf ihre Stunde warteten, von adaptierten Termiten, die unsichtbar den Bewohnern das Haus über dem Kopf und unter den Füßen wegfraßen.

Lange schon vor der Ankunft in München bemerk-

te ich die auswuchernde Stadt: Wohncontainer, dreifach, zeilenweise gar vierfach übereinandergestapelt – die oberen über Außentreppen erreichbar. Dazwischen erstreckten sich schnurgerade Lagerstraßen bis zum Horizont, von Peitschenlampen und provisorischen Trottoirs gesäumt. Bushaltestellen, Kinderspielflächen, Sportplätze, Tragflughallen. Bahnhöfe: Eglharting, Zorneding. An den Mauern längs des Gleisstrangs klebten Plakate: WIR MITTELDEUTSCHEN PROTESTIEREN GEGEN DEN AUSVERKAUF UNSERER HEIMAT und DIE EU HAT UNS VERRATEN. WIR FORDERN UNSER RECHT AUF HEIMAT. Brückenpfeiler, Betonwände und Container waren mit Graffiti besprüht, häßlich und aggressiv: ASEN – die erhobene Faust. KICOB – das herabsausende Kurzschwert.

»Lassen Sie sich von dem Anblick nicht täuschen«, sagte der junge Mann aus dem Bus, der plötzlich in der Abteiltür lehnte, »München ist immer noch schöner als Kalkutta oder Mexico City. Wir sind zur Zeit zwar etwas zugeschüttet mit Sachsen, aber sie sprechen inzwischen schon etwas Deutsch.«

Unter den Reisenden im Abteil erhob sich lauter Protest. Der Mann blinzelte mir zu; erst jetzt fiel mir auf, daß ihm ein Schneidezahn fehlte. Wahrscheinlich hielt er öfter solche Reden.

»Hören Sie es?« fragte er grinsend hinter theatralisch vorgehaltener Hand. »Sie verstehen mich schon

ganz gut. Sind ja tüchtig, die Leute. Wir schaffen das schon. Gute Reise!«

Er hob den Daumen zum Gruß und stieg aus. München Ost stand auf den Schildern. Dann rollten wir weiter und kurz darauf über einen seichten, in der Sonne glitzernden Fluß.

»Isoh«, erklärte die Frau, die mir am Fenster gegenüber saß, und nickte mir etwas reserviert, aber nicht unfreundlich zu.

\*

In Neu-Ulm mußten sich die Reisenden aus dem Württembergischen die Füße abtreten. Sie durchquerten eine Halle, aus der übelriechende chemische Dämpfe wallten. BAYERISCHES ROTES KREUZ stand in roten Buchstaben auf einem großen Schild. Darunter in drohendem Schwarz: DESINFEKTIONSANLAGE. BETRETEN VERBOTEN. EINGANG NUR RÜCKWÄRTS.

Ich verstand den Hinweis nicht so recht, aber der Schaffner wies mich daraufhin, daß ich als Süd-Nord-Reisende im Gegensatz zu den Nord-Süd-Reisenden davon nicht betroffen sei, sondern direkt zum anderen Teil des Bahnhofs durchgehen könne.

»Vorwärts?« fragte ich sicherheitshalber.

Er schien mich nicht zu verstehen, nickte aber.

Ich verließ also den rehbraun-kieferngrünen Zug

der Bayerischen Staatsbahn und begab mich zu einem gelb-schwarzen, der ihm zum Verwechseln ähnlich sah, nur daß er der BADEN-WÜRTTEMBERGISCHEM LANDESBahn gehörte und drei nach links gewandte Löwen im Wappen trug. Kurz darauf rollten wir über die Donau. Rechts über der Stadt ragte das Münster auf im Mittagslicht; ein Turm wie aus gefältelter Spitze, starr und grau vom Alter.

Zwei verschiedene Länder, doch mir bot sich das gleiche Bild: aufgelassene Kleinbetriebe in allen Stadien des Verfalls, überbelegte Hochhäuser, Wäsche-fächer aus Draht und Plastikleinwand vor den Fenstern, abblätternde Fassaden, an denen altmodische Antennen wie Baumschwämme wucherten. Übereinandergestapelte Wohncontainer mit schmutzigweißer Plastikbeschichtung, braunfleckig von Abwässern und Rost, von Kalk verkrustete Rohrleitungen und gerippte Schläuche, Leitern, an denen spielende Kinder herumturnten.

Der Zug schlängelte sich in ein schmales Tal hin-ab. An den Hängen frisches Buchengrün, ein glasklarer Himmel darüber, von erfrischendem Lichtblau. Absonderlich putzige Namen, wie aus einem Fantasy-Spiel: Geislingen, Süßen, Eislingen, UHINGEN, Plochingen, Untertürkheim, Feuerbach, Zuffenhau-sen, Pforzheim ... Endlich: Heidelberg – Endstation.

Lange Zeit Außenposten der von Menschen be-wohnten Welt an der Grenze zur Todeszone, zum

»siedlungsfreien Raum«, wie die Behörden es offiziell nannten. »Siedlungsfrei« würde er wohl noch für die nächsten zwanzig, dreißig Jahre bleiben, auch wenn die Dekontaminierung weiter planmäßig verlief und die dafür erforderlichen Kosten von schätzungsweise fünftausend Milliarden Euro aufgebracht wurden. »Siedlungsfrei« für die nächsten zwanzig- bis dreißigtausend Jahre in der Kernzone zwischen Saarbrücken und Erfurt, wie die Pessimisten ins Feld führten.

»Heidelberg«, sagte die Lautsprecherstimme. »Endstation. Alles aussteigen!«

# VI DER KRAKE

»DIE GESCHICHTE ÜBERHAUPT UND DASS WIR ES SO HERRLICH WEIT GEBRACHT HABEN, VERDANKEN WIR DOCH DER TATSACHE, DASS IMMER DIE RICHTIGE SEITE GESIEGT HAT, DIE RICHTIGEN ENTSCHEIDUNGEN GETROFFEN WURDEN, DIE RICHTIGEN LEUTE GELEBT HABEN. GLORIA! VICTORIA! HISTORIA! DIES ALLES UMDENKEN ZU WOLLEN, IST DAS NICHT EINE ÜBERFLÜSSIGE, FRIVOLE UNDANKBARKEIT GEGEN DIE NORNEN? ... NUR EIN UM SEINEN FRUCHTBARSTEN TEIL ZURÜCKGESCHNITTENER GESCHICHTSBEGRIFF BEGNÜGT SICH MIT DEM REALEN. WENN DER SINN DER HISTORIE DARIN LIEGT, UNS AUS DEM GEFÄNGNIS DER GEGENWART ZU BEFREIEN, DANN TUT SIE EIN ÜBRIGES, INDEM SIE UNS AUS DER ENGEN WELT DES WIRKLICHEN IN DEN GROSSEN RAUM DES MÖGLICHEN HINEINBLICKEN LEHRT. HIER IST EINE GANZE DIMENSION ZU GEWINNEN.«

*Alexander Demandt*

Noch mehr Kadaver – vierzehn oder fünfzehn zählte Fingerhut. Sie lagen auf einer Viehweide entlang des Bachs. Sinnlos abgeknallt. Dunkelbraune Haufen aus Fell, Hufen und gebleckten Zähnen.

»Weshalb töten sie die Kamele?« schrie Fingerhut über das Rotorengeräusch hinweg.

Der Pilot wandte ihm den Kopf zu. »Das sind Tiere, die nicht hierher gehören!« schrie er zurück. »Sie sagen, daß es unnatürliche, völlig degenerierte Tiere sind.«

»Sind Sie auch der Meinung?« rief Fingerhut.

Der Pilot zuckte die Achseln.

Fingerhut kontrollierte auf dem Monitor vor seinem linken Auge, ob die frei fliegende Kameradrohne, die ihnen folgte, die toten Kamele gut im Blickfeld hatte. Er griff an seinen Steuerkragen und zoomte einen der Kadaver heran.

»Sie scheinen sich zum Ziel gesetzt zu haben, diese Tiere auszurotten.«

»Und ihre Besitzer gleich mit«, fügte der Pilot lachend hinzu. »Hören Sie, Mister, ich setze Sie jetzt hier irgendwo ab.«

»Sie fliegen mich zu dem Treffpunkt«, erwiderte Fingerhut bestimmt. »Wenn wir das vereinbarte Signal erhalten, landen wir. So ist es abgemacht.«

»Moment! Es war von Wettin die Rede, gleich hinter der Autobahn zwischen Löbejün und Lettowitz«, wehrte der Pilot ab. »Die Autobahn ist die Grenze für Hubschrauberflüge. Inzwischen sind wir über die Saale hinweg und fast im Bereich Eisleben. Da im Süden sehe ich schon den Süßen See. Ich darf nicht weiter nach Westen fliegen. Außerdem hat es

seit Wochen nicht geregnet. Der Rotor wirbelt so viel Radioaktivität auf, daß zwischen Oslo und Helsinki die Geigerzähler ticken. Ich bin doch nicht verrückt!«

»Ich habe Ihnen eine Menge Geld bezahlt, damit Sie mich in dieses Gebiet bringen«, drohte Fingerhut.

»Geld! Geld!« jammerte der Pilot in sächsischem Singsang. »Ich riskiere meine Lizenz, Mister. Das kann ich mir nicht leisten.« Fingerhut schnippte das Mikro vor den Mund.

»Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer. Sie haben es selbst gehört. Wir fliegen inzwischen über stark radioaktiv verseuchtem Gebiet. Wir sind in der sogenannten Todeszone. Der Pilot weigert sich, tiefer in das Sperrgebiet einzudringen; es ist ihm zu riskant. Er will seine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Er ist jung. Er will gesunde Kinder zeugen. Das ist ein Argument, das uns einleuchtet und das wir respektieren sollten.«

»Ich habe nur gesagt, daß ich meine Lizenz nicht aufs Spiel setzen will. Von Gesundheit habe ich nichts gesagt«, widersprach der Pilot mürrisch.

Fingerhut hatte jedoch das Außenmikro so weit heruntergeregelt, daß man den Einwand nicht verstehen konnte, und fuhr fort: »Trotzdem leben in diesem Gebiet inzwischen Zehntausende von Menschen, Flüchtlinge aus Bangladesch, Indonesien und Sri Lanka, aus Ländern, deren Küstenregionen in den

letzten Jahren ein Raub der steigenden Ozeane wurden – aus Mikronesien und von den Malediven, die inzwischen im Meer versunken sind. Sie haben sich freiwillig bereit erklärt, nach Mitteleuropa zu kommen, um hier gegen die Radioaktivität zu kämpfen und sie zu besiegen. Sie haben das Strahlungsrisiko bewußt auf sich genommen, und sie haben es auf sich genommen, dem ihnen ungewohnt kalten Klima dieser Erdregion zu trotzen. Wie ich Ihnen, meine Zuschauerinnen und Zuschauer, bereits gezeigt habe, kommen diese tapferen Leute mit diesen Herausforderungen erstaunlich gut zurecht. Der schlimmste Feind, der sich ihnen hier entgegenstellt, ist jedoch weder die Kälte noch die Radioaktivität, sondern es sind Menschen mit extrem rassistischer Gesinnung, die mit äußerster Brutalität gegen sie vorgehen. Es sind kleine paramilitärische Einheiten, allen voran der ASEN, der Arischen Söhne des Europäischen Nordens, und der KICOBs, einer internationalen radikalen Splittergruppe des in den USA wiedererstarkten Ku-Klux-Clan, der sein Ziel als Namen vor sich her trägt: *Kill the Colored Breed*. Sie werden finanziell unterstützt von internationalen rassistischen Organisationen und – was trotz erdrückender Beweise abgestritten wird – von den mitteldeutschen Flüchtlingsverbänden.«

Der Pilot flog im Kreis und hielt angestrengt Ausschau nach unten. Er war inzwischen ziemlich nervös.

»Wenn alles nach Plan verläuft, werden Sie, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, heute einige von diesen Verteidigern ihrer Rasse und ihres Vaterlandes kennenlernen und eventuell Zeugen eines Gesprächs mit einem ihrer Anführer werden.«

»Sehen Sie da vorn?« rief der Pilot. »Sie sind dabei, ein Dorf niederzubrennen.«

Der Hubschrauber überflog zerstörte Gewächshäuser. Die Plastikbespannungen waren aufgeschlitzt, mit Laserschüssen waren große Löcher hineingebrannt, deren schwarz verschrumpelte Ränder aussahen wie die klaffenden Mäuler von Toten.

»Näher ran!« befahl Fingerhut; er fingerte an seinem Steuerkragen und korrigierte den Kurs seiner Drohne.

»Ich setze Sie hier ab. Wenn die in Gefechte verwickelt sind, riskiere ich, von einer Boden-Luft-Rakete getroffen zu werden. Die sind doch alle verrückt. Die sind krank, sage ich Ihnen.«

»Haben Sie gehört, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer? Wir sind hier in Gefahr, von einer Boden-Luft-Rakete getroffen zu werden ...«

»Sagte ich doch.«

»Was meinen Sie mit krank?«

»Dieses Virus, mit dem sie sich gegenseitig anstecken, diese Blödmänner. Beim Geschlechtsverkehr oder bei ihren hirnrissigen Ritualen. Blutsbrüderschaft, Treue bis in den Tod ... Was weiß ich? Sagt man jedenfalls.«

»Sie sind also der Meinung, daß diese Leute infiziert wurden?«

»Ich habe ein Signal!« rief der Pilot; sein schmales Gesicht in dem schwarzen Ganzschalenhelm war blaß.

»Gut«, sagte Fingerhut und deutete nach unten.  
»Landen Sie!«

»Da drüben sehe ich Bewegung.« Der Pilot wies auf eine Baumgruppe.

»Das wird das Kommando sein. Geben Sie das verabredete Zeichen.«

»Habe ich schon.«

»Und holen Sie mich in drei Stunden wieder hier ab«, befahl Fingerhut und blickte auf den Monitor an seinem Gerätekragen. »Achtzehndreißig. Okay? Später ist das Licht nicht mehr zu gebrauchen. Achtzehndreißig. Haben Sie verstanden?«

»Verstanden, Mister.«

Fingerhut war kaum herausgeklettert, als der Pilot die Maschine auch schon wieder hochzog und beschleunigte.

Es waren zwei Jungen, nicht älter als fünfzehn oder sechzehn. Sie trugen grün-braune Tarnanzüge und schwarze Skimasken mit der geballten Faust, dem ASEN-Logo, auf der Stirn. Jeder hatte eine LasGun in der Armbeuge liegen. Sie bedeuteten dem Reporter mit einem Kopfnicken, ihnen zu folgen. Die Kameradrohne schwebte unschlüssig über ihnen. Durch das Sirren der Minirotoren aufmerksam ge-

worden, blickte einer der jungen Männer nach oben und hob seine Waffe.

»Nicht!« heulte Fingerhut auf.

Der Junge ließ die Waffe sinken.

»Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer ...«

»Schnauze!« sagte der andere.

»Hören Sie ...«

»Ich sagte *Schnauze!*«

Fingerhut breitete die Hände aus.

»Okay, okay. Ganz ruhig, meine Herren«, murmelte er.

\*

Der Rudelführer schob die Stiefelspitze unter die Hüfte der Leiche und drehte sie auf den Rücken. Die magere Brust des Mannes war eine verschmorte, schwarz eingeschrumpelte Masse. Aus unmittelbarer Nähe mußte der Laserschuß auf ihn abgefeuert worden sein. Die Augen des Toten waren schreckgeweitet. Der zum Schrei geöffnete Mund ließ den grauenhaften Schmerz des Mannes erahnen. Er hatte ein lückenhaftes Gebiß; seine langen gelbbraunen Schneidezähne ragten fast waagrecht unter der dunklen, lederigen Oberlippe hervor. Vermutlich war er der Dorfälteste oder Sprecher der Siedler gewesen. Das Zeichen seines Amtes, einen langen geschnitzten Stab, hielt er auch im Tod noch in der Hand.

Fingerhut zoomte die Wunde heran und ging dann mit einem Schwenk auf das Gesicht. Er hielt den Kopf gesenkt und biß die Zähne zusammen, um den zielführenden Sensor seiner Schulterkamera ruhig zu halten. Auf einen Kommentar verzichtete er. Die Bilder sprachen für sich.

»Sie wollten doch ein Action-Interview, wenn ich Sie richtig verstanden habe, Herr Fingerhut«, sagte der Rudelführer mit seiner hellen, jugendlichen Stimme. Er betonte den Namen, schien ihn lustig zu finden.

»Haben Sie auch einen Namen, Herr Rudelführer?« fragte Fingerhut und ärgerte sich, daß seine Stimme vor Anspannung etwas schrill, fast ein wenig piepsig klang. Wie ein Anfänger, sagte er sich. Wie ein blutiger Anfänger! Aber der Kerl jagte ihm wirklich Angst ein. Unberechenbar. Ein Psychopath.

»Der tut hier nichts zur Sache«, sagte der Rudelführer. »Wir dienen alle einer größeren Aufgabe.«

Sein Blick richtete sich in eine unbestimmte Ferne. Fingerhut hatte ihn ganz nahe und im Profil. Er hatte ein weiches, fast bartloses Gesicht, tief sonnengebräunte Haut und sehr kurz geschorenes Kraushaar – weißblond gefärbt.

Der Rudelführer wies auf die fast niedergebrannten Häuser ringsum. Es war windstill. Der Rauch stieg fast senkrecht auf. Das Holz der herabgestürzten Dachbalken prasselte und knackte.

»Wir sind das reinigende Feuer«, sagte er in seiner gedehnten Sprechweise, als stünde er unter Drogen, doch seine Augen blitzten kalt und wachsam, und seine Gesten waren sanft und präzise. »Wir rotten den Wildwuchs aus, das Niedere. Wir tilgen das Überflüssige aus, das Nichtsnutzige.«

»Ach ja. Und die Entscheidung, was von Nutzen ist und was überflüssig, die treffen Sie.«

»Es ist die Vorsehung, die uns zu Wissenden macht. Die Großen von oben haben uns auserwählt, die Erde für ihre Ankunft vorzubereiten. Sie haben, wie ich sehe, keine Ahnung, Mister Fingerhut. Aus der Asche wird das Neue erstehen, eine neue, größere Welt. Haben Sie je Blavatsky gelesen? Helena Petrowna Blavatsky? Oder Gurdjiefi? Nie gehört, wie?« Er nickte spöttisch. »Aber Aleister Crowley müßten Sie doch wenigstens kennen. Oder Bulwer-Lytton. Engländer wie Sie. Sie sind doch Engländer. Oder sind Sie Amerikaner?«

»Amerikaner.«

»Schafft ihn weg!« rief der Rudelführer den beiden jungen Männern zu und deutete auf den Erschossenen. Erst jetzt fiel dem Reporter auf, daß der Mann elegante Handschuhe aus feinem taubengrauem Wildleder trug. Weshalb trägt er Handschuhe? fragte sich Fingerhut. Scheut er sich, diese Welt zu berühren, bevor sie nicht von allem »Niederem« gereinigt ist? Blavatsky. Gurdjiefi. O ja, er kannte sie. Nicht

ihre Werke, aber ihre Namen. Und ihre paranoiden Ideologien. Von Sebottendorf, Jörg Lanz von Liebenfels, Guido von List, Hanns Hörbiger und wie diese profofaschistischen Mystiker des Übermenschentums und der Welteislehre alle hießen, die Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht nur die kleinen Geister eines Hitler oder Heß vernebelt, sondern ganz Europa mit dem Dunst ihrer abstrusen Ideen verpestet hatten. Waren sie hier und jetzt wieder auferstanden?

Zwei der jungen Leute packten den Leichnam an den Füßen und zerrten ihn quer über die Straße. Es war, als schüttle der alte Mann in einem letzten Aufwallen von Protest den Kopf, während er über den Asphalt geschleift wurde.

In einem Vorgarten hatten sie mit einer Planier-raupe ein flaches Grab ausgehoben. »Gott der Gerechte«, flüsterte Fingerhut entsetzt, als er sah, daß dreißig oder funfunddreißig Leichen darin lagen – Alte, Junge, Männer, Frauen, Kinder, wahrscheinlich alle Bewohner der kleinen Siedlung. Ihm zitterten die Knie, während er die Kamera auf die Toten richtete. Er brachte die Drohne in zehn Metern Höhe in Position und kontrollierte auf dem Monitor die Totale.

Der Rudelführer sah ihm lächelnd dabei zu. Er war kein großer Mann, aber ungewöhnlich schlank, und die enganliegende schwarze Uniform mit den silbernen Fäusten auf den Kragenspiegeln machte ihn noch größer. Die Uniformjacke trug er über dem schwar-

zen Hemd aufgeknöpft. Im Hosenbund hatte er eine alte Faustfeuerwaffe stecken, mit der man Explosionsmunition verschießen konnte. Er ist stolz auf dieses abgeschmackte SS-Image, sagte sich Fingerhut, dieses Klischee eines Nazi-Schergen, das wir ihm aus Hollywood geliefert haben.

Vor einem Schuppen in der Nähe stand die gelblackierte Planierraupe, mit der man das Massengrab gescharrt hatte. Das Gebäude war als einziges noch nicht niedergebrannt worden, doch das Reetdach schwelte bereits. Aus dem Innern waren Schreie zu hören. Sie haben also doch nicht alle umgebracht, sagte sich Fingerhut. Vielleicht haben sie ein paar von den Kindern verschont.

»Sind die noch nicht fertig mit denen da drinnen?« rief der Rudelführer.

Zorn und Verachtung lagen in seiner Stimme; er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Bringt sie endlich raus und macht Schluß!« Und an Fingerhut gewandt sagte er: »Jungen Wölfen muß man gelegentlich Fleisch zum Reißen geben, sonst verlieren sie ihre natürlichen Instinkte.«

Drei junge Männer zerrten zwei Mädchen ins Freie. Man hatte ihnen die Kleider vom Leib gerissen. An ihren Schenkeln klebte Blut. Sie schleppten die Mädchen hinüber zum Rand des Massengrabs. Beide waren sie zu geschwächt und benommen, um zu begreifen, was mit ihnen geschah.

Fingerhut zitterte am ganzen Leib.

»Tun Sie es nicht!« rief er schluchzend. »Bitte, tun Sie es nicht! Ich schalte die Kameras aus. Gott im Himmel, tun Sie es nicht!«

Niemand kümmerte sich um seinen Protest. Zwei der jungen Männer hielten die Mädchen fest, während der dritte ungerührt die Las-Gun pumpte, sie an den Hinterkopf hielt und abdrückte. Erst bei der einen, dann bei der anderen. Der Schädel schien von innen her zu erglühen, bevor er in einem fächerförmigen Dampfschwall explodierte und der enthauptete Körper in die Grube stürzte.

Der Gestank von verbranntem Haar stieg Fingerhut in die Nase. Sein Magen rebellierte. Er biß die Zähne zusammen, konnte aber nicht verhindern, daß Erbrochenes aus seinem Mund quoll und den Gerätekragen besudelte. Er wischte es mit der Hand weg und schluckte krampfhaft. Ihm drohte das Bewußtsein zu schwinden. Taumelnd drehte er sich um und bemerkte, daß der Rudelführer ihn lächelnd musterte.

»Sie haben vergessen, Ihre Kameras abzuschalten, Fingerhut«, sagte er sarkastisch mit herabgezogenen Mundwinkeln. »Ich sehe, auch Sie erfüllen Ihre Pflicht mit – Leidenschaft.«

»Ich verabscheue Sie, Kommandant. Und ich verabscheue zutiefst, was Ihre Leute hier getan haben. Ich hoffe, daß Sie gefaßt, nach Den Haag gebracht und vor den Internationalen Gerichtshof gestellt wer-

den. Eine halbe Milliarde Zuschauer auf der ganzen Welt ist auf meinen Satelliten geschaltet. Alle sind sie Zeugen dieser beiden Morde, dieser scheußlichen Bluttat geworden, und sie werden gegen Sie aussagen. Deshalb – und nur deshalb – habe ich die Kameras nicht ausgeschaltet ...«

»Reden Sie keinen Stuß, Fingerhut! Nicht deshalb haben Sie Ihre Kameras weiterlaufen lassen, sondern weil Sie genau wissen, daß Sie jetzt vielleicht mit einer Milliarde Zuschauer rechnen können. Und ich auch. Natürlich müssen Sie jetzt vor Ihren Zuschauern den Empörten mimen. Aber Sie verstehen nichts, Fingerhut. Glauben Sie allen Ernstes, dieses blutige Geschäft macht uns *Spaß*? Es ist eine widerwärtige und schmutzige *Pflicht*!«

Die Handschuhe, dachte Fingerhut. Er trägt elegante, weiche, taubengraue Wildlederhandschuhe. Sauber und makellos.

Der Rudelführer legte ihm freundschaftlich den Arm um die Schulter.

»Fingerhut«, sagte er. »Ein komischer Name.«

»Sie meinen – lustig?«

»Ich meine – jüdisch.«

»Meine Vorfahren waren Deutsche.«

Der Rudelführer drückte ihn an sich und murmelte: »Was heute so alles als deutsch durchgeht.«

Und er führte ihn hinüber an den Rand des Massengrabs. Fingerhut konnte nicht verhindern, daß er

in der Umarmung haltlos zitterte.

»Sie wollten wissen, welche Botschaft ich für die Welt habe? Hier, Fingerhut, zoomen Sie sich die Gesichter heran, soweit sie überhaupt noch welche haben. Wie viele Zuschauer, sagten Sie?«

»Eine halbe Milliarde, weltweit.«

»Wunderbar. Vielleicht sind es inzwischen schon zwei Milliarden. Zeigen Sie ihnen das! Zeigen Sie ihnen, was sie erwartet, wenn sie hierher kommen! Und zeigen Sie ihnen, wer sie erwartet! Das ist unsere Botschaft.«

Und mit seinem makellosen Handschuh wies der Rudelführer in die Runde.

Ein Massengrab voller Leichen. Brennende Hütten im Hintergrund. Davor junge Männer, Kinder fast. Ein elender Haufen, martialisch herausgeputzt, jämmerliche Klischees nachäffend. Die schreckliche Banalität der Gewalt.

»Das ist unsere Botschaft«, wiederholte der Rudelführer, zog seine Pistole aus dem Hosenbund und schoß Fingerhut in den Hinterkopf. Das Explosivgeschloß trat an der rechten Schläfe aus und riß eine faustgroße Bresche. Er hielt Fingerhut am Gerätekragen fest. Die grünen LEDs zeigten an, daß die Optiken und der Übertragungscomputer weiterarbeiteten, während der Körper des Reporters zwei, drei Schritte auf der Stelle tänzelte und dann erschlaffte.

Der Rudelführer schob die Pistole zurück in den

Hosenbund und zerrte mit den Fingern das Steuerimplantat aus der Schläfenwunde des Reporters. Es schien sich zurück in die schützende Höhlung des Schädels flüchten zu wollen. Mit einem Ruck riß der Rudelführer das Gebilde heraus. Silberne Tentakel bewegten sich und schlangen sich um sein Handgelenk. Er roch daran, schleuderte es angewidert zu Boden und zertrat es mit dem Stiefelabsatz. Die Anzeigen an dem Gerätekragen, die auf Rot gewechselt hatten, erloschen. Der Rudelführer ließ Fingerhut los, und der Leichnam des Reporters stürzte kopfüber in die Grube.

Die Kameradrohne, die bisher lautlos in etwa zehn Metern Höhe gearbeitet hatte, schien plötzlich Schwierigkeiten mit der Steuerung ihrer Gyroskope zu haben. Sie brummte mit schlenkernder Optik hin und her wie eine zornige Hornisse, bis sie schließlich mit einem schrillen Kreischen herabstürzte und sich in den Leichenhaufen bohrte.

Ein paar der Jungen lachten. Dann warfen sie Holz, Stroh und zerbrochene Möbel in die Grube und setzten den Haufen mit ein paar Laserschüssen in Brand. Dunkler Rauch wallte auf. Der Rudelführer hielt den blutbeschmierten Handschuh vor Mund und Nase und befahl den Abzug.

Die Polizei erschien erst eine Stunde später. Obwohl das Gebiet sofort weiträumig abgesperrt worden war, konnte das ASEN-Kommando entkommen.

Längst vor der Polizei waren Schaulustige und ein paar Reporter vor Ort, die den Mord an dem bekannten TV-Berichterstatter im Fernsehen über Satellit mitverfolgt hatten. Sie machten Holos und Videos von den Ruinen des Dorfes und den halb verbrannten Leichen und empfingen die Polizei mit Pfiffen, höhnischen Zurufen und Gelächter, als die Mannschaften in Strahlenschutzanzügen aus den Helikoptern sprangen, die Schaulustigen zurückdrängten und das Areal mit rot-weißen Plastikstreifen abgrenzten. Kurze Zeit später trafen vier Löschzüge der Feuerwehr ein, die ihre Schläuche ausrollten und die letzten rauchenden Balken mit Wasser bespritzten. Die Spurensicherung mußte abgebrochen werden, als die Dunkelheit hereinbrach.

Als am nächsten Tag die Spurensicherung abgeschlossen war, barg ein Spezialkommando die Leichen und verpackte sie in graue Plastiksäcke, die mit einem Hubschrauber ins Gerichtsmedizinische Institut von Magdeburg gebracht wurden. Von Fingerhut war wenig übriggeblieben, aber seine sterblichen Überreste konnten anhand des Gerätekragens seiner TV-Ausrüstung identifiziert werden. Am späten Nachmittag erschienen zwei Lastwagen mit Ladearmen und sammelten die Kadaver der erschossenen Kamele ein. Sie wurden in die TKV Dessau gebracht, wo sie eingäschert wurden.

Weder den Beamten von der Polizei und der Ge-

richtsmedizin noch den Männern vom Technischen Hilfswerk fiel der junge Mann auf, der seit dem Morgen das Gelände sondierte, die verschiedenen Tatorte genau vermaß und mit Hilfe eines Wristtops eine exakte Planskizze über den Hergang des Massakers erstellte. Er hätte auch schwerlich jemandem auffallen können, denn er war ein Krake. Er trug einen Tarnanzug der Speziellen Eingreiftruppe vom Amsterdam-Tunnel, eine mit optischen Mikroelementen beschichtete Kleidung, die von den NNT-Labors in Kobe entwickelt worden war. Sie nahm automatisch in Farbe und Struktur das Aussehen des Hintergrunds an, vor dem ihr Träger sich befand. Er hätte sich zwei Meter von einem in seine Richtung blickenden Passanten entfernt vor einer Hauswand, einem Baum oder einem Zaun aufhalten können, er wäre völlig unsichtbar gewesen – bis auf die Augen natürlich, die zu seiner Orientierung unbedeckt bleiben mußten. Doch wer hält schon Ausschau nach Augen im Verputz einer Hauswand, der Rinde eines Baums oder den Brettern eines Gatters? Wenn er sich rasch bewegt hätte, wäre einem aufmerksamen Beobachter eine Art Nachzieheffekt aufgefallen, eine minimale Randunschärfe in Form einer wandernden Welle, hervorgerufen durch eine winzige Verzögerung beim Bildaufbau in der Simulation des Hintergrunds durch das optische System.

Da die Männer der Einsatzgruppe vom AT aus-

schließlich allein arbeiten konnten, war diese Tarnung unerlässlich. Völlig auf sich allein gestellt und häufig mit einem gut bewaffneten und zahlenmäßig überlegenen Gegner konfrontiert, mußten sie praktisch aus dem Nichts zuschlagen können. Ihr weiterer Vorteil war, daß sie die Absichten ihres Gegners genau kannten. Das galt selbstverständlich nur für den ersten Zug, das Gambit, denn der zweite fand bereits in einer veränderten Welt statt, einer Alternativwelt, die durch ihr Eingreifen entstanden war. Deshalb mußte das Gambit akribisch geplant und der Erstschlag so entschlossen und präzise erfolgen wie der erste Schnitt mit dem Skalpell bei einem chirurgischen Eingriff.

Der alte Dorit van Waalen vom Hendrik-Casimir-Institut für Branenforschung bezeichnete diese Aktivitäten als »Uitborstelen«, als »Ausbürsten«, »Striegeln«, die Geschichte »tegen de hāren instrijken«, »gegen das Fell bürsten«. Das klang fast zärtlich und traf die Wirklichkeit nur selten. Meist war es eine invasive Operation, bei der in der Regel augenblicklich Blut floß.

Hla Thilawuntha selbst hatte diese kurzfristigen Eingriffe in die Vergangenheit angeregt, bevor er in seine Heimat zurückkehrte. Die meisten Wissenschaftler am CIA waren skeptisch gewesen, daß unter solchen Umständen sich überhaupt Transitionen öffnen würden. Laßt es uns doch einfach versuchen,

hatte Thilawuntha vorgeschlagen, und sie hatten es versucht. Es hatte sich gezeigt, daß Eingriffe in die unmittelbare Vergangenheit, wenn sie hinreichend exakt vorbereitet wurden, sich leichter durchführen ließen als solche in der fernerer Vergangenheit.

Die Grenzschicht-Theoretiker am CIA sahen die Erklärung darin, daß die Membranen zwischen Parallelwelten, die sich noch nicht weit voneinander entfernt hatten, durchlässiger waren als solche zwischen Welten, die schon länger nebeneinander existierten oder sich schon weiter voneinander entfernt hatten. Und diejenigen, die eher in botanischen Kategorien dachten, wie Dirk Straets, sagten: »Ganz klar, ein frischer Sproß läßt sich leichter kappen als ein ausgewachsener Ast.«

So wurde die Eingreiftruppe der Kraken gegründet.

\*

»Wenn du einen Trieb abschneiden willst, dann mußt du dir den Zweig erst einmal genau ansehen«, hatte sein Lehrer Dirk Straets ihm während der Ausbildung eingeschärft, »und zwar von allen Seiten. Dann mußt du die Schnittstelle festlegen. Laß dir Zeit dabei. Zeit spielt für uns überhaupt keine Rolle, nur der richtige Zeitpunkt. Der ist das Entscheidende. Und der richtige Ort natürlich. Der richtige Raumzeit-

Punkt. Dann setzt du an, ganz ruhig, und dann – beherzt und mit Entschlossenheit: *schnipp!* So ist es zu schaffen.«

Also ließ der Krake sich Zeit mit der Ausarbeitung seines Plans. Sorgfältig studierte er die Aufnahmen Fingerhuts: stop, go, Zeitlupe, zurück – wieder und immer wieder; vor allem die Totalen, die dieser mit Hilfe seiner Kameradrohne gemacht hatte. Dann machte er sich an die Ausarbeitung seiner Strategie und eines genauen Zeitplans. Einen Monat später legte er seinen Entwurf der Kommission zur Prüfung vor. Einen weiteren Monat später wurde er vorgeladen. Sein Plan wurde in allen Einzelheiten erläutert; es wurden Einwände erhoben, Verbesserungen angeregt, und schließlich billigte man sein Vorhaben. Die Aussichten auf eine Transition wurden positiv eingeschätzt.

Das Wehrdorf war eingenommen worden, weil die Bewohner durch eine simple List übertölpelt worden waren. Das ASEN-Kommando hatte drei Mädchen aufgelauert; nach der Mittagspause waren sie ohne bewaffnete Begleitung an ihre Arbeit in den Gewächshäusern zurückgekehrt, wo sie Pflänzlinge für den Transport mit einer Karawane in den Süden vorbereiten sollten. Zwei der Mädchen wurden getötet, das dritte hatte man entkommen lassen, und es war erwartungsgemäß ins Dorf zurückgelaufen. Die aufgebrachten Bauern waren daraufhin bewaffnet in

Richtung der Gewächshäuser ausgerückt und hatten das Dorf schutzlos zurückgelassen. Dann hatte das Rudel gegen die mehrheitlich unbewaffneten Bewohner, die daheimgeblieben waren – Frauen, Kinder und Alte –, losgeschlagen und sie massakriert. Auf den Lärm hin hatten die Bauern kehrtgemacht und waren zurückgeeilt. Dabei gerieten sie dann in einen Hinterhalt.

Die Aktionen des Kraken mußten also zeitlich genau abgestimmt über ein größeres Gelände verteilt werden. Zunächst galt es, die Mädchen vor dem Tod zu bewahren und damit den Plan der ASEN zu durchkreuzen, ohne daß sie genau wußten, weshalb ihr Einsatz nicht planmäßig verlief. Sodann mußte er den Moment der Unsicherheit und Umstrukturierung nutzen und den Rudelführer ausschalten. Schließlich mußte mit Hilfe der alarmierten Dorfbewohner der Rest des Rudels überwältigt werden. Um nicht vor den Zeitheimischen in Erscheinung zu treten, mußte er also zusätzlich zu seinem persönlichen Einsatz die Regie über den Vorfall übernehmen, um den Handlungsverlauf in neue Bahnen zu lenken.

Und dann – *schnipp!*

\*

»Hier ist kein ASEN-Rudel durchgezogen!« schrie der Pilot über den Rotorenlärm hinweg.

»Woher wollen Sie das wissen?« schrie Fingerhut zurück.

»Diese komischen Viecher da«, erwiderte der Pilot und deutete nach unten. »Die hätten sie alle umgelegt.«

Fingerhut blickte hinunter. Auf einer Wiese entlang des Bachufers knabberten zottige dunkelbraune Kamele an dem trockenen Gras vom vergangenen Jahr. Längs einer Hecke hatte man Heu für sie ausgestreut, weil sie kaum frisches Futter fanden, doch sie zogen es vor, in den braunen Büscheln nach frischen Trieben zu stöbern.

»Weshalb sollten sie diese Tiere töten?« fragte Fingerhut.

Der Pilot wandte ihm den Kopf zu und entgegnete: »Das sind Tiere, die nicht hierher gehören. Sie sagen, daß es unnatürliche, völlig degenerierte Tiere sind.«

»Sind Sie auch der Meinung?« rief Fingerhut.

Der Pilot zuckte die Achseln.

»Diese Typen, die das machen, sind doch krank«, bemerkte er kurz angebunden.

Fingerhut kontrollierte auf dem Monitor vor seinem linken Auge, ob die frei fliegende Kameradrohne, die ihnen folgte, die weidenden Kamele gut im Blickfeld hatte. Er griff an seinen Steuerkragen und zoomte eines der Tiere heran.

»Sie töten also allen Ernstes diese Kamele, weil sie nicht hierhergehören? Das ist doch ein Witz.«

»Und ihre Besitzer gleich mit«, fügte der Pilot lachend hinzu. »Hören Sie, Mister, ich setze Sie jetzt hier irgendwo ab.«

»Sie fliegen mich zu dem Treffpunkt«, erwiderte Fingerhut bestimmt. »Wenn wir das vereinbarte Signal erhalten, landen wir. So ist es abgemacht.«

»Moment! Es war von Wettin die Rede, gleich hinter der Autobahn zwischen Löbejün und Lettowitz«, wehrte der Pilot ab. »Die Autobahn ist die Grenze für Hubschrauberflüge. Inzwischen sind wir über die Saale hinweg und fast im Bereich Eisleben. Da im Süden sehe ich schon den Süßen See. Ich darf nicht weiter nach Westen fliegen. Außerdem hat es seit Wochen nicht geregnet. Der Rotor wirbelt so viel Radioaktivität auf, daß zwischen Oslo und Helsinki die Geigerzähler ticken. Ich bin doch nicht verrückt!«

»Ich habe Ihnen eine Menge Geld bezahlt, damit Sie mich in dieses Gebiet bringen«, drohte Fingerhut.

»Geld! Geld!« jammerte der Pilot in sächsischem Singsang. »Ich riskiere meine Lizenz, Mister. Das kann ich mir nicht leisten.« Fingerhut schnippte das Mikro vor den Mund.

»Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer. Sie haben es selbst gehört. Wir fliegen inzwischen über stark radioaktiv verseuchtes Gebiet. Wir sind in der sogenannten Todeszone. Der Pilot weigert sich, tiefer in das Sperrgebiet einzudringen; es ist ihm zu riskant. Er will seine Gesundheit nicht aufs Spiel set-

zen. Er ist jung. Er will gesunde Kinder zeugen. Das ist ein Argument, das uns einleuchtet und das wir respektieren sollten.«

»Ich habe nur gesagt, daß ich meine Lizenz nicht aufs Spiel setzen will. Von Gesundheit habe ich nichts gesagt«, widersprach der Pilot mürrisch.

Fingerhut hatte jedoch das Außenmikro so weit heruntergeregelt, daß man den Einwand nicht verstehen konnte, und fuhr fort: »Trotzdem leben in diesem Gebiet inzwischen Zehntausende von Menschen, Flüchtlinge aus Bangladesch, Indonesien und Sri Lanka, aus Ländern, deren Küstenregionen in den letzten Jahren ein Raub der steigenden Ozeane wurden – aus Mikronesien und von den Malediven, die inzwischen im Meer versunken sind. Sie haben sich freiwillig bereit erklärt, nach Mitteleuropa zu kommen, um hier gegen die Radioaktivität zu kämpfen und sie zu besiegen. Sie haben das Strahlungsrisiko bewußt auf sich genommen, und sie haben es auf sich genommen, dem ihnen ungewohnt kalten Klima dieser Erdregion zu trotzen. Wie ich Ihnen, meine Zuschauerinnen und Zuschauer, bereits gezeigt habe, kommen diese tapferen Leute mit diesen Herausforderungen erstaunlich gut zurecht. Der schlimmste Feind, der sich ihnen hier entgegenstellt, ist jedoch weder die Kälte noch die Radioaktivität, sondern es sind Menschen mit extrem rassistischer Gesinnung, die mit äußerster Brutalität gegen sie vorgehen ...«

Der Pilot flog im Kreis und hielt angestrengt Ausschau nach unten. »Wenn alles nach Plan verläuft, verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, werden Sie heute einige von diesen Vaterlandsverteidigern kennenlernen und eventuell Zeugen eines Gesprächs mit einem ihrer Anführer werden.«

»Hier sind keine ASEN durchgekommen!« rief der Pilot. »Sieht alles ganz friedlich aus. Kein Rauch, nichts.«

»Sind wir auch wirklich in der richtigen Gegend?« fragte Fingerhut verdrossen.

»Wofür halten Sie mich, Mister?«

»Hm.«

Das lief auf eine Luftnummer hinaus; dabei hatte er die Reportage seit Tagen groß angekündigt. Verdammte Scheiße!

»Haben Sie immer noch kein Signal?«

»Nein, ich habe kein Signal. Aber irgend etwas scheint in dem Dorf da vorn los zu sein.«

»Was meinen Sie damit? Was sehen Sie?« fragte Fingerhut.

»Die Bauern sind nicht bei ihrer Arbeit, sondern stehen auf der Straße herum. Da liegen auch ein paar Gestalten auf dem Boden, vielleicht Verletzte oder Tote. Da muß etwas passiert sein. Ich erkenne einen Hubschrauber vom Rettungsdienst, der auf dem Dorfplatz steht.«

»Dann fliegen Sie mich, um Himmels willen, end-

lich hin!« schrie Fingerhut. »Landen Sie auf dem Dorfplatz oder irgendwo ganz in der Nähe. Beeilen Sie sich!«

Als der Helikopter landete, war er im Nu von einem halben Dutzend dunkelhäutiger junger Männer umstellt. Flinten und gespannte Armbrüste waren auf die Pilotenkanzel gerichtet. Die Leute schienen alle sehr aufgeregt zu sein und schrien laut durcheinander. Der Dorfälteste – er trug als Zeichen seiner Würde einen langen beschnitzten Stab – bedeutete dem Piloten, den Motor abzustellen.

»Wer sind Sie?« rief er und hob den Stab über den Kopf. »Was wollen Sie?«

Er bleckte lange gelbe Zähne, die waagrecht unter seiner Oberlippe hervorstanden.

»Ich bin Fingerhut. Ich berichte von der Situation hier. Weltweit. Über Satellit.«

»Ja«, sagte der Alte. »Ja, tun Sie das. Wir wurden überfallen.«

»Von wem?«

Der alte Mann breitete die Arme aus.

Das Dach eines Hauses hatte offenbar gebrannt, war aber gelöscht worden. Es hatte auch Verwundete gegeben, die von dem Notarzt und seinen beiden Helfern versorgt wurden. Fingerhut sah bei den Dorfbewohnern ein paar schlimme Verbrennungen durch Laserschüsse. Er drängte sich mit geübten Bewegungen nach vorn und zoomte sich die Verletzten

heran, während er aus dem Augenwinkel die Totale der Drohne überwachte.

»Pech, Mister Fingerhut«, sagte eine heisere Stimme neben ihm.

Auf der Trage vor dem Ambulanzhubschrauber lag ein schlanker junger Mann in einer schwarzen Uniform. Er hatte sehr kurz geschnittenes Kraushaar, das weißblond gefärbt war, und ein schmales, sonnengebräuntes Gesicht, das von den Schmerzen, unter denen er litt, grau wirkte. Er hing am Tropf einer Blutkonserve. Man hatte ihm den Brustteil seiner Uniformjacke und des schwarzen Hemdes weggeschnitten und seine Brust mit blutstillenden Kompressen bedeckt, dazwischen ragten die Schäfte zweier Metallpfeile heraus, die seine Lungen durchbohrt hatten. Sein schmaler Brustkorb hob und senkte sich in heftigen Stößen. Sein Atem ging rasselnd.

»Ich hatte Ihnen ein Action-Interview für Ihre Zuschauer versprochen«, keuchte er, »aber es ist wohl nichts daraus geworden.«

»Bitte sprechen Sie nicht mit ihm«, sagte der junge Arzt und versuchte Fingerhut zurückzudrängen, doch der, den Nacken in den Gerätekragen geduckt, stand wie festgewurzelt und war keinen Millimeter zu bewegen.

»Ich habe nur ein paar Fragen«, drängte er.

»Tut mir leid. Das kann ich nicht dulden.«

»Lassen Sie ihn, Doktor. Ich hab's ihm verspro-

chen«, sagte der Rudelführer. »Und was biete ich ihm nun? Nicht einmal einen Heldentod.«

Er kicherte. Schaumiges Blut quoll ihm aus dem Mundwinkel. Mit seinem taubengrauen Wildlederhandschuh wischte er es ab, dann hielt er ihn vors Gesicht und betrachtete verwundert die Blutschmierer darauf.

Weshalb trägt er Handschuhe? fragte sich Fingerhut und machte ein Makro davon. Er sah, daß das Licht nachließ und die Farbtemperatur nicht mehr ganz stimmte. Das Taubengrau hatte einen Blaustich, und das Blutrot changierte ins Schwarze. Er haßte diese Unzulänglichkeiten der Technik.

»Nicht einmal ein totes Kamel kann ich Ihren Zuschauern bieten«, sagte der Rudelführer.

»Weshalb töten Sie diese Tiere?« fragte Fingerhut.

Der Rudeltührer lachte und keuchte vor Schmerz, als seine Brust sich bewegte.

»Ich werde es Ihnen verraten. Haben Sie sich mal die Physiognomie eines Kamels oder Dromedars genau angesehen, Fingerhut? Es sollen die Abkömmlinge der Juden sein, die nicht mit Mose ausgezogen sind, weil sie ihre Gründe hatten, in Ägypten zu bleiben.«

»Witzig.«

»Nicht von mir. So etwas kann nur ein Jude erfinden«, murmelte der Rudelführer; er schloß für ein paar Sekunden die Augen und atmete flach.

»Bitte lassen Sie ihn. Er ist sehr geschwächt«, sagte der Arzt. »Ich kann ihm die Pfeile nicht entfernen. Er würde sonst noch mehr Blut verlieren. Wir haben keine Konserve mehr für ihn, denn er hat Blutfaktoren, die man hier in Nordeuropa selten findet. Wir müssen ihn nach Magdeburg in die Klinik bringen. Ich habe einen Helikopter angefordert.«

»Haben Sie den Mond gesehen heute nacht, Fingerhut?« fragte der Rudelführer. »Er ist größer geworden.«

»Es ist Vollmond.«

Der Rudelführer hob matt die Hand.

»Nein, Sie verstehen nicht. Er ist größer geworden. Er nähert sich der Erde. Eine neue Zeit bricht an. Die Zeit des hohen Mondes ist vorbei. Nun muß Raum geschaffen werden für den neuen Menschen, eine neue Menschenrasse. Das Kleinzeug ringsum muß verschwinden. Wir ASEN sind auserwählt, den Boden für die neue Rasse vorzubereiten.«

Blavatsky, Gurdjieff, von Liebenfels, von Sebotendorf, Haushofer, Crowley, Bulwer-Lytton – er steckt bis oben hin in diesem mystischen Sumpf aus Welteislehre und Übermenschentum, dachte Fingerhut. Diese hirnrissigen Phantasien, immer und immer wieder.

»Sie haben nichts begriffen, Fingerhut«, fauchte der Rudelführer und hob den Kopf. »Geben Sie's zu. Nichts.«

»Was habe ich nicht begriffen?«

»Daß wir nur Dreck am Stiefel derer sind, die nach uns kommen werden. Sie – und ich.«

»Er halluziniert«, sagte der Arzt.

»Er halluziniert nicht«, erwiderte Fingerhut seufzend.

»Ich hab's versucht, aber gegen einen Kraken hat man keine Chance«, sagte der Rudelführer.

»Wogegen?«

»Er kennt deine Absichten genau. Er ist dir einen Schritt voraus. Aber nur einen. Beim zweiten schon hast du eine Chance – theoretisch. Da kannst du ihn vielleicht erwischen und besiegen. Aber du mußt viel Glück haben.«

»Er halluziniert«, sagte der Arzt.

»Ich weiß nicht«, sagte Fingerhut.

»Wovon spricht er?«

Fingerhut breitete die Hände aus.

»Eine Legende«, sagte er.

»Keine Legende«, flüsterte der Rudelführer erschöpft. »Sie kommen aus der Zukunft.«

»Ich dachte, die Zukunft gehört den Übermenschen«, gab Fingerhut zu bedenken.

Der Rudelführer runzelte die Stirn und warf Fingerhut einen stumpfen, etwas fiebrigen Blick zu. Er schien angestrengt nachzudenken. »Das ist es, was mich verwirrt«, sagte er leise, und nach einer Pause fuhr er fort: »Goebbels hat gesagt, unser Ende wird

das Ende des Universums sein. Wenn wir sterben – wir, die wir an den Übermenschen glauben –, dann hat das Universum keine Zukunft. Sie brauchen uns, damit wir ihnen den Weg bereiten.«

»In diesem Universum möchte ich nicht leben«, sagte der Reporter.

Der Rudelführer lachte und verzog vor Schmerz das Gesicht.

»Dieser Sorge hätte ich Sie enthoben, Fingerhut.«

Er wischte sich mit dem blutbesudelten Handschuh die Stirn. »Lassen Sie ihn jetzt bitte in Ruhe«, sagte der Arzt.

»Seht ihr die Augen dort?« rief der Verwundete und deutete auf die Hauswand; sein fiebriger Blick huschte hin und her. »Er bewegt sich.«

Fingerhut und der Arzt wandten sich um, konnten aber nichts entdecken.

»Der Krake«, ächzte der Rudelführer. »Er kann mich nicht täuschen.

Er ist ganz in der Nähe. Ich spüre ihn.«

Der Arzt lud seine Injektionspistole, hielt sie dem Rudelführer an den Hals und drückte ab.

»Tut mir leid«, sagte er.

\*

»Was hat es eigentlich mit dieser Krankheit auf sich, an der diese ASEN angeblich leiden?« fragte Finger-

hut, als sie an der Reihe der Gefangenen entlanggingen, die man gefesselt Seite an Seite im Gras neben der Straße aufgereiht hatte. Man hatte ihnen die Ski-masken vom Kopf gezogen. Kindergesichter waren darunter zum Vorschein gekommen. Einige waren völlig apathisch; einer weinte, ein anderer spuckte trotzig in Richtung Kamera. Er erntete dafür einen Fußtritt von einem der Bauern, die sie bewachten.

»Sie meinen das Fenris-Virus?« fragte der Arzt.  
»Manche nennen es ein Indoktrinationsvirus. Ich halte das nicht nur für eine irreführende, sondern auch für eine gefährliche Bezeichnung. Man weiß noch zu wenig darüber. Es sei HIV-ähnlich, sagen die Immunologen von der Charité, gleiche Verbreitungswege: Blut, Sperma. Möglicherweise ist es ein gentechnisches Produkt, mit voller Absicht geschneidert. Bei den sogenannten Blutriten infizieren sie sich bewußt damit. Kameradschaftstreue, Blutsbrüderschaft ... sie sitzen diesem mystischen Blödsinn auf«

»Und die Symptome?«

»Das Virus überwindet die Hirnschranke und befällt den *Nucleus caudatus* und den *Hippocampus*. Es wirkt lähmend auf die *Amygdala*, das Angstmodul im limbischen System. Furchtlosigkeit ist die Folge. Das heißt, die Angschwelle wird herabgesetzt, und die sozialen Verhaltensmuster werden unterdrückt. Das Ergebnis sind Kadavergehorsam, Todesverachtung und eine entsetzliche Erbarmungslosigkeit.«

»Wer, um Himmels willen, setzt so etwas in die Welt?« fragte Fingerhut.

Der Arzt zuckte die Achseln.

»Bestimmte Kreise des Militärs werden sicher entzückt darüber sein.«

»Gibt es eine Therapie?« fragte Fingerhut.

»Puh – allenfalls in Ansätzen. Keine Medikation bisher, das wird dauern. Man arbeitet sozusagen mit dem Holzhammer. Ausbrennen, buchstäblich. Der Infizierte muß mindestens achtzig Stunden bei einer Körpertemperatur von 42 Grad gehalten werden. Das bringt die meisten um. Aber die Jungs hier« – er wies auf die Reihe der Gefesselten – »scheinen stark und gesund zu sein. Ein paar werden es sicher überleben.«

Das Geräusch eines anfliegenden Helikopters war zu hören. Er setzte neben den beiden anderen zur Landung an. Die Kanzel war mit einem roten Kreuz bemalt. Zwei Männer sprangen heraus und schoben die Trage mit dem Rudelführer hinein. Der Arzt eilte hin und gab ihnen Anweisungen. Dann stiegen drei Männer und eine Frau aus dem Dorf zu, die Brandverletzungen davongetragen hatten.

Als die Maschine gestartet war, kam der Arzt zu Fingerhut zurück.

»Eine Bemerkung am Rande«, sagte er, »falls es Sie interessiert.«

»Mich interessiert alles.«

»Die Blutanalyse von diesem Patienten ...«

»Diesem Rudelführer?«

»Ja. Seine Allele, die Form seiner HLA-Gene für die Immunabwehr, deuten auf einen seltenen Enzym-Gendefekt hin. Man bezeichnet ihn als Mutation A des G6PD-Gens.«

»Und was heißt das?«

»Der Mann hat seine rassischen Wurzeln eindeutig im südlichen Afrika. Herero, würde ich sagen.«

»Oho! Ich hielt es für Sonnenbräune.«

Der Arzt lächelte triumphierend. Fingerhut sah, daß er älter war, als er auf den ersten Blick angenommen hatte.

»Vielleicht Deutsch-Südwest«, sagte er.

Fingerhut nickte. »Soll vorkommen.«

\*

Der Bach gluckerte. Langes graues Gras vom letzten Jahr hing von den Ufern. Es war noch früh im Jahr, doch die letzten Schneereste an den schattigen Stellen waren inzwischen verschwunden. Die Erlen und Pappeln träumten noch, vom Winter befangen. Nur die Weiden strahlten in mattem Gold, als sei es herübergeweht worden von den flüchtigen Gestaden über dem südwestlichen Horizont, in denen die Sonne früh versank.

Der Krake blickte sich um. Die Kamele schnaub-

ten und kollerten; sie stöberten zwischen den Bäumen nach erstem Grün und zermahlten das Heu, das man ihnen hingeworfen hatte. Manchmal hoben sie den Kopf und blickten zu ihm herüber. Ihre Reaktion ließ jedoch nicht daraufschießen, daß sie ihn wahrnahmen, daß sie in ihm etwas anderes erblickten als eine alte Weide am Bach. Weshalb sollte eine Kopfweide keine Augen im Knubbelgesicht unter den Geschwülsten ihrer Stirn haben? Eine Elster flog kreischend auf und schoß davon. Hatte sie seine Anwesenheit gespürt?

Es war wieder ein klarer Tag gewesen. Regen war ausgeblieben. Am Abend würde es Nebel geben. Es war auch ein erfolgreicher Tag gewesen.

Dann spürte der Krake, wie das Soliton sich näherte. Er empfand es wie ein fast unhörbares Knistern in seinem Körper, als ob ein elektrischer Strom die Moleküle in ihrer Bewegung beschleunigte. Das Knistern steigerte sich zu einem Brausen. Als es ganz nahe war, schloß er die Augen. Und einen Sekundenbruchteil später war da nur noch die Weide.

# VII PRINZESSIN BRAMBILLA

»FÜR UNS GLÄUBIGE PHYSIKER HAT DIE SCHEIDUNG ZWISCHEN VERGANGENHEIT, GEGENWART UND ZUKUNFT NUR DIE BEDEUTUNG EINER – WENN AUCH HARTNÄCKIGEN – ILLUSION.«

*Albert Einstein*

»Bist du sicher, daß das kein Gefängnis ist?« fragte ich Luigi, als das Tor in dem hohen Gitterzaun klickend vor mir aufsprang.

»Es ist das *Bahnhofshotel*, Domenica«, klärte er mich in seiner humorlosen Art auf.

Das stand auch auf einem vornehmen Messingschild neben dem Eingang.

Offenbar hatten mir meine persönlichen Daten Einlaß verschafft. Mein Reisechip im IKom hatte meine Ankunft signalisiert. Das Hotel wirkte aber eher wie eine Batterie Schließfächer für sperriges Gepäck, denn es bestand aus einer Ansammlung von weißlackierten Wohncontainern, die man nebeneinander angeordnet hatte. Eine zweite über Gittertreppen und Laufstege aus Metall erreichbare Lage war darübergestapelt.

»Gibt es hier keine Rezeption?« fragte ich bang, als die Gittertür hinter mir mit einem satten *Klank* einrastete.

»Nein, aber ich stehe mit einer KI in Verbindung; sie übt diese Funktion aus«, sagte Luigi. Ich hatte es also mit einer dieser High-Tech-Bewahranstalten zu tun, mit denen die Chinesen die Welt überschwemmten. Hier begegnete man allenfalls anderen Gästen, Personal gab es nicht. Schon sehnte ich mich nach dem *Hotel Altstadt* am Rudolfskai und Herrn Roblacher zurück, obwohl mir die Gespenster von Salzburg noch immer kalt im Nacken saßen.

Die Nummer 024 lag im ersten »Stock«. Ich mußte meine beiden smarten Reisetaschen selbst hinaufschleppen, denn sie gehörten nicht zu den geländegängigen Modellen. Meine Besorgnis, in der Röhre Platzangst zu kriegen, erwies sich als unbegründet. Die hellen Farben, indirekte Beleuchtung und raffiniert angebrachte Spiegel wirkten jedem Anflug von Klaustrophobie entgegen. Ich hatte den Eindruck, mich in der Kabine eines modernen Kreuzfahrtschiffes zu befinden. Die Unterkunft war geräumig. Mir stand ein Wohnzimmer zur Verfügung, ein geräumiges Schlafabteil für zwei Personen und ein Bad mit WC.

»Kann man hier irgendwo etwas zu essen kriegen?« fragte ich Luigi.

»Es gibt einen Service durch Restaurants in der Nähe. Darf ich dir etwas bestellen?«

»Laß gut sein, Luigi.« Ich hatte mir in Ulm vorsichtshalber ein paar Sandwiches gekauft; das reichte mir für den Abend.

Mitten in der Nacht erwachte ich von einem Geräusch, als kletterte jemand auf meiner Unterkunft herum. Versuchten Einbrecher die Container zu knacken und die Gäste auszurauben? Waren es Mutanten aus der Sperrzone, über die schauerliche Gerüchte verbreitet wurden, oder wilde Tiere, die aus den zoologischen Gärten entwichen waren, weil man bei der überstürzten Evakuierung nicht alle hatte töten können?

Ich bat Luigi, sich mit der KI in Verbindung zu setzen. Sie versicherte mir, daß ihre Bewegungsmelder nichts entdecken könnten, daß es sich um ganz natürliche Geräusche handelte, hervorgerufen durch Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht in der Aufhängung der Container und in den Versorgungs- und Entsorgungsleitungen.

»Kann ich dem trauen, Luigi?«

»Ich glaube schon.«

Ich lauschte bang dem Pochen und Knarren um mich her, wagte es aber nicht, durch die Scheibe an der Tür zu blicken oder gar die Verriegelung zu öffnen, um nachzusehen. Irgendwann mußte ich dann wieder eingeschlafen sein.

Die KI weckte mich mit der Musik eines lokalen Senders. Draußen auf dem Gittersteg polterten

Schritte, dann wurde etwas in die Schleuse an meiner Tür geschoben. Ich stand auf und blickte durch die winzige Linse, die einen Weitwinkelblick erlaubte. Es war bereits Tag. Ich sah einen Mann in einer weißen Uniform, der einen gelben Sturzhelm mit einem Drachensymbol trug – ein Farbiger, der Frühstückspakete anlieferte. Er stieg auf sein Elektrofahrzeug und fuhr auf dem Weg vor den Containern entlang. Draußen am Maschendrahtzaun drängelten sich bettelnde Kinder in zerlumpter Kleidung. Der Mann beachtete sie nicht. An seiner Hüfte baumelte ein Schlagstock. Wahrscheinlich mußte er seine Fracht verteidigen, wenn er das Gehege verließ.

Ich holte den Pappcontainer aus der Schleuse. Er enthielt eine selbsterhitzende Trinknuß mit miserablem Kaffee, einen schlappen Croissant mit abgepackter Butter Marke »Butterfäße«, Aprikosenkonfitüre »Sonniges Reichenau« und eine Papierserviette mit dem Aufdruck einer imposanten Burgruine und dem Schriftzug »O Heidelberg, du Feine« und »Wir wünschen unseren Gästen guten Appetit«. Wer waren »wir«?

Ich schüttete den Rest des Kaffees ins Waschbecken, stopfte die Trinknuß zu dem übrigen Zeug in den Karton und machte mich nach dem Duschen auf den Weg zum Bahnsteig. Luigi hatte inzwischen mit der KI abgerechnet.

Kaum war ich durch das Tor, wurde ich auch

schon von einer Horde Kinder umringt. Ich reichte ihnen den Frühstückskarton. Ein kleiner Kerl entriß ihn mir und rannte wieselflink davon. Ein ganzes Rudel stürmte ihm schreiend hinterher. Einige waren jedoch stehengeblieben und streckten mir unterwürdig winselnd die Hände entgegen.

Weiter entfernt blickten mich ein paar ältere Kinder lauernd an. Sie alle waren schrecklich schmutzig und verwahrlost, hatten langes wirres Haar, und einige von ihnen wiesen körperliche Gebrechen durch Erbschäden auf. Die Todeszone war nahe.

»He! Ihr könnt euch was verdienen, wenn ihr mein Gepäck zum Zug tragt«, rief ich ihnen zu. Sie reagierten nicht, starrten mich nur verständnislos an.

»Na, dann eben nicht. Ist vielleicht besser so«, murmelte ich, schaltete die Servos meiner Reisetaschen aus und packte sie mit festem Griff an den Handschlaufen.

\*

Heidelberg war zwanzig Jahre lang Grenzstadt gewesen und wurde immer wieder umkämpft. Plünderer, die in das aufgegebene Mannheim und auf linksrheinisches Gebiet vorgedrungen waren und geglaubt hatten, nach ihren Raubzügen wieder in den Flüchtlingsströmen untertauchen zu können, um ihre Beute unerkannt in die freien Gebiete zu bringen, hatten bei

ihrer Entdeckung häufig Geiseln genommen und sich Schießereien mit den Grenztruppen geliefert. Der Querbau über den Gleisen war von Granaten zerstört und durch eine Behelfsbrücke aus aufgeschäumtem Karbonplastik ersetzt worden. Rings um den Bahnhof sah man Ruinen, ausgebrannte Gebäude, die man noch nicht wieder instand gesetzt hatte.

Auch auf dem Steg und auf dem Bahnsteig trieben sich Scharen von jugendlichen Bettlern herum, die mir die Hand entgegenstreckten und ihre Mißbildungen zur Schau stellten. Ein kleines Mädchen hob mir ihre Hand entgegen. An der Handwurzel ihrer rechten entsprang eine zweite winzige Hand, gekrümmt und schwarz wie eine Vogelkralle.

Der Zug sollte um sieben Uhr abfahren, aber die Reisenden mußten sich schon um sechs Uhr einfinden und ihre reservierten Plätze einnehmen. RHEINEXPRESS stand auf den Waggons des schnittigen grauen Gliederzugs, dessen Lackierung arg zerkratzt war. Die Stromabnehmer der beiden Triebköpfe waren heruntergeklappt. Hinten und vorn war je eine Diesellok angekoppelt.

Die erste Klasse war kaum besetzt, während sich in den übrigen Waggons die Reisenden drängten. Auf dem Fensterplatz in meinem Abteil hatte sich eine zierliche ältere Dame niedergelassen, die mich mit einem Kopfnicken und einem kurzen prüfenden Blick begrüßte. Sie trug ein hellblaues Leinenkostüm

über einer durchbrochenen weißen Bluse und einen breitrempigen dunkelblauen Hut, dessen Band mit eurogroßen Metallplättchen besetzt war. An ihrem IKom, das sie am Handgelenk trug, hingen ein halbes Dutzend Spezialmodule wie Ferkel an den Zitzen einer Sau. Die Frau war elektronisch bis an die Zähne bewaffnet. Man hätte daraus schließen können, daß sie eine Bildberichterstatterin oder Filmemacherin war, auch weil sie ihre aufwendige Ausrüstung nicht verbarg, scheinbar unabsichtlich breitete sie jedoch ihren hellgrauen Schal über die Hand, die in ihrem Schoß ruhte. Ich musterte verstohlen ihr Profil, während sie zum Fenster hinausblickte.

Sie hatte eine mit runden Spiegelchen besetzte Brille auf, die mit einklappbaren Monitoren versehen war und kaum Halt fand auf der kleinen Stupsnase. Das Märchen von Prinzessin Brambilla fiel mir ein, die sich mit ihrer Zauberbrille, die es ihr erlaubte, hinter die Wirklichkeit zu blicken, auf die Suche nach ihrem assyrischen Prinzen Cornelio machte.

Die Frau wandte sich mir zu und fragte freundlich: »Wie weit fahren Sie?«

»Amsterdam«, sagte ich, nicht sonderlich begierig auf ein Gespräch schon am frühen Morgen.

»Eine schöne Stadt«, seufzte sie. »Ich war früher häufig dort.«

»Jetzt nicht mehr?« fragte ich, eher der Höflichkeit halber.

»Wo denken Sie hin? Es ist nicht mehr so einfach für uns Deutsche, ein Visum zu bekommen.«

»Als Deutsche brauchen Sie ein Visum für die Niederlande?«

»Deutsche brauchen überall ein Visum. Sie könnten ja illegale Einwanderer sein oder unerlaubt eine Arbeit suchen. Außerdem gibt es gesundheitspolizeiliche Bedenken – genetische Probleme. Wir Deutsche gelten als genetische Krüppel. Für Ehen mit Ausländern brauchen wir ein ganzes Bündel medizinischer Nachweise. In den meisten Ländern bekommt ein Deutscher überhaupt keine Heiratserlaubnis.«

»Das wußte ich nicht.«

»Sie sind Italienerin, nicht wahr?« fragte die Frau.

»Ja«, sagte ich. »Aus Rom.«

»Wie gern würde ich wieder einmal nach Italien reisen. Rom, Neapel ...«

»Nicht ungefährlich«, sagte ich.

Sie nickte. »Ich verfolge es in den Nachrichten. Es ist schrecklich.

Aber wenigstens Venedig«, sagte sie sehnsüchtig.

»Da komme ich gerade her.«

»Wie interessant! Stimmt es, daß es bald wieder in altem Glanz erstrahlen wird?«

»Oh, ich glaube, das wird noch eine Weile dauern.«

»Ist es immer noch so schwierig, eine Besuchserlaubnis zu bekommen?«

»Für Sie als Reporterin kann das doch kein Problem sein.«

»Reporterin?« fragte sie stirnrunzelnd.

Ich deutete mit einem Nicken auf ihre Ausrüstung am Handgelenk.

»Ach so«, sagte sie und lächelte. »Früher einmal, ja ... Es scheinen endlich alle eingestiegen zu sein. Wir haben das Abteil also ganz für uns«, sagte sie, wobei sie den Blick nach draußen wandte. »Sie haben mit dem Abdichten begonnen.«

Arbeiter in signalorangefarbener Kleidung, mit Atemmasken und gelben Bauhelmen auf dem Kopf und Tornistern auf dem Rücken verkleisterten die Ritzen um die Türen mit Schaumstoff. Es roch herb nach Lösungsmittel.

»Das machen sie wegen des radioaktiven Staubs, den die Räder aufwirbeln«, sagte Prinzessin Brambilla.

Schmutzige Kinderhände patschten gegen die Scheiben. Die Kinder wußten, daß es ihre letzte Chance war, etwas zu ergattern, bevor die Reisenden isoliert waren.

»Ich dachte, für die Katastrophenopfer und ihre Hinterbliebenen wird gesorgt«, sagte ich.

»Es wird für sie gesorgt. Diese Kinder sind ausgerissen. Sie wollen sich nicht in Heime einsperren lassen; offenbar streunen sie lieber herum.«

Die kleinen Hände hinterließen Schmierer auf der Scheibe.

»Viele von ihnen sind nicht richtig im Kopf«, setzte sie nach einer Pause hinzu. »Mangelernährung, genetische Defekte. Sie sind wie Tiere. Sprachlos. Man kann nicht mit ihnen reden. Sie verstehen einen nicht.«

Ein kleiner agiler Mann in weißen Hosen, roter Uniformjacke und roter Schirmmütze kontrollierte unsere Reisechips. RHEINEXPRESS stand in goldenen Lettern auf seiner Brusttasche.

»Fenster und Türen sind während der Fahrt nicht zu öffnen«, erklärte er. »Das Ein- und Aussteigen auf den Bahnhöfen ist nur durch die gekennzeichnete Tür in der Mitte des Zuges und unter der Aufsicht des Zugpersonals gestattet. Mit Getränken und Mahlzeiten werden Sie während der Dauer der Reise versorgt. Die Cafeteria befindet sich in der Mitte des Zuges. In der ersten Klasse wird auch im Abteil serviert. Sie brauchen Ihr IKom nur entsprechend anzuweisen. Ich wünsche gute Fahrt.«

Ein paar Abteile weiter schien es kurz darauf zwischen Schaffner und einem Reisenden zu einem Disput zu kommen. Er kam mit einem finster dreinblickenden Mann den Gang entlang.

»Tut mir leid, aber die Angabe Ihres Geburtsorts scheint nicht korrekt zu sein«, sagte der Schaffner. »Ich muß das überprüfen.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte der Mann aufgebracht. »Ich bin nicht von hier.«

»Wegen des Geburtsorts?« fragte ich die Prinzessin kopfschüttelnd. »Was soll das denn?«

»Leute, die in der Todeszone geboren sind, erhalten keine Reiseerlaubnis«, klärte sie mich auf. »Wahrscheinlich hat er sie zu erschleichen versucht. Das kommt häufig vor.«

»Ja, und wenn?«

»Es hat immer wieder gefährliche Zwischenfälle gegeben, bei denen uneinsichtige Menschen die Notbremse gezogen und versucht haben, den Zug zu verlassen, um in ihren ursprünglichen Heimatort zu gelangen. Sie gefährden natürlich alle anderen Reisenden, wenn sie Fenster zertrümmern oder Türen aufbrechen.«

»Und weshalb tun sie das? Ich meine, das ist doch auch für sie selbst höchst gefährlich.«

»Manche unterschätzen die Gefahr. Glauben, sie sei inzwischen vorüber. Sie wollen nachsehen, was von ihrem Hab und Gut oder dem Besitz ihrer Eltern noch da ist. Häufig wurden Wertsachen oder Bargeld zurückgelassen. Sie wollen es holen, bevor es Plünderern in die Hände fällt oder es sich die Sanierer in die Tasche stecken.«

Es war sieben Uhr. Der Zug setzte sich pünktlich in Bewegung. Die Kinder rannten neben dem Zug her, als hofften sie immer noch auf Geschenke. Dann blieben sie zurück.

Längs der Strecke erstreckten sich verrostete

Bahngleise; Stacheldrahtzäune waren überwuchert von *Clematis vitalba* und Brombeerranken. Dazwischen Abfall, geborstene, zurückgelassene Gepäckstücke in allen Stadien der Auflösung, verrottete Puppen, Kinderspielzeug, Hausrat – wahrscheinlich war all dies von den Grenzern als verstrahlt aussortiert und weggeworfen worden. Verbeulte Schilder warnten eindringlich mit dem Symbol für Radioaktivität und der Aufschrift

ACHTUNG!  
ENDE DER SICHERHEITSSZONE  
BETRETEN VERBOTEN!  
LEBENSGEFAHR

Hinter den Sperranlagen sah ich weitere zerstörte und ausgebrannte Gebäude. Links der Strecke ragte ein Ziegelurm mit einem flachen Kupferdach auf, die Fassade war von Einschüssen zernarbt. Aus einer mannshohen runden Öffnung, die früher wohl eine Uhr enthalten hatte, ragten die Reste einer schweren Laserwaffe hervor.

Hier am Rande der Todeszone war am erbittertsten gekämpft worden, erzählte mir die Mitreisende. Viele Menschen aus den umliegenden Gegenden betrachteten die Grenzziehung als Willkür, als behördliche Schikane. Und diese kaum verseuchten Gebiete hatten Plünderer natürlich besonders angezogen und

waren deshalb von ihren Bewohnern nur mit sehr rigorosen Maßnahmen zu räumen gewesen, weil sie nicht einsahen, weshalb sie ihre Häuser verlassen sollten, während andere, ein paar Straßen weiter, bleiben durften. Baufällige Wachtürme, ein verlassenes, halb überwuchertes Barackenlager, das sich über mehrere Quadratkilometer erstreckte. Hier hatte man die Flüchtlingsströme aus dem Westen aufgefangen und gefiltert. Hier wurde selektiert. Die stark Strahlenbelasteten verlegte man in die Feldlazarette von Karlsruhe und Rastatt, wo die – wie hatte Birgit sie genannt? – hoffnungslos Versieverten »endgelagert« wurden. Die anderen durften in den sicheren Süden und Südosten Weiterreisen.

»Da hat sich Schreckliches abgespielt«, sagte die Prinzessin. »Die Familien mußten von ihren schwerer betroffenen Angehörigen Abschied nehmen; mußten sie zurücklassen. Können Sie sich das vorstellen?«

Ich nickte. Konnte ich mir das wirklich vorstellen?

Der Zug rollte durch eine monotone flache Landschaft. Links erblickte ich ein hohes Gebäude mit einem Pyramidendach. Eine abgeblätterte Fassade mit den Resten eines Gemäldes verkündete: BADISCHER WEIN. VON DER SONNE VERWÖHNT. Links tauchte ein Hochhaus auf, in den Boden gerammt wie eine zweischneidige Klinge, dann rechts ein behäbiger Palast aus rostbraunem Sandstein mit

dreieckigen Giebeln über den Fenstern und einer steinernen Balustrade auf den Dächern der wuchtigen Türme auf beiden Seiten. Das Weiß um die Fenster leuchtete frisch.

Auf die Betonwänden längs der Bahnstrecke waren franzosenfeindliche Parolen gesprüht:

GOTT STRAFE EUCH, IHR WELSCHEN HUNDE!  
AUCH EUCH SCHLÄGT BALD DIE LETZTE  
STUNDE!

und

DER FRANZOSEN NIEDERTRACHT  
HAT UNS UM DIE PFALZ GEBRACHT!

Es war eine verhängnisvolle Verkettung unglücklicher Umstände gewesen, das wußte jeder. Eine Fahrlässigkeit, vielleicht – aber niemals Absicht. Der Haß hatte sich jedoch tief eingefressen, vor allem in den Herzen der Heimatvertriebenen. Und die Rechten verstanden es, ihn zu instrumentalisieren und auf ihre Propagandamühlen zu lenken. Immer wieder auf dem nackten Beton: ASEN – die geballte Faust; KICOB – das herabsausende Schwert.

»So ein Unfug«, sagte Brambilla. »Die verunglückte Charge stammte aus Deutschland, aus Hanau. Sie sei falsch deklariert gewesen, behaupteten die Franzosen. Aber Berlin dementierte. Von Hanau

sei nie ein Transport nach Cattenom gegangen, sondern ausschließlich nach La Hague.« Prinzessin Brambilla zuckte die Achseln.

»Ein Gutes hat die Katastrophe dennoch gehabt: Der Glaube an die billige Nuklearenergie wurde endgültig beerdigt. Aber wissen Sie, was das Irrste ist?« fuhr sie fort. »Die Leute hängen plötzlich an diesen schrecklichen Ruinen. Sie protestieren dagegen, daß sie abgerissen werden. Es soll allen Ernstes Bestrebungen geben, den scheußlichen Betonsarkophag von Tschernobyl zum Weltkulturerbe zu erheben! Können Sie sich das vorstellen?«

»Nein«, entgegnete ich. Doch, ich konnte es mir vorstellen.

Links erblickte ich ein Auf und Ab von Hochstraßen und Unterführungen. Und immer wieder rot übermalte Hinweisschilder: GESPERRT! GESPERRT! GESPERRT! Dann rollte der Zug auf eine Brücke: der Rhein.

Ein tief im Wasser liegender Frachter schob eine große Bugwelle vor sich her. Am anderen Ufer erstreckten sich Industrieanlagen, dazwischen standen Wohnblocks und als Unterkünfte umfunktionierte Bürobauten. Behängte Wäschestangen ragten aus den Fenstern wie Flaggenmasten.

Nach fünfundzwanzig Jahren erlaubten die Behörden Mannheim die Wiederauferstehung. Man sah reparierte Dächer, neu verglaste Fenster, Vorhänge, Blu-

men auf den Balkons und in den Vorgärten spielende Kinder. Autos, Busse, Menschen an Bushaltestellen, belegte Parkplätze. Viele Bäume waren frisch gepflanzt worden, vor allem Platanen und schnell wachsende Eukalyptusbäume. Da und dort sah ich neuangepflanzte Gehölze – vor allem *Picea omorica*, die Serbische Fichte, die widerstandsfähiger war gegen Umweltgifte und besser mit der zunehmenden Erwärmung zurechtkam als ihre Schwester, die *Picea abies*.

Das Leben kehrte zurück.

Der Zug hielt auf freier Strecke. Von draußen drang gedämpft Vogelgezwitscher herein.

»Hören Sie das?« fragte meine Mitreisende. »Das ist immer ein gutes Omen. Zwanzig Jahre waren sie hier nicht mehr zu hören. Singvögel sind ein zuverlässiges Zeichen. Wo sie auftauchen, können auch Menschen leben. Wenn Sie tote Singvögel sehen, ist es höchste Zeit, die Gegend zu verlassen. Das wußten schon die Bergleute in früheren Zeiten. Die Vögel spüren das Unheil.«

Kanarienvögel sind immer ein zuverlässiger Indikator für Grubengas gewesen. Bei Radioaktivität jedoch würde das wohl kaum funktionieren. Sie haben dafür ebensowenig ein Organ wie der Mensch.

»Bei Raben ist das anders. Denen scheint die Strahlung nichts auszumachen. Das weiß ich aus Erfahrung«, sagte sie und blickte gedankenverloren aus dem Fenster.

Der Zug rollte weiter – hinaus ins linksrheinische Gebiet. Die Grenze war nicht markiert, aber unverkennbar. Sie wanderte; jeden Tag einen Schritt, oder zehn ... Das Land war plötzlich menschenleer. Zwei Reihen Hochspannungsmasten, denen man die Leitungen abgenommen hatte, standen unschlüssig in der Gegend, ihrer Aufgabe beraubt. Sie breiten bedauernd die Arme aus wie entlassene Diener. Rechts und links der Bahngleise erstreckten sich von Planierraupen niedergewalzte und zusammengeschoebene Schrebergartenkolonien. Gelbe Tankklaster mit der Aufschrift DECONTAMINATION standen im kahlen Gelände. Langbeinige spinnenartige Roboter stakten durch die Landschaft wie in H.G.Wells *Krieg der Welten*; ferngesteuert sprühten sie mit ihren dünnen schwenkbaren Rüsseln Aerosolteppiche, bis sie sich wieder am Tankklaster einfanden, um sich vollzusaugen wie monströse Insekten.

»Sie werden es nicht für möglich halten«, sagte Prinzessin Brambilla, »aber seit hier von den Franzosen in großem Stil dekontaminiert wird, sind die Grundstückspreise in Hessen und Rheinland-Pfalz aufs Zehnfache hochgeschossen. Ich weiß, wovon ich rede. Ich lebe davon.«

»Sie sind Grundstücksmaklerin?«

»Nein, das nicht, aber die Interessenten brauchen dank meiner Arbeit nicht mehr ihre Gesundheit und die ihrer Mitmenschen aufs Spiel zu setzen. Ich

schieße ihnen mit meiner Drohne jede gewünschte Aufnahme. Ich fahre jede Woche die Strecke zweimal ab. Mein Sender hat etwa fünfzig Kilometer Reichweite. Ich fotografiere ihnen zwischen Pirmasens und Kassel jeden Schuppen und sende die Bilddaten per Satellit direkt zu meinem Computer daheim.«

Sie reichte mir ein Kärtchen: *IPMAS – Image Provider & Mapping Service, Margit Bodmer.*

»Mein Name ist Domenica Ligrina. Ich bin Botanikerin.«

Sie nickte ernst.

»Dann machen Sie sich auf etwas Schreckliches gefaßt, das jetzt gleich auf uns zukommt.«

»Das ist der Zweck meiner Reise.«

»Eine Studienreise sozusagen?«

»Ja. Für meine Arbeit.«

»Dann schauen Sie genau hin. Es ist schlimm. Sehr schlimm.«

# VIII DER INNERE KREIS

## DER HÖLLE

»KEIN STERN WAR DA UND KEINE SPUREN  
DER SONNE FERN AM HORIZONT  
ALS LEUCHTE IN DEN ZAUBERFLUREN,  
VOM EIGNEN FLAMMENSCHWEIN BESONNT!

UND ÜBER DIESER WELT VERLOREN  
KREIST (NEUER SCHRECKEN WEIT UND BREIT:  
DEM AUGE ALLES, NICHTS DEN OHREN!)  
EIN SCHWEIGEN TIEFER EWIGKEIT.

*Charles Baudelaire*

Ich blickte aus dem Fenster unseres Abteils. Das Land wurde buchstäblich geschunden, seine grüne Haut abgeschält bis aufs Geröll der rheinischen Schotterzunge. Riesige Bulldozer schoben den Ackerboden vor sich her wie braune Wogen. Schwarzen Dieselrauch senkrecht in den Himmel röhrend, stemmten sie das Erdreich auf gigantische Laster, die es dann in würfelförmige Betoncontainer kippten. Diese wurden versiegelt quer durch Frankreich an die Küste transportiert, wo das kontaminierte Erdreich dazu verwendet wurde, den neuen Europadam aufzumauern.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Die Fahrer der Erdbewegungsmaschinen saßen in ihren vollklimatisierten Cockpits wie in Raumkapseln oder operierten mittels Telepräsenz aus dem Schutz ihrer mobilen Einsatzzentralen.

Manchmal erblickte ich am Wegrand oder in einer Senke ein paar Bäume: Erlen, Eschen, Ahorn, Pappeln oder Weiden, aber trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit trugen sie kein Grün. Ihre Rinde war geschwärzt. Sie waren tot. Die Obstbäume wurden systematisch beseitigt, geschreddert und zu Kleinholzhalden aufgetürmt. Ich sah haushohe Barrieren aus zusammengeschobenen Weinstöcken; knorriges, verkrümmtes Holz, das darauf wartete in die klaffenden Mäuler der Häcksler zu wandern. Es musste sehr tief vergraben werden und vertorfen, denn würde es verbrannt, wäre die Radioaktivität wieder in der Luft und käme an anderer Stelle herunter.

Kilometerlange Schrotthaufen reihten sich entlang der Bahnstrecke: Autos – sechsfach, achtfach übereinandergestapelt, Wohnwagen, Traktoren, Erntemaschinen, Busse und Straßenbahnen, Lackreste in Weiß, Türkis und Lindgrün. Der Rost hatte die Reklameaufschriften nur zum Teil getilgt. Ich sah noch die Nummern, die Namen von Stadtteilen, in denen niemand mehr lebte. Komplette städtische Fuhrparks mit modernster Verkehrstechnik lagerten dort –

strahlender Schrott. Eisenbahnwaggons, Eurotrans-Container, Tankwaggons, Gabelstapler, Werkzeugmaschinen, Teile von Baukränen, Antennen, Rasenmäher, zerschnittene Rohrleitungen, herausgerissene Heizkörper, Metallrahmen von Dächern und Gewächshäusern und dazwischen immer wieder Dünen von zerschmettertem Glas.

Plötzlich krallte sich mein Blick an einem zerlegten Kinderkarussell fest, die bunten Kutschen mit Pferden, Doppeldeckerbusse, Boote, ein Schwan – die Flächen der Krone bemalt mit Giraffen, Kamelen, Nilpferden und Delphinen. Diese zerbrochene Kinderwelt stimmte mich trauriger als die ganze übrige Zerstörung ringsum.

Alles wurde zum Abtransport entlang der Bahnlinie aufgereiht. Wahrscheinlich würde es irgendwann zusammengepreßt und, auf Züge verladen, in Richtung Meer rollen, um unter dem Betonmantel des Eurodamms endgelagert zu werden, wo es in den nächsten Millionen Jahren seine Radioaktivität ausdünsten konnte. Der Eurodamm als Sarkophag europäischer Spitzentechnik, ein Mahnmal für die Ewigkeit.

Links auf einer Anhöhe ragten zwei Kirchen in den Himmel, eine davon war ausgebrannt. Der Turm aus rotem Backstein war halb eingestürzt. Die meisten Häuser der Ortschaft waren von Räumkommandos gesprengt worden. Überall türmten sich Schutthaufen, auf denen schwarzes Unkraut hochgeschos-

sen war, monströser Huflattich, mannshohe Disteln. OPPENHEIM las ich auf einem rostigen Schild. Der Himmel war fast wolkenlos. Die Sonne schien, aber das Licht war seltsam dunstig, zu trüb, um Schatten zu werfen. Die Dinge waren ohne Kontur, grau in grau. Birgit hatte uns das zu beschreiben versucht: Die verseuchten Gebiete hatten sich in ein diffuses Schattenreich verwandelt, über das die Mächte der Dunkelheit ihren Mantel gebreitet zu haben schienen.

Plötzlich tauchte rechts von uns wieder der Fluß auf: verwilderte Uferauen, Altwasser, verschlammte Kuhlen, in denen Boote vermoderten, niedergebrosene Bäume, eingestürzte Hütten. Wir überholten einen Militärkonvoi – Räumwerkzeug vornweg, dahinter ein Dutzend Lastwagen in Euroweiß; die Fahrer und Beifahrer trugen glotzügige Gesichtsmasken. Sie blickten herüber. Einer winkte. Ich winkte zurück, obwohl er mich durch die getönte Scheibe wahrscheinlich nicht sehen konnte.

Plötzlich zirpte Luigi.

»Ja?«

»Nimm bitte den Knopf«, sagte er mit minimaler Lautstärke.

Ich löste den Hörer von der Spange und drückte ihn ins Ohr.

»Ganz in der Nähe hat ein starker Sender den Betrieb aufgenommen. Ich habe erhebliche Störungen in der Kommunikation.«

Ich blickte zu Brambilla hinüber. Während ich zum Fenster hinausgestarrt hatte, war IPMAS in Betrieb gesetzt worden. Die Monitore hatte sie vor die Augen geklappt, an ihrem Handgelenk im Schoß glühten grüne und bernsteinfarbene Lichter. Ihre Finger führten steuernde Bewegungen mit einem unsichtbaren Joystick aus. Sie sah wirklich grotesk aus: die zierliche Figur, die schlanken bestrumpften Beine, die Knie aneinandergelegt, das elegante Kostüm, das halblange blonde Haar unter der Hutkrempe, die dunklen Rechtecke vor der Brille und die mechanisch zuckenden Hände.

»Tutto bene, Luigi«, flüsterte ich.

»Wenn du das sagst, Domenica.«

Der Zug hielt, doch ich sah keinen Bahnhof. Neben der Bahnlinie stand ein häßlicher, völlig mit Graffiti bedeckter Flachbau mit löcherigem Dach. Im Osten spannte sich eine Eisenbahnbrücke aus schlichtem Gitterwerk über den Rhein. Das Segment am jenseitigen Ufer war herabgestürzt; von dichtem Buschwerk überwuchert ragte es ein Stück weit in den Fluß hinein.

»Die Brücke hat man gesprengt, weil ständig Plünderer von Frankfurt nach Mainz herüberkamen«, bemerkte plötzlich Brambilla, die ihre Arbeit unterbrochen hatte. »Es ist ja nie gelungen, Frankfurt zu evakuieren. Selbst durch das Militär haben sich die Bewohner nicht einschüchtern lassen. ›Leckt uns im

Arsch!« hatten sie auf Bettlaken geschrieben und sie aus den Fenstern gehängt.«

Sie lachte.

»Sind Sie mit Ihrer Arbeit schon fertig?«

Sie hatte einen der Bildschirme weggeklappt und musterte mich mit einem Auge.

»Die erledigt mein Computer. Ich lege vorher die Flugbahn der Drohne fest, damit sie die angepeilten Objekte ansteuert. Manchmal ist ein bißchen Feinarbeit nötig, um die richtige Perspektive zu wählen, aber eine direkte Steuerung über Telepräsenz ist unmöglich, schon wegen der vielen Tunnel hier.«

Der Zug rollte langsam weiter. Die Auffahrt zur Brücke wurde von zwei runden Ziegeltürmen bewacht. Die Gleise auf dem Bahndamm, die zwischen ihnen hindurch zur Brücke führten, waren nur noch parallele Rostspuren auf Betonschwellen, zwischen denen hohes Gras wuchs. Ein Mückenschwarm stand darüber wie eine Rauchwolke.

»Frankfurt hatte ja auch längst nicht soviel abgekriegt wie diese Gegend hier. Wissen Sie, wie es passierte?« fragte mich Brambilla.

»Nur was ich darüber gelesen habe.«

»Dann lassen Sie sich's erzählen.« Sie blickte zum Fenster hinaus und klappte auch den anderen Bildschirm an ihrer Brille zur Seite. »Der 28. Juli 2028 war ein heißer Tag. Es wehte ein leichter Westsüdwest, der später auf Südwest und schließlich auf

Südsüdwest drehte. Gegen zehn Uhr, als die Dreckwolke aus Cattenom hier eintraf, war das Rheintal noch wenig aufgeheizt. Also herrschten Fallwinde. Das Zeug kam herunter und landete vor allem auf dem Ostufer, hier zwischen Oppenheim und St.Goar. Mainz hat es am schlimmsten erwischt.«

»Ist das hier Mainz?« fragte ich.

»Ja, wir sind kurz davor.«

»Frankfurt liegt doch hier ganz in der Nähe, nicht wahr?«

Ich erinnerte mich an Birgits Erzählung über ihre Exkursion in die Todeszone auf der Suche nach ihren Eltern.

»Es liegt etwa dreißig Kilometer nordöstlich von hier. Als die Wolke um die Mittagszeit den Raum Frankfurt erreichte, war über der Stadt zum Glück bereits eine kräftige Thermik. Die hat das Dreckzeug nach oben gerissen wie ein Kamin. Es kam erst wieder zwischen Fulda und Leipzig verstärkt herunter, verseuchte eine etwa zweihundert Kilometer breite Schneise zwischen Potsdam und Karlsbad und dünnte dann allmählich aus bis hinüber nach Posen«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Ich habe das nie vergessen, in all den Jahren.«

»Haben Sie hier gelebt?«

Sie nickte.

»In Gießen. Glücklicherweise waren damals viele in Urlaub gefahren, wie wir auch. Vor allem viele

Kinder, die hatten nämlich Schulferien; sonst hätte es noch mehr Opfer gegeben.«

»Und die, die zu Hause geblieben waren?«

Sie winkte ab.

»Nach denen fragen Sie mich lieber nicht.«

»Sie starben.«

»Es war schrecklich. Viele starben nicht gleich. Erst später in den Auffang- und Durchgangslagern an der Peripherie: Heidelberg, Schweinfurt, Osnabrück, Braunschweig, Magdeburg. Es gab vor allem viele Tote unter denen, die den Evakuierungsaufrufen zu spät gefolgt waren. Sie wurden gar nicht mehr in sichere Gebiete gebracht. Der Zustand der meisten war hoffnungslos. Am schlimmsten traf es jedoch diejenigen, die einfach zu Hause geblieben waren, meist ältere Leute, die gar nicht begriffen, was los war. Es gab ja noch eine Zeitlang Strom, Gas und Wasser. ›Wir haben einen Anspruch auf Hilfe‹, sagten sie sich. ›Wir haben schließlich unser Leben lang gearbeitet, unsere Steuern bezahlt, unsere Versicherungen, unsere Abgaben. Also muß doch, verdammt noch mal, irgendwann jemand kommen – von der Feuerwehr, vom Technischen Hilfswerk, vom Roten Kreuz oder einem anderen Notdienste Also blieben sie in ihrem Sessel vorm Fernseher sitzen, aber bald verstanden sie die Sendungen nicht mehr so ganz wegen der Kopfschmerzen, der Übelkeit und allgemeinen Mattigkeit in den Gliedern. ›Nichts als langweilige Filme über

Flüchtlinge irgendwo und medizinische Notversorgung, immer wieder Sondersendungen über Radioaktivität und diesen Plutoniumstaub aus Frankreich. Wen interessiert das schon? Und das – was für ein Scheißprogramm überall! – auf sämtlichen Kanälen.« Sie begriffen nicht, daß das *live* war und auch sie betraf. Und so starben sie, mit der Fernbedienung in der Hand – wenn sie Glück hatten. Für jene, die das Glück nicht hatten, wurde es vollends surreal. Erst kamen die Fliegen, angelockt durch den Geruch des Blutes, das ihnen aus den Körperöffnungen rann, und der Lymphe, die durch die brüchig gewordene Haut sickerte. Fortschreitende radiogene Fibrose. Und dann, irgendwann, kamen die Ratten ...«

Ich fuhr zusammen vor Schreck. Plötzlich kratzten und streiften Äste und Blattwerk am Waggon entlang. Der Zug schob sich durch einen Tunnel in der Vegetation. Es wurde immer dunkler. Ein Tunnel? Das Schleifen und Scharren hielt an. Wieder ein Abschnitt Halbdunkel – wie eine Lichtung im Dschungel. So nahe hatte ich die *Clematis vitalba nigra* noch nie gesehen. Ihre dunklen Krallen glitten hungrig über das Fenster; sie tasteten den Zug ab, suchten nach einer Ritze, einem Zugang. Wieder wurde es finster. Der Zug rollte im Schrittempo. Das Fenster war von Chlorophyllschleim, weißem Sekret von Wolfsmilchgewächsen und zerquetschten schwarzen Blättern besudelt. Einen Moment lang glaubte ich die

huschende Bewegung von etwas Pelzigem gesehen zu haben – das Gesicht eines Lemuren.

Erneut fuhr der Zug in einen Tunnel ein, diesmal war es ein langer. Dann folgte wieder eine Dschungellichtung, die allmählich die Gestalt eines Bahnhofs annahm. Dahinter reihten sich halb überwucherte Flachbauten. Durch das Fenster auf der anderen Seite sah ich ein ehemaliges Parkhaus voll dunkler, strotzender Vegetation. War das mutierter Efeu? Ich hatte noch nie *Archiaceae* mit derart großen Blättern gesehen. An den Betonrippen wucherten Baumschwämme wie übereinandergestapelte Antennenschüsseln aus fauligem Fleisch. Darüber erhob sich ein runder, zerschmetterter Glasturm wie die Kuppel eines Gewächshauses, aus dem sich wahnsinnig gewordene Gummibäume in einer vegetabilen Eruption befreit hatten. Dazwischen hatten *Rafflesia* ihre metergroßen weißbestirnten dunkelroten Kissen ausgebreitet. Der Zug hielt.

#### MAINZ HBF

Auf dem Nebengleis standen zwei zusammengespannte Dieselloks, davor ein Tieflader-Geräteträger mit zwei gegenläufigen Rotoren, höher als ein Zug. Eine Art Hochleistungshäcksler. Das Ding hatte uns offenbar einen Weg durch die Vegetation gebahnt. Die Loks waren mit zerfetzten Pflanzenteilen und einem schleimigen grünen Schaum aus Chlorophyll überzogen. In den Schutzgittern vor den Sichtscheiben hatten

sich Büschel von Zweigen verfangen, in denen Reste von Vögeln hingen – und der abgetrennte Arm eines Affen. Ich betrachtete die Vegetation ringsum und fühlte mich auf einen fremden Planeten versetzt.

Manche der Pflanzen hatten die Kunst der Photosynthese vergessen – ihre grundlegende Lebensfunktion seit mehr als drei Milliarden Jahren. Sie bauten in ihre Eiweißmoleküle Elemente ein, die ihnen große Bereiche des Spektrums blockierten. In ihrem abnormen Hunger nach Licht suchten sie nun einen Ausweg in Riesenwuchs und immer größeren Blättern, um schließlich in einem genetischen Chaos aus Vielfalt und Formlosigkeit zu ersticken.

Am Haupteingang des mit Folien und Schaumstoff abgedichteten Bahnhofsgebäudes entfaltete sich ein ziehharmonikaähnliches Gebilde; es wuchs quer über den Bahnsteig auf unseren Zug zu und dockte an. Zwei unförmige Gestalten mit Tornistern auf dem Rücken stapften hindurch und besprühten die Abdichtung der Waggontür. Ein paar Minuten später schritten sechs verzerrte dunkelgraue Gestalten durch den gerippten Plastikkorridor herüber. Kurz darauf kamen zwei Frauen und vier Männer durch unseren Waggon auf der Suche nach ihrem Abteil. Ihre hellgrauen Papertex-Overalls raschelten und verströmten einen aseptisch frischen Duft. Der Geruch von Seife wehte mir in die Nase. Die jungen Leute schienen sich gründlich geschrubbt zu haben. Sie waren un-

gewöhnlich blaß und hatten Akne an Hals und Wangen. Um den Hals hatten sie alle Dosimeter hängen.

»Es gibt noch Idealisten«, sagte Brambilla und nickte anerkennend. »Sie kommen aus aller Welt, um zu helfen – die meisten aus Frankreich. Es geht ihnen um Wiedergutmachung. Den ›Monat in der Hölle‹ nennen sie es. Sie bekommen einen Orden dafür, der weltweit als Studien-Bonus anerkannt wird. Es springt also etwas dabei heraus. Aber sie tun sicher gut daran, vorsorglich Stammzellen und Sperma beziehungsweise Eier einfrieren zu lassen.«

»Kommen viele?«

»Ja. Obwohl sie in Kauf nehmen müssen, von manchen Deutschen angespuckt zu werden.«

»Ich habe diese dummen Parolen gelesen.«

Sie zuckte die Achseln.

»Für die wirklich harten Aufgaben werden sie nicht eingesetzt. Dafür gibt es Spezialisten: Gerichtsmediziner, Militärärzte, Pathologen. Die nehmen sich ein Haus nach dem anderen vor, Stockwerk um Stockwerk, Wohnung um Wohnung, um die Skelette und die Mumien und das, was die Ratten übriggelassen haben, zu fotografieren, um DNA-Proben zu nehmen, einzusammeln und einzutüten. Eine schreckliche Arbeit. Die Behörden halten die Aufzeichnungen unter Verschuß. Aber ich habe ein paar Fotos gesehen. Ich kann Ihnen sagen ...«

Mich schauderte.

»Die Freiwilligen werden vor allem bei der Dekontamination eingesetzt. Ein Monat im Schutzanzug«, fuhr Brambilla fort und deutete mit einem Nicken in die Richtung, in die die jungen Leute gegangen sind. »Sie haben's hinter sich.«

»Wie lange wird das dauern, bis diese Entgiftung abgeschlossen sein wird?« fragte ich.

»Die Schätzungen liegen zwischen dreißig und dreitausend Jahren«, erwiderte Brambilla. »Ich habe mich schon oft gefragt, ob sie sich nicht mit den Asiaten zusammentun sollten. Die haben, so hörte ich, eine Pflanze, die den radioaktiven Dreck auf harmlose Weise beseitigt. Ein Papyrus oder so etwas Ähnliches aus Indien. Er hat diese Fullerene in den Zellen, in denen das strahlende Material eingeschlossen wird wie in einen Käfig. Wenn die Pflanze verfault, wird es weggeschwemmt. Harmlos. Sie setzen es angeblich seit Jahren längs der Saale ein. Sie als Botanikerin müßten das eigentlich besser wissen als ich.«

»Davon habe ich noch nichts gehört.«

Der Wunderpflanze mußte ich nachgehen. Wahrscheinlich handelte es sich um ein Gerücht. Wunschenken. Andererseits wußte ich, daß die Asiaten die Forschungen am Botanischen Institut von Gardelegen mit großem Erfolg betrieben.

Ein Büfettwagen wurde durch den Waggon geschoben: Sandwiches, Tofu mit Reis und Getränke waren im Fahrpreis inbegriffen. Und es gab Trink-

nüsse mit diesem elenden Kaffee, den ich schon in Heidelberg verabscheut hatte. Für solche Spin-offs brauchten wir die Raumfahrt wahrhaftig nicht.

Plötzlich entdeckte ich eine Fliege auf dem Rand meines Tellers.

»Sehen Sie sich das an!« sagte ich zu meiner Mitreisenden.

Die Prinzessin nahm die Brille von der Nase und beugte sich vor.

»Eine Fliege.«

»Ja, aber schauen Sie genauer hin!«

Trotz der Abschirmung war das Insekt mit den jungen Leuten in den Zug gelangt: ein großer schwarzer Brummer mit einem grünmetallisch schimmernden Hinterleib. Die vorderen Gliedmaßen erschienen mir jedoch sonderbar; dunkle perlenförmige Auswüchse baumelten daran.

»Sie hat ein zusätzliches Paar Augen an den Vorderbeinen«, stellte ich fest.

Das Insekt versuchte immer wieder, das mutierte Beinpaar zu einer putzenden Bewegung über den Kopf zu heben. Vergeblich.

»Oh, es gibt Schlimmeres, junge Frau.«

Das war mir klar – und unwillkürlich dachte ich an CarlAntonio, die siamesischen Zwillinge, und an das kleine Mädchen auf dem Bahnsteig in Heidelberg, dem eine kleine schwarze Vogelkralle aus dem Handgelenk sproß.

Von hinten näherte sich ein Heulen. Die beiden Dieselloks mit dem Häcksler zogen auf dem Nebengleis vorbei. Die Rotoren wirbelten drohend. Für die Weiterfahrt Richtung Norden mußte also auch eine Schneise freigefräst werden. Endlich fuhr der Zug weiter. Links der Gleisanlagen sah ich fünfstöckige Bürgerhäuser vom Beginn des letzten Jahrhunderts. Ausgebrannt. Schwarze Fensterhöhlen. Rechts erhoben sich zwei sehr nahe aneinandergebaute Wohntürme – siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Stockwerke hoch, mit Panoramafenstern wie Schießscharten. Die meisten Scheiben waren zu Bruch gegangen. Ranken von Efeu und wildem Wein hatten es schon bis ins fünfzehnte Stockwerk geschafft und waren durch die Öffnungen ins Innere vorgedrungen. Ich malte mir Szenen im Innern aus: die Bewohner tot in ihren Fernsehsesseln sitzend, umrankt von *Parthenocissus tricuspidata*, die knochigen Schläfen geschmückt mit blühender *Hedera helix*, und Augenhöhlen, in denen Spinnen nisten.

Tausende von Raben flogen über den Dächern, schwärmten hierhin und dorthin.

»Sehen Sie die Raben?« fragte Brambilla. »Vor denen muß man sich in acht nehmen. In riesigen Schwärmen machen sie Jagd auf Tiere. Sie sind teuflisch intelligent geworden, vielleicht weil sie sich an Menschenfleisch gemästet haben. Sie kamen ursprünglich aus dem Osten, aus Polen und dem Balti-

kum, sagt man. Dann sind sie hiergeblieben. Kein Wunder bei dem reichen Nahrungsangebot. Die Wälder und Fluren waren ja übersät mit Tierkadavern. Wer wollte die alle einsammeln? Man hat ja bei weitem nicht alle toten Menschen bergen und verbrennen können. Und diese Vögel haben sich unglaublich vermehrt hier, trotz der Radioaktivität.«

»Wie die Ratten.«

»Wie die Ratten«, bestätigte sie kopfnickend.

Die Strecke führte nun am Fluß entlang. Ein Fahrgastschiff lag mit dem Bug halb auf der Uferböschung – die *Prinzessin von Rheinhessen*. Das Heck fehlte. Was in den Fluß hineinragte, war abgetrennt worden. Das Schiff ruhte hoch auf der Böschung. Der Wasserspiegel war also erheblich gesunken, vermutlich wegen des Abschmelzens der letzten Gletscher in den Schweizer Alpen.

»Es waren Schiffer, die als erste die Todeszone durchfahren haben«, sagte meine Reisegefährtin. Sie berichteten, daß zwischen Mainz und Koblenz mehr als dreißig gesunkene Passagierschiffe die Fahrrinne blockierten. Sie waren von Flüchtlingen gestürmt worden und untergegangen. Über ein Jahr hat es gedauert, bis der Fluß wieder schiffbar war. Nun ist er seit zwanzig Jahren wieder offen, aber es gibt immer noch einige Partikuliere, die es nicht wagen, ihn zu befahren. Abergläubische Leute; sie haben Furcht vor Gespenstern – Loreley und so ...«

Brambilla lächelte, dann klappte sie mit einem Ruck beide Monitore vor die Augen.

»Verdammte Biester!« fauchte sie. »Sie greifen wieder mal meine Drohne an.«

»Wer?« fragte ich irritiert.

»Die Raben«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen. »Aber da werden sie Federn lassen.« Ihre Finger zuckten hin und her.

Brambilla schien ganz mit ihrer Aufklärungsarbeit beschäftigt zu sein. Ich blickte zum Fenster hinaus. Es war bereits später Nachmittag. Eine verlassene Ortschaft reihte sich an die andere. Hotels, Pensionen, Restaurants, Bootsanlegestellen – heruntergekommen, verfallen. Morsche Zäune, eingesunkene Dächer. Unbekämpft hatten Feuer gewütet, von einem Haus aufs andere übergegriffen und sich durch ganze Zeilen alter Fachwerkhäuser gefressen. Die schwarzen Dachbalken ragten aus dem Schutt wie die Rippen großer, halb verbrannter Ungeheuer.

Gelegentlich sah ich Spezialschiffe, die Flußwasser in hohem Bogen über Gebäude und in die Straßen spien, um den Fallout auszuschwemmen. Wahrscheinlich ferngesteuert; Menschen waren nirgends zu sehen.

Der Unterbau der Gleise war stellenweise so schlecht, daß der Zug sich schaukelnd bewegte wie ein großes, behäbig dahintrottendes Tier.

Wieder hielten wir an. Wahrscheinlich kam die

Tunnelfräse nur langsam voran. Die Vegetation der Uferauen hatte zum Sturm auf den Bahndamm angesetzt und ihn stellenweise überrannt. Umgestürzte Bäume lagen beiderseits des Zuges, begraben unter dem Leichentuch der allgegenwärtigen *Nigra*. BINGEN las ich. Auf der Anhöhe des gegenüberliegenden Ufers stand eine riesige dunkle Bronzefigur, die Faust drohend nach Westen gereckt.

Das Tal wurde enger. Stadtruinen säumten den Fluß, dahinter verwilderte Weinberge, abgesackte Mauern, Breschen von Murenabgängen. Die Straßen waren unpassierbar durch Schlamm und Flugsand, in dem Brombeerdickichte aufquollen. Das späte Nachmittagslicht, das durch Wolkenlücken im Westen brach, schälte Details am Osthang heraus: hier eine Burgruine, da ein Hotel, dort eine poröse Felswand, ein Haus, ein löcheriges Schieferdach.

Plötzlich erblickte ich mitten im seichten Flußbett ein Wasserschlößchen. Es war frisch gekalkt, und das Dach war mit neuen Holzschindeln gedeckt. Die Fensterläden waren rot gestrichen, hellblaue Wimpel hingen von den Erkern, und der Hauptturm trug eine frische, rotgoldene funkelnde Kupferhaube. War dies die erste verkaufte Immobilie?

»Was ist das denn?« fragte ich meine Reisegefährtin.

»Das ist die Zollfeste Pfalzgrafenstein. Sie gehört einem chinesischen Reeder aus Singapur. Stinkreich.

Er hat das Schließchen herrichten lassen. Von asiatischen Gastarbeitern.«

»Kann man denn hier leben?«

»Manche mögen's heiß«, sagte sie achselzuckend.

Die Insel war von Treibholz belagert, auf dem dichtes Buschwerk wucherte. Es sah wie *Sorgharia* aus, aber ich konnte sie nicht eindeutig identifizieren. Die niedrigen Blätter waren dunkelgrün bis schwarz – ein Landungstrupp, der einen Brückenkopf gebildet hatte.

OBERWESEL. Der Blick auf den Fluß war von dichten Auwäldern verstellt. Das Tal machte eine 90-Grad-Kehre nach rechts. Den Osthang hatte es schlimmer erwischt als den westlichen. Das Steilgelände war von abgestorbenen Rebstöcken schraffiert – verkrümmt, als wären sie unter Schmerzen gestorben. Dagegen hatten die Flechten einen unverhofften Evolutionsschub erfahren. An manchen Stellen bildeten sie große, zusammenhängende, rotbraune Flecken, als hätte sich ein Riese über die Hänge erbrochen.

HOTEL LORELEY las ich im düsteren Abendlicht. Ein Disney-Totenland.

Das Abendessen wurde serviert. Geflügelsalat mit Erbsen, Mais, Karotten und Mayonnaise. Truthahn? Hühnchen? Oder irgend etwas dazwischen?

»Biotechfraß«, murrte Brambilla angewidert, aß aber trotzdem.

Ich sehnte mich zurück nach Tafelspitz, nach Vanillenbraten und Fiakergulasch, nach den Salzburger Nockerln von *Sankt Peter*, von denen ich einen Doppelpfiffel hatte zurückgehen lassen müssen. Mit einem Zug trank ich eine Flasche Mineralwasser leer, bevor ich überhaupt einen Bissen hinunterbrachte. Mir schien, als hätte ich Asche im Mund, als müßte ich den Plutoniumstaub in meiner Kehle und die Ausdünstung einer außer Rand und Band geratenen Vegetation, die sich auf meine Schleimhäute gelegt hatte, hinunterspülen. Schwermut senkte sich über die Landschaft. Es war die Minute nach Sonnenuntergang, in der das letzte Licht des Tages die Farben aus den Dingen zu saugen scheint und sie über den Himmel verschmiert, bevor alles eingeschmolzen wird in Dunkelheit. Der Zug fuhr nun schneller. Es wurde Nacht. Draußen Leere, kein Mensch, keine Bewegung, kein Auto, kein erleuchtetes Fenster. Nur der Widerschein der Zugfenster schleifte wie eine blasse Kette über den Bahndamm; manchmal sprang er an eine Mauer hoch, dann wieder hetzte er die Tunnelwände entlang.

Das Land beiderseits des Rheins, Siedlungsgebiet seit dreißigtausend Jahren. Hier hatten seit unvor-denklichen Zeiten Lichter gebrannt; Lagerfeuer hatten geflackert, um die Menschen saßen. Nun war es zurückgestürzt durch die Zeit in tiefe vorgeschichtliche Dunkelheit. Nur gelegentlich tauchten auf dem

Fluß blasse rote und grüne Lichter auf, lautlos, gespenstisch, wie von Zeitschiffen, die ihren Kurs durch die Abgründe suchten.

\*

Ein Schurren und Prasseln, Zischen und Trommeln weckte mich. Waren wir in der wild gewordenen Vegetation steckengeblieben. Versuchten die Lokomotiven mit vergeblicher Schubkraft, den Zug aus der Verstrickung zu befreien? Brachen die Äste und Ranken bereits durch die Fenster, um unser habhaft zu werden? Die Scheiben waren undurchsichtig, von einer weißen schaumigen Schmiere bedeckt. Rotierende Bürsten wabbelten ihn weg. Unser Zug durchfuhr eine Waschstraße; er wurde von dem radioaktiven Fallout, der an ihm haftete, gereinigt. Harte Wasserstrahlen peitschten gegen Blech und Glas, donnerten von unten gegen die Bodenverkleidung und die Fahrgestelle.

Ich schaute auf die Uhr: drei Uhr morgens. Draußen war es stockfinster.

»Ist das Koblenz?« fragte ich.

»In Koblenz waren wir kurz nach Mitternacht. Sie haben fest geschlafen, meine Liebe. Jetzt sind wir fast in Köln.«

Mein Gott! Ich hatte Koblenz verschlafen! Dabei war ich so neugierig gewesen auf die Stadt, die Tür-

me von Sankt Florin, in der Nicolaus Cusanus Dechant gewesen war.

»Sie haben nichts versäumt«, sagte die Prinzessin. »Koblenz ist immer noch eine leere Stadt. Weitgehend gesäubert zwar, doch es wird noch ein paar Jahre dauern, bis man dort wieder wohnen kann.«

Ich blickte hinaus und sah Portalkräne, an denen Scheinwerfer brannten, Container, Güterzüge. KÖLN EIFELTOR stand auf einem der Kräne. Ein Trupp Arbeiter mit Atemschutzmasken sprühte Lösungsmittel auf die Versiegelung der Türen.

»Köln mußte auch für zehn Jahre aufgegeben werden. Wissen Sie, wie viele Ratten man nach dem Begasen der Häuser eingesammelt hat? Über zwei Millionen! Können Sie sich das vorstellen? Ihnen hat die Radioaktivität nichts ausgemacht, im Gegenteil. Kaum ein krankes Exemplar. Die Wissenschaftler glauben, daß die erkrankten von den gesunden Artgenossen aufgefressen wurden. Nur die besten und gesündesten überlebten. Aber es sollen schauerliche Mutanten darunter gewesen sein, erzählt man. Groß wie Biber und teuflisch intelligent. Diesen Biestern gehört die Zukunft, meine Liebe. Nicht uns.«

»Warten wir's ab.«

»Warten? Worauf? Auf einen Fingerzeig Gottes?« fragte sie und schüttelte den Kopf. »Wenn *das* kein Fingerzeig war, junge Frau!«

Brambilla hatte recht. Zufrieden zog sie die Modu-

le aus den Kontakten an ihrem IKom und verstaute sie in ihrer Handtasche.

»Haben Sie die Raben in die Flucht geschlagen?«

»Aber sicher. Ich habe da inzwischen einige Tricks auf Lager. Laserblitze. Noch haben sie Respekt. Aber wie lange?«

Wir traten hinaus auf den Bahnsteig. Die Luft war frisch und kalt. Mich fröstelte.

Gleisanlagen erstreckten sich in die Dunkelheit. Scheinwerfer gossen gleißendes Licht über Containerstapel. Kräne wummerten und surrten. Und von allen Seiten hörte ich das Ächzen und Kreischen von aneinanderschabendem Metall. Brambilla hielt ihren Hut fest, als ein Elektrokarren wimmernd an uns vorbeisauste. In der Nähe war der Pfiff einer Lokomotive zu hören.

\*

Eine halbe Stunde später wurden wir aufgefordert, einen rotlackierten neuen Vorortzug zu besteigen, der uns nach Köln bringen sollte. Die Polsterung war neu und strömte den leichten Salmiakgeruch frischer Kunstfasern aus.

Als wir Köln Hauptbahnhof erreichten, graute der Morgen. Trotz der frühen Tageszeit wimmelte es von Menschen. Auf den Bahnsteigen war fast kein Durchkommen. Ein reges Stimmengewirr, vor allem

Französisch. Reiseleiter versuchten mit Geschrei und Wimpelschwenken ihre Gruppen zusammenzuhalten und durch die Menge zu lotsen.

»Was tun die vielen Leute hier am frühen Morgen?« fragte ich meine Begleiterin.

»Das sind Ursulinenpilger. Die einen sind eben angekommen, die anderen fahren heim. Jeden Tag verkehren mehr als ein Dutzend Sonderzüge.«

»Ursulinen?«

»Kennen Sie die Ursula-Legende nicht?«

»Aber ja«, sagte ich und erinnerte mich an die Bilder von Carpaccio, die ich in der Academia gesehen hatte. »Die mit ihren elftausend Jungfrauen nach Köln gezogen war, wo sie alle von den Hunnen niedergemetzelt wurden.«

»Das ist die mittelalterliche Legende; es gibt aber eine neue. Ihr zufolge fanden die ersten Menschen, die sich um 2035 wieder in die Stadt wagten, die Heilige in ihrer Kirche betend vor dem Altar. Sie betete für die Seelen aller, die durch das Unheil gestorben waren, und um die Seelen derer, die das Unheil durch ihre Unachtsamkeit und ihren Leichtsinn über die Menschen gebracht hatten.«

»Die Franzosen ...«

»Es ist ein hysterisches Sühnebedürfnis entstanden, das in Frankreich eine Welle tiefer Religiosität ausgelöst hat. So reagieren diese Menschen ihre übersteigerten Schuldgefühle ab. Sehen Sie die Phio-

len, die manche von ihnen um den Hals tragen?«

Ich bemerkte, daß viele der abreisenden Pilger kleine Glasbehälter umhängen hatten, die wie verschlossene Reagenzgläser aussahen und etwas Schwarzes enthielten, eine dunkle Flüssigkeit oder Staub.

»Sie werden es nicht glauben, diese Menschen nehmen eine winzige Spur verseuchter Erde mit nach Hause.«

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»O doch, meine Liebe. Und jedem ist damit gedient. Jeder Pilger kann sich das Gefühl eines Martyriums en miniature verschaffen. Er entsorgt brav Altlasten nach dem vermeintlichen Verursacherprinzip und bringt ein bißchen von dem Dreckzeug außer Landes. Und fragen Sie mich nicht, wieviel die daran verdienen, die diese phantastische Idee hatten.«

»Aber die Kirche ...«

»... hat garantiert einen erklecklichen Anteil an dem Geschäft. Sie brauchen sich nur den Dom anzusehen. Er erstrahlt in neuem Glanz.«

»Kann man ihn von hier aus sehen?«

»Schlecht. Obwohl er sich unmittelbar neben dem Bahnhof befindet. Aber wenn Sie nachher über den Rhein fahren, werfen Sie einen Blick zurück.«

Wir waren die Treppe hinabgestiegen in das geräumige Geschoß unter den Bahnsteigen. Hier herrschte noch dichteres Gedränge – und es roch nach allen Garküchen Asiens. Die Gastronomie

ringsum war tatsächlich fest in außereuropäischer Hand: Thailand, Vietnam, Kambodscha, Pakistan, Indien und Indonesien hatten ihre kulinarischen Konsulate eingerichtet. Ein Türke und ein Grieche hatten sich behauptet. Nur das Brauereigewerbe schien noch in europäischer Hand zu sein.

Wir ergatterten einen Stehplatz und eine heiße Nudelsuppe, die nach Galgant, Zitronengras und frischem Koriander schmeckte. Mißtrauisch beäugte ich die Fleischbrocken, die bläßlich zwischen den Nudeln schwammen.

»Das können Sie getrost essen«, versicherte die Prinzessin. »Es ist Flapo.«

»Es ist *was*?«

»Flat Porc. Echtes Schweinefleisch. Allerdings nicht auf Knochen gewachsen, sondern auf Nährstoffolie gezüchtet. Die Belgier kriegen das hin.«

Brambilla wies mit einem Nicken auf ein Poster in der kleinen dampfgeschwängerten Küche, in der zwei dunkelhäutige Köche schufteten. Es zeigte ein fröhlich lächelndes Schwein von etwa zehn Metern Länge mit einem vierblättrigen Kleeblatt im Maul, einem Dutzend Beinpaaren und einem Ringelschwanz am Ende. *Brussels pigs* stand darüber. Ich kostete vorsichtig. Es war etwas schwammig, aber es schmeckte tatsächlich nach Schweinefleisch. Die Gene schienen zu stimmen. Ich löffelte hungrig.

Plötzlich schnitt eine Melodie durch das Stimmen-

gewirr und die von Gewürzen und Bratenduft beladene Luft, blitzend und scharf wie ein Messer. Bach? Vier junge Leute hatten mitten in der Menge Stellung bezogen und ließen Flöte, Klarinette und Trompeten erschallen. Die Gespräche verstummten, alle lauschten. Am Schluß brandete Beifall auf, und die Münzen klingelten in die Instrumentenkästen.

»Grüßen Sie mir Amsterdam«, sagte Prinzessin Brambilla zum Abschied.

»Das werde ich tun«, erwiderte ich. »Ich danke Ihnen. Sie haben mir viel über Ihre Heimat erzählt.«

»Ich bin immer froh, wenn ich jemanden finde, der mir zuhört. Das haben Journalisten so an sich.«

Ohne ihre High-Tech-Brille wirkte sie wie eine nette Oma. Ich hatte das Gefühl, wir mochten uns beide.

\*

Eine halbe Stunde später saß ich in einem Schnellzug der *Nederlandske Sporwagen* und trank endlich einen genießbaren Kaffee. Der Dom am jenseitigen Ufer sah unwirklich aus im Morgenlicht – irgendwie zart und brüchig. Mich überkam jedoch eine eigenartige Beklemmung beim Anblick der spitzen Zwillingstürme und des gewaltigen Schiffs, und ich war froh, als die Bäume, die den Bahndamm säumten, ihn meinen Blicken wieder entzog. Was würde mich bei meiner Reise in die Vergangenheit erwarten, wenn

ich diese Stadt besuchen würde, lange bevor dieser Dom auch nur zur Hälfte errichtet worden war?

Eine Stunde später erreichte der Zug Holland. Auf den Wiesen lagen Nebelflöße, in denen schwarz-weiß gefleckte Rinder standen, eingesunken bis zum Bauch. Satte Weiden dampften in der Morgensonne. Nach dieser Fahrt durch die Apokalypse war es wohltuend, endlich wieder unversehrte Natur zu sehen. Falcotti hatte recht gehabt: Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, wie gefährdet die Schöpfung ist – wie schrecklich einfach es ist, der Dunkelheit Tür und Tor zu öffnen.

Ich wußte freilich, daß der Schein trog. Auch hier hatte es immer wieder ein großes Töten gegeben, als die Nahrungskette, hin und her gezerrt von Habsucht und Gier, sich hoffnungslos verheddert hatte und man von vorn anfangen mußte, soweit das überhaupt noch möglich war auf der schmalen genetischen Basis nach Jahrzehnten unbekümmerter und verantwortungsloser Monokultur.

Nachdem die Hoffnungen auf Rückzüchtungen in Rauch aufgegangen waren, sahen sich die Genetiker ratlos an. Die Tiere hatten unter dem Druck der Auslese offensichtlich einige Überlebenstricks entwickelt, die eben *nicht* in den Genen gespeichert waren, sondern in den Mitochondrien, in der internen Ökologie des mütterlichen Organismus oder gar außerhalb des Phänotyps im sozialen Verhalten der Her-

dentiere. Nur ein weltfremder Phantast konnte annehmen, daß man ein Lebewesen aus dem Reagenzglas ziehen und erwarten kann, es würde sich sozusagen im luftleeren Raum zu einem überlebenstüchtigen, fortpflanzungsfähigen, autarken Organismus entwickeln. Allmählich zeichnete sich das ganze schreckliche Ausmaß der Artenvernichtung ab, die man so sorglos betrieben hatte. Die Vielfalt war verloren, vernichtet, unwiederbringlich dahin. Hier begann unsere Aufgabe und die des Istituto pontificale della Rinascita della Creazione di Dio, San Francesco, denn plötzlich hatte sich unversehens eine Möglichkeit eröffnet. Offenbar hatte das Leben selbst irgendwann in der Zukunft eine Möglichkeit gefunden, zeitübergreifend zu wirken, um seine eigene Existenz zu sichern und im Rückgriff auf die Vergangenheit ein Selbstreparaturprogramm zu starten – und wir waren seine Werkzeuge.

Es ging nicht nur darum, ins 15. Jahrhundert zu reisen, um ein paar Sämereien und Gewebeproben ausgestorbener Arten zu beschaffen, damit man die verödeten Wegränder wieder mit Blümchen schmücken konnte. Es ging um einen Auftrag, dessen Gelingen den Fortbestand des Lebens auf Erden sichern sollte. Erst in diesem Moment eröffnete sich mir die ganze Tragweite dessen, was Falcotti gemeint hatte, als er uns ins Vertrauen zog. Die Vision war überwältigend.

# IX NACHRICHT VOM KÖLNER HEXLEIN

»DIE QUANTENPHYSIK LEHRT UNS, UNSEREN WIRKLICHKEITSBEGRIFF ZU ERWEITERN. DAS GANZE DER PHYSIKALISCHEN REALITÄT, SO LEGT SIE NAHE, MUSS ALS MULTIVERSUM GEGESEHEN WERDEN, DAS EINE VIELZAHL PARALLELER UNIVERSEN ENTHÄLT.«

*David Deutsch*

Der Kardinal zählte die Lederbehälter, die an den Tragsätteln der Packtiere befestigt waren. Er hatte in Brüssel modernstes astronomisches Gerät und in Löwen einige wissenschaftliche Handschriften erwerben können und sie für die Reise sorgfältig verpacken lassen. Beruhigt stellte er fest, daß noch alle vorhanden waren. Der Morgen graute.

»Steht auf!« rief der Hauptmann der Stadtwache.

Drei dunkel gekleidete Gestalten, die neben der Landestelle gekauert hatten, erhoben sich. Ihre Kleider waren schmutzig, die Schläfenlocken kräuselten sich unter den Hüten hervor und hingen ihnen bis auf die Brust. Man hatte die drei Männer mit dünnen Ketten aneinandergefesselt, den älteren zwischen zwei jüngere. Sie trugen elendes Schuhwerk; einem

lugten die Zehen unter der Kappe hervor. Zwei Klocken von der Stadtwache schoben sie mit ihren Piken vor sich her. Die drei Gefangenen musterten die Waffen schweigend und teilnahmslos. Sie zitterten in der morgendlichen Kälte.

»Sie wissen seit mehr als zwanzig Jahren, daß sie sich nachts nicht in der Stadt aufhalten dürfen«, erklärte der Hauptmann niemand Bestimmtem, als müsse er sich ob seiner Amtshandlung entschuldigen, »aber sie versuchen es immer wieder.« Als keiner ihn beachtete, blaffte er: »Los! Oder muß ich euch Beine machen?«

»Du führst hier nicht das große Wort!« rief der Fährherr. »Die Fähre ist von Deutz. Wir Fährherren unterstehen nicht dem Rat der Stadt Köln, sondern dem Erzbischof. Merk dir das. Nimm den Männern die Ketten ab!«

In diesem Moment kroch zwischen den Holzbohlen eine Ratte hervor, ein enorm großes Tier von ungewöhnlicher Farbe, eher grauweiß und rötlich gescheckt als graubraun. Schnüffelnd trippelte sie an den Rand des Stegs. Einer der Klocken stieß mit der Pike nach ihr – eher spielerisch, nicht um sie aufzuspießen, sondern um sie zu verjagen. Wie der Blitz war die Ratte auf die Waffe gesprungen, hatte im Nu die Stange erklimmt und fauchte eine Handbreit vom Gesicht des Klocken entfernt: »Wag's nicht!«

Der Mann fuhr erschrocken zurück und warf den

Spieß von sich. »Der Teufel!« schrie er, bleich vor Entsetzen, tat einen stolpernden Schritt zurück und plumpste auf den Hintern. »Der Teufel!« Die Pike polterte zu Boden, und die Ratte verschwand zwischen den Bohlen über dem Wasser.

Der Kardinal drehte sich verwundert um. »Der Teufel?« fragte er neugierig und musterte den Mann, der auf dem Boden saß und mit schreckgeweiteten Augen um sich starrte.

»Entschuldigt, Eminenz«, sagte der Hauptmann und bedeutete dem Klocken mit einer schroffen Kopfbewegung, sich endlich aus seiner unwürdigen Haltung aufzurappeln, dann machte er sich daran, den Gefangenen die Ketten aufzuschließen und sie ihnen abzunehmen. Er warf sie sich mürrisch über die Schulter. Dann wandte er sich ab und spuckte in den Fluß.

Nicolaus musterte die Gefangenen, die den Vorfall mit der Ratte gar nicht bemerkt zu haben schienen. Sie machten einen apathischen Eindruck, während die Klocken sie mit ihren Piken auf die Fähre schoben. Er hatte die Vertreibung der Juden aus der Stadt gutgeheißen, aber die Maßnahme hatte nicht die Lösung gebracht, die man allgemein erhofft hatte. Der Streit zwischen dem Rat und dem Erzbistum schwelte weiter, und hussitisch beeinflusste Prediger heizten die gereizte Stimmung zwischen den Konfessionen und religiösen Strömungen immer wieder an. Das

Wort Roms galt vielen nichts mehr. Niemand schien noch gehorchen zu wollen. Die Welt war in Auflösung begriffen.

Der Kardinal nickte seinem Reitknecht zu, die Pferde auf die Fähre zu führen. Die Hufe polterten über die Bohlen, und der Mann band die vier Tiere nebeneinander am Geländer fest. Sie waren unruhig und beäugten ängstlich das dahinschäumende dunkle Wasser des Flusses. Der Fährherr rief ein Kommando, und das plumpe, schwere Gefährt legte ab. Die Ruderknechte schoben es mit ihren langen Rudern weg von der schwankenden hölzernen Anlegestelle. Es begann sich zu drehen. Der Fluß führte bereits Hochwasser, obwohl erst Mitte März war. Im Schwarzwald und in den Vogesen hatte vermutlich bereits Tauwetter eingesetzt.

»Rudert!« rief der Fährherr seinen Knechten zu. »Oder wollt ihr in Düsseldorf anlegen, statt in Deutz? Rudert!«

Der Kardinal wandte sich seinem jungen Begleiter zu, der auf dem dichten schulterlangen Haar ein blaues Barett trug, an das er sich, zum Zeichen seines Berufs, keck drei Schreibfedern gesteckt hatte. »Nun?« fragte Nicolaus, um das schon länger unterbrochene Gespräch fortzusetzen. »Was tat sich sonst noch alles?«

»Mit Verlaub, Eminenz, was sollte sich in Köln schon viel ereignen?« fragte Geistleben, löste sein Felleisen von den Schultern und ließ es neben sich

auf den Boden fallen. »Eine Handvoll römische Mönchlein ist angekommen, die aus Konstantinopel geflohen sind, weil der Türke vor die Tore rückt. Sie lamentieren und faseln vom Weltuntergang und schnorren und betteln um Pfründe. Ja, und man ist dabei, einem Hexlein den Prozeß zu machen. Aber davon hat man Euch sicherlich berichtet.«

»Mit keinem Wort«, entgegnete Nicolaus und schüttelte unmutig den Kopf. »Greift sie auch hier um sich, diese scheußliche Narretei, Frauen zu quälen und zu Tode zu bringen?«

»Ja, gewiß. Es wird allenthalben schlimmer. Die Menschen haben Angst vor den Ausgeburten des Antichrists, die an den Gliedern der Kirche nagen und sich tiefer und immer tiefer in ihr Herz fressen.«

»Was sind das für Reden, Geistleben? Nicht der Antichrist nagt, es nagt die Raffgier, es nagt die Eitelkeit, es nagt die Wollust im Fleisch unserer Brüder und Schwestern.«

»Nun, in der Tat, das ist Euer Geschäft, hoher Herr. Davon versteht Ihr wohl mehr ...«

»Wohl wahr.«

»Aber der Osten wird fallen, Eminenz. Das halbe Reich ...«

»Wär's anders zu erwarten? Ich sah's mit eignen Augen, Geistleben. Katakomben voller Schriften, angehäuft in Jahrhunderten, mit dem Wissen von Jahrtausenden aus aller Welt. Doch keiner liest's,

kann's auch nur ordnen! Darüber das Rattengewimmel von Ränkeschmieden und hohlköpfigen Gelehrten. Jeder nagt an jedem. Oftmals am eigenen Fleisch. Je nun, was Wunder, wenn die Feinde lauern? So ist's doch überall. Auch hier in unseren Landen. Es war oft schmerzlich, was ich sah auf meiner Reise nach Flandern und in die Niederlande. Es erfüllt mich mit Bitternis und Groll. Was allerdings den Erzbischof betrifft – wir sprachen uns täglich während des Konsiliums, doch er erwähnte mit keinem Wort, daß er einen Hexenprozeß will führen lassen.«

»Nun, Eminenz, er scheint sich gar nicht so sicher zu sein. Er möchte keinen Fehler machen. Schon einmal lag er im Zwist mit dem Papst, der Alte von Moers. Nach fast vierzig Jahren im Amt einfach exkommuniziert.«

»Das war Papst Eugen. Er nahm's ihm übel, weil er auf dem Konzil gegen ihn gestimmt hatte.«

»Doch war's eine tiefe Erschütterung für ihn auf seine alten Jahre.«

»Papst Nicolaus hat ihm sein Amt wiedergegeben. Ihm wird nichts mangeln.«

»Gewißlich nicht.«

»Als ich zu Weihnachten und auf Neujahr hier weilte, hörte ich gerüchteweise von einer Frau, bei der man eine wunderliche Sammlung von Kräutern gefunden habe. Ist's die nämliche?«

»Das ist sie.«

»Und man will einen Prozeß führen gegen sie?«

»Der Erzbischof hat Weisung und Beistand erbeten an höchster Stelle. Eine Kommission soll kommen aus Rom, den Fall zu prüfen, ob tatsächlich Teufelswerk im Spiel ...«

»Weshalb hat man die Frau nicht Urfehde schwören lassen und aus der Stadt verbannt, wie üblich?«

»Es wurden Hetzreden geführt. Ein junger Geistlicher war sehr rührig, ein Eiferer aus dem Schwäbischen, Bartolomäus von Dillingen ist sein Name – er ist Predikant an Sankt Maria im Kapitol. Die Leute nennen ihn den ›Hexenbartel‹. Mit Verlaub, Eminenz, ein übler Schnüffler. Er hat sie wochenlang auf Schritt und Tritt beobachtet. Nach seinen Predigten zieht jedesmal eine erregte Menschenmenge zum Alten Markt und fordert kurzen Prozeß. Sie wurde schließlich dem Greven übergeben, denn der Erzbischof besteht auf der Hauptgerichtsbarkeit, wie es das Gesetz will. Er hat sie verhören lassen. Man hat sie für schuldig befunden, aber er unternimmt nichts. Er wartet ab.«

»Was haben die Verhöre erbracht?«

»Ein Knecht, der ihr im Sommer an der Mosel begegnet war, sagte aus, sie habe ihn, ohne ihn zu berühren, mit Hilfe von Teufelskraft mit solcher Macht zu Boden geworfen, daß er am ganzen Körper grün und blau gewesen sei und wochenlang Schmerzen in der Brust gespürt habe. Er habe ein Lachen gehört,

das wie das Meckern eines Bocks geklungen habe, und deutlich sei der Gestank von Schwefel zu riechen gewesen. Eine Bürgerin, bei der sie wohnte, sagte aus, sie habe ihr erzählt, daß man in einer Stunde von Köln nach Rom fliegen könne. Und als man sie der hochnotpeinlichen Befragung unterzog, redete sie sich um Kopf und Kragen. Sie gestand, selbst schon durch die Luft geflogen zu sein. Den Ausschlag gaben freilich die Kräuter.«

»Wie das?«

»Sie hatte den ganzen Sommer über eine Sammlung von Sämereien zusammengetragen – Körner von Getreide und Obst, Blüten von allen möglichen Blumen und Pflanzen. Zu Heilzwecken, wie sie behauptete. Diese Sämereien waren in Leinensäckchen säuberlich sortiert und mit lateinischen Wörtern bezeichnet und beschriftet. Aber diese Wörter waren unverständlich. Eine Art geheimes Ordnungsprinzip, Eminenz, das ... nun ja, mir schien es so, aufmerkwürdige Weise sinnvoll ist, von dem aber noch nie jemand gehört hat, wie die beigezogenen Professoren der Medizin von der Universität bestätigten. Diese Ordnung deutet auf häretisches, arkanes Wissen hin und kann unmöglich göttlichen Ursprungs sein ...«

»Also teuflischen ...«

»Zu diesem Schluß kam die Kommission der Professoren. Die junge Frau log das Blaue vom Himmel herab. Verstieg sich gar zu der Behauptung, der Hei-

lige Vater selbst habe sie ausgeschickt, um Körnchen und Blümchen einzusammeln.«

»Der Heilige Vater?«

»Ja, um die Schöpfung zu retten, versicherte sie.«

Der Kardinal schüttelte den Kopf.

»Sie ist gewiß verwirrt. Ein bedauernswertes Geschöpf. Man sollte die Frau nicht auf diese Weise behandeln. So etwas ist schändlich.« »Du meiner Seel, so seh ich's freilich auch. Zumal sie mehr Bildung hat, als dem Teufel zuzumuten ist und – ganz mit Verlaub – dem Erzbischof erst recht.«

»Wie das? Ist sie Nonne? Von welchem Orden?«

»Das glaub ich nicht. Ich weiß nicht recht; so würde keine reden, die das Gelübde der Demut abgelegt hat. Und ihr Latein, o weh ...«

»Von Adel dann?«

»Niemals!«

»Ein schlichtes Weib dann? Ihr macht mich neugierig.«

»Ihr werdet Euch noch mehr verwundern, Eminenz, wenn ich Euch sage, daß sie Euch Briefe schrieb. Aus denen geht hervor, daß sie Euch recht gut zu kennen scheint.«

»Wie, sie kennt mich? Ist sie von hier? Von Koblenz? Von der Mosel?«

»Nein, gewißlich nicht. Kein Mensch weiß so recht, woher sie stammt. Einige behaupten, sie sei aus Amsterdam gekommen. Andere wiederum, sie

sei von Schweden, sei dort die Gehilfin eines Hof-medicus gewesen. Der Augenschein, die Rede deuten eher auf eine Römerin, vielleicht Florenz, Siena ... wer weiß? Doch keineswegs vom Lande. Beileibe nicht. Sie ist gebildet. Weiß Dinge, von denen selbst ich noch nie gehört. Zuweilen dünkte es mich, als käme sie ...«

»Nun?«

»... aus einer anderen Welt.«

»Ihr meint, von fernen Ländern?«

»Sehr fernen Ländern, Eminenz. Von denen wir noch nichts wissen.«

»Eine Sibylle vielleicht, aus dem Orient?«

Der Scholar wägte unschlüssig den Kopf.

»Diese Seherinnen sprechen dunkel. Sie eher mit dem Lichte der Gewißheit. Mich dünkte mehr – wie soll ich's sagen –, als sei die Dunkelheit, mit Verlaub, eher in unseren Köpfen denn in ihren Worten, wenn Ihr versteht, was ich meine, Euer Eminenz.«

Der Kardinal senkte nachdenklich den Blick.

»Woher mag sie mich kennen? Ist sie mir je begegnet? Hat sie mit mir gesprochen? In Rom vielleicht? Doch ich erinnere mich nicht, ein Weibsbild solcher Art je ...«

»Den Anschein hat es nicht. Ich glaub, sie kennt Euch nicht von Angesicht. Es ist vielmehr – wie soll ich sagen –, als kenne sie Eure Schriften und Euch als hochberühmten Mann.«

»Ihr sprecht in Rätseln, Geistleben. Woher soll sie meine Schriften kennen? Und ich ein hochberühmter Mann? Das bin ich nicht, weiß Gott. Sie muß wirr im Kopf sein.«

»Ein Wunder wär's wahrhaftig nicht. Hat sie doch Monate im Kerker verbracht. Die Eiseskälte hat ihr zugesetzt. Sie ist krank und verzweifelt. Ohne Freunde und Bekannte.«

»Hat sie sich Euch persönlich offenbart?«

»Nein. Ich sah sie nur flüchtig das eine oder andere Mal, als man zum Verhör sie brachte. Ich las die Protokolle.«

»Man hat Euch Einblick gewährt?«

»Nun ... als Schreiber in der Kanzlei des Erzbischofs konnte ich nicht umhin, Kenntnis davon zu nehmen. Hab fast ein Jahr lang bei ihm gearbeitet. Bin fix im Schreiben und weithin fehlerlos, müßt Ihr wissen. Doch nun treibt mich die Langeweile weiter.«

»Die Briefe an mich ...?«

»Sind bei den Akten. Für die Kommission aus Rom. Man wird sie Euch – so nehm ich an – irgendwann zustellen, sobald der Fall beschlossen ist. Aber damit Ihr nicht zu lange harren müsst, hab ich mir erlaubt, den einen oder anderen Brief, der mir vor Augen kam, für Euch zu kopieren, Eminenz.«

»Habt also Akten kopiert, die unter Verschluß sind und – wie ich denke – geheim ...?«

»Nun, so geheim wohl nicht. Weit eher unverständlich, rätselhaft – doch äußerste Aufmerksamkeit erweckend.«

»Ihr tragt die Kopien bei Euch?«

»Leider nein. Ich wollte sie aus dem Versteck holen, als die Synodalen aufbrachen und auch Eure Abreise bevorstand. Ich eilte Euch nach, um auf der Fähre zu sein und sie Euch zu übergeben. Aber die Kopien waren verschwunden.«

»Wie das?«

»Ich weiß es nicht genau, doch hab ich einen Novizen in Verdacht. Einen Kerl, der sich blöde gibt, mir aber recht gerissen scheint. Er hat sich in das Weib vergafft, lungert herum, wo sie auch ist, und starrt sie sabbernd an. Dabei hat der Kerl ein Gesicht – mit Verlaub, Eminenz – wie eine Wildsau unterm Schwanz. Er ist von abgrundtiefer Häßlichkeit, und fragt man ihn etwas, so grunzt er nur und buckelt sich davon wie eine Ratte.«

»Könnt's sein, daß er's dem Erzbischof hinterbracht? Dann seid Ihr in ernsthaften Schwierigkeiten, das wißt Ihr wohl. Nun hat Euch der Mut verlassen, und Ihr macht Euch rasch davon in aller Herrgottsfrühe.«

»Ihr habt wohl recht. Ich kann's nicht ausschließen, daß er mich angeschwärzt hat. Doch könnt's auch sein, daß er sie so verehrt und vorlieb nimmt mit allem, was ihre Hände angerührt, erst recht was

sie niederschrieb. Es sind denn auch die Lumpen verschwunden, die sie auf dem Leibe trug, bevor man ihr ein frisches Gewand gab, als man sie zum Verhör führte. Vielleicht hat er das Zeug im Stroh versteckt, in dem er schläft, der Kerl. Nun, wie dem auch sei, es schien mir an der Zeit, aufzubrechen. Möcht endlich weiterziehen. Erst Straßburg, dann Paris, um dortselbst die Lullische Kunst zu studieren, von der ich hörte.«

»Ihr meint die Kunst dieses Mallorkiners, mit einem kleinen Mechanismus – *ritsche, ratsche* – Wissen zu erschaffen, ohne den Geist zu bemühen und – aus eins mach zwei mach drei – die Weisheit der Schöpfung Gottes zu errechnen?«

»Mit Verlaub, Eminenz, das könnt aber, wie mich dünkt, die wahre Zukunft allen Philosophierens sein: das Zählen, Messen, Wägen, Rechnen. Nicht Irrwege, Besserwisserei und Dispute über Autoritäten von einst und jetzt. Das Computieren! Das Hexlein schreibt's an einer Stelle: Man wird's Euch einst als Verdienst zuschreiben, dies insonderheit befördert zu haben.«

»Ich selbst? Das ist so kühn wie unglaublich, Geistleben. Zwar habe ich, lang ist es her, ich glaube, es war anno '26, als ich noch Sekretär von Giordano Orsini gewesen bin, mich mit dem Werk des Raimundus befaßt. Ich fand es beim Stöbern hier in Köln unter vielen anderen Schriften. Der Kardinal

wies mich darauf hin, daß es hier eine umfangreiche, noch fast gänzlich unerforschte Bibliothek gebe. Er hatte eine Nase für solche Dinge.«

»Auch ich hab's hier entdeckt. Es hat mich neugierig gemacht.«

»Ich fertigte mir damals Exzerpte an, doch fand ich die Muße nie, mich ernsthaft mit dieser *Ars Magna* zu befassen, wie ihr Schöpfer sie so eitel nannte. Nur habe ich Vorbehalte, das Philosophieren den Mechanikern und Uhrmachern zu überlassen. Wiewohl ... Nun, in der Tat, ich schrieb in Val de Castro bei den Camaldulensern nach einem Disput mit Toscanelli ein paar Gedanken übers Wägen nieder, die ... Wird ich's dereinst vertiefen, wenn's die Zeit erlaubte ... Doch nein, wie sollte dieses Weib ...?«

»Weiß einer, was die Zukunft bringen wird, Eminenz? Außer Gott vielleicht der Teufel ... und ein Hexlein dann und wann?«

»Was schrieb sie sonst noch in den Briefen?«

»Sie bat Euch um Einflußnahme höheren Orts. Ich nehme an, sie meint den Heiligen Vater selbst.«

»Der hat, weiß Gott, andere Dinge zu tun, als sich mit den wirren Auslassungen einer Frau zu befassen, die man im fernen Köln der Hexerei verdächtigt. Was schrieb sie sonst?«

»Ihr solltet die Hand halten über die *Academia Romana* ...«

»*Academia Romana*? Nie davon gehört.«

»Ihr Gründer sei ... Wie war sein Name? Pomponius Laetius oder Laetus ...«

»Ich kenn ihn nicht.«

»Von einem Regiomontanus schrieb sie, der nach Rom gerufen werden soll.«

»Ein Königsberger? Ein Gelehrter? Er ist mir nicht bekannt.«

»Auch ich hab nie von einem Gelehrten dieses Namens gehört.«

»Was weiter?«

»Nun, also, soweit ich mich besinne, viel wirres Zeug. Von einem Ort insonderheit, an dem eine schlimme Pest ausbricht, an der oberen Mosel.«

»An der Mosel? Nannte sie den Ort?«

»Cattelon ... Cattenom oder so ähnlich.«

»Cattenom ... Es könnte sein, daß ich einen Ort solchen Namens schon einmal hörte. Eine Pest sagt Ihr?«

»Wovon die Erde schwarz wird bis weit ins Böhmisches, ja ins Polnische hinüber, die Mensch und Tier verheert und Baum und Strauch vergiftet und verdirbt, daß man nicht leben kann mehr in diesem Land.«

»Eine Sibylle also, die wie Cassandra, von der Aischylos berichtet, sieht, was kommen wird?«

»Werdet Ihr Euch für sie verwenden, Eminenz? Es könnte sehr wohl sein, daß das Gericht der Stadt sie wegen Zauberei verurteilt und verbrennt. Der Erzbi-

schof wird, so wie ich ihn kenne, keinen Finger rühren.«

»Ich werde Dietrich einen Brief schreiben, von Frankfurt aus, wohin ich in wenigen Tagen aufbrechen muß. Ich werde in Sankt Florin mit Tilman reden, wiewohl wir nicht auf bestem Fuße stehen ...«

»Propst Tilman Joel von Linz?«

»Ja. Er ist Berater des Erzbischofs seit vielen Jahren.«

»Ich hatte die Ehre, ihn kennenzulernen, Eminenz.«

»Macht fest!« rief der Fährmann den Ruderknechten zu. Am Ufer waren zwei junge Männer herbeigeeilt und fingen die Seile auf, die ihnen zugeworfen wurden. Man schirrte Pferde an, ein Dutzend oder mehr, um das schwere Gefährt stromaufwärts zur oberen Anlegestelle zu treideln, denn die Abdrift betrug gewiß dreitausend Fuß. Der Atem der Tiere dampfte in der morgendlichen kühlen Luft.

Judenkinder standen oben an der Böschung im nassen Gras. In Lumpen gehüllt – barfuß. Sie folgten den Pferden in gebührendem Abstand, denn die Treidelknechte schwangen ihre Peitschen weit. Eine bläbliche Sonne stieg zwischen Wolkenbänken auf und verwandelte Tiere und Menschen in goldumspinnene Silhouetten.

»Ich hoffe, bis zum Sommer wieder in Rom zu sein, Geistleben«, sagte der Kardinal. »Wenn Eure

Reiselust Euch dahin führen sollte, seid Ihr ein gern-gesehener Gast.«

»Ihr seid zu gütig, Eminenz. Euer Angebot ehrt mich.«

»Ihr müßt mir dann berichten von der Lullischen Kunst, wenn man sie Euch in Paris gelehrt hat.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Eminenz.«

Der Pferdeknecht führte die Tiere an den Zügeln die Anlegestelle hinauf, hielt den Steigbügel und half dem Cusaner beim Aufsitzen. Der Kardinal hob die Hand.

»Habt Dank!« rief er dem Scholaren zu, der sein Felleisen geschultert hatte. »Gott segne Euch.«

»Lebt wohl, Eminenz.«

»Wir brechen auf«, befahl der Kardinal und ergriff die Zügel. »Ich will zur Sext in Heisterbach sein bei den Zisterziensern und zur Vesper in Andernach. Der Tag ist kurz, und ich hasse es, im Dunkeln zu reisen.«

Der Pferdeknecht nickte, schwang sich in den Sattel und machte die Zügel der Packpferde fest. Dann ritten sie los. Die Stimmen der Kinder, hell in der kühlen Morgenluft, blieben hinter ihnen zurück.

Ein Paar Gänse flog dicht überm Uferschilf den Fluß entlang. Ihr schwerer rhythmischer Flügelschlag klang wie das lustvolle Stöhnen zweier Liebender. Der Pferdeknecht wandte das Gesicht ab und grinste.

# VIERTES BUCH

# I DER NEUE DAMM

»ICH SETZE RAUM UND ZEIT IN VERGLEICH MIT DEM OZEAN.

VERÄNDERUNGEN IN RAUM UND ZEIT SIND WIE MEERESWELLEN.

AUS GROSSER HÖHE BETRACHTET, SIND VERÄNDERUNGEN AUF DER WASSEROBERFLÄCHE GAR NICHT ERKENNBAR.

DAS MEER SIEHT RUHIG UND FLACH AUS.

ERST WENN MAN SICH IHM NÄHERT, WERDEN WELLEN UND SCHAUM SICHTBAR. –

DAMIT KOMME ICH ZU DEM UN AUSWEICHLICHEN SCHLUSS:

AUCH IM WELTALL, IN RAUM UND ZEIT, MÜSSEN SICH SCHAUMÄHNLICHE STRUKTUREN BILDEN.«

*John Wheeler*

In der Umkleidekabine roch es nach feuchtem, sonnenwarmem Holz und Urin. Als ich mich umwandte, sah ich ein weit aufgerissenes Auge in dem Loch, das ein Spanner durch die Holzwand gebohrt hatte.

»He, du Lausejunge! Hier ist keine Peepshow!« rief ich und klatschte den nassen BH meines Bikinis gegen die Öffnung. Gleich darauf hörte ich die rennenden Füße zweier Jungen auf dem Holzrost hinter der Kabine.

Renata war schon angezogen und saß an einem Tisch unter dem Sonnenschirm der angrenzenden Cafeteria. Ich schlenderte zu ihr hinüber. Vom Alten Meer wehte ein angenehm kühler Wind herein; die Hitze, die den ganzen Tag lang über dem hellen, breiten Sandstrand geflimmert hatte, wurde nun erträglicher. Meine Haut brannte vom Salzwasser und den Einschlägen von Milliarden und Abermilliarden Photonen, die an diesem Sommertag durch das riesige Ozonloch ungefiltert auf uns niedergegangen waren.

Renata war schon tags zuvor nach Zandvoort hinausgefahren und hatte bei Grit übernachtet. Grit hatte bereits ein halbes Dutzend Einsätze im 15. und 16. Jahrhundert absolviert; sie sollte uns als angehende Reisende beraten und helfen.

»Schade, daß Grit nicht mitkommen konnte«, sagte ich.

»Sie bekommt Besuch heute abend und mußte noch einiges einkaufen und vorbereiten.«

Zwei Jungen, vielleicht zwölf oder dreizehn, waren in einiger Entfernung stehengeblieben, lutschten an ihrem Eis und starrten zu uns herüber. Drohend hob ich den Finger, was ihnen allerdings nur ein Grinsen entlockte. Der eine steckte den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durch und wackelte mit den Hüften.

»Schau dir diesen kleinen Saukerl an!«

Renata blickte sich irritiert um, dann lächelte sie zaghaft. Sie wirkte erschöpft, und ich hoffte, daß die Seeluft ihr gut tat.

»Frans kommt also nicht«, bemerkte sie.

»Er hat seinen Vertrag in Venedig verlängert. Sie brauchen ihn dringend, sagte er mir. Eigentlich hatte ich schon damit gerechnet. Denn gleich nach der Rückkehr von seiner letzten Reise spürte ich bereits, dass ich ihm fremd geworden war. Dabei hatte ich so um ihn gebangt und war so glücklich, als er endlich zurückkehrte.«

Renata nickte.

»Ich habe dich gewarnt, Domenica. Mit Zeitfahrern darf man keine festen Bindungen eingehen oder erwarten, daß sie Bestand haben. Reisende leben in einem eigenen Universum; sie bewegen sich auf erratischen Bahnen. Wenn sie sich dir nähern, ist es wie auf einer Parabel. Es gibt einen Punkt, da sind sie dir ganz nahe, aber dann trägt es sie wieder davon«, sagte sie und legte ihre Hände auf meine. »Es wird uns bestimmt genauso ergehen. Hinzu kommen diese rätselhaften Zeiteffekte. Wenn sie heute durch die Transition gehen und kehren nach ein paar Tagen zurück, haben sie oft Wochen, Monate, manchmal Jahre in der Vergangenheit zugebracht. Manchmal haben sie Schreckliches durchgemacht und noch Schrecklicheres gesehen, und sie sind vielleicht dort, wo sie sich aufhielten, trotz aller Vorsätze Bindungen eingegan-

gen. Wenn sie dann zurückkehren, tauchen sie in eine ihnen fremd gewordene Welt ein, in der alles, was sie eben noch kannten oder sogar liebten, sich verändert hat oder gar vergangen ist. Sie führen ein buchstäblich zerrissenes Leben. Ihre Biographie ist von Klüften und Abgründen durchzogen. Wie willst du da Kontinuität erwarten?«

»Das habe ich mir noch nie so recht klargemacht«, entgegnete ich. »Wolltest du wahrscheinlich auch nicht. Aber es muß so sein. Manche sind daran kaputtgegangen und haben den Kontakt zur Realität verloren. Man braucht ein dickes Fell, wie Frans es hat, um ein solches Leben über Jahre durchzuhalten.«

Ich nickte.

»Allmählich finde ich mich damit ab, daß ich bei den Männern, zu denen ich mich hingezogen fühle, nicht das große Glück finde.« Renata lachte.

»Wenn man so aussieht wie du? – Komm, nimm das Taschentuch und wisch dir die Tränen ab, Herrgott noch mal!«

»Meine Mutter will übrigens wieder heiraten. Einen echten Moro«, sagte ich, bemüht, das Thema zu wechseln.

»Wie schön für sie. Wann?«

»Zu Weihnachten.«

»Bis dahin sind wir beide bestimmt längst zurück. Dann machen wir Urlaub in Italien.«

»Bernd und Birgit wollen übrigens ein Psychologiestudium beginnen. Sie haben irgendein Waisen-Stipendium verliehen bekommen.«

»Das wird ihnen nicht schaden. Und wenn wir einen Knacks abkriegen« – sie tippte sich an die Stirn – »können wir auf sie zurückgreifen.«

»Besser nicht.«

»Hältst du immer noch Kontakt zu ihnen?«

»Ich habe noch rasch einen Rundruf gemacht, bevor ich Luigi in den zeitweiligen Ruhestand schicken mußte«, sagte ich.

»Dann genießt du jetzt auch das Privileg, NEA zu sein. Unerreichbar für Krethi und Plethi.«

»Hm.«

»Inzwischen schätze ich es, für niemanden erreichbar zu sein – wie meine Vorfahren, wenn sie im Winter in den Bergen von der Außenwelt abgeschnitten waren. Am Anfang fiel es mir aber schwerer, als ich gedacht hatte. Man gewöhnt sich an die mühelose Datenbeschaffung. Das wird uns natürlich fehlen.«

»Glaubst du, daß unser Einsatz hart werden wird?« fragte ich Renata. »Ja, glaube ich schon. Wir werden in eine Welt transferiert werden, die fremdartiger ist als der Mars. Aber wir werden es schaffen. Wir haben das Zeug dazu und wurden ja auch lange genug getestet.«

»Vorige Woche war ich bei einer Wahrsagerin«, gestand ich. »In der Sint Annenstraat.«

»Ich wußte gar nicht, daß du von solchen Dingen etwas hältst«, sagte Renata.

»Tu ich auch nicht. Es war so ein spontaner Einfall.«

»Und was sagte sie?«

»Sie betrachtete meine Hände, machte ein bißchen Hokusfokus mit einer Glaskugel und sagte: ›Ich sehe Sie vor einem Spiegel stehen, aber ...‹ Plötzlich hielt sie entsetzt inne. ›Was ist?‹ fragte ich, und sie flüsterte: ›Der Spiegel zeigt kein Bild. Er ist leer!‹ Dann starrte sie mich an und schrie: ›Gehen Sie! Gehen Sie sofort!‹ Und dann hat sie mich praktisch rausgeschmissen. Sie wollte auch kein Geld nehmen.« Renata schüttelte den Kopf. Lange saßen wir schweigend da. Weit draußen am Horizont erhob sich eine undeutliche Höhenlinie: die Krone des Neuen Damms, der nordwestlich von Terschelling über Texel bis zum Westgat errichtet wurde und der eines Tages von Cherbourg bis zum Skagerak reichen sollte. Der »Atlantikwall« witzelten die einen, den »Sarkophag der europäischen Atomindustrie« nannten ihn andere, aber den meisten verging der Spott angesichts der anrennenden Fluten im Frühjahr und im Herbst. Das Wasser in den Ozeanen stieg unerbittlich, und ganz Holland lag inzwischen unter dem Meeresspiegel. Die Holländer lebten bereits seit Jahrhunderten mit dieser Bedrohung; häufig hatten sie sich mit dem auserwählten Volk Israels vergli-

chen, das auf Gott vertrauend durchs Rote Meer gezogen war. Eines war allen klar: Würde die Nördliche Assoziation, die sogenannte Rumpf-EU, nicht gewaltige Anstrengungen unternehmen und alljährlich mehr als zweihundert Milliarden Euro in das Projekt des Neuen Damms stecken, der bis zur Jahrhundertwende von der Normandie bis Jutland reichen sollte, würde die Nordsee bald in die Kölner Bucht hineinschwappen.

In Zandvoort schlappte das Alte Meer, wie man es inzwischen nannte, mit kleinen Wellen gegen den breiten, flachen Sandstrand. Die Kinder konnten gefahrlos darin planschen, und das Wasser war im Juni schon warm gewesen wie in einer Badewanne. Tatsächlich kam man sich, wenn man bei klarem Wetter nach Westen blickte, angesichts des erhöhten Horizonts, den das in den Himmel wachsende Bauwerk bildete, wie auf dem Boden einer gewaltigen Schüssel vor; auf ihrem Rand krabbelten unaufhörlich Kolonnen von Wanderameisen entlang – die ferngesteuerten Einhundert-Tonnen-Robolaster, die ihre Ladung zu den Bauabschnitten karrten und an Ort und Stelle absetzten.

Wenn uns die Ausbildung Zeit ließ, fuhren Renata und ich gewöhnlich heraus nach Zandvoort. Manchmal war auch Grit dabei. Dann erzählte sie uns von den Erfahrungen, die sie und andere auf ihren Reisen durch die Zeit gemacht hatten.

»Darf ich dich zu einem Portwein einladen?« fragte ich Renata.

»Nein danke, Domenica. Das ist lieb von dir, aber ich möchte keinen Alkohol trinken. Die medizinische Behandlung macht mir mehr zu schaffen, als ich dachte. Ich fühle mich, als würde ich eine Grippe kriegen – mit rasenden Kopfschmerzen.«

»Ist das normal?«

»Nichts Außergewöhnliches, meint Dr. Hekking. Ich reagiere heftig, aber das sei nur gut so. Ich bin allerdings froh, wenn ich es endlich hinter mir habe.«

»Wann?«

»Ich soll, wenn alles nach Plan läuft, am 18. August meine erste Transition versuchen. Hin und sofort wieder zurück. Das ist in zwei Wochen«, erwiderte Renata.

»Und deswegen die ganze Quälerei?«

»Nein, die medizinische Konditionierung hält für den Rest deines Lebens. Du darfst bei der Rückkehr nur nicht vergessen, gleich die erforderlichen Medikamente einzunehmen, damit du gegen Infektionen gewappnet bist.«

»Wenn ich Grit recht verstanden habe, dann geht die Gefahr doch von uns aus«, warf ich ein.

»Das ist richtig«, sagte Renata. »Sie können uns in unserer normalen Verfassung nicht einfach in die Vergangenheit schicken. Für die Menschen im 15. Jahrhundert hätten wir die Wirkung von Bio-Waffen,

sagt Dr. Hekking. Wir haben die Pest an Bord – die Masern, die Pocken, den Scharlach und weiß Gott was alles. Aber diese ganzen widerlichen Erreger sind in unserem Körper so von Abwehreinheiten umstellt, daß sie uns nicht schaden können. Die Menschen in jener Zeit haben diese Antikörper jedoch nicht. Sie wären den Erregern schutzlos ausgeliefert, so wie seinerzeit die Indianer, als die europäischen Eroberer, und erst recht, als die schwarzen Sklaven aus Afrika kamen. Wir würden eine Schneise des Todes ziehen, erklärte der Doktor. Also müssen wir gewissermaßen entschärft werden. Das Immunsystem wird heruntergefahren. Das bedeutet aber, daß wir nach unserer Rückkehr gefährdet sind wie HIV-Infizierte, deren Immunabwehr gestützt werden muß.«

»Ich wußte gar nicht, daß du dich in Immunologie so gut auskennst, Renata«, bemerkte ich.

»Habe ich dir nie davon erzählt? Bevor ich den Job im Ospedaletto an der Barbaria delle Tole bekam, hatte ich auf der Krankenstation eines Flüchtlingslagers bei Verona gearbeitet. Da tauchte irgendwann ein seltsamer Grippeerreger auf; er befahl vor allem unterernährte Kinder, die ein ganz bestimmtes genetisches Muster hatten. Es kam der Verdacht auf, daß er aus einem Labor stammte, aber niemand konnte es beweisen. Ich hatte geholfen, die gefährdeten Kinder herauszusuchen, damit sie ge-

impft wurden. Dabei hatte ich dann eine Menge über Ansteckungskrankheiten gelernt. Ich hätte gern Medizin studiert, aber meine Noten waren zu schlecht«, sagte sie und lächelte. »Für Botanik hat's gereicht.«

»Diese medizinische Konditionierung verunsichert mich. Ehrlich, ich habe es nicht gern, wenn man an mir herumdoktert.«

»Das steht aber im Kleingedruckten unserer Verträge, Domenica: ›Für die bestmögliche medizinische Überwachung und Betreuung wird Sorge getragene Dr. Hekking wird dir das alles erklären, wenn du ein paar Tage lang auf seiner Station liegst. Es ist überhaupt nicht bedrohlich. Ich habe das Gefühl, daß die Mediziner des CIA die Dinge gut im Griff haben. Schließlich blicken sie auf mehr als zwanzig Jahre Erfahrung mit Zeitreisen zurück«, beruhigte mich Grit.

»Trotzdem werde ich mir jetzt einen Portwein bestellen. Was möchtest du?«

»Ich trink ein Bitter Lemon oder ein Tonic.«

»Okay. Ich lade dich ein.«

Renata nickte. Ihre Wangen waren gerötet. War es von der Sonne, oder hatte sie ein bißchen Fieber?

»Im Grunde ist das alles ja noch weit komplizierter«, fuhr sie fort, nachdem die Bedienung die Getränke gebracht hatte. »Zwischen der Zielzeit von 1450 und heute liegen ziemlich genau sechshundert Jahre. Für die Erreger ist das ein Zeitraum von eini-

gen Milliarden Generationen. Sie haben seitdem viele Mutationen durchgemacht. Als Reisender begegnest du sozusagen den Stegosauriern unter den Pestbazillen und dem Archaeopteryx des Pockenvirus. Gefährlich, aber nicht sonderlich raffiniert. Heute ist das anders. Die Biester haben dazugelernt. In ihrem Genom haben sich Erfahrungen angesammelt. Hinzu kommt, daß es jedes Jahr mehr werden. Sie kommen aus zerstörten Biosphären und aus Labors, in denen gefuscht wird. Unser Organismus wird heute von mehr als einhundertfünfzig verschiedenen Erregern bedroht, von denen die meisten erst in den letzten zweihundert Jahren aufgetaucht sind. Das ist die größte Herausforderung, der das menschliche Immunsystem in seiner Jahrmillionen langen Entwicklungsgeschichte je gegenübergestanden hat. Ohne die moderne Nano-Medizin sähe es ziemlich düster aus für die Menschheit. Wir brauchen Söldnertruppen. Ohne die raffinierten Nanotecten in unseren Zellen und in unserem Kreislauf wären unsere Überlebenschancen nicht sonderlich gut.«

»Und mit solchen Nanotecten hat man dich vollgepumpt.«

Renata rieb sich die Stirn.

»Ja, ich habe jetzt eine Milliarde Feuerwehrleute an Bord, die auf mich aufpassen, meine Zell-Armada auf Kurs halten und dafür sorgen, daß ich nicht zur Biowaffe werde. Ein Wachregiment an jeder Pore.«

Ich dachte mit Schauern an die fleißigen Nanotecten, die bei dem Jungen in Venedig Amok gelaufen waren und sein Gehirn binnen einer Stunde in Stilton verwandelt hatten. Plötzlich hatte ich das überwältigende Bedürfnis nach einem kräftigen Schluck und leerte mein Weinglas mit einem Zug.

»Mein Gott, Renata, worauf haben wir uns da eingelassen?«

Sie lächelte und tätschelte mir die Hand.

»Keine Angst«, sagte sie. Ihre Haut fühlte sich heiß und trocken an. »Dr. Hekking meint, über kurz oder lang müsse die ganze Menschheit so umgerüstet werden, wenn sie überleben will. Wir sind nur die Avantgarde.«

Ein Supertanker kam aus der Hohen Schleuse vor Ijmuiden und glitt durch die abendliche See wie auf einer Landebahn aus jadefarbenem Licht nach Süden, Richtung Rotterdam. Er war eines jener alten großen Schiffe, die von der *Caritas* und *Brot für die Welt* gechartert wurden und unter der Flagge der Vereinten Nationen führen. Das Deck war wie von Lehm überkrustet, als hätten sich Sedimente darauf abgelagert, aus denen dürres braunes Gestrüpp wuchs. Es war ein Slum. Zwischen Rohrleitungen, Pumpen und Entlüftern lebten vier- oder fünftausend Menschen. Es waren Klimaflüchtlinge, meist aus Bangladesch, Indonesien oder von den Philippinen. Die Tanks wurden erst zur Entladung freigegeben, wenn die

Immigranten in die Lager von Landsmeer und Mornickendam gebracht worden waren, von wo aus sie nach ihrer Personenfeststellung und einer Gesundheitskontrolle in die hinreichend dekontaminierten Gebiete Mitteleuropas gebracht und dort angesiedelt wurden. Erdöl gegen Einwanderungsquoten lautete die Devise der UN, seitdem sie von einer aufgebrachten Mehrheit von Entwicklungsländern dominiert wurde, denen das Wasser buchstäblich bis zum Hals stand. Der Tanker wurde von drei Kampfhubschraubern der EuroForce begleitet, um die Menschen auf Deck vor terroristischen Anschlägen der KICOB und anderer militanter rassistischer Gruppen zu schützen. »Weißt du«, sagte Renata, »ich habe das Gefühl, das gigantische Selbstreparaturprogramm des Universums, von dem Auerbach überzeugt ist, beginnt zu greifen. Und es wundert mich überhaupt nicht, daß das ausgerechnet in unserer Zeit geschieht.«

Der riesige Sonnenball lag auf der Krone des Neuen Damms; er schien unter seinem eigenen Gewicht zusammenzusinken und auseinanderzulaufen. Die schweren Robolaster krochen wie eine endlose Kette von Ameisen quer durch den Glutfluß. Ein Streifen aus zitterndem Rotgold lag über dem Wasser, wie mit einem dicken Pinsel aufgetragen.

Das Peitschen der Helikopterrotoren war mittlerweile verstummt. Schatten fiel über das Alte Meer. Eine dünne Mondsichel stand wie ein Siegeszeichen

über dem Sarkophag. Die Wanderameisen trugen nun Lichter vor sich her. Der Sand war kühl unter unseren Füßen, als wir über den Strand zur S-Bahn-Station gingen.

An der Centralstation mußten wir in den Bus umsteigen. Noch bevor wir Java erreicht hatten, schlief Renata an meiner Schulter. Ich brachte sie ins Bett.

»Das mit dem Spiegel«, sagte sie, ohne die Augen zu öffnen, »macht dir das angst?«

Ich zuckte die Achseln.

»Nein, eigentlich nicht.«

Sie nickte befriedigt und war sofort wieder eingeschlafen. Ich legte meine Hand auf ihre Stirn. Sie war heiß. Ich spürte, wie Millionen von Wächtern ausschwärmten und mit konzentriertem Abwehrfeuer meine Handfläche attackierten. Dann suchte ich mir eine Decke und bereitete mir ein Lager auf dem Sofa. Ich spielte mit dem Gedanken, noch mal kurz nach Hause zu gehen – ich wohnte im selben Block, im Haus Archimedes, während das Apartment Renatas im Haus Diogenes lag –, aber ich konnte mich nicht aufraffen. Der Wein tat seine Wirkung. Ich zog mich aus, legte mich zu ihr und kuschelte mich an sie.

»Wir sollten nicht so enge Bindungen eingehen, weißt du?« sagte sie und lachte leise.

»Ich weiß«, sagte ich, drückte sie an mich und genoß die Wärme ihres Körpers.

»Halt mich fest«, flüsterte sie. Dann war sie wie-

der eingeschlafen.

Die Nachtluft, die vom **Ij** hereinwehte, war angenehm kühl. Am anderen Ufer des Flusses, im Noord, sah man die hell erleuchteten Häuser des CIA, die sich bis ins Flußbett erstreckten. Früher hatte dort angeblich eine Raffinerie gestanden, aber sie war stillgelegt und abgerissen worden, als das Öl knapper wurde. Ich blickte lange auf das dunkle Wasser hinaus, auf dem die Reflexe der vielen Lichter in ständiger Bewegung waren, und gab mich der hypnotischen Wirkung dieses Tanzes hin.

Plötzlich wurde das Wasser unruhig. Strähnige Muster bildeten sich im Chaos der Reflexe. Ein Schiff zog vorbei, schattenhaft, fast lautlos; seine Maschinen waren eher zu fühlen als zu hören, wie der Puls eines großen Tiers.

Als ich endlich schlief, hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich befand mich am Rand einer Sandwüste. Die Dünen erstreckten sich bis zum Horizont. Es war eine uralte, tote Welt. Ich stand auf dem Kamm einer hohen Düne und blickte hinab auf eine kleine Oase – einen winzigen Klecks von Grün in der schrecklichen Leere. Sie lag am Ufer eines ausgetrockneten Meeres, das steil abfiel und sich in Tiefe und Dunkelheit verlor.

Der riesige Glutball der fremden Sonne sank zum Horizont. Die Steilhänge des Canons, viele tausend Meter hohe schwarze Felswände aus versteinerten

Sedimenten, an denen Matten aus hellem Flugsand hingen wie abgestorbene Flechten, überzogen sich mit einem matten Rosa. Die Schattenflut stieg. In der Tiefe dunkelte es bereits. Waren dort unten zwischen den Salzdomen auf dem Grund des Meeres Lichter zu sehen? Waren es Reflexe auf den letzten Spuren von Wasser auf dieser alten Welt? Hatten ihre Bewohner sich in das Innere gegraben, um sich an die schwindende Wärme im Herzen ihres erkaltenden Planeten zu schmiegen. Oder waren sie längst zu den Sternen aufgebrochen? War dies die Erde in ferner Zukunft?

Die Sonne war untergegangen. Ein kalter Wind erhob sich. Die Sterne brannten über der Wüste. In der Oase war kein Lichtschein zu entdecken. Kein Mond.

Ich erwachte. Renata schlief tief und fest unter dem Schutz ihrer Leibregimenter. Im Westen tutete eine einsame dunkle Schiffssirene. Zwei, drei hellere antworteten.

\*

Zwei Tage später geriet ich auf dem Dam unversehens in eine Demonstration. Ich hatte mir in dem großen Kaufhaus, das die Amsterdamer lustigerweise De Bijenkorf, den Bienenkorb nennen, ein paar Haushaltsgegenstände gekauft und mir Zeit gelassen,

durch die Stockwerke zu schlendern. Als ich dann wieder auf die Straße hinaustrat, waren mehr Leute als sonst auf dem großen Platz. Sie schrien durcheinander, waren aufgeregt, aber nicht in feindseliger, sondern eher in aufgekratzter Stimmung. Vor dem Königspalast hatten sich ein paar hundert Senioren versammelt, die Transparente hochhielten mit Aufschriften wie:

WIR LASSEN UNS NICHT ABSCHIEBEN!

GRATIS CYBERSEX VOOR BEJAARDEN!

IHR MACHT UNS NICHT PLATT!

WIR WISSEN UNS ZU WEHREN!

Ich hatte wiederholt von Überfällen junger Rowdys auf Altersheime gehört. Von Todesopfern war die Rede gewesen. Eine Phiolen-Bakterien der Legionärskrankheit in die Klimaanlage, und die alten Leute husteten und röchelten sich zu Tode.

Vom Damrak her war das Grummeln schwerer Motorräder zu hören. O Gott, dachte ich, es gibt sie also auch hier schon, die Praetorianer. Nein, es war ein bunter Haufen – ein Demonstrationszug vor allem farbiger Jugendlicher. Die meisten kamen zu Fuß, ein paar Harleys als Flankenschutz und drohende Begleitmusik. Voraus wurden Transparente getragen:

KRATZT ENDLICH AB, IHR ALTEN FURZER!

ENTSORGT EUCH! IHR STINKT UNS!

IHR SCHEISSER, WOLLT IHR EWIG LEBEN?

Auf der anderen Seite verschaffte sich heftige Entrüstung Luft, als die Senioren in den vordersten Reihen die Parolen entziffern konnten. Vorneweg sah ich, dicht an dicht, eine Phalanx von Gehwägelchen; unwillkürlich dachte ich an Belagerungsmaschinen. Geschoben wurden sie von Frauen mit grauen Ringellöckchen und grimmig entschlossenen Gesichtern. Motorisierte Verbände flankierten das Aufgebot – es waren elektrische Rollstühle. Ihre Fahrer trugen petrol-farbene Baseballmützen und Westen aus grau-grünem Kevlar.

Die Transparente wogten aufeinander zu, die Konfrontation war unausweichlich. Von der Rokin und der Raadhuisstraat waren Polizeisirenen zu hören. Ich lief nach links und umrundete das wuchtige Nationaldenkmal aus hellem Stein. Wie ein überdimensionales Fruchtbarkeitssymbol wirkte es auf mich, behängt mit Wappenschildern und bewacht von zwei Jünglingen mit erhobenen Händen, die ein Frevler enthauptet hatte.

Plötzlich preschte aus der Warmoesstraat ein

Mannschaftswagen der Polizei hervor und hielt mit quietschenden Bremsen. Polizisten mit mannshohen Schilden, Gummiknüppeln und heruntergeklapptem Visier sprangen herunter und stürmten über den Platz, um sich zwischen die Fronten zu werfen. Die Leute um mich her begannen zu rennen; ich wurde mitgerissen und in Richtung *Grand Hotel Krasnapolsky* geschwemmt.

»Kommen Sie rein, junge Frau! Schnell! Schnell!« rief mir der Türsteher zu, als ich an der Treppe zögerte – ein großer, kräftiger Mann, dem sein mitternachtsblauer Anzug über Brust und Bauch spannte.

Ich kämpfte mich zur Drehtür durch, während sich an meinen Fersen mit ohrenbetäubendem Knattern und Zischen ein Sicherheitsschirm entfaltete, der die Nachdrängenden zurückschob. Sie hämmerten wütend mit den Fäusten gegen die elastischen Plastiksegmente, die mit einem Gasgemisch prall aufgeblasen und undurchsichtig gemacht wurden. Die schrillen Stimmen der ins Foyer geflüchteten Passanten wurden rasch gedämpft angesichts des vornehmen, klimatisierten Ambientes. Ein livrierter Boy dirigierte uns in einen gefliesten Gang mit Sitzgelegenheiten vor einer Glaswand, die einen Wintergarten umgab. Die wenigen Bänke waren im Nu belegt von aufgeregten Menschen, hauptsächlich Touristen, die lamentierten und in ihre IKoms plapperten, weil sie von ihren Angehörigen getrennt worden waren oder

das Versagen der Polizei beklagten. Sie beruhigten sich, als zwei Boys mit Tablett erschienen und Wasser und Fruchtsäfte servierten – auf Kosten des Hauses, wie sie versicherten, was ein lebhaftes Gedränge nach sich zog, vor allem bei den Einheimischen, wie mir schien.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich etwas umzusehen, und betrat einen riesigen ganz in Lindgrün gehaltenen Speisesaal, mit Dutzenden von Tischen, die mit Damast und Silberbesteck gedeckt und von Palmen in großen Kübeln umstellt waren. Über den Saal wölbte sich ein Glasdach, von dessen Trägern große Lüster im Stil des Art déco herabhingen. Ich blickte nach links und sah mich hundertfach vielfältigt in endlosen beleuchteten Fluchten gespiegelter Spiegel.

Als ich eine Stunde später durch die mächtige Drehtür wieder auf die Straße hinausging, zog sich der Schutzschirm eben seufzend und scharrend in seine Bodenspalte zurück. Der Türsteher nickte mir freundlich grüßend zu. Ich bedankte mich; er nickte von neuem, schien sich aber nicht mehr an mich zu erinnern.

Offenbar waren Wasserwerfer eingesetzt worden, denn das Pflaster des Platzes war naß. Das nationale Lingam war mit gelbem Schaum bedeckt, der sich auch auf den ausgebreiteten Armen der geköpften Jünglinge bauschte. Die zerfetzten Transparente hatte

man neben dem Denkmal auf einen Haufen geworfen. ... UNS NICHT PLATT! las ich, GRATIS CYBERSEX und ... EWIG LEBEN? Das Wrack eines Gehwägelchens lag daneben. In der Luft hing ein süßlicher Geruch; wahrscheinlich eines dieser Designer-Psychopharmaka, die man bei Unruhen als Tranquilizer zerstäubte. Ich sah eine Flotte von einem Dutzend elektrischer Rollstühle mit Senioren in halsbrecherischer Geschwindigkeit über das Pflaster sausen und in geordneter Formation in der Rokin verschwinden.

»Die wissen sich schon zu helfen, die Alten«, sagte der Türsteher und nickte zuversichtlich; er verbeugte sich formvollendet, als ein älteres Paar durch die Drehtür ins Freie trat.

»Wonach riecht es hier?« fragte die elegante alte Dame, die trotz des warmen Wetters einen Nerz trug, mit einer schrillen Note in der brüchigen Stimme. Sie blieb stehen und reckte beunruhigt den runzligen Hals. Ihr Begleiter, den Trenchcoat überm Arm, einen Stock mit Silberknauf in der Hand, hob witternd den weißen Schnäuzer.

»Vanille«, bemerkte er verwundert.

»Aber Ragni!«

Der Mann öffnete und schloß die Faust vor der Nase, als pumpte er einen Gummiball.

»Ich sag's dir, Prinzessin, es ist Vanille!«

»Bitte ziehen Sie sich aus, Fräulein Ligrina«, forderte mich Sibyll van Campen auf.

»Ganz?«

»Ja, ganz. Aber wenn Sie wollen, können Sie den Slip anbehalten. Wir werden ihn uns wegdenken. Sie werden in Zukunft ohne auskommen müssen, daran führt kein Weg vorbei, meine Liebe. Ich kann Ihnen jedoch versichern, es ist eine *Befreiung!* Ich trage seit Jahren keinen mehr.«

Nein, Sibyll van Campen trug keinen Slip, sondern einen durchsichtigen, zwischen Silber und Violett changierenden Einteiler, den sie aber unmöglich auf normale Weise angezogen haben konnte. Vielleicht war er aufgesprüht oder irgendwie durch die Haut abgesondert worden wie ein Schweißfilm. Jedenfalls lag er so eng an, daß sich ihr rasiertes Geschlecht deutlich darunter abzeichnete. Die wirre rote Lockenpracht ihres Haupthaars war zu einem tulpenartigen Gebilde zusammengerafft und aufgesteckt, und über den chirurgisch unerbittlich gestrafften Wangen saß eine kühn geschweifte, mit grellen Hologrammen geschmückte Brille, hinter der zwei außerordentlich wache grüne Augen blitzten.

Sibyll van Campen war eine Stardesignerin von orbitaler Bedeutung, eine weltweit anerkannte Koryphäe für die Moden aller Länder und Zeiten. Sie war

Direktorin des legendären Gillian-Vogelsang-Instituts für Kleidungs- und Textilgeschichte in Leiden und höchste Instanz für historische Inszenierungen auf allen großen Bühnen der Welt und den Ateliers der Unterhaltungsindustrie zwischen Hollywood und Mumbai. Für das CIA, so versicherte sie vor Eingeweihten, arbeite sie aus Leidenschaft und selbstverständlich ohne Honorar. Jede erfolgreiche Transition sei für sie eine Ehre und eine Bestätigung, denn wenn beim Outfit der Reisenden hinsichtlich des Materials oder der verwendeten Accessoires auch nur die geringste Unstimmigkeit auftrete, komme eine Transition nicht zustande.

Sie umkreiste mich auf ihren langen, etwas zu dünnen Beinen wie eine Spinne, die ihre Beute begutachtet.

»Hm«, sagte sie und stieß ihre langen, auberginefarbenen lackierten Krallen in die Pölsterchen, die sich in den letzten Jahren in meiner Taille angesiedelt hatten, spitzte die Lippen, faßte mir unter die Brüste und hob sie prüfend an. »Hmmm.«

Sibyll van Campen nickte.

»Gehen Sie mal da rüber«, befahl sie.

Plötzlich war mein Körper von roten Meridianen bedeckt, die von grünen Breitenkreisen gekreuzt wurden.

»Drehen Sie sich bitte. Ja, und jetzt in die andere Richtung. Bitte ganz herum. Ja, gut so. Jetzt zwei

weit ausholende Schritte« – sie machte sie mir vor – »juuub, juuub. Und jetzt bitte trippeln: *Toptop-top-top-top!* Gut. Jetzt bitte einen Knicks nach links – Knie gebeugt – ja, jetzt bitte dasselbe nach rechts. Danke. Sie können sich jetzt wieder anziehen.«

Als ich hinter dem Paravent hervorkam, hielt ich überrascht inne, denn ich sah mich splinternackt im Raum stehen. Frau van Campen umkreiste meine Holographie und fuhr mit ihren Krallen über den Touchscreen ihres Wristtops, den sie wie ein Nadelkissen ans Handgelenk geschnallt trug. Und plötzlich war mein holographischer Avatar mit einem sackähnlichen Gebilde aus Leinen bedeckt, das zwischen Brust und Taille von einem schmalen Band festgehalten wurde.

»Was ist denn das?« fragte ich verdutzt.

Sibyll van Campen musterte mich lehrerhaft tadelnd über die Brille hinweg.

»Eine Basquine«, sagte sie, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt, »allerdings aus einfachem Material, ohne Spitze.«

»Ein Nachthemd?«

Sie schloß die Augen und hob die Fingerspitzen an die Schläfen, als ringe sie um Fassung.

»Dort, wo Sie hingehen, junge Frau, schläft man nackt, mit wem auch immer – in jedem Wirtshaus, jeder Unterkunft. Zu dritt, zu viert, zu fünft in einem Bett. Man würde sofort einen Makel oder eine

Krankheit vermuten, wenn Sie bekleidet schliefen. Das hier ist eine schlichte Basquine. Ich kann Sie nicht als Frau von Stand einkleiden, sonst müßte man für Sie eine Identität schaffen. So etwas ist aber leicht überprüfbar. Adel kommt nicht in Frage; allerdings auch kein Gretchen vom Lande. Da wären Sie zu gefährdet, Verehrteste. Jeder Fuhrknecht, jeder Köhler würde Ihnen unter die Röcke greifen. Wir gestalten irgend etwas dazwischen: junge Bürgerswitwe auf Pilgerfahrt, ausgebüchstes Klosterfräulein, Nonne aus besserem Hause auf Dienstreise im Auftrag ihres Ordens – in die Richtung.« O Gott! Mir sank der Mut. Ich sah mir beim Knicksen zu. Ein durchbrochenes Brusttuch lag über meinem Busen; dann verschwand es wieder.

»Nein, das zeigt zu viel, ist allenfalls für besondere Gelegenheiten, Feste und dergleichen. Vielleicht ein Plastron?«

Ein gestickter Brustlatz nahm Gestalt an.

»Nicht schlecht. Ja. Aber im Alltag besser nicht so freizügig.«

Ein sittsames Leibchen bedeckte meine Blöße, ein blusenartiges Oberteil folgte, ein knöchellanger Rock, ein kittelartiges Oberteil, noch ein Rock, über den anderen gezogen.

»Für die kalte Jahreszeit«, erklärte Sibyll.

Ein Mantel erschien auf meinen Schultern, dunkel, schwer, Schnüre und Knebel als Schließen. Eine

Haube, noch eine Haube – eine weitere. Für zu Hause, für den Gang zum Markt, für die Reise, eine feste Winterhaube aus Filz, beinahe ein Helm.

»So, meine Liebe. Wie gefallen Sie sich?«

»Ich ... naja, ich finde, ich ... sehe bezaubernd aus.«

»Sarkasmus ist hier fehl am Platz, Kleines. Hören Sie mir gut zu! Bezaubernd wäre völlig falsch. Rätselhaft – okay. Nichts dagegen einzuwenden. Jeder Mensch signalisiert in jener Zeit seine gesellschaftliche Stellung durch Kleidung und ist auch verpflichtet, das zu tun. Bis hin zur Frisur. Klar? Dazu seine regionale Herkunft. Das ist der Sinn der Tracht, verstehen Sie? Aber Sie sind auf Reisen. Sie haben keinen geographischen Ort. Sie kommen aus der Fremde, sind also nicht eindeutig einzuordnen. Keinesfalls darf man aber zu fremdartig wirken, verstehen Sie? Die Xenophobieschwelle ist niedrig. Hinzu kommt der Neid. Also Vorsicht! Etwas Einschüchterung schadet aber nie. Nicht jedermanns – nicht jeden Mannes – Beute. Aber auch nicht herrschaftlich; das zieht Speichellecker an, Schnorrer, Parasiten, Diebe. Es wird geraubt und geklaut. Wir haben viel Lehr-geld bezahlt. Daraus haben wir gelernt. Keine Sorge, das wird man Ihnen beibringen. Für die Innenausstattung sind jedoch die Psychologen zuständig; ich liefere nur das Erscheinungsbild. Nächste Woche, Frau Ligrina. Alles muß schließlich von Hand genäht

werden, mit speziellen Zwirnen und Garnen, versteht sich«, sagte Sibyll van Campen.

»Bitte keine Holzschuhe!« flehte ich; mir taten immer noch die Zehenknöchel weh von dem Versuch, mit Grits Pantinen zu laufen. Sibyll winkte ab.

»Zu bäuerlich. Außerdem werden Sie ja bis nach Deutschland reisen, sagte man mir. Dort tragen nur die Allerärmsten Holzschuhe. Es gibt genug Leder.«

Ich war erleichtert.

Zum Abschied reckte sie mir ihre auberginefarbenen Krallen entgegen. Ich ergriff sie mutig und dankbar, denn ich wußte mich in guten Händen. Ich schätzte ihre Kompetenz.

»Tschü-hüss!« jubilierte Sibyll zähnebleckend.

»Danke«, stieß ich eingeschüchtert hervor. »Ich danke Ihnen, Frau van Campen.«

\*

»Der Dreck ist das Schlimmste. Am Anfang fiel es mir am schwersten, mit wildfremden Menschen in einem Bett zu schlafen – nackt!« sagte Grit mit einem Kichern und zog die Nase kraus. »Sie sind ungewaschen und putzen sich nie die Zähne. Sie stinken nach Schweiß und was weiß ich allem. Sie futzen und fummeln an dir herum, stöhnen und rammeln neben dir, und wenn endlich Ruhe ist, kommen die Flöhe, die Wanzen und die Läuse. Aber das er-

staunliche ist – man gewöhnt sich irgendwie daran. Es ist ganz eigenartig, schwierig zu erklären; irgendwie stellt sich ein Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit ein, nachts unter Menschen zu sein. Man rückt eng zusammen, klammert sich aneinander. Draußen ist die Wildnis – und das ist wirklich noch eine Wildnis! –, drinnen schmiegen sich die Menschen aneinander wie Welpen.«

»Oder wie Ferkel«, sagte Renata.

Wir lachten. Grit lachte gern und viel, obwohl sie auf ihren Reisen viel durchgemacht hatte. Als eine der ersten Forscherinnen hatte sie im späten 15. Jahrhundert Feldarbeit geleistet. Grit gehörte zu den Pionieren; als Historikerin und Soziologin war sie prädestiniert. In den Neunzigern des 15. Jahrhunderts war sie in Trier, Aachen und Worms Zeugin einiger Hexenverbrennungen gewesen und war selbst nur knapp einer Anklage wegen Zauberei entgangen. In Mainz hatte sie Urfehde schwören und dann die Stadt verlassen müssen, in der sie sich einen Stützpunkt eingerichtet hatte. Nach sechs Einsätzen war Grit in den Ausbildungskader des CIA übernommen worden und hatte nun die Aufgabe, uns Anfängerinnen zu beraten und einzuweisen.

Grit war eine kleine, energiegeladene Person, kräftig und mit den Jahren etwas rundlich geworden. Da sie in Zandvoort lebte und sich oft am Strand aufhielt, war sie sonnengebräunt. Ihr graues Haar trug

sie kurzgeschnitten.

»Ursprünglich hatte man ja versucht, für die Reisenden nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich Vorsorge zu treffen. Man dachte an Rasthäuser, Herbergen und dergleichen, um wenigstens ein Minimum an Komfort zu bieten. Sogar die Gründung eines Ordens mit päpstlichem Segen hatte man erwogen, doch nach einigen Simulationen wurde die Idee verworfen, außerhalb der Zielzeitstationen Anlaufpunkte zu schaffen. Solche Einrichtungen ziehen nämlich bald ganze Scharen von Bedürftigen an – darunter Bettler, Landstreicher, Diebe und alles mögliche Gesindel. Das hat zur Folge, daß die Obrigkeit einen Blick darauf wirft und bei Händeln Recht gesprochen werden muß. Unweigerlich finden Untersuchungen statt, Fragen werden gestellt. Kurzum: Es ist zu riskant, um im verborgenen ungestört zu operieren.«

»Also sind uns nur die Leute in den Zielzeitstationen des Tunnels eine Hilfe sowie die vertrauenswürdigen Zeitheimischen, mit denen sie zusammenarbeiten«, schloß ich daraus.

»Sicher aber auch die anderen Reisenden«, warf Renata ein.

Grit schüttelte den Kopf.

»Nein, meine Liebe. Die Einsätze dauern in der Regel nur ein, zwei Monate, längstens ein halbes Jahr. Bei den wenigen Reisenden, über das 15. Jahr-

hundert verteilt, kannst du dir ausrechnen, daß sie sich nicht gerade über die Füße stolpern. Passieren kann es natürlich schon. Jedenfalls habe ich davon gehört.«

»Hast du nie daran gedacht, dort zu bleiben?« fragte Renata.

Grit schüttelte den Kopf. »Nie!«

»Und weshalb?«

Grit dachte eine Weile nach, dann sagte sie: »Vor allem aus zwei Gründen: Erstens, es gibt so viele Krankheiten, so viel Elend, so viel Brutalität und Gleichgültigkeit Mitmenschen gegenüber, so viel besserwisserische Arroganz – und das alles hat seine Ursache in der schrecklichen Unwissenheit. Und du stehst da mit deinem um Jahrhunderte fortgeschrittenen Wissen; du könntest helfen, könntest Leben retten – und darfst es nicht.«

»Und zweitens?« fragte ich, als sie nicht weiter sprach.

»Ja«, fuhr sie fort und senkte den Kopf, in ihrer Stimme lag noch mehr Bitterkeit. »Es ist eine unfertige Welt. Eine Welt im Rohzustand. Nur ein Beispiel: Ich liebe Musik. Ich glaube, daß Musik die Welt zu erwärmen vermag – sie bewohnbarer macht. Dort, wo ihr hingehet, gibt es kaum Musik. Es gibt den schlichten Bittgesang von Mönchen, das verzückte Gezwitscher von Nonnen. Zugegeben, mir sind auch ein paar Spielleute begegnet – lustig, frech

und genial auf ihre Weise –, aber die prismatische Klarheit Bachs, die Festlichkeit eines Gluck oder Händel, die Heiterkeit Mozarts, das Pathos Beethovens und der Pomp Brückners, das alles liegt noch in ferner Zukunft. Das macht diese Welt so ärmlich, so kalt, so trostlos ... Jedenfalls habe ich das so empfunden. Mich fror geradezu. Es war wie eine sensorische Deprivation. Ich könnte mich dort nie zu Hause fühlen.«

»Mit der Malerei ist es nicht anders«, sagte ich und erinnerte mich an die Wandelgänge voller Madonnen aus dem Mittelalter in den Vatikanischen Museen, durch die mich mein Vater geführt hatte, bevor ich das Bild von Peter Wenzel sah – *Adam und Eva im irdischen Paradies*, das mir als Kind wie eine Offenbarung erschienen war.

»Bestimmt«, sagte Grit, »aber in der Malerei kenne ich mich nicht so gut aus wie in Musik.«

»Sie befreit«, sagte ich. »Sie schenkt der Welt Farbe. Und die Farben sind der Ort, wo unser Gehirn und das Universum sich begegnen. So hat es Paul Cezanne empfunden.«

\*

Als die Sonne durchbrach, wurde das Auditorium von Netzen aus weißem Licht durchflochten, die das Wasser des Ij auf das Glasdach malte. Auerbach hob

den Blick und faßte stirnrunzelnd einen Schwarm Fische ins Auge, der gemächlich mit der auslaufenden Flut flußabwärts nach Westen zog. Der Professor hatte, wie alle im Saal, durch das gefilterte Licht eine ungesunde Gesichtsfarbe.

»Sie sind alle keine Physiker«, eröffnete er uns, »aber jeder von Ihnen weiß wahrscheinlich, was eine Weltlinie ist, die jeder Körper – auch Ihr Körper – durch das Raumzeit-Kontinuum beschreibt. Es ist die Spur seiner Existenz. In ähnlicher Weise läßt sich« – er zog einen horizontalen Strich über einen Touchscreen am Pult, der sich auf dem Wandmonitor wie ein auseinandersprotzelnder Kondensstreifen abbildete – »das Multiversum insgesamt schematisch darstellen, nämlich als eine Art Seil, das aus zahllosen dünnen, ineinander verdrillten Fasern besteht, von denen jede die Weltlinie eines einzelnen, in sich abgeschlossenen Universums darstellt. Im Unterschied zu einem Seil aus Synthetik oder Naturfaser haben wir es hier jedoch mit einem aktiven, quasi lebendigen Material zu tun, das ständig Knospen austreibt, sprießt und sich verzweigt.«

Er versah die Linie beiderseits mit Stacheln, bis sie einem Borstenwurm glich.

»Dieses wuchernde, Seitentriebe entfaltende Gebilde erstreckt sich vom Anfang der Zeit« – er schrieb ein Alpha ans linke Ende –, »dem Urknall also, bis zu ihrem Ende ...«

Er malte ein Omega ans rechte Ende.

»Die Zeitwellen oder Solitone sind Schwingungen, die dieses Gebilde durchlaufen. Sie bewegen sich von Alpha nach Omega und wieder zurück – hin und her, unablässig. Dabei wird dieses Seil sozusagen durchgeschüttelt. Durch diesen Prozeß werden die einzelnen Fasern ständig auf ihre Haltbarkeit überprüft. Nur die kräftigsten, das heißt die gefestigten Wirklichkeiten, halten der Belastung stand. Die Verzweigungen, die sich nicht stabilisieren konnten, werden abgerissen. Sie verrotten, kollabieren, rollen sich zu Planckschen Dimensionen ein und verschwinden. So wird der Wildwuchs im Zaum gehalten, der Everetts Quanteninterpretation – die Theorie der in jedem Augenblick auseinanderschießenden Wirklichkeiten – in den Augen der meisten Physiker zu einer alptraumhaft aufwendigen, um nicht zu sagen lächerlich aufgeblähten Hypothese machte, bei der sich jeder theoretische Physiker stets ausgesprochen unbehaglich fühlte. Der alte J. S. Bell« – Auerbach bleckte die Zähne –, »für seine Understatements bekannt, nannte sie ›extravagant‹, als er von ihr hörte.«

Er malte ein Gebilde auf den Touchscreen, das wie eine befruchtete Eizelle in fortgeschrittener Mitose aussah.

»Everetts Multiversum wurde häufig mit Badeschaum verglichen, wobei die entstehenden Bläschen

die Parallelwelten darstellen. Das Schaumgebilde wächst und wächst, solange hinreichend Wasser zufließt. Dreht man den Hahn zu, fällt der Schaum allmählich zusammen. Bei einer bestimmten Wasserzufuhr halten sich Bläschenbildung und Bläschenzerfall die Waage. Der Zerfallsprozeß wird anschaulich, wenn wir uns in Erinnerung rufen, wie wir als Kinder Seifenblasen auf die Reise schickten. Oftmals waren Doppelblasen dabei, häufig auch Triplets und nicht selten sogar Quadrupel. Blasen, die durch Adhäsion aneinanderhängen, durch Membranen im Innern voneinander abgetrennt. Diese Gebilde neigen zur Fusion, das heißt, die Membranen verschwinden. Aus Quadrupeln werden Triplets, aus Triplets Doppelblasen und schließlich einzelne.«

»Wenn sie nicht vorher geplatzt sind«, sagte jemand im Auditorium.

Auerbach hob den Blick und kniff die Augen zusammen.

»Einwände?« blaffte er.

Niemand erhob Einwände.

»Ich weiß, daß der Vergleich mit den Seifenblasen hinkt«, erklärte Auerbach verdrossen. »Aber jeder hat das Bild vor Augen, nicht wahr? Darum geht's mir.«

Er nickte mit Nachdruck.

»Wer oder was, werden Sie fragen, verursacht nun diese Schwingungen entlang der Zeitdimension?«

Er bewegte die Hände, als zerre er an beiden Enden eines elastischen Gummibands.

Ich hatte zunehmend Mühe, ihm zu folgen. Mir sanken die Lider herab. Das ständig sich bewegende, wabernde Netz aus Licht übte auf mich eine hypnotisierende Wirkung aus. Ich sah, daß es anderen Zuhörern ebenso erging. Das hatten weder die Stadtplaner noch die Architekten bedacht, als sie den kühnen Entschluß faßten, Teile des Hendrik-Casimir-Instituts am Nordufer des IJ unter Wasser zu errichten. Der optische Effekt von Süden, von Java aus gesehen, war eindrucksvoll. Die Glasfront des Gebäudes schob sich wie eine Gletscherzunge vom Ufer herab ins Wasser hinein und leuchtete nachts zum Entzücken der Touristen wie ein unterseeischer Palast, bereitete aber den Benutzern wie den Amsterdamer Stadtvätern nichts als Verdruß und immense Unterhaltungskosten.

»... ist es eine Art kosmischer Instanz, die« – Auerbach malte einen Kreis um das Omega – »am Ende der Zeiten sitzt und an dem Seil zerrt und rüttelt? Eine unvorstellbar hochentwickelte Superzivilisation, die um ihre Existenz bangen muß, wenn ihre Vergangenheit zerbröckelt, zerfasert, vom Everettschen Spaltpilz befallen wird und auseinanderklafft? Deshalb läßt diese Instanz trotzdem unsere Aktivitäten zu, die geeignet sind, die Fasern nur noch hoffnungsloser zu verheddern, Unordnung in die Struktur zu

bringen und das empfindliche Gebilde womöglich zu schwächen? Weshalb? Uns werden Aktivitäten gestattet, deren Konsequenzen wir nicht überblicken können und deren Sinn uns verborgen bleibt, die aber auf irgendeine Weise positive Wirkung haben müssen. Vielleicht leiten unsere blinden Eingriffe wichtige neue Wachstumsprozesse ein, mit denen Schwachstellen beseitigt werden, die Architektur verbessert und die Struktur optimiert wird. Verbessern wir womöglich durch unser Tun unbewußt den Zustand des Gebildes? Ja! Wir glauben, daß wir von dieser Annahme ausgehen können.«

Auerbach schnaubte.

»Nun gehen jedoch die Kollegen Surtees, McFarlane und Beltrame mutig noch einen Schritt weiter in ihrer Interpretation. Sie sehen in dem Multiversum« – er verdickte mit entschlossenen Strichen seines Datengriffels den Borstenwurm – »ein lebendiges Wesen, dessen Evolution noch nicht abgeschlossen ist. Sie fassen es als einen vieldimensionalen raumzeitlichen Körper auf, in dem Milliarden und Abermilliarden Universen wie das unsere eingebunden sind wie die Zellen in einem Organismus. In diesem Körper werden ständig neue Zellen gebildet. Dieser Körper wählt diejenigen aus, die seinem Wohlbefinden zuträglich sind, und sorgt für ihr Gedeihen, und er baut jene ab, die sein Wohlbefinden mindern. Kennt das Adrenalinmolekül seine Funktion? Hat das Endor-

phin eine Ahnung von seiner Wirkung? Kennt das Histamin seine Aufgabe? Weiß das Testosteron, was es anzurichten vermag? Das sind ihre an uns gerichteten Fragen. Unseren Reisenden kommt ihrer Meinung nach die Rolle solcher Botenstoffe zu, die von den Solitonen, welche die Trägersubstanz bilden und in diesem Multiversumkörper die Funktion des Blutkreislaufs versehen, an die Punkte geschwemmt werden, wo sie ihre Tätigkeit am besten entfalten können. Wird dabei durch Zufall oder Mißgeschick doch mehr Schaden als Nutzen angerichtet, läuft also die angestoßene, geplante Entwicklung aus dem Ruder, entsteht – um im Bild zu bleiben – eine Krebszelle. Daraufhin werden andere Boten auf den Weg gebracht, die an Ort und Stelle für Schadensbegrenzung sorgen und die unerwünschte Entwicklung abschneiden.« Die Sonne verschwand, und der Hörsaal wirkte nun wie ein von Algen getrübtetes Meeresaquarium. Das Hauptproblem der Unterwassergebäude war der unbezähmbare Algenbewuchs, der natürlich an jenen Flächen besonders gedieh, wo das Sonnenlicht hereinströmen sollte. Die Kollegen von der Meeresbiologie hatten daraufhin eine Schneckenart angesiedelt, die GenKonuki entwickelt hatte und die Bezeichnung Noboyushi Number Twelve trug. Die Japaner hatten bei ihren unterseeischen Flughafenbauten in der Bucht von Tokio angeblich die besten Erfahrungen damit gemacht. In niederländische Gewässer umge-

siedelt, legten die kleinen, unansehnlichen Tiere allerdings ein ganz anderes Verhaltensrepertoire an den Tag. Statt mit ihren kleinen Raspelzungen fleißig den Algenbewuchs von den Glasflächen zu weiden, verschmähten sie das Nahrungsangebot. Hatten sie Heimweh? Schmeckte ihnen das Wasser nicht? Jedenfalls schien ihnen der Appetit vergangen zu sein. Sie ballten sich in den Ecken der Lichtgaden zu häßlichen, klumpigen Siedlungsgemeinschaften zusammen, siechten dahin und verwandelten sich schließlich in eine schwarze Schmiere, die Gänge, Hörsäle und Büros in Düsternis und Dunkelheit tauchte. Nun sollten Nanobots – ebenfalls eine japanische Kreation, aus den Labors des NNTR in Kobe – endlich eine Wende in Helligkeit und Sauberkeit herbeiführen, doch rätselhafterweise schienen sie die besonnten Flächen zu meiden, entweder weil sie schierer Überlebenstrieb bewog, sich dem Bombardement intensiver Bestrahlung zu entziehen, oder weil die Algen inzwischen einen Wirkstoff entwickelt hatten, der die kleinen Maschinnen das Fürchten lehrte. Die Nanotechniker rätselten noch. »So eindrucksvoll diese SMB-Interpretation – die Deutung von Surtees, McFarlane und Beltrame – auch sein mag«, fuhr Auerbach fort, »sie ist für meine – und nicht nur meine – Begriffe zu biologistisch. Davon auszugehen, daß ihre Vorstellungen, abgeleitet vom Muster irdischen Lebens, im ganzen Universum, ja in sämtlichen Uni-

versen Gültigkeit hätten, ist ein ins Absurde aufgeblähter Anthropozentrismus. Daß es sich bei den Vorgängen aber durchaus um einen Mechanismus der Selbstkorrektur, der Selbsterhaltung oder Selbstverteidigung handeln könnte, ist indes nicht zu bestreiten. Stellen Sie sich« – nun schwang er sich sogar zu Pathos auf, was bei ihm selten vorkam – »das Multiversum als ein riesiges Datenverarbeitungsnetz vor! Als einen Supercomputer, auf dem ein kosmisches Reparaturprogramm läuft, wenn man so will, mit dem alle möglichen Entwicklungen simuliert und die unerwünschten ausgemerzt werden ...«

Mit entschlossenen Hieben kappte Auerbach büschelweise Borsten von seinem projizierten Borstenwurm.

»Es findet – aber das zu beurteilen, sind wir außerstande – möglicherweise eine permanente Redaktion statt, mit dem Ziel eines optimal redigierten Universums, eine Evolution von labileren zu stabileren Zuständen in allen Bereichen der kosmischen Chronologie.«

Er malte nun bogenförmige Pfeile ober- und unterhalb des Borstenwurms.

»Spötter bezeichnen es als kosmisches Fitnessstraining. Sie haben gar nicht so unrecht. Professor van Waalen hingegen spricht von ›Ausbürsten‹.« Auerbach fletschte abschätzig grinsend die Zähne. »Dazu muß man wissen, daß der Kollege van Waalen prak-

tizierender Methodist und darüber hinaus ein Katzenarr ist. Er stellt sich den lieben Gott vor, wie er liebevoll seine Schöpfung bürstet. Aber ich erlaube mir, ein berühmtes Wort des hochgeschätzten Kollegen Einstein zu paraphrasieren« – und er hob den Finger –, »Gott – bürstet – nicht!«

\*

»Er wählt mit Vorliebe die Seifenblasen für die osmotischen Tendenzen von parallelen Wirklichkeiten. Ich finde das Bild überhaupt nicht gut«, sagte Ernesto, als ich ihm ein paar Fragen stellte, weil ich einige der Hypothesen, die uns Auerbach in der Vorlesung an den Kopf geworfen hatte, nicht ganz begriff. »Schon mit einer einfachen Versuchsanordnung läßt sich mittels eines Lasers und eines halbdurchlässigen Spiegels für kurze Zeit ein Paralleluniversum herstellen, das im nächsten Moment wieder verschwindet; oder präziser ausgedrückt: Beide Universen verschmelzen wieder zu einem.«

»Das kann schon sein. Aber mir ist immer noch nicht klar, wie das funktionieren soll«, erwiderte ich.

»Das ist auch nicht leicht verständlich«, bestätigte Ernesto. »Tatsache aber ist, daß die durch eine Everett-Abspaltung entstandenen Realitäten, wenn sie nur marginal differieren, die Tendenz haben, sich wieder zu vereinigen – mit interessanten Unsicher-

heiten in der Faktenlage, wie man sie aus der Quantenmechanik kennt.«

Der Schatten eines Schiffs zog über uns hinweg. Ich blickte nach oben. Die von den Turbinen erzeugten Blasenströme stoben im Sonnenlicht funkelnd davon.

»Das Multiversum scheint so sparsam veranlagt zu sein wie eine holländische Hausfrau«, konstatierte ich völlig ermattet.

Ernesto lachte.

»So könnte man sagen. Das hängt damit zusammen, daß es immer den Zustand größter Stabilität anstrebt, der bei einer gegebenen Energiemenge erreichbar ist.«

»Diese Energiemengen müssen doch gigantisch sein.«

»Sicher, aber offenbar findet ein ständiger Austausch mit anderen Universen statt. Es muß ein ungeheurer Energiepool vorhanden sein, aus dem für die Neubildung von Universen geschöpft werden kann«, erläuterte Ernesto.

»In den die Energie zurückfließt, wenn zwei Universen wieder fusionieren«, ergänzte ich.

»Genau, denn dieser Energiepool des Multiversums, so riesig er auch sein mag, kann nicht unendlich sein«, bestätigte Ernesto.

»Es strebt größtmögliche Ordnung an, sagst du. Ich dachte immer, das Gegenteil sei der Fall – daß

die Entropie ins Chaos führt.« Ernesto schüttelte den Kopf.

»Nein. Sie führt zur größtmöglichen Stabilität bei geringstem Energiegefälle. Am Ende stünde ein Kosmos voll mit Eisenatomen, wenn es ausschließlich nach den Gesetzen der Physik ginge. Aber offenbar entwickelt sich das Multiversum nach den Gesetzen des Lebens.«

»Das hört sich gut an.«

»Na, ich weiß nicht. Wenn es sich dabei tatsächlich um einen lebenden Organismus handelt, dann ...«

»Dann was?«

»Dann ist es viel unberechenbarer. Wir könnten es nicht erklären.«

»Diese Adhäsion der Universen – hat das etwas mit dem Goldfaden-Hargitai-Effekt zu tun?«

Ernesto hob die Schultern.

»Die Membranen sind für manche physikalische Phänomene durchlässig, für Gravitationswellen zum Beispiel. Manche behaupten, auch für andere Signale. Es gibt offenbar empathische Menschen, die behaupten, manchmal und unter ganz bestimmten Umständen an den Gedanken ihrer Doppelgänger in der benachbarten Realität teilhaben zu können. Als Physiker kann ich dazu wenig sagen. Meßbar war so etwas bisher nicht, aber ich mag es nicht ausschließen.«

»Weshalb lächelst du? Mir scheint das nicht so weit hergeholt zu sein«, bekräftigte ich.

»Du scheinst ja auch über diese Begabung zu verfügen.«

»Wer sagt das?«

»Falcotti hat es angedeutet. Ich habe ihn kürzlich bei einer Konferenz im Haag getroffen. Er war ganz angetan von deinem Talent. Er schien richtig stolz darauf zu sein, dich entdeckt zu haben.«

»Ich habe keine Ahnung, weshalb. Ich habe ihm von meinen Alpträumen erzählt, mehr hat mir diese zweifelhafte Gabe bisher nicht eingebracht.«

Ernesto runzelte die Stirn.

»Vielleicht gehörst du der neuen Generation von Zeitreisenden an, von der man munkelt. Sie benötigen uns Wissenschaftler und Techniker angeblich nicht mehr.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Er nickte ernst.

»Wart's ab, Domenica.«

In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir niemals auszumalen vermocht, was dieses Schicksal bedeutete.

## II DAS AUGE IM HIMMEL

»WAS GESCHIEHT, DAS IST SCHON LÄNGST GEWESEN, UND WAS SEIN WIRD, IST AUCH SCHON LÄNGST GEWESEN; UND GOTT HOLT WIEDER HERVOR, WAS VERGANGEN IST.«

*Prediger Salomo*

Die Kellner – große, kräftige Burschen in weißen Hemden, bunten Hosen und langen dunkelblauen Schürzen – hatten die drei mächtigen Stahlfelgen frisch mit Kerzen bestückt, dann hatten sie diese angezündet und die Wagenräder nacheinander an Ketten bis unter die Decke hochgezogen. Es war gegen 16 Uhr. Der Schankraum der *Waag* war leer; bei dem heißen Wetter saßen die Gäste lieber im Freien auf dem Vorplatz unter den großen Sonnenschirmen. Ich genoß die Ruhe, die in dem hohen schattigen Innenraum herrschte, dessen mächtige Balkendecke nun von sanftem Kerzenlicht erhellt wurde.

Renata und ich hatten Grit im Institut abgeholt, dann waren wir mit der Tunnelbahn unter dem Ij hindurch in die Innenstadt gefahren, um in der renommierten Gaststätte, wo man häufig Leute vom CIA traf, ein Bier zu trinken. Wir hatten uns gerade niedergesetzt und unsere Bestellung aufgegeben, als eine laute Männerstimme über unseren Köpfen rief: »He, Grit!«

Ich blickte erschrocken nach oben. Auf einer Empore über der offenen Küche stand ein breitschultriger Mann, der durch einen Vorhang wie auf eine Bühne getreten war. In der Rechten hatte er einen fast leeren Glaskrug, während er sich mit der Linken an dem schweren burgunderroten Stoff festhielt.

»Hallo, Leendert!« rief Grit hinauf.

Sie schien über das Zusammentreffen nicht sonderlich begeistert zu sein.

»Sind das die beiden papistischen Küken, von denen du mir erzählt hast?« fragte er mit lauter Stimme.

Offensichtlich war der Mann angetrunken. Der Kellner, der uns das Bier brachte, blickte mit mißbilligendem Stirnrunzeln nach oben. Grits Bekannter zog den Vorhang vollends auf; dahinter wurde ein Raum sichtbar, dessen eine Wand ein Übermutes Bücherregal einnahm.

»Kommt ihr rauf in meine Studierstube oder soll ich runterkommen?« fragte Leendert.

»Wir wollen dich nicht bei der Arbeit stören«, antwortete Grit, aber er ließ sich nicht abwimmeln; vorsichtig hielt er sich am Geländer fest, tappte die steile Treppe herunter und kam an unseren Tisch. »Mir auch noch eins«, sagte er zu dem Kellner.

Leendert trug eine geräumige Latzhose und ein grobkariertes Hemd. An seiner linken Schläfe bemerkte ich eine tiefe Narbe, die vom Backenknochen über den Augenwinkel zur Schädeldecke verlief und

durch den borstigen grauen Haarkranz schimmerte. Ein Unfall? Die Narbe ließ eher auf einen Säbelhieb schließen. Das Lid des linken Auges hing herab und schloß das Auge fast gänzlich, wenn er nach unten blickte.

»Leendert de Hooghe«, stellte Grit ihn vor. »Ein ehemaliger Kollege.«

Der korpulente Mann nickte uns zu und fuhr mit der Fingerkuppe über die Narbe. Dann ließ er sich auf einen Stuhl sinken und trank schnaufend seinen Krug aus.

»Was studieren Sie hier?« fragte Renata und deutete mit einem Kopfnicken zur Empore.

»Geschichte«, sagte er.

»Sein Hobby«, erklärte Grit mit einem Achselzucken. »Leendert sucht nach Zeitparadoxa; er durchforscht alle historischen Schriften, deren er habhaft werden kann, um Beweise für das Eingreifen von Zeitreisenden zu finden. Ein aussichtsloses Unterfangen, aber er will es nicht einsehen.«

Leendert neigte den Kopf nach hinten, um das hängende Lid zu heben und sie mit beiden Augen ansehen zu können.

»O Grit«, sagte er mit nachsichtigem Lächeln, »altes Mädchen. Darüber werden wir uns wohl bis zum Jüngsten Tag streiten.«

Er löste seine goldene Rolex vom Handgelenk und legte sie auf den Tisch.

»Seit mehr als zehn Jahren, seit sie einen eigenen Tunnel graben, versuchen die Amerikaner, die Nine-Eleven-Katastrofe, den Anschlag auf das World Trade Center und das Pentagon zu Beginn dieses Jahrhunderts, ungeschehen zu machen. Durch den Eingriff eines Zeitreisenden soll dieses Attentat verhindert werden. Seht euch diese Uhr an. Sie gehörte einem Mann, der bei dem terroristischen Angriff in New York ums Leben kam. Der Mann ist verschwunden. Seine Moleküle sind eingegangen in den harten Kern des Ground Zero, dieser verbackenen Masse aus Staub, Glas, Plastik und Metall, die beim Einsturz der Türme unter Hitze und Druck entstand. Wie durch ein Wunder ist diese Uhr erhalten geblieben« – er klopfte mit der Fingerkuppe auf das Glas über dem Zifferblatt –, »diese Uhr hat Kratzer und Kerben abgekriegt, aber sie ist der Zerstörung entgangen. Sie funktioniert heute noch. Andenkenjäger haben sie aus dem Schutt herausgemeißelt oder auf Fresh Kills Landfill auf Staten Island aus dem Schutt gesiebt und verkauft wie so viele andere makabre Fundstücke – Ringe, Krawattennadeln, Manschettenknöpfe und Schreibgeräte. Mein Vater hatte diese Uhr im Jahr 2002 in New York gekauft. Er war stolz auf das Ding. Einige seiner Freunde beneideten ihn darum, andere hielten es für eine Geschmacklosigkeit. Sei's drum. Ich trage sie jetzt seit vielen Jahren.«

Er warf den Kopf zurück und blickte in die Runde.

»Ich frage euch, was geschieht mit dieser Uhr, wenn den Amerikanern ihr Vorhaben doch noch gelingt? Springt sie zurück ans Handgelenk des früheren Besitzers?«

»Dann wird sie dein Vater 2002 nicht bei einem obskuren Andenkenjäger, sondern in einer der Luxusboutiquen im Erdgeschoß des Centers gekauft haben«, entgegnete Grit und seufzte.

Leendert schnaubte.

»Diese Uhr trägt eine Seriennummer und wurde vor dem 11. September 2001 verkauft, Grit. Mein Vater hätte sie im Jahr darauf gar nicht kaufen *können*.«

»Dann hätte er eine andere gekauft.«

»Mit einer anderen Seriennummer?«

»Klar. Und du hättest nie eine andere Seriennummer gekannt. Und der Anschlag hätte nie stattgefunden. Leendert, du überschätzt das Gewicht des Faktischen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, meine Liebe, du unterschätzt das Gewicht des Faktischen.«

»Den Amerikanern wird es nie gelingen, dieses Faktum aus der Welt zu schaffen«, warf Renata ein. »Genau wie alle Versuche im Zusammenhang mit Cattenom auch fehlgeschlagen sind.«

Plötzlich erinnerte ich mich, wie Prinzessin Brambilla es bezeichnet hatte.

»Ein Fingerzeig Gottes«, warf ich ein und bereute im selben Augenblick, es gesagt zu haben.

Leendert stülpte die Lippen zu einer spöttischen Schnute.

»Ein großes Wort«, erklärte er belustigt. »Das Menetekel. Die Schrift an der Wand, als Belsazar seinen Huren auf goldenem Geschirr aus dem Tempel in Jerusalem Hammelhodens servieren ließ. ›Meneh tekel u pharsin.« Sein Bierbauch bebte vor Lachen.

»Jedenfalls scheint es in diesem Universum Dinge zu geben, die nicht verändert werden dürfen, so schrecklich sie uns erscheinen mögen, weil sie die Geschichte an entscheidenden Punkten in eine ganz bestimmte Richtung lenkten«, hielt Grit ihm entgegen.

»Dinge, die Auerbachs automatisches Reparaturprogramm ums Verrecken nicht repariert haben will«, erwiderte Leendert grinsend; er griff nach seiner Uhr und streifte sie über das kräftige sonnengebräunte Handgelenk. »Die Amis werden sich also an diesem vermaledeiten Nine-Eleven-O-One weiterhin die Zähne ausbeißen, und ich darf meine Uhr behalten. Was will ich mehr?«

»Sie glauben nicht an Gott, Herr de Hooghe«, warf Renata ein.

Er wandte sich ihr zu.

»Junge Frau«, sagte er betont sachlich. »Ich halte

Ihnen zugute, daß dies keine Frage war, sondern eine Feststellung. Hätten Sie mich das als Naturwissenschaftler gefragt, dann empfände ich es als Beleidigung, denn es liefe letztlich auf die Frage hinaus: »Hast du den Mut, ehrlich zu sein, oder bist du auch nur ein Heuchler wie die meisten anderen?«

Renata schüttelte den Kopf und erwiderte: »Ich wollte Sie ganz gewiß nicht beleidigen.«

»Okay, vergessen wir es«, sagte er gereizt.

»Leendert, muß das ...?«

»Grit, ich sagte, es ist okay. Aber du kennst meinen Standpunkt. Ich finde es nicht nur bedenklich, sondern außerordentlich gefährlich, daß das CIA sich mit dem Papst zusammengetan hat und gläubige Menschen in genau diese Zielzeit schickt. Jeder weiß, dass zu jener Zeit die Situation in Glaubensfragen nach dem Konzil von Konstanz einem Pulverfaß gleicht.«

»Aber Leendert, nun laß doch ...«

»Nein, verdammt noch mal!« rief er mit gerötetem Gesicht. »Du weißt, wie oft ich vor dieser Zusammenarbeit mit den Papisten gewarnt habe. Sowohl Auerbach als auch van Waalen und Surtees habe ich meine Bedenken vorgetragen. Ach was! Ich habe sie beschworen. Aber diese blauäugigen Theoretiker wollen nicht wahrhaben, was wir damit anrichten könnten.«

»Du siehst Gespenster, Leendert. Du weißt, daß

ich deine Bedenken nicht teile. Niemand teilt sie«, erregte sich Grit.

»Oho!« rief er.

»Sollte jemand mit der Absicht ins 15. Jahrhundert reisen wollen, die Fronten in Glaubensdingen zu verschärfen oder gar zu verändern, wird die Transition nicht klappen. Und sollte das wider Erwarten doch der Fall sein, dann wird sich über kurz oder lang wieder eine Pattsituation zwischen den Machtbestrebungen ergeben, mit der die Grundstruktur der Historie wiederhergestellt wird.«

»Ich beneide dich um deine Zuversicht.«

»Wir wurden nicht für irgendeine Missionstätigkeit engagiert«, warf ich ein.

Leendert machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Ich meine nicht Sie beide persönlich. Aber Sie wissen, was Meme sind, nicht wahr? Und religiöse Meme sind höchst gefährlich. Sie sind menschenverachtende Monster. Sie sind selbstsüchtig und parasitär – machtbesessen und auf absolute Herrschaft aus. Sie werden jede Gelegenheit nutzen, um ihre Macht auszubauen; koste es, was es wolle. Darauf sind sie programmiert. Sie können gar nicht anders, sie müssen sich Vorteile verschaffen. Dabei ist es höchste Zeit, daß diese Furien aus dunklen Zeiten, in denen der Mensch die Welt noch nicht verstehen konnte, endlich verschwinden. Sie haben nur Unheil über die

Erde gebracht. Aber nein, jetzt wird ihnen buchstäblich ein rettendes Hintertürchen geöffnet. Es werden fahrlässig Rückkopplungsprozesse ermöglicht, aus denen sie nur gestärkt hervorgehen können, um weiteres Unheil in der Welt zu stiften.«

»So muß es nicht sein«, wandte Renata ein.

»So ist es aber«, entgegnete Leendert höhnisch. »Der Glaube gebiert Ungeheuer. Ich weiß, wovon ich rede.«

Er fuhr sich mit dem Finger über die Narbe an der Schläfe.

»Der Unglaube ebenso«, hielt ich ihm entgegen. »Denken Sie an die Nazis.«

»Das waren keine Ungläubigen«, erwiderte er und schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Die hatten ihren Glauben. Nur war der so albern, daß man gar nicht darüber nachdenken mag.«

»Aber wirksam«, sagte ich.

»Natürlich wirksam. Eine Religion kann gar nicht albern genug sein, um Erfolg zu haben. Sehen Sie sich den Glauben islamischer Fundamentalisten an, diesen auf eine Waschanleitung reduzierten und zu gymnastischen Übungen verkommenen Monotheismus – frauenverachtend, selbstgerecht und von einer unfaßlichen Dämlichkeit in seinen Jenseitsvorstellungen. Aber effizient! Eine smarte Instant-Religion, ausgeheckt von saphitischen Zynikern und von wahhabitischen Laienpredigern in leicht faßlicher Form

den in jeder Hinsicht Minderbemittelten dieser Erde verabreicht, die ihre Zukunftsunfähigkeit spüren und ihren Haß dem Müll des globalistischen westlichen Credos entgegenschleudern.«

»Oder Flugzeuge gegen Hochhäuser«, sagte Renata.

Ein rollendes Lachen aus tiefster Kehle. Leendert blickte beiläufig auf seine Rolex. »Das waren Volltreffer«, bestätigte er, aber dann umwölkte sich seine Stirn sofort wieder, und er polterte: »Daran seht ihr, welche Sprengkraft religiöse Meme entfalten können.«

Wütend stieß er mit den Zeigefingern seinen leergetrunkenen Bierkrug auf der Tischplatte hin und her.

»Diese archaischen Relikte sind die wahren Geißeln der Menschheit. Sie produzieren hirnlose religiöse Eiferer, die schier ersticken an ihrer Selbstgerechtigkeit, ihrer Glaubensgewißheit und ihrem Sendungsbewußtsein. Und die geifern nicht nur in Kairo, in Bagdad, in Qom oder in Islamabad, sondern genauso in Washington, in Warschau und in Vilnius.«

»Weiß Gott, ja. Und doch scheinen diese Meme wichtig zu sein für den Gang der Historie«, gab Grit mit einem ungeduldigen Seufzen zu bedenken.

»Ja«, sagte er, und es klang fast wie ein Schluchzen. »Wie so viele andere monströsen Dinge. Was ist das für ein Universum?«

»Wir haben nur das eine«, sagte Renata. »Wir müssen darin leben. Und wenn wir es nur fest wollen, werden wir es verbessern.«

»Wenn wir es nur fest wollen ...«, äffte er sarkastisch nach.

»Was sollte daran falsch sein?« fragte ich.

Sein rechtes Auge musterte mich. Es war von einem überraschend hellen Blau. Das Lid des anderen hing schlaff herab, und einen Moment lang glaubte ich, er blinzle mir schalkhaft zu, aber in seinem Blick lag keine Spur von Heiterkeit.

»Weil das eine törichte Vorstellung ist«, schnaubte er. »Der freie Wille ist eine der merkwürdigsten Illusionen, die sich das menschliche Bewußtsein erschaffen hat. Er ist eine wissenschaftlich unhaltbare Annahme, eine Selbsttäuschung, doch sie ist überlebenswichtig, das ist nicht zu bestreiten.«

»Weshalb sollte er eine Illusion sein? Ich kann mich so oder so entscheiden«, entgegnete ich.

»Nein, das können Sie nicht, junge Frau. Nicht innerhalb eines Universums. Dort treffen Sie nur eine Entscheidung.«

»Dann treffe ich die andere eben in einem anderen Universum.«

»Ach ja? Der gute alte Everett läßt grüßen. Hier ein Universum, in dem Hus nicht verbrannt wird, dort eins, in dem Luther seine Thesen nicht anschlägt, oder gar eins, in dem der Katholizismus

hinweggefegt wird – wunderbar!« ereiferte er sich und deutete mit dem Daumen über die Schulter nach oben. »Ich suche seit Jahren nach Hinweisen, nach Unstimmigkeiten in der Quellenlage, wo sich widersprüchliche Fakten wieder arrangiert haben könnten. Auerbach macht es sich leicht. Seine doppelten Seifenblasen machen *plopp* und sind wieder eine, und van Waalen bürstet das Fell seiner Katze, wenn sie haart. Aber so einfach, wie diese Herren meinen, liegen die Dinge nicht. Ich empfangе keine Nachrichten aus Parallelwelten.«

»Ich schon ... manchmal«, behauptete ich tapfer und spürte, wie Grits und Renatas Blicke sich mir zuwandten. »Ich ... ich bin mir aber nicht sicher.«

Leendert warf den Kopf zurück und fixierte mich.

»Du bist das also«, murmelte er nachdenklich. »Van Waalen sprach davon. Er war ganz aus dem Häuschen. ›Wenn nur Hla Thilawuntha noch unter uns wäre!‹ rief er.«

Ich zuckte die Achseln und blickte Grit hilfesuchend an. Sie nickte ernst.

»Wir sollten gehen«, schlug sie vor.

»Kennen Sie die Erinnerungen von Urban Hargitai?« fragte er.

»Goldfaden-Hargitai?«

»André Goldfaden war sein Großvater. Er war Arzt und Psychologe – ein ungarischer Jude, der in Wien praktizierte. Später, als die Nazis an die Macht

kamen, ging er nach London ins Exil. Sein Enkel hatte die Aufzeichnungen herausgegeben, Anfang dieses Jahrhunderts. Ziemlich versponnenes Zeug.«

»Thilawuntha hat daran geglaubt«, sagte Grit.

Leendert winkte ab.

»Thilawuntha hat so manches geglaubt.«

»Und meistens recht behalten.«

»Das kann kein Mensch bestreiten«, räumte er ein.

»Er war ein echtes Genie. Schade um ihn. Möchtet ihr noch etwas trinken?«

»Wir gehen jetzt«, sagte Grit energisch.

Leendert winkte dem Kellner zu.

»Das geht auf meine Rechnung«, sagte er. »Und mir bring noch ein Bier.«

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Es war mir ein Vergnügen, euch kennenzulernen.«

An der Tür blickte ich zurück. Grit und Renata waren schon hinausgegangen. Leendert saß am Tisch und starrte mit gesenktem Kopf auf seinen frisch gefüllten Glaskrug; dann stemmte er sich entschlossen hoch, packte sein Bier und stapfte mit festem Schritt die Treppe hinauf in die Bibliothek.

»Ist etwas?« fragte Grit, die mit Renata draußen auf mich gewartet hatte.

»Was für ein armer, verbitterter Mann«, sagte ich.

»Nun, ein Querkopf war Leendert schon immer, aber nicht so unduldsam«, seufzte Grit. »Er ist früher

auch gereist, in die Sechziger des 16. Jahrhunderts. Er hat dort Schlimmes erlebt. Die Spanier hatten damals hier in der Gegend ganze Dörfer entvölkert. Er hatte sich einem Fähnlein Bauern angeschlossen, das bei Haarlem mit der Reiterei Albas aneinandergeriet. Als einziger überlebte er das Gemetzel. Manchmal, scheint mir, macht ihm die Verletzung zu schaffen.«

\*

Es war ein heißer Tag, und im Institut war die Klimaanlage ausgefallen. Man hatte mich in die medizinische Abteilung bestellt. Ich hätte mir gewünscht, daß der Termin abgesagt würde, aber als ich anrief, erklärte mir eine Frauenstimme spitz, daß sie sich von dem bißchen Wärme nicht den Terminkalender schmeißen lassen würde.

Ich duschte zum zweiten Mal an diesem Vormittag, doch kaum war ich die paar Schritte gegangen, klebte mir das T-Shirt am Körper.

»Ich soll zu Dr. Hekking kommen«, sagte ich leicht genervt. »Wissen Sie, wo er ist? Dr. Willem Hekking.«

Ein massiger Schwarzer blickte vom Bildschirm auf und musterte mich schweigend. Das Weiß seiner Augen war gelb durchschossen wie bei einem Fieberkranken. Schweißperlen bedeckten seine breite Nase und standen über seiner wulstigen Oberlippe.

Mein Gott, dachte ich, wie müssen diese Leute erst schwitzen, wenn sie in einem Kanu den Kongo hinaufrudern oder in der Karibik Zuckerrohr schneiden.

»Ich bin zu Dr. Hekking bestellt; es geht um meine medizinische Konditionierung. Ist er da?«

»Dann ist Ihr Name Domenica Ligrina.«

»Sie wissen Bescheid?«

»Klar weiß ich Bescheid.«

»Würden Sie dann bitte ...«

Der Mann streckte mir eine Hand entgegen, die groß wie ein Spaten und erstaunlich trocken war. »Hekking«, sagte er.

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor«, stieß ich hervor, »aber bei dem holländischen Namen hatte ich ...«

»Ich bin Holländer.«

»Ach ...«

»Sie werden das als Italienerin nicht wissen, aber Holländer gibt's in allen Farben – schwarz, gelb, braun und ein paar weiße auch noch.«

Dr. Hekking klappte seinen großen Mund auf wie ein gähnendes Nilpferd und brach in rollendes Gelächter aus.

»Meine Großeltern waren Surinamer, aber ich bin in Duivendrecht zur Welt gekommen.«

Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu.

»Wird's weh tun?« fragte ich ihn.

»Ich werde Sie zerfleischen und ihre Reste den

Nanos überlassen« – sein mächtiger Bauch bebte vor Heiterkeit –, »Sie werden aber nichts spüren, das versichere ich Ihnen. Man sagt mir nach, daß ich trotz meiner Statur ein zartfühlender Arzt bin. Außerdem fangen wir ganz behutsam an. Ich werde Ihnen heute lediglich etwas Blut abnehmen, damit ich eine Basis habe, um die Cocktails zu mixen, mit denen ich Sie vollpumpen werde, und um den Computer zu programmieren. Wenn Sie übermorgen kommen, bin ich bereit für Sie. Richten Sie sich darauf ein, daß Sie etwa eine Woche lang stationär bleiben müssen.«

Ich spürte nicht einmal den Einstich.

\*

Zwei Tage später lag ich in einem fahrbaren Krankenbett. Mir wurden in beide Armbeugen Nadeln gelegt, an die Plastikschläuche angeschlossen waren. Der computergesteuerte Aphereseapparat neben mir klickte und schnalzte und sog mir wie ein High-Tech-Vampir Blut aus der rechten Vene, versetzte es mit Chemikalien und Nanotecten, um mir darauf das Gemisch in die linke Armvene einzuleiten. Aus dem Augenwinkel sah ich die Meßwerte auf dem Monitor. Mein gesamtes Blutvolumen wurde durch das Labyrinth der Maschine geschickt und kehrte wieder in meinen Körper zurück. Irgendwann mußte mich

das leise Pumpengeräusch so eingelullt haben, daß ich einschlief.

Ich erwachte in einem abgedunkelten Krankenzimmer.

»Sie bleiben ein paar Nächte hier, damit wir Sie unter Beobachtung haben«, sagte eine Frauenstimme leise.

Ich nickte und dämmerte wieder weg.

Die folgenden Tage entzogen sich weitgehend meiner Erinnerung. Ich wußte danach nicht, ob ich etwas zu essen bekommen hatte oder intravenös ernährt worden war. Das Summen und Klicken der Aphereseapparatur begleitete mich. Manchmal sah ich das Gesicht Dr. Hekking über mir wie einen dunklen Himmelskörper, dann wieder ein helles, unbekanntes Gesicht. Ich spürte in meinen Armvenen den leichten Druck der Nadeln, die man zwischen den Behandlungen liegen ließ.

Wirre Träume suchten mich heim, aber in Erinnerung ist mir nur einer geblieben, weil er mir tiefe Angst einjagte. Ich träumte wieder von jener alten Wüstenwelt, von der Oase am Ufer des ausgetrockneten Meeres, dessen Steilabfall sich in dunklen Tiefen verlor. Ich stand auf dem Kamm einer hohen Düne unter einer riesigen diffusen Sonne und blickte zu der Oase hinab. Ich glaubte eine Bewegung gesehen zu haben, aber es mochte eine Täuschung gewesen sein.

Plötzlich fiel ein Schatten über mich. Ich blickte hinauf- und direkt in ein riesiges Auge, das im Himmel schwebte, ihn halb ausfüllte und kalt auf mich herabstarrte. Mir setzte das Herz aus. Ich stürzte hin, rücklings auf den Sand, und in dem Augenblick war mir, als hörte ich einen Ruf und ein Lachen. Ich erwachte und lauschte bang in die Dunkelheit. Kein Ruf, kein Lachen. Nur das leise Summen der Überwachungsgeräte und der matte Widerschein ihrer Anzeigen an der Decke und an den Wänden.

Dieser Traum ließ mich nicht los. Hatte ich in das Auge Gottes geblickt? Es hatte mich so mitleidlos und gleichgültig angestarrt. Mich schauderte.

\*

Ein Donnerschlag weckte mich. Als ich die Augen öffnete, sah ich Renata an meinem Bett sitzen.

»Was ist mit deinem Haar passiert?« fragte ich sie verwirrt.

Sie lachte.

»Nichts. Ein Gewitter. Es regnet. Ich bin naß geworden. Wie geht es dir?«

»Ich weiß nicht. Ich hatte schlimme Träume. Ich habe ins Auge Gottes geblickt.«

Sie nickte.

»Und ich habe Amsterdam gesehen, vor sechshundert Jahren.«

»Und?«

»Es war eigentlich ganz so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ein kleines dreckiges Kaff mit schrecklich frommen Bewohnern.« Renata blickte mich freudestrahlend an.

»Du freust dich darauf, ins Mittelalter zu kommen, wie ich sehe.«

»Ja«, sagte sie und strich mir über die heiße Stirn. Plötzlich fuhr sie zurück und starrte mich mit geweiteten Augen an.

»Was ist?« fragte ich, nun meinerseits erschrocken. »Was hast du eben gesehen?«

Sie war blaß geworden.

»Dein Gesicht ...« flüsterte sie. »Es hat ausgesehen, als sei es verbrannt ... Meine Konditionierung – sie ist jetzt irgendwie verstärkt. Ich weiß nicht.«

»Verzeih, Renata. Ich habe das nicht bedacht. Ich stelle keine Fragen mehr. Du bist gekommen, um dich zu verabschieden, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Wann trittst du die Reise an?«

»Morgen.«

Ich tastete nach ihrer Hand.

»Wir werden uns bestimmt finden«, sagte ich.

»Klar«, sagte sie. »Ich werde Ausschau nach dir halten.«

»Dann – bis bald, Renata!«

Sonnenlicht glitzerte auf dem Wasser.

»Ich bin Schwester Sietske«, sagte die Frau und zog auch die andere Hälfte des Vorhangs an der Terrassentür auf. »Darf ich Ihnen das Frühstück bringen?«

»Ja, bitte«, sagte ich benommen.

Durch die geöffnete Tür blickte ich auf den schimmernden Ij hinaus und erkannte die vertrauten Umrisse von Java und dahinter die bizarre Skyline von Zeeburg. Nach einer Weile betrachtete ich meine Armbeugen. Die Verbände hatte man wohl schon vorher entfernt; die Einstiche der Nadeln waren kaum noch sichtbar.

Schwester Sietske war eine Frau in meinem Alter – vollbusig, mit einem runden, gutmütigen Gesicht und einer weichen, rosigen Haut, die Zärtlichkeit und Wärme verhiess.

Allmählich klärte sich mein Kopf. Ich fühlte mich energiegeladen und voller Erwartungsfreude. Mir schien, als hätten sich meine Sinne geschärft, als hätte ich eine größere Distanz zu meinem Körper gewonnen. Ich hatte das merkwürdige Gefühl, als wäre ich in der Lage, ihn auf subtile Weise fernzusteuern; als stünde ich hinter mir selbst und dirigierte mich mit einer Telepräsenzausrüstung, die es mir erlaubte, meine Körperbewegungen zu beschleunigen und zu verlangsamen. Dieses Phänomen war mir völlig unerklärlich.

»Das ist unter anderem ein Effekt der Nanotecten, die Sie nun an Bord haben und die auf Sie aufpassen«, erklärte Dr. Hekking bei seiner abschließenden Untersuchung. »In Ihrem Bewußtsein ist gewissermaßen ein weiteres Subsystem zwischengeschaltet worden, das Außenreize verstärkt oder dämpft – je nachdem, welche Aufmerksamkeit Sie den betreffenden Details schenken wollen. Wir nennen es den Distanz-Modus. Es ist eine Art von Anosognosie. Die Nanotecten sind in Depots konzentriert. Sie können sie willentlich auf den Weg bringen. Ich werde Ihnen noch zeigen, mit welchen Übungen Sie das machen. Die Nanos besiedeln daraufhin den ventromedialen Cortex und die somatosensiblen Rindengebiete in der rechten Hemisphäre. Dadurch wird ein Teil der Neurotransmitter blockiert. Gleichzeitig wird die Ausschüttung von Adrenalin und Cortisol durch die Nebennieren herabgesetzt. Der Effekt ist vor allem folgender: Die Schmerztoleranz wird erhöht, ohne die übrigen Sinneswahrnehmungen zu beeinflussen. Das geht einher mit einer gewissen Abflachung von Gefühlsempfindungen. Die Nanos puffern Sie gegen die Außenwelt ab. Mit anderen Worten: Sie werden an manche Dinge von jetzt an wesentlich gelassener herangehen können, die Ihnen bisher vielleicht Herzklopfen verursacht haben.«

»Ich habe manchmal ganz gern Herzklopfen«, entgegnete ich.

Dr. Hekking fuhr mir mit seiner mächtigen Pranke zärtlich über die Wange. Mein ganzer Kopf hätte in seine hohle Hand gepaßt.

»Darauf brauchen Sie nicht zu verzichten, meine Liebe. Im Gegenteil. Aber wenn Sie es nicht wollen, bleibt es außen vor. Das hat seine Vorteile. Nicht nur dort, wo Sie hingehen.«

Ich nickte.

»Sie sind vor Infekten geschützt, und sollten Sie Verletzungen davontragen, werden Sie rascher genesen. Außerdem sind Sie für die Dauer Ihres Einsatzes nicht empfängnisfähig; Ihre Regelblutungen werden also ausbleiben.«

»Sie haben mich also biologisch vollständig entschärft.«

»Als Biowaffe, ja. Aber sonst ...«

Er ließ sein rollendes Lachen hören.

»Frau Ligrina bleibt noch zwei Tage bei uns«, sagte er zur Schwester. »Ich muß noch ein paar Untersuchungen durchführen.«

»Sind irgendwelche Komplikationen aufgetreten?« fragte ich, als er gegangen war.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Sietske und streichelte mir die Schläfen mit ihrer weichen Hand. »Es ist alles in bester Ordnung.« Mein geschärftes Wahrnehmungsvermögen sagte mir jedoch, daß sie irgendwie verunsichert war.

Als ich Ernesto im Institut traf, fragte ich ihn, ob mit Renatas Transition alles planmäßig verlaufen sei. Er zuckte die Achseln.

»Sie hatte ein perfektes Wash out. Ich war selber nicht dabei, aber ich hörte, sie hat ein mächtiges Soliton erwischt, ein echtes Energiemonster. Vielleicht hat es sie etwas weiter getragen als ins Jahr 1450.«

»Was heißt ›etwas weiten?«

»Vielleicht 1448 oder 1445. So genau läßt sich das nie sagen. Aber irgend jemand ist ja vor Ort – am Zielzeitpunkt, meine ich. Der schickt sie zurück, wenn sie zu weit danebenliegen sollte. Also mach dir keine Sorgen«, beruhigte mich Ernesto.

Renata tauchte nicht auf. Jedenfalls nicht in den folgenden Wochen. Also wagte ich aufzuatmen.

# III DER NACHLASS DES DOKTOR GOLDFADEN

IM TROPFEN SCHWAMM DER RADIOLAR  
UND SAGTE, WÄR'S NICHT WUNDERBAR,  
WÜRD'S AUCH NOCH ANDRE WELTEN GEBEN,  
IN DENEN RADIOLARIEN LEBEN.

ER ERNTETE NUR SPOTT UND HOHN,  
WIE'S MEISTENS DER PHANTASTEN LOHN,  
DAS SEI ABSURD, HIELT MAN ENTGEGEN,  
ALLEIN DER WASSERMENGE WEGEN,

EIN UNIVERSUM DRAUS ZU GIESSEN,  
UND ERGO SEI DARAUS ZU SCHLIESSEN: ES GIBT  
NUR DIESE WELT ALLEIN,  
DENN WO SOLLT' SO VIEL WASSER SEIN?

*Nach Christian Mayer*

Christian, den Urban Hargitai aus seiner Studienzeit bei Professor Pfleiderer in Innsbruck kannte, hatte ihn zum Geburtstag nach Dornbirn eingeladen. »Urban«, hatte er gesagt, »erzähl mir nicht, daß du keine Zeit hast. Im August ist in der Software-Branche nicht viel los, oder?« Das ganze Jahr über war noch nicht viel los gewesen, und in dem »oder« steckte so

viel Sarkasmus, daß es ihm weh tat. Christian wußte natürlich, daß er bisher wenig Erfolg gehabt hatte, und sensibel, wie er war, fugte er rasch hinzu: »Ich habe meinen neuen Roman auch noch nicht verkauft, aber gefeiert wird trotzdem. Es werden ein paar interessante Leute da sein, auch viele Kollegen. Du kommst doch, oder?«

Durch das solidarische Eingeständnis des Mißerfolgs umgestimmt, hatte Urban Hargitai zugesagt, am Wochenende des 13./14. August nach Vorarlberg zu fahren. Es war tatsächlich ein lausiges Jahr gewesen, wie die Jahre davor. Nach seinem Abschluß in Mathematik – und nebenbei in Astronomie – hatte er einen Job bei der Ersten ergattert und als Programmierkuli für die Bank malocht, aber die Nacharbeit, die erforderlich war, die abgestürzten Programme bis zum nächsten Morgen wieder lauffähig zu machen, hatte ihn zermürbt. Dann war er, wie mindestens zehntausend weitere Computerspezialisten in Wien, auf die Idee gekommen, sich selbständig zu machen. URBAN HARGITAI: SOFTWARE CONSULTING – Blau auf Silber. Die Visitenkarte war eindrucksvoll, aber offenbar nur für ihn. Der Markt war gesättigt mit preiswerten Spezialprogrammen für jeden nur denkbaren Bedarf. Es lief nur zäh, und der Frust nagte ... Wenn ihm seine Mutter nicht immer wieder etwas zugeschossen hätte ... Aber gefeiert würde trotzdem ...

Der Freitag war heiß und schwül. Hargitai hatte sich am Tag vorher schon nicht wohl gefühlt. Eine Verkühlung wahrscheinlich, dachte er, eine dieser ekligen Sommergrippen, die einem das Hirn zukleistern, bis man zu keinem klaren Gedanken mehr fähig ist. Aber irgendwie hatte er das Bedürfnis, Wien schnellstens zu verlassen. Die Stadt war stickig, laut und voller verschwitzter Touristen, die sich lärmend durch die Straßen der Innenstadt schoben und die Straßencafés und Beiseln überfüllten.

Hargitai kaufte sich vorsorglich am Kiosk in der Halle des Westbahnhofs eine Taschenflasche Rum und eine große Packung Papiertaschentücher, um gewappnet zu sein, dann stieg er in den IC-566 *Niederösterreichische Tonkünstler*, der gegen 19:30 Uhr in Bregenz eintreffen würde. Christian hatte versprochen, ihn abzuholen. Im zweiten Waggon fand er ein freies Abteil. Entgegen seinen Erwartungen war der Zug an diesem Freitagnachmittag nur schwach besetzt; die meisten Wiener waren im Urlaub.

Bereits in St. Polten bereute er es, die Reise angetreten zu haben. Am ganzen Körper brach ihm der Schweiß aus, und die Kopfschmerzen verstärkten sich. Als der Büfettwagen durchkam, ließ er sich einen Tee geben, versetzte ihn reichlich mit Rum und trank den Becher mit langsamen Schlucken leer. Dann schüttete er den Rest aus der Flasche in den Becher und trank den Rum pur.

In Wels polterte ein älteres deutsches Ehepaar mit drei Koffern ins Abteil. Der Mann hielt ihm die Reservierung unter die Nase und gab ihm zu verstehen, daß sie Anspruch auf die Fensterplätze hätten. Urban verzog sich auf den Platz an der Tür. Die beiden musterten ihn angewidert, während er vor sich hin süffelte und in Papiertaschentücher schneuzte. Sollte er sich womöglich bei ihnen entschuldigen, weil er verkühlt war? Finstere Gedanken dräuten in seinem Hirn: Vielleicht gelang es ihm ja, die Piefkes anzustecken. Er schneuzte sich ausgiebig. In Salzburg stiegen sie dann aus.

Um diese Zeit fühlte sich Hargitai zunehmend betrunken. Aber wenigstens haben die Kopfschmerzen nachgelassen, sagte er sich, legte die Füße auf den Sitz gegenüber und schloß die Augen. Offenbar war er kurz darauf eingeschlafen, denn als er zum Fenster hinausblickte, sah er, daß der Zug bereits Innsbruck erreicht hatte.

Der Himmel im Westen Richtung Arlberg war schwarz, die Berge wirkten auf Hargitai, als wären sie von schwefeligem Licht übergossen. Er nahm seinen Rucksack und trat auf den Bahnsteig hinaus. Ein böiger heißer Wind, der Staub und Papierfetzen aufwirbelte, schlug ihm entgegen. Im Norden grollte Donner.

Von da an verwirrten sich seine Gedanken.

Hargitai stieg in den Zug zurück, schloß die Ab-

teiltür, zog den Vorhang zu und legte sich quer über die Sitze, um auch den letzten Teil der Strecke zu verschlafen. In Bregenz bin ich wieder nüchtern, sagte er sich.

Ein krachender Donnerschlag weckte ihn. Regen klatschte gegen die Scheibe. Er setzte sich auf und blickte hinaus. Blitze tauchten steile Waldhänge in kreideweißes Licht. Der Zug fuhr bergab und bremste vor den Biegungen der Strecke. Es war nicht ganz dunkel draußen; die Beleuchtung im Waggon brannte. Er spähte durch das regenüberströmte Fenster hinaus – und durchlebte plötzlich für den Bruchteil einer Sekunde einen Alptraum: Die vordere Lokomotive fuhr in einer Kurve auf eine Klamm zu, über die sich hätte eine Brücke spannen müssen. Doch die Brücke war verschwunden. Die Eisenbahnschienen ragten nach unten gebogen ins Leere und endeten mitten in der Luft.

Im selben Moment hörte er ein schrilles Kreischen. Er wurde von seinem Sitz geschleudert. Seine Knie schlugen gegen den Sitz auf der gegenüberliegenden Seite, und er prallte mit dem Gesicht gegen die Kopfstütze darüber. Der vordere Teil des Wagons bäumte sich auf und krümmte sich zusammen wie eine Raupe. Das Dach knitterte mit einem knarrenden Stöhnen und warf Falten; die Fenster zerbarsten, und ein Hagel von Glassplittern sprühte ihm über den Kopf und den Rücken. Die Beleuchtung

erlosch. Reisende schrien. Von draußen sickerte dämmeriges Licht herein. Wasser rauschte laut ganz in der Nähe.

Einen Moment lang verharrte der Waggon in seiner Schräglage, dann sackte das Ende, in dem er sich befand, mit Knacken und Kreischen tiefer ab. Direkt vor seinen Augen öffnete sich plötzlich die Polsterung, und durch das Gewebe schob sich das Ende eines dunklen Profileisens. Er versuchte verzweifelt den Kopf zurückzuwerfen – und bemerkte entsetzt, daß sich das Abteil derart zusammengefaltet hatte, daß er zwischen den gegenüberliegenden Sitzen eingeklemmt war. Eiskaltes Wasser schäumte durch die zerkratschte Fensteröffnung über sein Gesicht und das Profileisen, das dicht vor seinen Augen innegehalten hatte, aber ihm drohend entgegenragte. Plötzlich verformte sich der Waggon weiter, und das Metall setzte sich wieder in Bewegung. Das war das letzte, was er wahrnahm.

\*

Die Kälte weckte ihn. Hargitai war durchnäßt und fror. Ringsum war Dunkelheit. Irgendwo in der Nähe wimmerte eine Frau. Er fühlte etwas Matschiges im Schoß und zwischen den Fingern. Schlamm? Abgerissene Blätter? Der ganze Körper tat ihm weh, weil er in dieser verkrümmten Haltung festgehalten wur-

de. Die Beine waren von den Knien abwärts taub. Als er die Schultern zu bewegen versuchte, spürte er einen wütenden Schmerz in der Stirn, den das eisige Wasser betäubt hatte. Er schrie auf und versuchte mit den Händen an sein Gesicht zu gelangen. Vergeblich, sie steckten fest. Wieder verlor er das Bewußtsein.

\*

Ein lautes Dröhnen holte ihn aus seiner Bewußtlosigkeit. Ketten schlugen rasselnd gegen den Waggon. Er hörte eine Männerstimme, die Kommandos rief. Winschenmotoren winselten, Trossen knirschten, und mit einem ächzenden Knarren wurde der Waggon angehoben. Plötzlich konnte er den Kopf wieder bewegen, und die Hände kamen frei.

»He, da ist ja noch einer«, sagte eine Männerstimme in der Nähe.

Er wandte mühsam den Kopf in die Richtung, konnte aber nichts erkennen.

»O Gott!« sagte die Stimme.

\*

Hargitai kam auf die Füße und tappte ins Bad. Er schaltete das Licht ein und schaute in den Spiegel. Sein Gesicht oberhalb des Mundes war von einer flachen klebrigen Masse bedeckt, aus der ihm wie

durch eine Skimaske zwei tote Augen anblickten. Seine Beine gaben nach, und vor Entsetzen wimmernd ließ er sich auf die Klobrille sinken. Er spürte, wie sich seine Blase entleerte, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, seine Pyjamahose hinunterzustreifen. Die Wärme, die seine Schenkel überströmte, hatte etwas Tröstliches. Er gab sich ihr hin und spürte, wie sie ihn hinwegtrug in die Dunkelheit.

\*

Als Hargitai wieder zu sich kam, schienen Tage vergangen zu sein. Dieses Eisenbahnunglück ... Man hatte ihn gerettet. Er war verletzt worden, aber er spürte keinen Schmerz, fühlte sich seltsam entrückt, als wäre das Unglück nicht ihm selbst widerfahren. Er lag in einem Bett. War er in einer Klinik? Irgendwo war ein regelmäßiges elektronisches Signal zu hören. Befand er sich auf einer Intensivstation? Vielleicht hatte man ihn mit dem Hubschrauber nach Innsbruck gebracht. Seine Hände lagen auf glatten Laken. Dunkelheit umgab ihn.

Sein Gesicht ... Seine Finger ertasteten Verbände. Es war also doch wahr. Vorsichtig stand Hargitai auf und tastete sich ins Bad. Aber es war sein Bad ... das Bad in seinem Apartment in der Wiedener Hauptstraße! Er schaltete das Licht ein und zupfte an den Verbänden herum. Sie zerfielen wie Spinnweben un-

ter seinen Fingern. Doch was zum Vorschein kam, war nicht sein Gesicht, war überhaupt kein Gesicht, sondern eine rosarote ovale Fläche ohne Andeutung von Augen, Nase oder Mund. Was hatten sie mit ihm gemacht? Was hatten sie mit seinem Gesicht angestellt? Er fuhr mit den Fingern über die seltsame Haut. Sie wirkte glatt, hatte aber eine deutliche Textur; sie fühlte sich an wie Büttchen, fest und doch weich. Hatte man ihn einer plastischen chirurgischen Operation unterzogen? Seinen Kopf mit künstlicher Haut bespannt? Er starrte das Gebilde an. Wie konnte er es ohne Augen überhaupt im Spiegel sehen? Bestand diese Textur aus Sensoren, die Nervenimpulse in sein Gehirn weiterleiteten? War er noch ein Mensch?

Hargitai krümmte sich zusammen und erbrach sich in die Kloschüssel, bis die Bilge seines Magens ihm den Hals vergällte. Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund; seine Lippen waren ausgetrocknet, heiß und spröde. Hatte man eine Software in den Kunstschädel implementiert, die ihm vorgaukelte, er sei noch er selbst?

Dann richtete er sich auf und blickte in den Spiegel. Er sah aber nur die weiße Tür hinter sich, an der sein blauer Bademantel hing, sonst war der Spiegel leer. War er unsichtbar geworden. Ein Fehler in der Software?

»Was ist los mit mir?« wimmerte er ratlos.

Hargitai öffnete die Tür – und stand im Zimmer seines Apartments.

\*

»So ging das drei Tage lang«, sagte Hargitai. »Das ganze Wochenende über. Ich hatte Fieber und ekelhafte Kopfschmerzen. Wahrscheinlich habe ich haluziniert.«

»Warum hast du mich nicht angerufen?«

»Entschuldige, Mama, aber ich war völlig weggetreten. Das Telefon muß pausenlos geläutet haben. Der Anrufbeantworter war voll. Christian hat ein dutzendmal angerufen. Er wußte, daß ich in dem Unglückszug gesessen hatte. Aber ich muß in Innsbruck ausgestiegen sein. Ich weiß nicht, weshalb. Vielleicht wollte ich mir ein Aspirin kaufen oder ein weiteres Fläschchen Rum. Als ich auf den Bahnsteig kam, war der Intercity weg. Ich sah nur noch die Schlußlichter der Schublok. Wie ich zurück nach Wien und in meine Wohnung gekommen bin, kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Ich habe keine Ahnung. Was ich für ein Glück hatte, daß ich den Zug versäumte, wurde mir erst klar, als ich am Montag einen Blick in den *Standard* warf.«

Er schob die Zeitung vom 14. August über den Tisch.

Wien/Bludenz – »Das ist die Horrorvision, die man manchmal hat«, sagt Martin Purtscher, der Landeshauptmann: Ein Zug wird von einer einstürzenden Brücke in die Schlucht geworfen. Unten liegen die zerquetschten Waggonen wie Spielzeugsteine. In ihrem Umkreis Tote und Schwerverletzte.

Freitag, knapp vor 19 Uhr. Ein heftiges Gewitter setzt eine Mure frei. Die Schlamm- und Geröllmassen bringen die Masonbachbrücke zum Einsturz. Genau zu diesem Zeitpunkt hat der IC-566 Niederösterreichische Tonkünstler Wien-Lindau mit 200 Reisenden an Bord das Brückengelände erreicht. Der Schnellzug stürzt mit der Lok und drei Waggonen etwa 40 Meter in die Tiefe. Der vierte Waggon entgleist und bleibt über dem Abgrund hängen. Durch den Keil werden die hinteren acht Waggonen gestoppt. 17 Personen werden schwer verletzt. Der Lokführer, eine 26jährige Vorarlbergerin und ein sechsjähriger Bub aus Niederösterreich kommen ums Leben.

Hargitais Mutter warf nur einen flüchtigen Blick auf die Seite. Ihre Gedanken schienen anderswo zu sein. Er war überrascht, daß sie nicht mehr Anteilnahme zeigte. Schließlich sagte er: »Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, aber ich habe diesen Unfall *erlebt*, buchstäblich hautnah. Ich wurde dabei im Gesicht verletzt. Es war genauso, wie es hier steht. Ich habe *es gesehen!* Ich habe *gespürt*, wie ich verletzt wurde

und in dem Waggon eingeklemmt war! Wie ist das möglich?« Seine Mutter nickte nur. Er schaute sie verwundert an.

»Naja, es war ja nur ein Traum«, sagte er wegwerfend und ein wenig enttäuscht über ihre scheinbar gleichgültige Reaktion.

Verstohlen beobachtete er sie, während er mit der Gabel den Apfelkuchen zerteilte und aß. Sie war im März sechzig geworden, aber immer noch eine attraktive Frau. Ihr kurzgeschnittenes schwarzes Haar zeigte die ersten grauen Strähnen, was ihrer Frisur aber eher ein flottes Ausehen gab. Ihre dunklen Augen waren lebendig wie eh und je; nur über der Oberlippe und in den Wangen über den Mundwinkeln hatte sich die Zeit eingegraben und ein waffelförmiges Muster geformt, wo früher spöttische Grübchen gewesen waren.

Seine Mutter legte nach einer Weile ihre Kuchengabel weg, sah ihren Sohn ernst an und sagte leise: »Nein, Urban, das war kein Traum. Ich hatte gehofft, daß es dir erspart bliebe, weil ich bei dir nie etwas davon bemerkt hatte. Aber du scheinst das Goldfaden-Gen doch geerbt zu haben, mit dem dein Großvater und sein Vater und auch dessen Vater geschlagen waren.«

»Goldfaden-Gen?« fragte Hargitai verständnislos.

Die große Standuhr draußen auf dem Gang setzte rasselnd zum Schlag an. Es war zwei.

»Du weißt doch, daß man deinen Großvater den Traumdoktor nannte«, fuhr sie fort.

»Ich kann mich erinnern, daß Vater sich manchmal darüber lustig machte.«

Sie hob den Kopf und reckte das Kinn.

»Dein Vater hat sich über vieles lustig gemacht. Für ihn waren das Spinnereien. Er hatte andere Interessen – weiß Gott! Reden wir nicht darüber.« Sie trank ihre Tasse aus. »Möchtest du noch ein Stück Kuchen?« fragte sie ihren Sohn.

»Ja, gerne. Aber was hat es mit dem Gen auf sich?« fragte Hargitai.

Sie ging nicht auf seine Frage ein.

»Du warst gerade zehn, als Großvater starb. Kamst ins Gymnasium. Ich hatte seine Sachen weggeräumt, und alles in den Koffer gepackt, in dem er seine Aufzeichnungen aufbewahrte. Ich habe damals beschlossen, nie jemandem davon zu erzählen. Auch dir nicht. Dir erst recht nicht. Aber nun ist wohl der Zeitpunkt gekommen, an dem ich dich über dieses vermaledeite Familienerbe aufklären muß.«

»Wovon sprichst du, um Himmels willen?«

»Es ist die Gabe, Dinge zu sehen, die nicht eingetreten sind, aber sehr wohl hätten eintreten können«, sagte sie energisch.

Er sah seine Mutter mit großen Augen an.

»Ich hatte öfter schon so komische Träume, aber ...«

»Sie sind nicht *komisch*, Urban. Weiß Gott nicht«, sagte sie mit einem bitteren Lachen. »Sie sind *entsetzlich*. Sie haben den Geist deines Großvaters zertrütet. Damals in London. Die Nazis, die Bombenangriffe. Ich war noch klein, verstand vieles nicht. Vater war mit Mutter 1937 nach England geflohen, um nicht den Nazis in die Hände zu fallen. Aber diese Entscheidung hatte ihm wenig genützt. Er war den Qualen der Konzentrationslager zwar physisch entronnen, aber in seinen Träumen hatte er sie durchlitten, war Nacht für Nacht dabei. Er hatte es mit Laudanum versucht, mit Schlafentzug, später mit Morphium.«

»Es waren doch nur Träume. Alpträume, ja ...«

»Der Meinung war er nicht. Er hielt es für eine Form der Empathie. Er glaubte fest daran, einen Doppelgänger zu haben, der für ihn, an seiner Statt, Qual und Tod erleiden mußte, denen er sich durch Flucht entzogen hatte. Dieser Doppelgänger, davon war er überzeugt, verfügte über die Kraft, im Traum mit ihm die Seele zu tauschen.«

»Entschuldige, Mama, aber das ist doch eine völlig abwegige Vorstellung«, warf Hargitai ein.

»Nein. Großvater war nicht nur Arzt; er hatte sich immer auch für Psychologie interessiert. Ihm waren einige Fälle bekannt – er hat Aufzeichnungen darüber gemacht –, Patienten, die ähnliche Traumerlebnisse hatten. Ich erinnere mich noch gut an Joshua

Seidenspinner. Er kam oft zu uns, weil er keine Familie hatte. Josh war ein hochaufgeschossener, magerer junger Mann, der wunderbare Scherenschnitte machen konnte. Ich war fasziniert von seiner Fertigkeit. In Minutenschnelle schnippelte er ganze Girlanden von Hasen, Pferden, Vögeln, Eidechsen, Blumen oder Gesichtern aus Verdunklungspapier. Auch er litt unter dieser Empathie, hatte die gleichen Alpträume wie Vater. Eines Tages, Anfang Mai war's – der Krieg in Europa war gerade zu Ende gegangen –, stand er in der Tür, blaß und zitternd. ›Wir sind gestorben, Andre‹, sagte er zu Vater. ›Die Träume haben aufgehört.‹ Vater nickte. ›Versündigt euch nicht!‹ rief Mutter. Aber Josh ließ sich nicht beirren. Er war wie von Sinnen. Er zog ein Exemplar der amerikanischen Illustrierten *LIFE* aus der Manteltasche, in der zum ersten Mal Fotos aus deutschen KZs gezeigt wurden, grauenhafte Fotos. Er schlug eine Seite auf und legte sie auf den Küchentisch und deutete mit zitterndem Finger auf das Bild eines Mannes, der sich halb unter einer Bretterwand hervorgezwängt hatte und dabei umgekommen war. ›Das ist Daniel, mein Freund. Wir waren bis zum Schluß beisammen, als sie uns in das Lagerhaus sperrten und es anzündeten. Er meinte, wir würden es schaffen. Ich war dicht hinter ihm. Aber wir haben es nicht geschafft.‹ Mutter hatte einen Blick auf das Foto geworfen, packte mich bei den Schultern und

drängte mich aus dem Zimmer. Die Tür war kaum hinter uns zugefallen, da hörte ich einen Schrei, wie ich ihn im Leben nie wieder gehört habe. Eine halbe Stunde später haben sie Joshua weggebracht. Ich habe ihn nie wieder gesehen, und meine Eltern haben ihn nie mehr erwähnt. Was von ihm blieb, waren Hasen, Pferde, Vögel, Eidechsen, Blumen und Gesichter aus schwarzem Verdunklungspapier. Mutter hatte sie dann irgendwann verbrannt, als wir unsere Sachen packten und nach Wien zurückkehrten. Sie glaubte fest, daß diese Schrecken vorbei seien, der Vergangenheit angehörten ...« Hargitais Mutter brach ab. Nach einer Weile sagte sie dann leise: »Aber sie waren nicht vorbei. Nein, sie waren nicht vorbei.«

»Diese KZ-Träume?« fragte Hargitai.

»Es waren andere. Die Amerikaner, behauptete Vater, hätten die Bombe auf Wien geworfen. Er war Nacht für Nacht unterwegs, um die Verstümmelten und die Verstrahlten zu behandeln, den Sterbenden Erleichterung zu verschaffen und die Toten zum Franz-Josephs-Kai zu bringen, wo sie vor Tagesanbruch eingeäschert wurden.«

»Das ist doch – entschuldige Mama –, völlig verrückt«, entfuhr es ihm.

»Das sagst du, nachdem du mir deine völlig verrückten Erlebnisse geschildert hast?« erwiderte sie heftig; sie presste sich die Serviette auf den Mund und wischte sich die Tränen ab.

»Das Zugunglück hat schließlich stattgefunden. Aber die Amerikaner haben doch nie eine Atombombe auf Wien geworfen. Das ist doch wohl ein Unterschied, oder?«

Sie zuckte die Achseln.

»Und wenn es nicht nur eine Wirklichkeit gäbe?«

»Mama, das ist doch absurd.«

»Oho! Nein, mein Lieber, da täuschst du dich. Es gibt in den Aufzeichnungen deines Großvaters einen Eintrag, den er für sehr wichtig hielt. Es war ein Erlebnis, das für ihn eine Offenbarung gewesen zu sein schien. Deshalb hat er die Szene in allen Details festgehalten. Es war ein Gespräch mit seinem Freund Samuel Liebermann, der aus dem Exil in den USA zurückgekommen war. Sie hatten beide das Albertus-Magnus-Gymnasium im 18. Bezirk besucht und kannten sich von daher gut. Liebermann hatte nach seiner Rückkehr Ende der Fünfziger einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule. Er war Theoretischer Physiker – Quantenphysik, wenn ich mich richtig erinnere. Sie trafen sich häufig am oberen Ende des Naschmarkts auf ein Glas Sekt und ein paar Austern. Großvater hatte seine Praxis ein paar Schritte um die Ecke, am Getreidemarkt. Liebermann war ein lustiger Vogel – der gern ein Gläschen trank, witzig und voll unkonventioneller Ideen. Großvater mochte ihn.«

»Existieren diese Aufzeichnungen noch?«

»Er hatte diese Aufzeichnungen alle in einem Koffer aufbewahrt. Ich habe ihn nach der Beerdigung auf den Speicher gebracht und nie mehr angerührt.«

»Kann ich mir den mal ansehen?«

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich Hargitais Mutter.

»Ich hatte immer gehofft, ihn dir nicht zeigen zu müssen. Aber es ist wohl besser so, damit du weißt, womit du fertig werden mußt.«

Sie stiegen zum Speicher hinauf. Unter dem Dach des Einfamilienhauses hatte sich der Sommer eingeknistet. Hargitais Mutter hob vorsichtig eine glatzköpfige, staubige Zelluloidpuppe von einem mittelgroßen braunen Pappkoffer mit verstärkten Ecken und drückte sie an die Brust.

»Das ist Liz«, sagte sie. »Eine echte Schildkrötpuppe. Ich habe sie aus London mitgebracht. Liz und ich haben uns in den Nächten im Luftschutzkeller Geschichten erzählt. Lange Geschichten, denn wir glaubten fest daran, daß uns, solange eine Geschichte noch nicht zu Ende erzählt war, unmöglich etwas passieren könne – auch wenn die Nazis noch so viele Bomben auf uns fallen ließen.«

Sie setzte Liz in einen Kinderwagen aus beigem Korbgeflecht und blies den Staub vom Kofferdeckel. »Träume« stand auf dem vergilbten Schild, das mit Leukoplast festgeklebt war, mit einer breiten Füllfeder geschrieben in jener alten deutschen Schrift, die

nur noch ganz wenige entziffern konnten, und zweimal unterstrichen. Die Verschlüsse waren rostig und gaben knirschend nach. In dem Koffer befanden sich etliche Bündel von vorgedruckten gelben Patientenkarten, die zu Taschen im DIN-A5-Format gefaltet waren, wie sie die Ärzte vor der Einführung der Computer benutzt hatten. Sie waren zu Klötzen geordnet und wurden von blassen Gummiringen zusammengehalten, die brüchig und so schmierig vom Alter geworden waren, daß sie am Karton haften blieben wie schlappe Würmer.

»Nimmst du's mit runter?« fragte sie.

»Ich werfe nur einen kurzen Blick drauf.« Seine Mutter ließ ihn allein.

Er begann in den Unterlagen zu stöbern. Die meisten waren Traumprotokolle von Patienten, alphabetisch geordnet. Einige trugen am Rand den Vermerk »wahrscheinlich frei erfunden«, andere »Zuordnung eventuell möglich«, beigefügt waren Zeitungsausschnitte, meist Meldungen von Unglücken, von untergegangenen Schiffen, angekreuzte Namen auf Gefallenlisten. Die Bezüge der Fakten zu den Traumschilderungen erschienen Urban sehr vage; manchmal konnte er überhaupt keinen Zusammenhang erkennen. Eines der Bündel enthielt Großvaters Niederschriften eigener Träume. Es waren zum Teil erschütternde Texte, Bilder schrecklicher, unvorstellbar grausamer Ereignisse, die ihn über Monate und

Jahre hinweg heimgesucht hatten. Er stieß auch auf ein Exemplar der Zeitschrift *LIFE*. Es war die Nummer vom 7. Mai 1945. Die Seite 34 lag obenauf. Sie zeigte unter anderem das Foto eines jungen Mannes, der sich mit Kopf, Schulter und linkem Arm unter einer Bretterwand hervorgezwängt, ja buchstäblich durch den harten Boden gewühlt hatte in seiner Todesangst, bevor ihn die Flammen doch noch ereilt hatten – Joshua Seidenspinners Freund Daniel.

Ein anderes Bündel enthielt theoretische Erwägungen. Urban hatte nicht gewußt, daß sein Großvater einen Zwilling Bruder gehabt hatte, der aber noch am Tag der Geburt gestorben war. Lange Zeit schien ihn die Idee umgetrieben zu haben, daß dieser Bruder nicht wirklich gestorben war, sondern in einer Art Zwischenwelt lebte, von der aus er im Traum Kontakt mit ihm aufnahm. *Ich bin der festen Überzeugung*, schrieb er an anderer Stelle, *daß es vielleicht nicht viele, aber doch eine beträchtliche Anzahl von Menschen gibt, die über die Gabe verfügen, mit Traumwelten in Kontakt zu stehen, in denen die Dinge einen anderen Verlauf nehmen als in dieser unseren Welt; Traumwelten, in denen ihren Doppelgängern ein abweichendes Schicksal widerfährt.*

Urban hob den Kopf und schloß die Augen. Das Wechselspiel von Sonne und Wolkenschatten wurde skandiert von dem metallischen Knacken der sich dehnenen und schrumpfenden Dachrinnen in ihren

Befestigungen. Die Sklaverei der Materie unter den unerbittlichen Gesetzen der Thermodynamik, ein ständiges sinnloses Hin und Her von Energie, das blindlings den Schubkräften in Richtung Entropie gehorchte. Das waren überblickbare und nachvollziehbare physikalische Fakten, aber was mochten das für Gesetzmäßigkeiten sein, die es dem menschlichen Gehirn erlaubten, die Begrenzung seiner Wirklichkeit zu verlassen und wahrnehmend in andere Wirklichkeiten einzudringen?

Schließlich stieß er auf die Notiz über das entscheidende Gespräch mit Samuel Liebermann.

*Ich hatte mich um die Zeit etwas in parapsychologische Spekulationen verrannt, stand da, mich vor allem mit Lebensläufen lange getrennt lebender ein-eiiger Zwillinge befaßt, aber ich hatte das Gefühl, daß mich das nicht weiterbrachte. Zu Mittag hatte ich mich wieder einmal mit Sam beim Strandhaus getroffen, wir hatten einen frischen Chablis getrunken und waren in aufgeräumter Stimmung. Als wir in Richtung Karlsplatz schlenderten, da bemerkte ich, daß an Sams Schuh ein Schnürsenkel aufgegangen war, der durch die Pfützen schleifte.*

*»Dein Schnürsenkel ist aufgegangen, Sam«, sagte ich.*

*Sam blieb stehen und sah nachdenklich an sich hinab. Dann kratzte er sich den Backenbart und schüttelte den Kopf.*

»Zuviel des Aufwands, wenn ich ihn zubinden würde«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

Sam machte eine theatralische Geste, welche die Silhouette der Stadt vor uns einschloß. »Eine neue Karlskirche, eine neue Secession – wenn auch leider immer noch ohne goldenes Krauthäuptel –, einen neuen Stephansdom, ein neues Wien samt Vororten, ein neues Österreich – Gott bewahre! –, ein neues Europa, am Ende ein neues Sonnensystem, von der Galaxis und dem Universum ganz zu schweigen. Sag, André, kommt dir das nicht auch etwas zu aufwendig vor? Na also.«

Er latschte ungerührt weiter und zog den offenen Schnürsenkel hinter sich her.

»Sag mal, spinnst du?« fragte ich.

»Keineswegs«, erwiderte Sam hoheitsvoll. »Dar- auf liefe es nämlich hinaus.«

»Wenn du dich bückst und dein Schuhbandel zu- machst?«

»So ist es«, erwiderte er.

»Gestattest du mir, daß ich es dir zubinde?«

»Bitte. Damit enthebst du mich der großen Verant- wortung, mein Freund, die Welt, nein, das Univer- sum verdoppelt zu haben.«

Ich ließ mich auf ein Knie nieder und band ihm den Schuh.

»Also, nun mal im Ernst«, ächzte ich, als ich wie-

*der aufrecht stand. »Was willst du damit sagen?«*

*»Daß sich die Welt bei jeder getroffenen Entscheidung vervielfältigt.«*

*»Und du glaubst das?« fragte ich ihn.*

*»Ich bin mir noch nicht ganz schlüssig, aber der Gedanke ist frappierend. Eine höchst interessante Deutung der Quantentheorie. Aufwendig zwar, aber wesentlich einfacher als die Kopenhagener Deutung, die nicht einmal Einstein versteht, oder vielmehr nicht schätzt, weil sie voraussetzt, daß der menschliche Geist auf mystische Weise durch einen geistigen Kraftakt die Materie zu einer Entscheidung zwingen kann.«*

*»Und ich verstehe dich nicht.«*

*»Hugh Everett heißt der Kollege. Ein fabelhafter Mann. Ich kenne ihn persönlich. Er war Doktorand bei Wheeler in Princeton. Hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Aber seine Idee ist wirklich genial. Ich stimme ihm zu, obwohl die vereinte Physikergemeinde mit Ockhams Skalpell über ihn herfallen und zerfleischen wird«, sagte Sam.*

*»Und was behauptet dieser Wunderknabe?«*

*»Nicht weniger als folgendes«, sagte Sam und reckte den Bart neuen Horizonten zu. »Durch jede getroffene Entscheidung entsteht ein neues Universum, vollständig, komplett. Ein Universum mit offenem und eins mit geschnürtem Schuhbandel. Du hast die Sache sogar noch kompliziert, weil du mir die*

*Entscheidung abgenommen hast. Wahrscheinlich haben wir es nun mit einem oder zwei weiteren Universen zu tun. Aber auf ein paar mehr oder weniger kommt es jetzt nicht mehr an.«*

*»Ist das dein Ernst, Samuel – ich meine, als Physiker?« fragte ich.*

*»Mein tiefster Ernst.«*

*»Bedeutet das, daß ständig Universen entstehen, in denen dieselben Menschen leben wie hier?«*

*»Die gleichen, André, nicht dieselben, denn sie haben sich vor einem Moment anders entschieden. Und von dem Moment an entfernen sie sich voneinander«, erwiderte Sam.*

*»Das ist die Lösung! Aber wo könnten diese parallelen Welten sein?« fragte ich ihn.*

*Sam zuckte die Achseln.*

*»Eine Haaresbreite rechts von uns, links von uns, über uns oder unter uns. Eine Millisekunde vor uns oder hinter uns ... Wer will das wissen?«*

*»Du machst mir schrecklich angst, Samuel«, sagte ich. »Es verschlägt mir den Atem. Ich schleppe meinen Doppelgänger mit mir herum wie einen siamesischen Zwilling. Was sage ich! Es ist nicht nur ein Zwilling. Es sind deren viele. Einer lastet mir auf der Brust, einen trage ich auf dem Rücken, links und rechts von mir gehen sie, klammern sich an mich und erdrücken mich.«*

*»Du kannst sie nicht spüren«, sagte er tadelnd.*

»O doch, ich spüre sie, weiß Gott!«

»Das ist Unfug, André. Die Alternativen haben sich von unserer Wirklichkeit abgespalten. Sie sind unerreichbar für uns.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Da hat er unrecht, dein Freund Hugh Everett. Die Grenzen der Wirklichkeit sind nicht undurchdringlich – jedenfalls nicht für alle Menschen.«

»Was sagst du da?« fragte Sam.

»Ich habe es selbst leidvoll erfahren, mein ganzes Leben lang. Ich erfahre es immer wieder.«

»Oho!« erwiderte Sam, hob die Augenbrauen und deutete auf mich. »Der Traumdoktor. Habe ich recht?«

»Ja«, sagte ich und faßte nach seinem Arm. »Und vielleicht kann ich es eines Tages beweisen.«

»Sei vorsichtig, André Goldfaden. Du stehst auf brüchigem Eis. Ich kann dir versichern, daß Everett nicht eben glücklich wäre über deine Interpretation seiner Interpretation.«

Es ist wahr, hatte Urban Hargitais Großvater darunter geschrieben. Diese Theorie hat tatsächlich etwas Monströses. Sie ist abstoßend in ihrer hemmungslosen Verschwendung, in ihrer grenzenlosen Aufgeblätheit. Aber sie liefert als einzige eine plausible Erklärung für das, was ich immer wieder erlebe. Aber wenn ich es wirklich zu begreifen versuche, schmilzt alle Logik dahin.

Nun, dachte Hargitai, das mochte ihm so scheinen. Sein Großvater hatte, wie viele um Wahrheit bemühte Wissenschaftler vor ihm, noch ganz in den Kategorien der aristotelischen Logik gedacht und gemäß dem biblischen Imperativ »Deine Rede sei ja, ja, oder nein, nein«. Aber angesichts der Quantenphänomene führten diese starren Denkschablonen nicht weiter. Hargitais Großvater hatte schließlich resigniert und seine Forschungsergebnisse in einen Pappkoffer gepackt und einen Zettel darauf geklebt, auf den er mit dem Füller »Träume« schrieb, zweimal dick unterstrichen.

\*

Auch Urban Hargitai mußte erkennen, daß er mit seinen Mathematikkennntnissen und mit Hilfe ausgefüllter Programme nicht viel weiter kam, nachdem er die Traumprotokolle systematisiert und in den Computer eingegeben hatte, um sie mit stattgefundenen oder auch knapp vermiedenen Ereignissen wie vereitelten Bombenanschlägen, Beinahezusammenstößen von Flugzeugen und ähnlichem zu korrelieren. Es ergaben sich Übereinstimmungen. Manchmal schien es nach den Traumprotokollen in benachbarten Wirklichkeiten nicht gelungen zu sein, solche Ereignisse zu vermeiden. Es bildeten sich da und dort Wahrscheinlichkeitscluster heraus, aber sie wa-

ren schwer interpretierbar. Hargitai konnte die Raster von virtuellen Realitäten über die Textur der Wirklichkeit legen und hin und her schieben, soviel er wollte, aber es ließen sich keine Passer ausmachen. Immer wieder tauchten neue Zwischenschichten auf, die sich nicht integrieren ließen.

Er versuchte es mit den Matrizen Bernard de Vy-ses, die dieser für die Programmierung von Computer-Strategiespielen entwickelt hatte. Doch angesichts der Noden musste er kapitulieren, denn von ihnen gingen Ereignisketten aus, die durch verschiedene Realitätsfolien führten, über die sich wiederum Wahrscheinlichkeiten von Ereignismustern verschmierten.

Hargitai war klar, daß ein Ereignis gleichzeitig in mehreren, ja in sehr vielen Realitäten stattfinden konnte: Das Eisenbahnunglück am Arlberg hatte unmöglich nur in dieser Wirklichkeit stattgefunden, sondern zumindest auch in zahlreichen anderen. Er hatte – wenn ihn seine vage Erinnerung nicht trog – in Innsbruck den Gegenzug bestiegen. Doch er hätte ihn ebensogut in Wörgl besteigen und nach Wien zurückkehren können –, oder bereits in Salzburg, in Attnang-Puchheim, in Wels oder Linz – oder gar schon in St.Pölten oder in Hütteldorf. Er hätte die Einladung Christians absagen und ganz auf die Reise nach Bregenz verzichten können. Oder Christian hätte ihn einzuladen vergessen oder ganz auf eine Party

verzichten können. In allen diesen Virtualitäten hätte sich das Zugangsglück am Abend des 11. August 1995 ereignet und in 10 Universen dazu.

Urban Hargitai sah ein, daß die polyreale Mathematik seine Fähigkeiten überstieg. Er packte die Unterlagen seines Großvaters André Goldfaden wieder in den alten Pappkoffer, legte seine CDs und Disketten dazu, klebte mit Tesafilm das vergilbte Schild, auf dem »Träume« stand, wieder auf den Deckel und schob ihn unters Bett.

\*

Ein paar Wochen später erreichte ihn die E-Mail eines Dr. Misrun Ardita, der sich anlässlich einer Tagung in Wien aufhielt.

*Sehr geehrter Herr Hargitai, auf Umwegen habe ich erfahren, daß Sie der Enkel von Dr. André Goldfaden sind und im Besitz der Forschungsunterlagen des Verstorbenen. In Insiderkreisen – auch ich arbeite auf dem Gebiet der Extradimensional Empathy – gilt Ihr Herr Großvater als der bahnbrechende Forscher in dieser Richtung, auch wenn er seine Ergebnisse nie publiziert hat. Mir ist weiterhin bekannt, daß auch Sie auf dem Gebiet tätig geworden sind. Da ich mich derzeit in Wien aufhalte, würde ich es sehr begrüßen, wenn wir uns kennenlernen resp. ein Ge-*

*spräch führen könnten. Schlagen Sie bitte einen geeigneten Ort und einen Termin vor.*

*Vielen Dank im voraus für Ihr freundliches Entgegenkommen.*

*Ich sehe unserem Gespräch höchst interessiert entgegen.*

*Mit besten Grüßen*

*Dr. Misrun Ardita*

Was das wohl für Umwege gewesen sein mögen, fragte sich Urban Hargitai. Seine Mutter hatte doch gesagt, daß ihr Vater nur im engsten Bekanntenkreis über seine Gabe und die Beschäftigung mit dem Phänomen der Parallelwelt-Empathie gesprochen habe. Und für ihn selbst galt dies erst recht. Neugierig geworden, sagte er zu.

\*

Urban Hargitai und Dr. Ardita trafen sich an einem warmen Frühlingstag im *Café Schwarzenberg*. Das Wetter erlaubte es, im Freien zu sitzen. Dr. Ardita war Holländer indonesischer Abstammung, etwa dreißig Jahre alt und von einnehmender, unkomplizierter Art, die Urban auf Anhieb für ihn einnahm. Er trug einen braun-rot gemusterten Sarong und ein blousonartiges, weites weißes Hemd. Das dichte schwarze Haar fiel ihm über die Ohren. Einen Unter-

schenkel hatte er unter das Gesäß gezogen, eine bei Asiaten verbreitete Sitzhaltung. Einigen Gästen und auch dem Kellner schien das etwas zu leger zu sein, aber Dr. Misrun Ardita ignorierte die tadelnden Blicke und löffelte einen Becher Schokoladeneis mit Sahne. Auf dem Stuhl neben ihm stand eine Reisetasche aus einem bunten exotischen Gewebe. Dr. Ardita sprang auf und begrüßte Urban Hargitai wie einen alten Bekannten. Der legte den Pappkoffer auf den Tisch und ließ die Schlösser aufschnappen. Dr. Ardita blätterte das Material durch und las das eine oder andere Blatt. Das Schokoladeneis schmolz dahin.

»Den größten Teil habe ich auf Disketten übertragen«, erklärte Hargitai.

Dr. Ardita nickte.

»Das ist sehr hilfreich«, sagte er. »Was halten Sie von einer Publikation?«

»Ich habe mit meiner Mutter gesprochen. Sie kann sich nicht entschließen, ihre Einwilligung zu geben, was die persönlichen ... nun, Erlebnisse ihres Vaters im KZ betrifft.«

»Verstehe. Aber sie sind natürlich von besonderer Relevanz. Ihr Herr Großvater hatte – wie ich sehe – ein bemerkenswertes erzählerisches Talent. Darf ich Sie bitten, über diesen Punkt noch einmal mit Ihrer Mutter zu sprechen?«

Aus dem Augenwinkel nahm Urban eine Bewegung in der Reisetasche auf dem Stuhl zwischen ih-

nen wahr. Er wandte den Kopf und erblickte eine ungewöhnlich große buntscheckige Ratte, die sich halb aus der Tasche erhoben hatte, die Vorderpfoten auf den Reißverschluß gestützt. Sie schnüffelte in seine Richtung und musterte ihn mit klugen Augen. »Schöner Tag heute«, sagte sie.

Urban Hargitai hätte um ein Haar seine Tasse fallen lassen.

»Darf ich vorstellen?« fragte Dr. Ardita, ohne den Blick von seiner Lektüre zu heben. »Don Fernando.«

Die Ratte hatte sich wieder zurückgezogen. Keiner der Gäste schien etwas bemerkt zu haben.

»Haben Sie das Tier dressiert?« fragte Hargitai verdattert.

Dr. Ardita hob die Augenbrauen.

»Don Fernando ist kein Tier. Er ist mein Freund und Partner.«

»Das ist ein Scherz.«

»Das ist kein Scherz«, entgegnete Dr. Ardita und lachte vergnügt.

Urban Hargitai war sich nicht ganz sicher, aber er glaubte, aus der Tasche ein Kichern zu hören.

# IV DIE NEUEN KLEIDER

»BESUCHER AUS DER ZUKUNFT KÖNNTEN UNSERE ZUKUNFT GENAUSOWENIG KENNEN WIE WIR SELBST. SIE KOMMEN NICHT VON DORT. ABER SIE KÖNNTEN UNS ETWAS ÜBER DIE ZUKUNFT IHRES UNIVERSUMS ERZÄHLEN, DESSEN VERGANGENHEIT DIESELBE WAR WIE UNSERE.«

*David Deutsch*

Die gelieferten Kleider waren von eigentümlichem Reiz – fest, strapazierfähig, ein bißchen kühl und rauh auf der Haut, aber gediegen und von schlichter Eleganz.

Ich trug sie in meinem Apartment, um mich an sie zu gewöhnen. Ohne Slip fühlte ich mich allerdings wie eine Exhibitionistin: ein bißchen pervers und schamlos zugänglich. Da halfen auch keine zwei oder drei Röcke, und auch kein Mantel. Ich fühlte mich einfach nackt. Die Basquine war vorne geschlitzt. Sie glitt von selbst herab, wenn man das Band unter der Brust löste. Welche Raffinesse! Ein Nachthemd von ganz besonderer Attraktion! Aber ich würde es ablegen müssen, und es würde mich auch schrecklich viel Überwindung kosten, mit drei, vier wildfremden nackten Weibern in einem Bett zu schlafen. Allein der Gedanke setzte mir schon zu.

Ein Rock aus Barchent, einer aus Wolle, einer aus Kattun – alle erdfarben, braun, grau, unauffällig. Der Mantel war aus dunkelbrauner Wolle, weit geschnitten, geräumig; er wirkte fast wie eine Behausung und war mit Kaninchenfell gefüttert für die kalten Tage. »Nur für alle Fälle«, hatte Grit gesagt, »wenn die Transition nicht punktgenau klappt und du im Winter landest. Aber was soll schon eine Botanikerin im Winter? Wenn alles nach Plan geht, trennst du das Fell einfach heraus.«

Auch die Stiefel waren mit Kaninchenfell gefüttert. Die Strümpfe kratzten. Sie fühlten sich irgendwie ranzig an. Schafwolle. Hatten sich die Biester vor dem Scheren in Disteln gewälzt, um sich zu rächen?

»Du gewöhnst dich daran«, versicherte Grit. »Und behalt deine Kleider immer gut im Auge! Paß auf, daß sie dir niemand stiehlt! Die Menschen in jener Zeit stehlen wie die Raben.«

Ja, die Raben! Sie fressen mit Vorliebe die Augen der Gehenkten, schoß es mir durch den Kopf. Als ich meinem Unbehagen Luft verschaffte, warnte mich Grit noch mal: »Geh besser nicht so nahe heran, wenn du einen Galgen siehst – oder gar einen Galgenbaum, in dem sie zu Dutzenden hängen in allen Stadien der Verwesung. Es ist nicht nur ein entsetzlicher Anblick, dort treiben sich auch oft verwilderte Hunde herum, die tollwütig sein können.«

Mir wurde ganz schwindlig. Ich würde mich an so vieles gewöhnen müssen. O Gott, worauf hatte ich mich da nur eingelassen?

\*

In der Nacht suchte mich der furchterregende Traum erneut heim. Ich stand auf der hohen Düne in der endlosen Wüste. Ich blickte nach oben. Der Himmel war leer und wurde erhellt vom ersten Schein der Morgendämmerung. Unter mir, in der Oase am Ufer des verschwundenen Meeres, war ein Licht zu sehen. Dort mußten Menschen sein.

Plötzlich erhob sich hinter mir ein Brausen. Als ich mich umwandte, brach ein Feuerbogen aus dem Sand hervor, eine sich wölbende Eruption. Lava floß aus der klaffenden Öffnung und breitete sich nach beiden Seiten aus; sie überschwemmte die Dünen und begrub sie unter sich. Und dann stemmte sich der Rand einer gewaltigen Sonne über den Horizont, die den ganzen Himmel zu füllen drohte. Der Photonensturm ihres Lichts peitschte die Dünenkämme, so daß der Sand davonstob wie Rauch. Ich fühlte den Aufprall des Sonnenwinds auf der Haut wie eine jähe heiße Bö. Entsetzt wandte ich mich ab und stolperte die Flanke der Düne hinab auf die Oase zu.

»Helft mir!« schrie ich. »O Gott, helft mir!«

Aber ich sah niemanden und hörte keine Antwort.

\*

An einem der folgenden Tage war ich morgens im Botanischen Institut an der Neuwen Keizersgracht gewesen. Mittags hatte ich dann Schluß gemacht und war in Richtung Centralstation gegangen, um im Havana Social Club an der Geldersekade ein Chili con carne zu essen.

Ich hatte gerade an einem Tisch unter dem Sonnenschirm auf dem Trottoir Platz genommen und mir eine Limonade bestellt, als von der Prins Hendrikade drei elektrische Rollstühle in die Geldersekade einbogen – ein Stoßtrupp militanter Senioren. Da mußte wieder etwas im Gang sein, dachte ich mir. Sie waren die Speerspitze der Seniorenbewegung, der Grauen, wie sie sich nannten. Oft handelte es sich um Veteranen mit Kriegserfahrung aus UN-Einsätzen in Krisengebieten rund um den Globus.

Mit halsbrecherischem Tempo preschten sie heran – fast lautlos; nur das leise Winseln der elektrischen Motoren der Rollstühle war zu hören. Kurz vor dem Club löste sich die Formation auf. Einer von ihnen kam auf mich zugeschossen, wirbelte sein Gefährt zwei Schritte neben meinem Stuhl um 180 Grad herum und stoppte. Die beiden anderen bezogen ganz in der Nähe Position. Er verständigte sich mit ihnen über sein IKom, das neben seinem Mundwinkel baumelte,

nebenbei hörte er irgendwelchen Sprechfunk ab.

Der Alte wandte mir sein Gesicht zu, bleckte mit seinen Implantaten und tippte mit dem Finger an seine petrolfarbene Baseballmütze. DEATHHUNTER BRIGADE war in großen roten Lettern über dem Schirm aufgenäht. Er trug eine schußsichere Weste aus graugrünem Kevlar. FUCK YOU! stand auf dem Rücken. Wie ein schmaler Pinsel ragte sein borstiges weißes Haar hinten waagrecht zwischen Mützenrand und Gummizug heraus. Er war bestimmt funfundachtzig, vielleicht neunzig.

»Was ist denn los?« fragte ich.

»Ha!« krächzte er. »Eine ganze Menge.«

Ich traute meinen Augen nicht, als er die karierte Decke zurückschlug, die auf seinen Knien lag. Ich wußte, daß diese militanten Senioren häufig bewaffnet waren – Gassprays, Blendgranaten, elektrische Schlagstöcke, sogenannte Stunner –, aber was er auf seinen mageren Oberschenkeln liegen hatte, war eine doppelläufige kurze Schrotflinte aus Perlkeramik. Er fischte große Patronen aus der Brusttasche seiner Weste, knickte die Läufe ab und lud die beiden Kammern. SLAAPSCHROOT stand auf den knallgelben Kartuschen.

»Was ist denn hier los?« fragte ich erschrocken.

»Keine Bange junge Frau«, erwiderte er grinsend.

»Alles unter Kontrolle.«

»Nun reden Sie schon!«

»Erstens sind heute ein paar verdächtige junge Leute in die Stadt gekommen«, sagte er und zählte es an den Fingern ab. »Abgekartete Sache – klar. Es geht aber nicht gegen uns diesmal. Egal. Faschistengesindel. Belgier sind dabei, Deutsche auch. Zweitens« – er reckte den Zeigefinger – »sind gestern Flüchtlinge in Rotterdam angekommen. Sechstausend. Auf einem Tanker. Na? Sie werden sie herauf-fliegen nach Landsmeer ins Lager. Der Flug geht direkt über die Stadt – ziemlich genau hier.« Der Alte reckte kämpferisch das Kinn. »Eins und eins ... Aha! Da ist doch was im Busch, oder? Eine Schweinerei von den KICOBs. Ganz klar.«

Er verdrehte den lederigen Hals, blickte prüfend zum Himmel auf und verbarg mit einem listigen Seitenblick seine Schrotflinte unter der Decke.

Plötzlich bog ein großer silbriger Geländewagen von der Prins Hendrikkade in die Geldersekade ein; langsam rollte er heran und parkte schließlich auf dem Radweg unter den Bäumen an der Gracht. Der Fahrer ignorierte das Klingeln der Radfahrer, die auf die Straße und das Trottoir ausweichen mußten. Die Ladefläche war mit einer blauen Plane abgedeckt. Am Steuer saß ein Mann mit einem hellen Helm; durch die getönte Scheibe konnte man ihn kaum erkennen.

Zwei Minuten später tauchten aus der anderen Richtung, von der Waag her, zwei schwere Kawasa-

ki-Motorräder auf. Die Fahrer trugen verspiegelte schwarze Helme.

»Die Maschinen wollen sie zur Flucht benutzen, wetten?« krächzte der Alte grinsend. »Ha, das werden wir ihnen vermasseln.« Seine Zähne klickten nervös aufeinander. Ob er wohl Angst hatte? Mir wurde immer mulmiger zumute, als ich in der Ferne, im Süden der Stadt, ein dumpf pochendes Geräusch hörte, das allmählich lauter wurde.

»Was wollen die? Planen die einen Überfall?« fragte ich den Kellner, der mir mein Getränk brachte. Stirnrunzelnd blickte er zu den Motorradfahrern hinüber, die nun zusätzlich den Gehweg entlang der Gracht blockierten. Er machte ein besorgtes Gesicht, während er die Flasche öffnete und das schäumende Bitter Lemon über die Eiswürfel im Glas goß, dann rief er etwas auf spanisch ins Innere des Lokals. Der Besitzer, ein großgewachsener Schwarzer, erschien im Eingang. »Merde. Ich rufe die Polizei«, murmelte er und verschwand im Innern des Lokals.

Die Motorradfahrer waren abgestiegen, da öffnete sich die Tür des Geländewagens und der Fahrer stieg aus. Er trug einen weißen Euro-Force-Stahlhelm und eine verspiegelte Sonnenbrille. Langsam ging er um den Wagen herum und schlug die Plane auf der Ladefläche zurück. Ich konnte nicht genau erkennen, was sich darunter befand; es sah aus wie ein Bündel dicker grauer Rohre. Das Donnern in der Luft wurde

immer lauter. Plötzlich hatten die beiden Motorradfahrer automatische Waffen in der Hand. Da schlug der Alte die Decke auf seinen Knien zurück.

»Verdomme! Jullie fascistische klootzakken!« brüllte er und schoß beide Läufe ab.

Ich konnte nicht erkennen, ob er getroffen hatte. Der Alte packte mit unerwarteter Kraft mein Handgelenk. Mit einem Ruck warf er seinen Rollstuhl um und riss mich dabei vom Stuhl. Ich sah noch im Fallen, wie einer der Männer seine Waffe in unsere Richtung schwenkte, doch plötzlich hielt er nur noch einen blutigen Armstumpf hoch, während die Waffe mit der abgetrennten Hand durch die Luft flog. Ich wußte nicht, ob auf uns gefeuert worden war, denn der Lärm am Himmel war nun infernalisches. Ich spürte keinen Schmerz, außer dem stahlharten Griff des Alten, mit dem er mein Handgelenk umklammerte. Und dann sah ich, wie plötzlich eins der Motorräder in einem Feuerball verschwand, wie der andere Motorradfahrer mit brennender Montur von der explodierten Maschine weg über den Fahrradweg taumelte und in die Gracht stürzte, während der dritte, der mit dem weißen Stahlhelm, vor der Ladefläche seines Wagens kniete und langsam vornübersank.

Ringsum rannten Leute davon, Tische stürzten um, Geschirr und Gläser zerschellten auf dem Pflaster. Das Geräusch am Himmel näherte sich mit ungeheuerlichen Druckwellen.

»Halt! Halt!« rief der Alte laut. »Hier ist ein Krake. Ich spüre einen Kraken!«

»Lassen Sie mich los!« schrie ich ihn an, aber er hielt mich eisern fest. Über uns tauchte ein riesiger Transporthubschrauber auf; sein Schatten streifte über uns hinweg. Er flog so tief, daß man die dichtgedrängten dunklen Gesichter hinter den Fenstern der Fahrgastkabine erkennen konnte. Mit schreckgeweiteten Augen starrten sie auf das brennende Motorrad herab.

Aus dem Chaos aus Rauch und Flammen auf dem Radweg tauchte ein Gesicht auf. Es war absolut surreal, als wäre es aus einem Matting herausgeschnitten worden, nein, als wäre es darüber hinweggeglitten – als hätte es sich vor einer Leinwand bewegt, auf die ein Film projiziert wurde.

Es war ein hartes, junges Gesicht, und es war nicht körperlos. Ich registrierte eine flache Welle, die den Hintergrund geringfügig verschob, als würde sich ein großer Fisch unter der Oberfläche eines stillen Gewässers bewegen. Er trug wohl einen Tarnanzug, der sich in Sekundenbruchteilen dem Hintergrund anpaßte, wie die Haut mancher Fische – oder der Kraken.

Endlich ließ der Alte meine Hand los. Ich richtete mich halb auf und tastete nach meinem umgestürzten Stuhl. Das Gesicht kam auf mich zu. Es wurde größer, deutlicher, aber es war unmöglich, die Entfernung zu schätzen. Da spürte ich eine leichte Berüh-

rung an der Wange, die Berührung einer unsichtbaren Hand. Dann war das Gesicht von einer Sekunde zur anderen verschwunden. Das Rotorengeräusch entfernte sich langsam Richtung Norden und ebte schließlich ab.

»Wollen Sie mir nicht aufhelfen?« fragte der Alte kichernd.

Er lag neben seinem Gefährt, recht hilflos und auch ziemlich blaß. Ich stellte seinen Rollstuhl auf die Räder. Der Kellner half mir, ihn hochzuheben und hineinzuhieven, und reichte ihm seine Flinte. Der Alte knickte die Läufe ab und holte die leeren Kartuschen heraus. Die beiden anderen Senioren inspizierten unterdessen den Geländewagen.

»Boden-Luft!« rief einer von ihnen herüber. »Ganz schönes Kaliber. Die wollten die Flüchtlinge herunterpusten, mitten in der Stadt.«

»Die haben sie heruntergepustet«, murmelte der Alte.

»Wie meinen Sie das?« fragte ich ihn.

»Haben Sie noch nie was von einem Kraken gehört? Das sind Nothelfer, aber die kommen erst – wie soll ich sagen –, wenn sich etwas bereits ereignet hat, ein katastrophales Geschehnis. Dann stellen sie die Uhr um ein paar Sekunden zurück und intervenieren, damit das Ereignis nicht eintritt.« Er drehte seinen Schildkrötenhals und sah mich an. »Genaugenommen hat dieser Krake uns nicht das Leben gerettet,

sondern uns von den Toten auferweckt. Wahrscheinlich sind wir alle hier tot gewesen. Sonst hätte er nicht die Legitimation gehabt, so hart zuzuschlagen. Diese Drecksfaschisten waren fest entschlossen, einen großen Schlamassel anzurichten – einen wirklich großen.«

Von der Prins Hendrikkade war Sirenengeheul zu hören, Polizei- und Rettungsfahrzeuge bogen mit quietschenden Reifen in die Geldersekade ein, gefolgt von der Feuerwehr. Die Senioren traten den Rückzug an.

»Zeit für ein Bier in der *Waag*«, sagte mein alter Beschützer mit einem Augenzwinkern und grinste. »War schön, mit Ihnen von den Toten auferweckt zu werden, Mädchen.«

Mir war nicht zum Lachen zumute.

Die brennenden Reifen des zerstörten Motorrads verbreiteten fettigen schwarzen Rauch. Schaumlöcher fauchten. Die Feuerwehrleute sperrten die Straße mit orange-weißen Plastikbändern ab.

Qualmende Trümmer wurden zusammengescho-ben.

»Sind sie tot?« fragte ich den Kellner.

»Ich glaube nicht. Die beiden leben anscheinend noch. Den Mann mit dem Stahlhelm scheint der Alte mit seinem Betäubungsschrot flachgelegt zu haben«, sagte er lachend. »Den dritten werden sie gleich aus der Gracht fischen. Wenn sie ihm sofort den Magen

auspumpen, hat er vielleicht eine Chance zu überleben ... Schade wäre es um keinen dieser faschistischen Drecksäcke. In ein paar Wochen sind die wieder frei.«

Weitere Wagen trafen ein – Beamte in Uniform und in Zivil.

»Sie tragen kein IKom, junge Frau?« fragte mich einer mit einem Blick auf sein Wristtop.

»Ich trage einen NEA-Chip.«

Er nickte und ging weiter.

Das also ist ein »Uitborstelen«, wie Professor Dorrit van Waalen es so launig nennt, dachte ich mir; so also wird das große Tier gestriegelt, das unser Universum ist. Es kam mir aber eher wie der brutale Hieb mit einem Ochsenziemer vor, um ein Gespann auf Kurs zu halten.

\*

»Es gibt also ein Universum, in dem ich jetzt nicht mehr lebe.«

Grit kratzte ihre Pfeife über der hellblauen Schale aus, die ihr als Aschenbecher diente.

»Von denen gibt es sicher eine ganze Menge«, erwiderte sie. »Und es gibt ein Universum, in dem dieser Terroranschlag glückte.«

Sie hob den Deckel von einem Porzellantopf, zupfte Tabak heraus und stopfte den Pfeifenkopf. Ein

angenehm süßer, würziger Duft stieg mir in die Nase.

»Wahrscheinlich gab es Hunderte von Opfern«, fugte Grit hinzu »In einen Colossus 6006 passen an die zweihundert Personen. Und wenn der mitten in der Altstadt heruntergekracht ist ...«

»Gibt es jetzt dieses Universum noch, oder wurde es ... ausgebürstet?« fragte ich sie.

Grit hob die Schultern und zündete ihre Pfeife an.

»Vielleicht nicht mehr. Wir wissen es nicht.«

»Was hast du eigentlich geraucht, als du im 15. Jahrhundert warst?« Sie nahm die Pfeife aus dem Mund und sah mich an.

»Glaub mir, am liebsten wäre ich losgefahren und hätte selber Amerika entdeckt. Ich hatte alles mögliche ausprobiert – Schafgarbe, was weiß ich, und mir dabei die Zunge verbrannt. Ich hatte sogar die Stengel von *Clematis alba* geraucht.«

»Pfui Teufel.«

»Oh, das haben wir schon als Kinder gemacht, bis wir Bauchweh hatten und Durchfall bekamen. Es gibt keinen Ersatz für Tabak. Und Cannabis ist eben anders. Man kann sich doch nicht ständig bekiffen. Außerdem kann man zu jener Zeit nur heimlich rauchen, sonst denken die Leute, du bist ein feuerspeiender Drache oder gar der Leibhaftige selbst, und rennen schreiend davon.« Eine Zeitlang hingen wir unseren Gedanken nach.

»Weshalb kann man solche terroristischen An-

schläge nicht auf weniger gewalttätige Art verhindern?« fragte ich.

Sie blies eine Rauchwolke von sich.

»Das ist nicht so einfach. Die Geschichte ist ein chaotisches System. Es erfordert einen astronomischen Rechenaufwand, auch nur ein paar Schritte zu kalkulieren. Der kritische Ereignisknoten würde sich nur verlagern und woanders schürzen. Ganz abgesehen von den Nebenwirkungen, die du unversehens in Gang setzen kannst. Du trittst irgendwo ein Steinchen los, und im Nu wird eine Lawine daraus.«

»Diese drei jungen Leute gestern ... man hätte sie doch wegen illegalen Waffenbesitzes verhaften können.«

»Ja. Aber wenn keine Straftat vorliegt, wären sie nach ein paar Tagen wieder auf freiem Fuß und würden einen neuen Anschlag aushecken. Die Kraken werden post factum tätig und versuchen, ein Universum, in dem sich unerwünschte Entwicklungen angebahnt haben, zum Kollabieren zu bringen. Oft genug ist der Eingriff aber gar nicht möglich. Zum Beispiel die Katastrophe von Cattenom, die Mitteleuropa verwüstet hat. Was glaubst du, wie viele Versuche es schon gegeben hat, diese Katastrophe zu verhindern. Aber niemand ist auch bloß in die Nähe dieses Datums gekommen. Kein Mensch weiß, weshalb. Im Vorfeld der Katastrophe haben ein paar Schlaue es mit Propaganda versucht. Haben sich auf Marktplät-

ze gestellt, gepredigt und Handzettel verteilt. Die Leute haben sich scheckig gelacht über die vermeintlichen Spinner. Ruf mal ihre Berichte auf im Institut. Keiner hat ihnen auch nur ein Wort geglaubt. Die Menschen haben sich an die Stirn getippt, wenn sie überhaupt zugehört haben. Zum Heulen war diesen freiwilligen Rettern zumute. Und in die Zeit nach dem Unglück kannst du auch gelangen, wenn auch in die unmittelbare Umgebung nur auf Schleichwegen und unter Lebensgefahr wegen der radioaktiven Verseuchung und der Absperrungen. Aber das Ereignis selbst – die Katastrophe – steht da wie eine geheimnisvolle dunkle Festung, uneinnehmbar. Und von diesen rätselhaften Bollwerken im Zeitstrom gibt es leider viele.«

Wir saßen in Zandvoort in ihrem Wohnzimmer. Grit hatte mich übers Wochenende zu sich eingeladen. Draußen dunkelte es. Sie legte nun ihre leer gerauchte Pfeife in die Porzellanschale.

»Ich erinnere mich an meine ersten Gehversuche«, fuhr sie versonnen fort. »Damals war Hla Thilawuntha noch am Institut.«

»Der Erfinder der Zeitreise?«

Grit hob die Schultern.

»Von einer Erfindung kann man eigentlich nicht sprechen. Es ist eher so etwas wie eine Überlieferung.«

»Wieso? Hat es denn früher schon ...?«

»Nun«, unterbrach sie mich, »Zeitreise gab es per definitionem schon immer. Sie wurde sozusagen aus der Zukunft importiert. Thilawuntha schuf die Mathematik, die uns den Zugang zu dem rätselhaften Transportsystem eröffnete.«

»Was war dieser Thilawuntha eigentlich für ein Mensch? Hast du ihn persönlich kennengelernt?«

»Ja, natürlich habe ich ihn gekannt. Er war ein sehr sanfter, freundlicher, bescheidener Mensch. Alle mochten ihn. Aber er war ziemlich scheu und redete nicht viel. Seine Sprache war die Mathematik. Manche hielten ihn für einen Wiedergänger des legendären Ramanujan.«

»Ramanujan?«

»Ein junger Mann, der Anfang des 20. Jahrhunderts aus Indien nach Cambridge kam, mit einem Schulheft in der Tasche, in das er die wichtigsten Beweise aus dreihundert Jahren Mathematikgeschichte geschrieben hatte. Er hatte sie selbst erbracht und nicht die geringste Ahnung, daß sie von den berühmtesten Mathematikern Europas bereits geführt worden waren. Er hatte ganz allein geschafft, wozu die Größten der Zunft Jahrhunderte gebraucht hatten. Und Hla Thilawuntha war ein noch größeres Genie, denn was er lieferte, waren Antworten auf Fragen, die bisher noch gar nicht gestellt worden waren. Es war manchmal unglaublich.«

»Er war Birmane, nicht wahr?«

»Aus Myanmar, ja. Seine Ausführungen tauchten zuerst im Internet auf unter dem Kürzel H.T. – und sie erregten Aufsehen unter den Fachleuten. Es dauerte Jahre, bis man herausfand, wer sich dahinter verbarg. Eine Einladung, ans MIT zu kommen, schlug Hla Thilawuntha aus. Er ging nach Bangalore und kam später nach Amsterdam. Anfang der Vierziger kehrte er in seine Heimat zurück, angeblich weil sein Vater gestorben war und er sich um seine Mutter kümmern mußte. Dort verlor sich seine Spur. In Myanmar herrschte damals Bürgerkrieg. Man vermutet, daß er 2043 bei dem Massaker an der Universität von Yangon umkam.«

»Hat denn niemand versucht, Genaueres herauszufinden? Weshalb hat man keinen Kraken hingeschickt?« fragte ich Grit.

»Seine Freunde und Mitarbeiter hatten seinerzeit alle Möglichkeiten ausgeschöpft, aber keine Spur von ihm gefunden. Das hat viel zur Legendenbildung beigetragen.«

»Legenden?«

»Es gibt einige Zeitfahrer, die behaupten, daß sie ihm und seiner sprechenden Ratte auf ihren Reisen in anderen Jahrhunderten begegnet sind«, erwiderte Grit.

»Die sprechende Ratte ... Ich las darüber.«

Grit nickte. »Ja, das gehört auch zu seiner Legende. Man berichtet, er habe sich eine Ratte als Haustier gehalten. Ich habe sie zwar nie gesehen,

aber es soll eine echte *Rattus papagomys* gewesen sein, ein riesiges buntscheckiges Tier, das er aus seiner Heimat mitgebracht hatte. Mit ihr hat er sich, wie viele versichern, über mathematische Probleme unterhalten.«

»Er wird Selbstgespräche geführt haben.«

»Es gibt Leute im Institut, die schwören, daß ihm das Tier geantwortet hat«, bekräftigte Grit und stopfte von neuem ihre Pfeife.

»Vielleicht ist er in die Zukunft gereist und hat von dort das Geheimnis der Zeitreise mitgebracht«, sagte ich.

»In die Zukunft kann man nicht reisen, meine Liebe. Man kann nur an einen Ort reisen, den man simulieren kann. Die Zukunft kann man nicht simulieren. Sie ist uns unbekannt.«

»Aber als du aus dem 15. Jahrhundert zurückkamst, bist du doch auch in die Zukunft gereist.«

»Richtig, aber diese Zukunft war mir bekannt.«

»Könnte man nicht aus der Gegenwart künftige Situationen hochrechnen?« fragte ich.

»In einem chaotischen System? Aber Domenica!«

»Aber wenn jemand, der aus der Zukunft kommt, sie mir beschreibt, Anhaltspunkte gibt ...«

»Aus welcher Zukunft? Es gibt zahllose.«

Schweigen breitete sich zwischen uns aus. Ich grübelte, aber ich kam mir vor wie ein Hamster in seinem Laufrad.

»Wie kam dieser Thilawuntha überhaupt auf den Gedanken, daß es so etwas wie Zeitreise geben könnte?« fragte ich.

»Ich nehme an, er leitete es aus seiner Mathematik ab«, erwiderte Grit. »Aber so weit hergeholt ist die Idee ja nicht. Er ging von der Vermutung aus, daß das Zeitreisen irgendwann einmal entdeckt werden würde – sei es in tausend, in zehntausend oder in einer Million Jahren. Dies vorausgesetzt, liegt die Vermutung doch nahe, daß solche Reisen, wenn sie in die Vergangenheit führen, unsere Gegenwart durchqueren müssen. Es mußte sich also sozusagen unter unseren Füßen – oder über unseren Köpfen, hinter unserem Rücken, was weiß ich? – ein höherdimensionales Tunnelsystem befinden, in dem diese Bewegungen stattfinden. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, sich in dieses Verkehrsnetz einzuklinken, müßte man es benutzen können.«

»Als Schwarzfahrer sozusagen. Und er hat einen dieser Tunnel gefunden?«

»Er hat das Prinzip dieser Tunnel entdeckt und herausgefunden, wie man sie benutzen kann.«

»Hunde in der U-Bahn«, bemerkte ich beiläufig.

»Was sagst du?«

Ich erklärte ihr, was Kazuichi damit gemeint hatte, als ich auf Frans' Rückkehr wartete.

»Wir haben keine Ahnung. Wir kennen das Streckennetz nicht, kennen die Fahrpläne nicht, kennen

die Technik nicht und wissen nichts über die Transportbedingungen. Ja, das trifft den Sachverhalt sehr gut.«

Grit riß ein Streichholz an und setzte ihre Pfeife wieder in Brand.

»Vielleicht kam er gar nicht aus Myanmar, sondern aus der Zukunft«, bemerkte ich.

Grit hielt inne, dann, als das Streichholz ihre Finger zu versengen drohte, blies sie die Flamme aus. Sie hob die Schultern und sog an ihrer Pfeife.

»Die Legende behauptet es. Er selbst hat sich nie darüber geäußert.«

»Ich habe die Hargitai-Biographie von Imre Enyedi gelesen. Dort wird eine Szene geschildert, in der Urban Hargitai um die Jahrtausendwende in Wien einem Mann begegnet, der ihn zur Publikation der Aufzeichnungen seines Großvaters André Goldfaden überredet.

Er stellte sich als Dr. Misrun Ardita vor und behauptete, ein Holländer indonesischer Abstammung zu sein.«

Grit spitzte die Lippen und formte ein paar Rauchringe.

»Die Beschreibung könnte auf Thilawuntha zutreffen«, fuhr ich fort.

»Um diese Zeit war Thilawuntha noch keine zehn Jahre alt.«

»Sie saßen im Freien vor dem *Café Schwarzen-*

berg, so schreibt Imre Enyedi. Zwischen ihnen, auf einem Stuhl, stand eine offene Reisetasche. Für einen kurzen Moment glaubte Hargitai aus dem Augenwinkel darin eine Bewegung wahrzunehmen, und als er den Kopf wandte, blickte er in die klugen Augen einer ungewöhnlich großen buntscheckigen Ratte.«

»Ja«, sagte Grit. »Und was schließt du daraus?«

»Thilawuntha ist ein Reisender. Er kam aus der Zukunft.«

Grit nickte.

\*

Ich wartete auf meinen Einsatz. Allmählich wurde es Herbst. Ich verbrachte die schönen sonnigen Tage im Café des Hortus Botanicus, im Schatten eines ausladenden *Quercus x turnerii* neben dem Glashaus der Orangerie. Dort saß ich zwischen einem Veteranen der Evolution, einem *Podocarpus macrophyllis*, der seit 290 Millionen Jahren eisern die Stellung hielt, und einem zart duftenden Zitronenbäumchen, das seine letzten sonnigen Tage im Freien verbrachte, und rief mir die Formen und Farben jener Arten in Erinnerung, nach denen ich suchen sollte, die zu meinen Pfleglingen zählen würden, weil sie es nicht geschafft hatten zu überleben: das doldige Winterlieb, die Pelzanemone, das Wanzen-Knabenkraut und die Spinnen-Ragwurz, die Kleine Teichrose und das

Federgras, der Flache Bärlapp und das Schlangemoos, der Widerbart, die Herbst-Drehwurz und das Adonisröschen – allesamt dahingerafft während der vergangenen hundert Jahre, verschwunden.

\*

Don Fernando hob witternd die Nase.

»Sie ist in den Dünen«, sagte er. »Irgendwann müssen wir sie hereinholen. Damit sie uns nicht verlorengeht.«

Der Mann, den manche Zeitheimische, die ihm auf seinen Reisen begegnet waren, den Engel nannten, sagte, ohne die Augen zu öffnen: »Ich weiß. Aber es ist noch zu früh. Sie wähnt sich noch in Träumen, weil die Dinge, die sie berührt, ihr so flüchtig erscheinen. Sie vermag noch nicht zu erkennen, daß sie durch fremde, entlegene Wirklichkeiten gleitet. Doch sie wird es lernen. Sie hat die Befähigung dazu.«

Sein Schaukelstuhl bewegte sich leise knisternd vor und zurück, vor und zurück. Don Fernando trippelte ruhelos über die dunkle geschliffene Steinplatte des Tisches und ließ sich schließlich mit einem Seufzer niederplumpsen.

»Ja«, sagte er, »sie ist zwar noch ein bißchen naiv, aber sie hat Herzengüte und Mitgefühl – und sie ist ein wirklich außergewöhnliches Talent. Nur weiß sie noch nichts davon. Es ängstigt sie.«

Der Mann, den manche, die ihm begegnet waren, den Engel nannten, sagte lächelnd, ohne die Augen zu öffnen: »Du hast sie in dein altes Rattenherz geschlossen, Fernando, gib's zu!«

Don Fernando erhob sich und trippelte erneut hin und her und her und hin, und schließlich sagte er: »Ja, du hast recht. Ich hab sie gern, und ich werde mich ihrer annehmen.«

# V TRANSITIONEN

»ES IST NICHT DIE GEGENWART, DIE DIE ZUKUNFT BEEINFLUSST, DU NARR, SONDERN GENAU UMGEKEHRT: ES IST DIE ZUKUNFT, DIE DIE GEGENWART FORMT. DA DIESE ZUKUNFT BEREITS FESTLIEGT, IST DIE ENTFALTUNG VON EREIGNISSEN, DIE SIE SICHERSTELLEN, NOTWENDIG UND UNAUSWEICHLICH.«

*Frank Herbert*

War ich durch?

Ich blickte mich um. Befand ich mich noch in der Simulation? Dr. Coen war nirgends zu sehen. An der unmittelbaren Umgebung konnte ich jedenfalls keinen Unterschied feststellen. Die Luft war feucht. Die mannshohen Binsen raschelten im Wind. In der Nähe hörte ich das Meer rauschen. Ich stand auf einer Lichtung in trockenem, von der Winterkälte gebleichtem Gras.

Ich blickte zum Himmel auf – blaßblau. Der Stand der Sonne hatte sich verändert. Sie befand sich tiefer im Südwesten, von dünnem Hochnebel verschleiert – als wäre sie in einen Kokon aus Kupferdraht eingesponnen. Und es war deutlich kälter, stellte ich fest. Im Studio war es wärmer gewesen; dort hatte ich die Empfindung eines Vorfrühlingstages gehabt. Was

mich hier umgab, empfand ich eher wie einen Spätnachmittag im Februar. Ich zog den Mantel enger um die Schultern und war dankbar für das Futter aus Kaninchenfell.

Es ging ein leichter Wind von See her. Ich hatte alte Karten studiert und wußte daher, daß das Ijsselmeer nach der Sankt-Elisabeth-Flut von 1421 im Südwesten beinahe bis nach Amsterdam reichte. Wenn die Transition also geklappt hatte und ich mich im Jahre 1450 befand, lag die Stadt etwa einen Kilometer westlich von mir – das heißt, es war ja eher eine Kleinstadt, ein Marktflecken von vielleicht zwei Quadratkilometern Ausdehnung.

Ich könne mich räumlich und zeitlich leicht an den Kirchtürmen orientieren, hatte Dr. Coen, mein Einsatzleiter, mir versichert und mir das Panorama in der Simulation vorgeführt. Die Nieuwe Kerk war 1408 erbaut worden, brannte aber während der großen Feuersbrunst von 1452 ab. Die Oude Kerk, schon Anfang des 14. Jahrhunderts errichtet, war von den Flammen verschont geblieben, und 1452 hatte man dort mit dem Bau eines Glockenturms begonnen – kenntlich an der provisorischen Holzhaube, aus der ein Kran ragte. So hatte ich es mir eingepägt: Wenn ich im Westen die Oude Kerk nicht als Baustelle mit Holzhaube und Kran sähe und südlich davon die noch nicht abgebrannte Nieuwe Kerk, dann hatte ich meinen Zielzeitraum erreicht: 1450 oder früher. Sähe

ich eine Brandruine und südlich davon eine Baustelle mit Holzhaube und Kran, dann war ich im Jahr 1452 oder später angelangt.

Ich sah aber überhaupt nichts. In der Simulation waren die Binsen längst nicht so hoch gewesen. Hier konnte ich nicht über sie hinwegsehen; weit und breit war kein Gebäude und auch kein Kirchturm zu erkennen.

Die Sonne sank und spann sich noch tiefer ein in ihren Kokon. Nebel kam auf. Es wurde kälter. Es roch nach Moder, nach Torf, nach verrottender Vegetation. War der Geruch stärker geworden? Die Brandung lauter? Die Luft schmeckte nach Salz. Kam das Meer näher? Würde das Land, auf dem ich mich befand, überflutet werden, wenn die Dunkelheit hereinbrach? Nein, sagte die Botanikerin in mir. Die Vegetation sprach dagegen. Aber das Rauschen des Meeres war verdammt nahe.

Ich wagte nicht, auch nur einen Schritt zu tun, stand wie festgewurzelt auf dem Fleck, an dem ich abgesetzt worden war, und zitterte mehr vor Angst als vor Kälte. Es würde jemand vor Ort sein, der sich bei meiner Ankunft um mich kümmern würde, hatte Dr. Coen mir versprochen, doch ich entdeckte weit und breit niemanden. Hatte etwas nicht funktioniert? Hatte man mich irgendwo in der Zeit versiebt und nun Mühe, mich wiederzufinden? Hatte Dr. Coen, so sympathisch er war, vielleicht doch nicht die Kompe-

tenz, die er so lässig zur Schau stellte? Mußte ich mich darauf einrichten, hier eine Nacht, einige Tage oder gar Wochen zu verbringen, bevor man mich wieder aufstöberte?

Im Südosten würde eine mächtige Esche stehen, leicht zu erkennen, hatte er mir versichert. Dort würde ich – nur im Fall, daß wider Erwarten wirklich etwas schiefginge – auf einen Knüppeldamm stoßen. Er würde zu einer Hütte führen, wo unser Mann vor Ort hauste. Aber ich sah keine Esche. Hatte man sie inzwischen gefällt? Ich sah nur *Cyperaceae*, die mich um mehr als Haupteslänge überragten. Sollte ich einfach in Richtung Südosten losmarschieren? Würde ich dann aber diesen Platz hier wiederfinden, von dem aus man mich zurückholen konnte? Die Landschaft war sicher ziemlich gleichförmig; es gab bestimmt noch mehr Lichtungen dieser Art, die für mich schwer voneinander zu unterscheiden waren. Hier, wo ich stand, befand ich mich in der Sicherheit des Areal, das im Studio simuliert wurde. Würde ich mich hinausbewegen, wäre ich in einer anderen Welt. Sechs, acht Schritte entfernt begann die Wildnis. Mich schauderte bei dem Gedanken, in einem unbekanntem Gelände durch Morast und kaltes Wasser zu waten. Ich verfluchte die Tunnelbauer des CIA, die nicht in der Lage waren, einen trockeneren Standort für ihren Außenposten auszusuchen. Aber vielleicht gab es so etwas in den Niederlanden des 15. Jahrhunderts überhaupt nicht.

Dunkelte es schon? Der Nebel war jedenfalls dichter geworden. Mußte man hier mit Raubtieren rechnen? Wohl kaum. Aber, verdammt noch mal, mir war kalt. Wie lange würde ich mir hier die Füße vertreten müssen, bevor mich ein Soliton aufklaubte und in die warme, behagliche Welt Amsterdams im Sommer 2053 zurücktrug? Wo war Südosten? Die Sonne beschrieb im Februar – wenn es Februar war – in diesen Breiten nur einen flachen Bogen über dem Horizont. Sie stand also den ganzen Tag über ziemlich tief. Außerdem war sie kaum noch sichtbar, fast ganz im Nebel verschwunden.

Unschlüssig ergriff ich meinen geflochtenen Reisekoffer – und stellte ihn verzagt wieder hin. Meine Füße schienen zu Blei geworden zu sein, meine Knie zu Gelee. Ich zitterte inzwischen am ganzen Körper. »Ist da jemand?« rief ich und erschrak über meine dünne, piepsige Stimme, die sich in dieser Weite hoffnungslos verlor.

Plötzlich hörte ich das Wiehern eines Pferdes und das dumpfe Poltern von Hufen auf einem Knüppeldamm. Ein großer Schimmel tauchte zwischen den Binsen auf und blieb stehen. Zwei Jungen saßen auf seinem ungesattelten Rücken, der vordere vielleicht zwölf, der hintere zehn Jahre alt. Sie blickten aufmerksam zu mir herüber. Sie konnten unmöglich vom Außenposten des Tunnels sein. Der ältere Junge rief etwas. Ich verstand ihn nicht und ging ein paar

Schritte auf sie zu. Der Schimmel schüttelte schnaubend den Kopf.

»Kommst du vom Himmel?« rief der Ältere auf holländisch.

»So fühle ich mich!« rief ich zurück. »Könnt ihr mir helfen?«

Er wendete das Pferd. Der kleinere Junge hielt den größeren mit beiden Armen fest umschlungen und blickte ängstlich über die Schulter zurück. Der größere hieb die nackten Fersen in die Flanken des Tiers, und im nächsten Augenblick waren sie im Nebel verschwunden.

»Ja, verdammt noch mal!« rief ich und rannte ihnen nach, verhedderte mich aber nach ein paar Schritten und stürzte der Länge nach ins Gras, das sich überraschend geschmeidig anfühlte.

Schluchzend blieb ich liegen.

»Sie sind ja schon wieder zurück!« rief Dr. Coen und teilte mit seinen langen Armen die Binsen. In einer Hand einen Pappbecher mit Kaffee, in der anderen ein Poffertje, kam er auf mich zu geeilt.

»Haben Sie sich weh getan?« fragte er, schob das Poffertje in den Mund, leckte sich die Finger ab und half mir auf die Beine.

»Nein«, sagte ich und wischte mir das Haar und die Tränen aus dem Gesicht. »Helfen Sie mir lieber, meinen Koffer zu suchen. Er muß hier irgendwo herumliegen, wenn er mitgekommen ist.«

Er trank seinen Kaffeebecher aus, drückte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche seines Labormantels, blickte sich um und hob meinen Koffer aus dem Gras.

»Ich habe Sie noch gar nicht zurückerwartet. Sie müssen kaum im Zielgebiet eingetroffen sein, als das nächste Soliton von unten Sie erfaßte. Hatten Sie keinen Kontakt mit unserem Mann vor Ort?«

»Ich habe nur zwei Jungen gesehen, die auf einem Schimmel vorbeikamen. Ich habe stundenlang herumgestanden und ...«

»Stundenlang?« hakte er nach und hielt mit Kauen inne. »Hm. Ja. Hier sind noch keine zehn Minuten vergangen, seit ich Sie ...«

»Ich habe stundenlang herumgestanden und mir die Füße abgefroren!« entgegnete ich ungehalten. »Ich habe weder eine Oude Kerk gesehen noch eine Nieuwe, abgebrannt oder nicht abgebrannt, Doktor Coen. Auch keine Esche, weil die *Cyperâceae* ...«

»Die was?«

»Die Binsen! Sie waren so hoch, daß ich nicht darüber hinwegsehen konnte«, erklärte ich wütend.

»Die Binsen zu hoch«, murmelte er sinnend, nickte und blickte besorgt auf mich herab.

Er war zwei Köpfe größer als ich. Sein ausgeprägter Adamsapfel hob sich aufgeregt und senkte sich wieder ab. Er hob den Blick und richtete ihn in die Ferne.

»Ich sehe das Problem«, sagte er.

\*

Die Physiker behaupteten, es sei unmöglich, das Herannahen eines Solitons zu spüren. Die positiven oder negativen Gravitationswellen – je nach Richtung des Durchgangs –, die das Phänomen begleiten, sind ihrer Ansicht nach nur mit hochempfindlichen Laser-Interferometern wie VIRGO in Pisa, GEO in Hannover, LIGO in Hanford und Livingston oder den LISA-Satelliten im Orbit zu registrieren. Der menschliche Organismus, sagten sie, kann diese minimalen Schwankungen der Gravitation, die unsere Membran durchlaufen, nicht wahrnehmen. Trotzdem versicherten viele Reisende, das Herannahen der Welle gespürt zu haben. Grit sagte, sie habe es immer als eine innere Anspannung empfunden, die sich schon minutenlang vorher aufbaute und in einem Gefühl der Befreiung gipfelte, wenn die Transition erfolgte.

»Ich weiß, daß die Physiker unsere Empfindungen belächeln, aber ich glaube eher, daß sie einfach ratlos sind und keine Erklärung dafür haben. Sie behaupten, das sei ein psychisches Phänomen, ein Streß-Symptom. Ich glaube es nicht. Wir Reisende müssen über diese Sensibilität verfügen. Von diesem Gespür hängt manchmal dein Leben ab, wenn du dich im Areal des Referenzpunktes aufhältst, der mit der Si-

mulation übereinstimmt. Wenn Gefahr droht, mußt du wissen, ob sich ein Weg nach Hause auftut oder ob du dich besser im Gelände durch Verstecken oder Flucht in Sicherheit bringst.«

\*

Beim ersten Mal hatte ich nichts gespürt. Ich war aber auch viel zu aufgeregt gewesen, um auf meine innere Befindlichkeit zu achten. Also lauschte ich in mich hinein, als die zweite Probetransition herannahete. Natürlich wuchs die Anspannung während des Countdowns, aber das Näherkommen der Welle selbst fühlte ich nicht. Erst als das Wash out erfolgte, schien es mir, als hätte mich eine unwiderstehliche, aber sanfte Kraft berührt, die meinen Körper erfaßte und unmerklich hochhob – als wäre ich unversehens ins Leere getreten.

Ich fand mich auf derselben Lichtung wieder, wie beim letzten Mal, aber abweichend zur Simulation war es ein klarer, kalter Wintertag. Der Himmel war wolkenlos; eine blasse, kraftlose Sonne stand tief über dem Horizont, obwohl es später Vormittag zu sein schien. »Prägen Sie sich jedes Detail im Referenzpunkt ein, damit Sie ihn später identifizieren können, wenn Sie sich für die Rückkehr einfinden«, hatte Dr. Coen mir eingeschärft. Leichter gesagt als getan in dieser eintönigen Landschaft. »Behalten Sie

vor allem die Himmelsrichtungen im Kopf.« Ja, die Kirchen und die Esche. Diesmal konnte ich mich orientieren, denn das Schilf duckte sich flüsternd unter einem eisigen Ostwind und gab den Blick frei. »Drehen Sie sich langsam um Ihre Achse und nehmen Sie Ihre unmittelbare Umgebung in sich auf wie den Ausschnitt im Lichtkegel einer Taschenlampe. Das ist für Sie der Zugang zum Tunnel. Sollte er durch unglückliche Umstände unzugänglich sein, bleiben Sie in der Nähe und bewahren Sie Ruhe. Es wird jemand kommen und Ihnen helfen.« Würde ich den Mann vor Ort diesmal kennenlernen? »Diesmal verlassen Sie das Referenzareal, damit das nächste aufsteigende Soliton Sie nicht gleich wieder zurückspült.«

Und wieder erfaßte mich diese Beklemmung und schnürte mir die Kehle zu – die Angst, das aus der Simulation vertraute Gelände zu verlassen. Es war, als müsse ich mich über den Rand eines Rettungsfloßes ins Wasser gleiten lassen und hinausschwimmen in einen grenzenlosen Ozean.

Plötzlich hörte ich einen Schuß, dann einen Ruf und Hundegebell. Minuten später brach ein Reiter aus dem Schilf. Er trug eine weite Jacke aus Schaffell und auf dem Kopf eine Wollmütze wie eine Skimaske, die Nase und Kinn verhüllte. Er hatte drei blutige Vögel am Sattelknopf hängen, Uferschnepfen mit langen spitzen Schnäbeln. Eine urtümliche Flinte

steckte in einem Futteral neben dem Sattel. Ein großer hellgrauer Hund tauchte auf. Ein Wolf? Eine weitere Schnepfe hing zwischen seinen blutigen Lefzen. Er legte den Vogel neben den Hufen des Pferdes ab und trottete auf mich zu. Mir blieb das Herz stehen. Er beschnüffelte meinen Mantel. Ruch er die Kaninchen, aus denen das Futter bestand? Er musterte mich mit Augen wie Gletschereis, klug und wachsam. Mir war, als würde er jeden Moment etwas zu mir sagen, aber er war sichtlich kein modifiziertes Tier. Im Fell seines Schädels und an seiner Kehle waren keine Narben zu erkennen.

Der Reiter stieg ab, hob den Vogel auf und zog die Wollmütze vom Kopf.

»Gib mir den Koffer«, sagte er und befestigte ihn hinten am Sattel.

Dann schwang er sich wieder hinauf und streckte mir die Hand entgegen.

»Sitz auf!« befahl er knapp.

»Wie stellen Sie sich das vor mit dem Mantel?« entgegnete ich unsicher.

Der Reiter beugte sich herab, ich erfaßte seine Hand, und er zog mich mit einer Kraft hoch, die ich selbst einem so großen Kerl wie ihm nicht zugetraut hätte. Das Pferd schnaubte und tänzelte, aber er hielt es eisern mit den Schenkeln fest. Ich kam quer vor dem Sattel zu sitzen, die Absätze meiner Stiefel auf die geschossenen Vögel gestemmt. Ich hielt mich mit

einer Hand an der hellbraunen Mähne fest, mit der anderen an seiner Jacke. Sie roch nach Holzrauch und feuchtem Schaffell.

»Erster Ausflug?« fragte der Mann.

»Zweiter.«

Er nickte.

»Bei meinem ersten scheinen Sie nicht zu Hause gewesen zu sein.« Der Mann lachte. Er war jünger, als er im ersten Moment wegen des kurzen grauen Haars und der Bartstoppeln im Gesicht gewirkt hatte. Vielleicht Mitte Vierzig. Er trieb das Pferd mit den Fersen an. Wir trabten über einen schnurgeraden Damm aus dünnen Birkenstämmen, deren Zwischenräume mit Torf und Binsen ausgefüllt waren, an einer großen kahlen Esche vorbei und erreichten eine schilfgedeckte Hütte, die in der Art eines Blockhauses gebaut und mit Gras, Torf und Lehm verfugt war.

Der Mann stieg ab und hob mich hinunter.

»Ich bin Wouter«, sagte er.

»Domenica Ligrina.«

»Willkommen, Domenica«, erwiderte er und reichte mir meinen Koffer.

Wouter warf die Vögel zu Boden. Gerinnendes Blut hing wie kleine Rubine in der Mähne und am Fell des Braunen. Er band das Pferd an einer Stange neben der Tür fest. Der Hund legte sich neben den Vorderbeinen nieder und musterte mich aufmerksam mit seinen Gletscheraugen. Wieder hatte ich das Ge-

fühl, als würde er jeden Moment etwas zu mir sagen.

»Wie heißt er?« fragte ich.

»Das ist Sir Whitefang.«

Die Hütte war geräumiger, als es von außen den Anschein gehabt hatte. Und es war angenehm warm im Innern. Im gemauerten Kamin gloste ein Feuer aus aufgetürmten Torfbällen. Am Tisch saßen die beiden Jungen, denen ich bei der ersten Transition begegnet war. Der ältere fischte mit den Fingern fettige Brocken aus einer Schüssel und kaute sie schmatzend. Es war wohl Aal, den mußte es hier im Überfluß geben. Der jüngere trank Milch aus einer dunklen Holzschüssel. Zwei Rinnsale waren ihm aus dem Mundwinkel geflossen, weil das Gefäß für ihn zu groß war zum Trinken, hatten sich am Kinn zu einem Tropfen gesammelt, der ihm in den Schoß fiel, als er sich mir zuwandte.

Ich begrüßte die beiden, aber sie hatten nur Augen für die dritte Person am Tisch. Er war offenbar zu Besuch, ein dunkelhäutiger junger Mann, der ein weites weißes Hemd in orientalischem Schnitt mit einem bestickten Kragen trug. Er hatte eine Hand in das geöffnete Hemd gesteckt und streichelte seine Brust. Oder trug er ein Tier mit sich herum, das er liebte?

»Das sind Wim und Jaap«, sagte Wouter und deutete mit einem Nicken auf die beiden Jungen. »Es sind Zeitheimische. Ihre Eltern sind bei der letzten

Flut ertrunken. Sie leben bei mir und gehen mir zur Hand.«

Die beiden Jungen starrten fasziniert den Besucher an, der ihre Blicke mit einem Lächeln erwiderte.

»Und das ist ...«, begann Wouter und hob das Kinn in die Richtung des Mannes. »Wer bist du überhaupt?« fragte er ihn.

Der junge Mann wandte uns sein Gesicht zu. Das matte Winterlicht, das durch das pergamentbespannte kleine Fenster fiel, erleuchtete sein schönes Profil. Er hatte halblanges schwarzes Haar, ein rundes, wohlgenährtes Gesicht, auffallend lange dunkle Wimpern und jettsschwarze Augen, die belustigt blitzten, als er die Hand aus dem Hemd zog und wie entschuldigend beide Arme ausbreitete.

»Manche nennen mich den Engel«, sagte er und zuckte die Achseln.

»Engel«, flüsterte der kleinere der beiden Jungen ehrfurchtig und hob die Milchschüssel, die er schon abgesetzt hatte, wieder an die Lippen. O Gott, ein Verrückter, dachte ich.

»Wenn du wirklich ein Engel bist, dann müßtest du doch Flügel haben«, sagte der ältere Junge.

»Ich habe Flügel«, versicherte der Besucher.

»Dann laß sie sehen«, forderte der Junge mutig und wischte sich die fettigen Finger an der Jacke ab.

Der Besucher öffnete das Hemd und schob es über die linke Schulter zurück. Ich traute meinen Augen

nicht: Er entblöbte den Ansatz einer makellos weißen Schwinge.

Dem Kleinen entfiel die Schüssel. Sie polterte auf die Tischplatte; Milch spritzte ihm ins Gesicht und auf die Brust. Beide Jungen starrten den Engel mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Entsetzen an.

»Wie machen Sie das nur?« fragte ich ihn ungläubig.

Der Besucher wandte sich mir zu, und in dem matten Winterlicht schienen seine Augen plötzlich von innen heraus honigfarben aufzuleuchten, so wie es die Augen von Aliens in albernen Hollywoodfilmen manchmal tun. Trug er getönte Kontaktlinsen?

»Ich muß weiter«, sagte er.

Beiläufig knöpfte er sein Hemd zu; dann erhob er sich und zog seinen Mantel an, der neben ihm auf der Bank gelegen hatte – einen weiten Reisemantel, den er sich um die Schultern schlug. Er hob grüßend die Hand und ging hinaus. Zögernd war der Hund einige Schritte zur Tür gegangen und ließ nun ein Knurren vernehmen. Da stieß draußen irgendjemand ein schrilles Lachen aus.

Wim und Joop waren hinausgeeilt, um dem Fremden nachzublicken. Als ich mit Wouter vor die Hütte trat, hatten sie das Pferd losgebunden, und der Ältere war schon aufgesessen. Der Damm war leer.

»Wo ist er hin?« fragte ich.

»In den Himmel«, sagte der Junge auf dem Pferd

und beugte sich herab, um seinem Bruder hinaufzuhelfen.

»Das ist die beste Erklärung«, murmelte Wouter hinter mir. »Alles andere würde die Zeitheimischen nur verwirren. Sie verstehen nicht, was Zukunft bedeuten soll, erst recht nicht, daß sie bereits existiert.«

Ich wandte mich zu ihm um.

»Ist er ein Reisender?«

Wouter nickte vage.

»Er kommt öfter hierher.«

»Aus welcher Zeit?«

Wouter zuckt die Achseln.

»Einmal erwähnte er Highgate. Wo immer das sein mag.«

Er hob den Kopf, als nehme er Witterung auf, und ergriff meinen Koffer.

»Wir müssen los«, sagte er. »Ich bringe dich jetzt besser zurück. Die Jungen haben das Pferd genommen. Kannst du das Stück gehen?«

»Es ist ja nicht weit.«

Sir Whitefang erhob sich, um uns zu begleiten.

»Hattet Ihr nicht auch einen Schimmel?« fragte ich Wouter, als wir den Knüppeldamm entlanggingen.

Wouter sah mich von der Seite an.

»Nein, aber ich will mir einen kaufen auf dem Pferdemarkt an Sankt Valentin. Ich hab mir das Tier schon angeschaut. Den kriegen dann die Jungen, um

unsere Besucher aufzulesen. Und ich nehme den Braunen für die Jagd.«

»Das Jagen macht Euch Spaß.«

»Ja. Es ist die einzige Abwechslung – abgesehen von den Besuchern.«

»Es ist langweilig hier, oder?«

»Aber nein. Ich liebe dieses Leben. Ich würde es dort, wo du herkommst, nicht mehr aushalten.«

»Welches Datum haben wir heute?« fragte ich ihn.

»Maria Lichtmeß.«

»Und welches Jahr?«

»1449.«

»Dann komme ich bald wieder«, sagte ich mit Bestimmtheit.

\*

Ich spürte nichts vom Herannahen des Solitons, aber Wouter wußte offenbar, daß sich eine aufsteigende Woge näherte, denn ich hatte kaum das Referenzareal betreten, da war der kalte Wind wie abgeschnitten, und Dr. Coen bahnte sich einen Weg durch die Binsen.

»Diesmal haben Sie sich aber Zeit gelassen«, sagte er.

»Keine zwei Stunden war ich dort«, entgegnete ich.

»Wir haben Sie vor zwei Monaten losgeschickt. Wir haben heute den 26. Oktober«, erwiderte er.

Ich blickte ihn entgeistert an.

»Sehen Sie, Doktor Coen, das mit den abweichenden Zeitläufen will mir immer noch nicht in den Kopf, obwohl ich mich, weiß Gott, schon längst hätte daran gewöhnen müssen.«

Er runzelte besorgt die Stirn.

»Haben Sie sich verletzt?« fragte er. »Sie haben Blut am Mantel und an den Stiefeln.«

»Uferschnepfen«, sagte ich. »Unser Mann vor Ort scheint ein passionierter Jäger zu sein.«

»Es sind seltsame Typen dabei.«

»Das letzte Mal haben Sie mich mit einem Kaffee begrüßt. Ich könnte einen gebrauchen. Es war scheußlich kalt.«

»Haben wir Sie versehentlich in den Winter geschickt?«

»2. Februar ...«

»Du meine Güte! Kommen Sie mit!«

\*

»Ist Renata noch nicht zurück?« fragte ich Grit.

Sie saß in ihrem Büro im Institut. Dort traf man sie selten an, denn sie haßte das »Aquarium«, wie sie es nannte.

»Nein. Wann schicken sie dich los zu deinem Einsatz?«

»Am 19. November, wenn alles planmäßig verläuft.«

»Ich hoffe, ihr seid beide bis Weihnachten wieder zurück. Wir wollen doch zusammen feiern. Ich besorge rechtzeitig eine Gans.«

»Glaubst du, daß das möglich ist? Ich meine, daß wir beide bis Weihnachten wieder da sind?« fragte ich sie.

»Du kannst zwei Jahre in der Vergangenheit herumstolpern und trotzdem nach zwei Stunden zurück sein. Ich habe es oft genug erlebt.«

»Ich begreife es mit dem Verstand, Grit, aber es verwirrt mich trotzdem.«

»Das verwirrt jeden. Das hat schon viele fertiggemacht, vor allem wenn man jemanden liebt. Ich kenne einen solchen Fall. Es gab mal eine Frau, die brachte ihren Freund ins Institut und verabschiedete sich von ihm; er reiste ab. Sie fuhr dann nach Hause und hatte kaum die Tür zugemacht, da klingelte das Telefon. Er war es; er war wieder zurückgekehrt. Sie fuhr ins Institut zurück, noch ganz von den Gefühlen eines liebevollen Abschieds erfüllt, der noch keine zwei Stunden zurücklag, außer sich vor Freude, daß sie nach so kurzer Zeit wieder vereint wären – und begegnete dort einem Mann, der drei Jahre in einer anderen Zeit verbracht hatte, einer schlimmen Zeit ... Das haut einen um. Die beiden haben nie mehr zueinander gefunden.«

»Leendert?« fragte ich leise.

Sie nickte und wischte sich Tränen aus den Au-

genwinkeln. Ich nahm sie in die Arme. Die wogenden Bänder der Novembersonne auf dem Wasser des Ij hüllten uns in ein Netz aus Licht.

»Ich verspreche dir, bis zu Weihnachten zurück zu sein«, sage ich. Da fiel mir aber ein, daß Mutter zu Weihnachten heiraten wollte, und mußte Grit enttäuschen.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte ich ihr, »ich habe es ihr fest versprochen.«

»Wo soll die Hochzeit stattfinden?«

»In Genua.«

»Dann braten wir uns den Vogel eben früher. Als Reisende müssen wir, was die Zeit betrifft, flexibel sein. Ich fülle sie immer mit Äpfeln und Kastanien«, erwiderte sie etwas teilnahmslos.

Ich küßte sie auf beide Wangen.

»Übrigens – was ich dir unbedingt noch erzählen muß: Bei meinem zweiten Sprung bin ich einem merkwürdigen Menschen begegnet – wenn es überhaupt ein Mensch war. Er hatte so fremdartige Augen. Ich traf ihn in der Hütte, die Wouter, unser Mann vor Ort, bewohnt.«

»Wer war das?«

»Ich weiß es nicht. Er war ein gutaussehender Typ. Etwas orientalisch sah er aus. Wouter schien ihn zu kennen, aber er nannte keinen Namen, deutete aber an, daß es sich um einen Reisenden handelte.«

»Was für ein Zufall. Reisende begegnen sich sel-

ten«, sagte Grit stirnrunzelnd.

»Und weißt du was? Er hatte ein Tier bei sich. Er trug es im Hemd mit sich herum.«

»Bist du dir sicher?«

»Absolut. Könnte das Hla Thilawuntha mit seiner Ratte gewesen sein?« Grit wiegte den Kopf.

»Das ist nicht auszuschließen.«

»Er sah zwar so aus, aber ... sag, Grit, war Thilawuntha ein Mensch?«

Sie zuckte die Achseln.

»Das haben wir nie herausgekriegt.«

\*

Diesmal spürte ich, wie das Monster herankam. Ich fühlte es in jeder Faser meines Körpers – ein Vibrieren, dann ein inneres Aufleuchten, als erreichten die ersten Moleküle einer starken Droge das Gehirn. Ein Gefühl der Klarheit, der Euphorie, das mich hochriß und ins Chaos schleuderte.

Mich umgab beißender Rauch, Flammen schlugen knisternd meterhoch empor, wo das Röhricht lichterloh brannte. Rufe über dem Prasseln des Feuers, das ängstliche Wiehern eines Pferdes.

»Hierher!« rief eine Männerstimme. »Es muß jemand angekommen sein. Drüben auf der Lichtung. Ich komme von hier aus nicht durch.«

»Ich bin hier!« schrie ich, dann würgte mir ein

Husten die Stimme ab. Ein Junge tauchte aus dem Rauch auf, Jaap, der ältere. Sein Gesicht war von Ruß geschwärzt, sein Haar voller Ascheflocken. Zwei blaue Augen funkelten mich an wie aus einer Maske. Vor Mund und Nase hielt er sich ein feuchtes Tuch.

»Hier ist sie! Ich hab sie gefunden!« schrie er mit krächzender Stimme. Jaap nahm mir meinen Koffer ab und ergriff meine Hand. »Komm schnell!« sagte er zu mir und reichte mir das rußige, feuchte Tuch.

Der kleinere Junge tauchte auf – Wim, ebenso von Ruß und Asche bedeckt, die Beine schlammverkrustet. Er nahm den Rest meines Gepäcks, einen Korb. Dann zerrten mich die beiden tiefer in den Morast. Ich sah offenes Wasser vor uns, und schon war ich bis über die Knie darin versunken. Es war eiskalt, und meine Stiefel saugten sich im Schlamm fest. Ich hatte Angst, sie zu verlieren und raffte die Röcke über die Hüften hoch, um mich nicht zu verheddern. Die Jungen schleppten mich in flacheres Wasser, glitschten barfuß durch den Morast und steuerten von einer Untiefe zur anderen in einen Bereich, in dem das Feuer die Binsen bereits niedergebrannt hatte. Die Stengel schwelten noch. Die Luft hing voller gelbbrauner Rauchwolken, in denen Funken wirbelten. Glimmende gefiederte Rispen regneten herab. Zahllose aufgestörte Vögel flogen über uns hinweg. Die Sonne segelte wie ein bronzenes Auge zornig

blinzelnd durch den ascheverhangenen Himmel.

Wir hatten Glück, der Wind trieb das Feuer an uns vorbei. Auf Umwegen erreichten wir den Knüppeldamm, der zu der Hütte führte. Pferdehufe polterten über das feuchte Holz heran.

»Etwas aufregend der Empfang heute, nicht wahr?« rief Wouter, schwang sich aus dem Sattel und hob mich hinauf.

Das Pferd ließ die angstgeweiteten Augen rollen und versuchte seitlich auszubrechen. Mit beiden Händen klammerte ich mich fest, um nicht hinunterzurutschen. Wouter führte es am kurzen Zügel, legte die Hand über die Nüstern und redete beruhigend auf das Tier ein. »Wie ich sehe, haben Sie sich den Schimmel gekauft«, sagte ich mit krächzender Stimme. »Dann bin ich zur richtigen Zeit angekommen.«

»Wir haben 1451, wenn du das meinst. Nächste Woche ist Ostern«, entgegnete er.

Der Himmel im Südwesten war braun vom Rauch. Immer noch flohen Scharen von Vögeln über uns hinweg: Bläßrallen, Bekassinen, Säbelschnabler, Reiherenten – eine solche Vielfalt hatte ich noch nie gesehen.

»Ihnen fliegen die Vögel davon«, sagte ich.

Wouter musterte die abziehende Feuerfront.

»In ein paar Tagen sind sie wieder da«, versicherte er. »Sie haben noch nicht gebrütet. Es ist noch zu früh. Gut, daß das Feuer so früh kam.«

»Mich hat es zwar fast erwischt, aber ich bin Ihrer Meinung.«

Er lachte und hob mich aus dem Sattel. Ich sah auf meine Röcke und Stiefel hinab. Sibyll van Campen hätte ihre Kreationen nicht mehr wiedererkannt, so durchweicht und schlammbedeckt waren sie.

»Das kriegen wir wieder hin«, versicherte er, als er meinen entsetzten Blick bemerkte. »Du kannst dich in der Hütte waschen. Holt Wasser!« befahl er den Jungen. »Und macht euch ebenfalls sauber.«

Später saßen wir beisammen im Hauptraum der Hütte – ich am offenen Kamin, in eine Wolledecke gehüllt; er am Tisch, einen Zuber heißen Wassers neben dem Stuhl.

»Sagen Sie, Wouter, ist Renata bei Ihnen gewesen? Renata Gessler?« fragte ich.

»Ja, zweimal. Bei ihren Probetransitionen.«

Er tunkte die Reiherrente in das dampfende Wasser und begann zu rupfen.

»Ein drittes Mal nicht?«

»Zu ihrem Einsatz?« Er schüttelte bedächtig den Kopf und hob die von rotgoldenen Federn bedeckte Hand. »Das muß vor meiner Zeit gewesen sein«, sagte er beiläufig.

»Wie lange machen Sie hier schon Dienst?«

»Seit Sommer vierundvierzig.«

»Ununterbrochen?«

»Sicher.«

»Und in den sieben Jahren ist sie nicht aufgetaucht?«

»Sage ich doch.«

Mich schauderte. Es war nicht die Kälte. Die glosenden Torfballen im Kamin strahlten genug Wärme ab.

»Sie werden sich mit der Zielzeit vertan haben«, bemerkte Wouter.

»Vertan?«

»Ja, das passiert manchmal. Es funktioniert nicht immer so, wie die Physiker am Casimir sich das ausrechnen. Manchmal ist die Streuung größer als kalkuliert – wenn das Soliton sehr energiereich ist und stärker durch die Branen schlägt. So ist das eben.«

Ernesto hatte etwas von einer mächtigen Welle erwähnt, die bei ihrer Abreise durchgegangen sei.

»Das würde bedeuten, daß sie vor 1444 hier angekommen ist.«

Wouter nickte.

»Oder sie trifft erst ein. Obwohl ich das für eher unwahrscheinlich halte.«

»Gibt es denn keine Aufzeichnungen? Ihr Vorgänger könnte doch ...«

»Unsinn«, erwiderte er schroff »Es werden keine Aufzeichnungen gemacht. Das zehnte Gebot für den Reisenden: nur unvermeidbare Spuren hinterlassen. Das hat man dir bei der Einsatzvorbereitung doch eingepaukt, oder?«

»Klar.«

Wouter nickte und tauchte die Reiherente in den Zuber.

Ich rekapitulierte:

1. Benimm dich unauffällig.
2. Gib dich einfältig und begriffsstutzig.
3. Knüpf so wenig Kontakte wie möglich.
4. Stell nur Fragen, wenn unbedingt nötig.
5. Geh Disputen und Händeln aus dem Weg.
6. Greif bei Rat und Tat ausschließlich zu zeitheimischen Mitteln.
7. Bedenke sorgsam das Lostreten möglicher Folgen, bevor du handelst.
8. Halt dich fern von allen VIPs.
9. Hüte dich davor, historische Quellen zu verunreinigen.
10. Hinterlaß keine Spuren, außer den unvermeidlichen deines Aufenthalts.

»Ich halte diese Vorschriften für etwas übertrieben«, sagte ich, »denn wenn die Historie ernsthaft verletzt oder die Quellenlage gar verändert würde, käme eine Transition doch gar nicht zustande.«

»Aha. Willst du das etwa auf die Probe stellen? Ich warne dich, Domenica. Ein paar dumme Unachtsamkeiten, und du kommst hierher zurück und findest nichts mehr vor – mich nicht, die Hütte nicht,

vielleicht nicht einmal festes Land, weil du in einem anderen Universum gelandet bist, in dem vielleicht nie getunnelt wurde.«

Die nassen grauen und rotgoldenen Federn der Reiherente ballten sich zwischen seinen Stiefeln zu unansehnlichen Haufen. Die nackte blaßgelbe Haut des Vogels kam zum Vorschein, dunkel gesprenkelt von den Kielresten des Gefieders.

»Was ist eigentlich aus Ihrem Vorgänger geworden?« fragte ich Wouter.

»Keine Ahnung. Eines Tages war er verschwunden. Vielleicht ist er umgekommen. Vielleicht ist er ins Reich gegangen, um sein Glück zu machen.«

»Ins Reich?«

»Ins Kaiserreich, nach Deutschland hinauf. Oder vielleicht hat eine Zeitheimische ihm den Kopf verdreht, und er ist mit ihr irgendwohin gezogen. Wer weiß?«

Er legte den nackten Vogelkadaver auf den Tisch und tauchte die zweite Ente in den Zuber.

»Und Sie?« fragte ich. »Werden Sie in die Zukunft zurückkehren?« Er schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht. Mir gefällt das Leben hier. Man weiß eine Menge mehr als die Leute. Das zahlt sich aus.«

»Das sechste Gebot ...«

Er blies sich ein paar Federn vom Handrücken und grinste.

»Man muß es eben vorsichtig angehen, wie bei der Pirsch.«

»Sie jagen gern, nicht wahr?«

»Ja, ich jage gern«, erwiderte er. »Und hör zu. Laß das ›Sie‹. Hier sagt man ›Du‹ zueinander. Jedenfalls einfache Leute wie wir. Höhergestellte Personen mußst du mit ›Ihr‹ und ›Euch‹ anreden. Aber denen geh besser aus dem Weg. Ahtes Gebot.«

Wouter fuhr schweigend mit seiner Arbeit fort. Schließlich warf er den zweiten nackten Kadaver auf den Tisch, wusch sich im Zuber die Federn von den Händen und zog eine kurze gekrümmte Klinge aus dem Gürtel. Mit einem schnellen Schnitt öffnete er den Leib des Vogels und schälte die Eingeweide heraus. Dann nahm er sich den zweiten vor. Schließlich köpfte er die beiden Vögel. Die Klinge zwängte sich knirschend zwischen den Wirbeln hindurch. Die beiden schönen goldgefiederten Köpfe mit den langen Schnäbeln wischte er achtlos vom Tisch.

# VI EIN FRÜHLING, EIN SOMMER ...

»WAS ABER HINDERT, DASS NICHT AUCH DAS GUTE, SEIENDE UND KÖRPERHAFTE UNENDLICHE DURCHAUS STIMMIG IST? ODER WAS STEHT DEM ENTGEGEN, DASS DAS UNENDLICHE, DAS IM SCHLECHTHIN EINFACHEN UND UNTEILBAREN ERSTEN PRINZIP EINGEFALTET IST, NICHT VIELMEHR IN DIESEM SEINEM UNENDLICHEN UND UNBEGRENZTEN ABBILD AUSGEFALTET WERDE, DURCHAUS FÄHIG DER AUFNAHME UNZÄHLIGER WELTEN, ALS DASS ES IN SO ENGEN GRENZEN ENTFALTET WIRD, DASS ES SCHIMPFLICH ERSCHEINT, NICHT ZU DENKEN, DASS DIESER KÖRPER, DER UNS SO GROSS UND WEIT ERSCHEINT, IN ANBETRACHT DER GÖTTLICHEN GEGENWART NICHTS IST ALS EIN PUNKT – JA, GERADEZU EIN NICHTS? ... ICH DENKE DOCH, DASS ES KEINEN SO HARTNÄCKIGEN STARRKOPF GIBT, DER ES WEITERHIN ABSTREITEN WOLLTE, DASS MIT FUG UND RECHT UNZÄHLIGE WELTEN SEIN KÖNNEN – AUS DEM GRUND, DASS DER RAUM UNENDLICH IN SICH SCHLIESSEN KANN, UND AUCH AUS DEM GRUND, DASS UNENDLICH VIELE WELTEN, DIE NICHT WENIGER IN IHM BESCHLOSSEN SEIN KÖNNEN, ALS ES DIESE EINE SEIN KANN, DIE WIR KENNEN.«

*Giordano Bruno*

»Es gibt eine Möglichkeit, über Wasserwege von hier aus zum Rhein zu gelangen?« fragte ich erstaunt.  
»Ich dachte, ich müßte über Land nach Utrecht oder mit dem Schiff nach Rotterdam ...«

Wouter schüttelte den Kopf.

»Nach der großen Flut von 1421 hat der Rhein sich ein halbes Dutzend Abflüsse Richtung Nordwesten gegraben. Sogar der Ij und die Amstel gehörten viele Jahre lang zu seinen Mündungsarmen, und noch heute gibt es Verbindungen, die man mit flachen Booten befahren kann, wenn man genau weiß, wo man einfahren muß. Kaptein Mulder ist ein guter Schiffer und ein kundiger Mann. Er fährt jedes Jahr drei- oder viermal hinauf nach Köln und kennt die Wege, auf denen ein Durchkommen ist. Er weiß genau, wo er sich in acht nehmen muß. Du bist sicher bei ihm, und du kannst ihm vertrauen. Außerdem hat er eine Mannschaft, die mit den Fäusten umzugehen weiß und notfalls auch mit dem Messer. Er zahlt seine Leute gut. Sie halten treu zu ihm.«

Wir ritten vor Tagesanbruch los – Wouter voraus, mein Pferd am langen Zügel –, und wir folgten dem Muster aus Gräben und Dämmen südwärts durch mannshohes Schilf. Nebel lag über der Ebene. Schließlich erreichten wir einen Karrenweg, der einem offenen Gewässer entlang nach Westen folgte.

»Ist das der Ij?« fragte ich.

Wouter zügelte sein Tier.

»Ja«, sagte er. »Und das ist Amsterdam.«

Vor uns mündete ein Fluß von links kommend in den IJ. Die Amstel? Die Sonne brach durch den Nebel. Enten und Gänse schwammen auf dem Wasser. Mit schwarzem Dreck besudelte Schweine stöberten und suhlten sich am schlammigen Ufer. Kühe weideten auf der Böschung das welke Gras ab. Auf dem Fluß waren einige Boote zu sehen.

Ich richtete mich in den Steigbügeln auf. Jenseits der Flußmündung entdeckte ich auf dem aufgeschütteten und mit Holzstämmen befestigten Damm eine Reihe von Häusern mit reetgedeckten Dächern. Davor erstreckten sich Gärten, eingehegt von Zäunen aus Reisig und geflochtenem Stroh, die wohl Schweine und Kühe von den Beeten fernhalten sollten. Über den Dächern war ein stattlicher Neubau zu sehen – aus Lehmziegeln errichtet und mit zahlreichen Giebeln, die von großen Bogenfenstern durchbrochen waren. Das mußte die Oude Kerk sein. Endlich erblickte ich sie. Der mächtige viereckige Glockenturm, den ich auf den Abbildungen gesehen hatte, fehlte noch. Er würde erst später hochgezogen werden. Etwa dreihundert Meter westlich davon war der Neubau einer zweiten Kirche zu sehen. Das schlanke Mittelschiff war von einem provisorischen Holzdach überwölbt, aus dem zwei Baukräne ragten.

»Das da drüben ist die Nieuwe Kerk«, erklärte

Wouter, als er sein Pferd hinunter zur Anlegestelle lenkte. »Sie wird nächstes Jahr abbrennen. Ein großes Feuer wird ausbrechen. Die Häuser, die du da siehst, werden alle zerstört. Nur die Oude Kerk wird von den Flammen verschont werden.«

Wouter sagte das gleichmütig, als wäre alles längst geschehen und unausweichlich. War es längst geschehen? Mein Blick flog unwillkürlich hinüber nach Osten, nach Java, wo ich wohnen würde, und nach Nordosten, wo die Gebäude des Casimir-Instituts liegen würden. Ich sah nur Wasser. Auch im Westen, wo man in einem halben Jahrtausend die Centralstation bauen würde – nichts als Wasser. Der gewaltige Ij, der unmerklich dahinströmte, zurückgestaut von der auflaufenden Flut der nahen See.

Zwei große flache Boote waren an der Anlegestelle festgemacht. Sie gehörten beide Kaptein Mulder, einem gedrungenen, vierschrötigen Mann mittleren Alters, der kämpferisch den rotblonden Bart reckte. Mit lauter Stimme erteilte er Befehle und hieb mit einer kurzen geflochtenen Lederpeitsche wütend gegen seine Stiefelschäfte, wenn er kein anderes Ziel in der Nähe fand. Wouter redete mit ihm, dann kam er zu mir zurück.

»Er wird dich nicht viel fragen, und du wirst so wenig wie möglich reden«, sagte Wouter und trug mir den Koffer und den Korb mit meinen Habseligkeiten an Bord, dazu ein Bündel mit Verpflegung und den

nötigsten Dingen, die eine Reisende brauchte: eine Decke, einen Topf, einen Becher und ein Messer.

»Paß auf das Geld auf, das ich dir gegeben habe. Hast du dir den Wert der Münzen eingepägt?« fragte er mich.

»Ich habe es mir aufgeschrieben und eingepägt. Der rheinische Gulden ist etwa fünfzig Euro wert«, rekapitulierte ich. »Der Stüber entspricht ungefähr zwei Euro, und vierundzwanzig Stüber gehen auf einen Gulden. Der Albus, der rheinische Weißpfennig, kommt auf zweieinhalb Stüber, also fünf Euro. Stimmt's?«

»Gut«, flüsterte er. »Du trägst zweihundert Gulden bei dir. Das ist ein Vermögen. Bis zum Herbst wird das leicht reichen. Du brauchst dich nicht um Erwerb zu kümmern und kannst dich ganz deiner Aufgabe widmen. Laß es dir nicht stehlen.«

Ich tastete nach meinem Gürtel. Der Rest war im Mantel eingenäht. Sollte ich ins Wasser fallen, würde ich ertrinken.

»Sieh zu, daß du bis Ende Oktober zurück bist. Die Winter kommen um diese Zeit früher als im 21. Jahrhundert, und sie sind kälter. Wir befinden uns am Beginn einer kleinen Eiszeit. Im November können schon Seitenarme des Rheins zufrieren. Die Schiffer wollen zu Hause sein, bevor es soweit ist.«

»Der Herbst ist natürlich die wichtigste Zeit, um Samen einzusammeln«, gab ich zu bedenken.

Wouter nickte; dann ging er zu seinem Pferd und schwang sich in den Sattel. Grüßend hob er die Hand und ritt davon. Mir wurde plötzlich klar, daß dieser in sich gekehrte, etwas mürrische, ja unfreundliche Mann das letzte Bindeglied zu meiner Welt, zu meiner Zivilisation war. Nun war diese Verbindung durchtrennt. Von jetzt an war ich ganz auf mich allein gestellt. Der Hals wurde mir eng. Ich hatte plötzlich Mühe zu atmen. Ich wäre Wouter am liebsten hinterhergerannt. Aber er blickte sich nicht einmal um. Auf einer einsamen Insel im Ozean ausgesetzt zu werden, konnte nicht schlimmer sein. Ich verkroch mich in der Rundhütte aus geflochtenen Binsen, die mitten auf Deck stand. Als alleinreisende Frau durfte ich mich darin einquartieren. Üblicherweise transportierte man Schweine darin; der Geruch war eindeutig, obwohl man sie gewässert und geschrubbt hatte. Ich ließ mich auf den mit Heu gestopften Sack sinken, der mir als Bett dienen sollte, und gab mich meinem Selbstmitleid hin. Mich quälte ein tief rührendes Heimweh nach meiner Welt. Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht. Dutzende von Frauen und Männern hatten das schon vor mir auf sich genommen und es auch durchgestanden. Ich dachte an Grit – und an Renata. Sie befand sich irgendwo in dieser Welt, möglicherweise schon seit vielen Jahren. Nach Amsterdam war sie nicht zurückgekehrt, sonst wäre sie bei Wouter aufgetaucht.

Ob ihr wohl etwas zugestoßen war? War sie in Schwierigkeiten geraten? Sie würde sich zu helfen wissen, da war ich mir sicher. Vielleicht gelang es mir, sie zu finden. Ich würde Ausschau nach ihr halten und nach ihr fragen, wo immer ich hinkam, denn ihr war Feldarbeit im gleichen Gebiet zugewiesen worden wie mir: Vom Kölner Becken aus sollten wir uns nach Süden wenden und entlang der Nebenflüsse linksrheinisch in die Eifel und den Hunsrück und rechtsrheinisch ins Siebengebirge, den Westerwald, in den Taunus und den Odenwald vordringen.

\*

Im Lauf des Vormittags frischte der Wind aus Westen auf und vertrieb den Nebel.

Kaptein Mulder gab Befehl zum Ablegen. Die Rah mit dem großen quadratischen Segel wurde am Mast hochgezogen. Es bauschte sich. Das zweite Boot folgte uns mit sechs oder acht Längen Abstand. Amsterdam blieb hinter uns zurück. Wir segelten den Ij aufwärts in Richtung Osten und hielten uns an seinem Südufer. Binsen, so weit das Auge reichte. Im Norden wich das Ufer zurück; es öffnete sich zum Ijsselmeer, das sich bei der großen Flut am Tag der heiligen Elisabeth im Jahre 1421 im Herzen des Landes gebildet hatte. Dabei war die Hälfte der Bewohner in dieser Region zu Tode gekommen. Am Nach-

mittag bogen wir nach Südosten in einen der zahlreichen Mündungsarme ein, in die sich der Alte Rhein aufgespalten hatte, bevor er sich endgültig weiter nach Süden verlagerte. Mulder mußte tatsächlich ein erfahrener Schiffer sein, denn es gab keine Landmarken, keine Anlegestellen, keine Dörfer, keine Zeichen, an denen er sich hätte orientieren können. Ich hatte ihn jedoch beobachtet, wie er immer wieder das Wasser kontrollierte und seine Färbung überprüfte, wie er sich von einem seiner Leute mit einem kleinen Holzeimer Proben an Bord holen ließ, daran schnuperte, davon kostete und es im Mund hin und her schwenkte, bevor er es ausspuckte. An manchen Stellen war der Flußarm so seicht, daß Mulder das Segel einholen und die Boote mit Stangen bewegen ließ, bis die Untiefe überwunden war und das Segel wieder gesetzt werden konnte.

Am Abend gab es gekochten Aal mit Graupen. Ich schlang den fettigen Brei mit Heißhunger hinunter, denn ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen außer ein bißchen kaltes Geflügel am frühen Morgen, kurz bevor wir losgeritten waren. Die Bootsleute waren sehr schlichte Burschen. Sie aßen und tranken lautstark, furzten vernehmlich und lachten viel, aber sie gehorchten Mulder aufs Wort. Mir warfen sie nur scheue Blicke aus dem Augenwinkel zu. Wahrscheinlich hatte ihr Kaptein sie entsprechend abgerichtet und ihnen eine Abreibung mit seiner Reitgerte

in Aussicht gestellt, sollten sie mir über Gebühr Aufmerksamkeit schenken. Mir brachte er einen Holzkübel, und ich nickte ihm dankbar zu, denn ich hätte nicht gewußt, wie ich die Relling für meine Notdurft hätte benutzen sollen; die Bootsleute hatten es da leichter und urinierten ungeniert in den Fluß. Ob Mulder wohl schon öfter Passagiere, die aus dem Tunnel gekommen waren, landeinwärts befördert hatte?

»Ist mit dir schon mal eine junge Frau nach Köln gereist, die Renata hieß?« fragte ich ihn.

Der Kaptein dachte einen Moment lang nach, dann schüttelte er den Kopf. »Wann soll das gewesen sein?« fragte er.

»Vor sieben oder acht Jahren. Oder vielleicht vor neun oder zehn.«

»Da ist mein Vater noch gefahren. Aber ich war meistens dabei. Nein, ich kann mich an keine Renata erinnern«, erwiderte er.

Als es dunkel wurde, zog ich mich in meine Korbhütte zurück und breitete meinen Mantel auf der Matratze aus. Kälte kroch vom Wasser herauf. Ich hüllte mich mit der dünnen Decke und allem ein, was ich an Kleidern bei mir hatte. Keine Frage, ich würde mir ein Schaffell kaufen müssen.

Mitten in der Nacht weckte mich wütendes Geschrei. Es war die Stimme Mulders, der sich mit irgend jemandem am Ufer stritt und ihn wüst be-

schimpfte. Ich steckte den Kopf aus meiner Behausung. Das Boot hatte angehalten; das Segel war heruntergelassen. An beiden Ufern waren Fackeln und Männer mit langen Messern in den Händen zu sehen. Ein Überfall? Mulder stand im Bug und schwang drohend seine Reitpeitsche, was seine Widersacher aber nicht sonderlich zu beeindrucken schien. Neben ihm kauerte einer seiner Männer und spannte eine Armbrust. Ich zog den Kopf ein, obwohl mir klar war, daß das Binsengeflecht mir nicht den geringsten Schutz bot, wenn die Gegenseite ähnlich bewaffnet war. Soweit ich der Auseinandersetzung folgen konnte, schien es sich aber eher um Drohgebärden zu handeln und um ein handfestes Feilschen. Die Durchfahrt war mit einer Kette verlegt, und die Männer am Ufer wollten einen Wegzoll kassieren, was Mulder zunächst für unberechtigt und dann für völlig überzogen hielt. Die Wegelagerer verlangten für jedes Boot ein Fäßchen Vinho de Lamego, den portugiesischen Süßwein aus Oporto, und ein Fäßchen spanische Oliven. Schließlich einigte man sich auf die Hälfte. Die Kette wurde ausgehakt und abgelassen. Sie schabte unter dem Kiel entlang, und die Fahrt ging weiter.

Nach fünf Tagen erreichten wir den Hauptstrom, aber da ließ uns der Wind im Stich. An ein Treideln war nicht zu denken, denn es gab keinen Uferdamm. Ringsum war nur Urwald, unwegsamer Über-

schwemmungsraum, stehende Altwasser, Morast. Mulder hatte die Boote an einer Sandbank festmachen lassen, vielleicht um vor Überfällen vom Ufer aus sicher zu sein. Das hatte den Vorteil, daß man von Bord gehen, sich in den Sand legen und sonnen konnte. Nachts wurde es allerdings bitterkalt. Die Bootsleute fingen Fische und brieten sie an Stecken über dem Feuer, wodurch die Verköstigung etwas abwechslungsreicher wurde, die seit Amsterdam durchweg aus Aal und fettigen Graupen bestanden hatte.

Ich nutzte dankbar die Gelegenheit, um für ein paar Stunden dem Gestank der Ladung zu entgehen, die neben Fäßchen mit Waltran, Wein, portugiesischem Salz und spanischen Oliven, aus in Bienenwachs versiegelten und in Stroh gebetteten Käselai ben und ein paar Dutzend Fässern mit gesalzenem Kabeljau bestand. Den durchdringenden Geruch schien aber außer mir niemand wahrzunehmen. Nun, sagte ich mir, diese Menschen waren von Kindesbeinen an in diesem Mief aufgewachsen. Ich mußte mich eben daran gewöhnen. Es war nun einmal eine Epoche, die sich nicht durch Wohlgerüche auszeichnete, und in den Städten, so hatte mir Grit versichert, war es in dieser Beziehung am schlimmsten.

Ich stellte fest, daß die Menschen hier auch ein ganz anderes Verhältnis zur Zeit hatten. Niemand war ungeduldig, keiner nervös, auch der Schiffer

nicht, obwohl die Qualität seiner Ware durch die Tage, die wir festlagen, nicht eben besser wurde. Der Tag kam, der Tag ging – man wartete. Irgendwann würde der Wind wieder auf Westen drehen. Man schlief oder fischte oder würfelte. Ich betrachtete nachts den Sternenhimmel und versuchte die Konstellationen auszumachen, die Großvater mir gezeigt hatte, aber in dem unglaublich hellen Gewimmel waren sie nur mit Mühe zu finden.

Ich übte mich im Tagebuch-Schreiben, wie Grit es mir beigebracht hatte. Mit dem spatelförmigen Ende des Holzgriffels glättete ich mein Wachstäfelchen, dann schrieb ich meine Eindrücke nieder, prägte mir das Geschriebene optisch ein und glättete das Täfelchen wieder für die nächste Seite.

Nach vier Tagen schlug das Wetter um. Es war noch dunkel, als mich Rufe und allgemeine Unruhe weckten. Der Himmel war bedeckt. Man hatte Fackeln aufgesteckt, die in dem böigen Wind loderten und fauchten, als zerrten die Flammen wütend an dem ölgetränkten Werg. Ihr unruhiges Licht erhellte die Gesichter der Bootsleute und die kahlen Bäume und Büsche am Ufer. Im Osten graute der Tag. Ein Regenschauer zog von Nordwesten übers Wasser heran. Den Mast hatten die Männer bereits aufgerichtet, die Leinen waren gelöst und das Segel war schon hochgezogen; es füllte sich mit einem flappenden Laut. Tauwerk knarrte, und feuchtes Holz rieb mit

dumpfem Ächzen aneinander. Kommandos wurden nach hinten gerufen; auch das zweite Boot machte sich auf den Weg. Der Kahn schwankte und nahm Fahrt auf, wurde mittels langer Stangen von der Sandbank weggeschoben und in den Fluß hinausgesteuert.

Ein Regenschauer peitschte übers Deck. Der Himmel war voller dunkler ausgefranster Wolken, der Rhein glich einer zernarbten bleifarbenen Fläche zwischen Nichts und Nirgendwo. Wir fuhren dicht am Ufer entlang, wo die Strömung nicht so stark war. In den kahlen Ästen der Bäume hing Treibholz und halb verrottetes Gras vom letzten Hochwasser. Hier und da hatte sich ein halb verluderter Kadaver eines ertrunkenen Schafs, einer Ziege oder eines Hundes verfangen. Es roch nach Fäulnis und Verwesung.

Boote kamen uns entgegen und zogen vorbei. Manchmal muteten sie mich an wie Dschunken auf chinesischen Tuschzeichnungen: Männer in Binsenmänteln und mit Binsenhüten hockten tiefendnaß auf Deck oder auf der hochgetürmten Ladung, die meist aus Bauholz oder Rundhölzern bestand. Mit lauten Rufen wurden Nachrichten ausgetauscht und meist mit Zoten und Gelächter quittiert. Die Stimmen trugen weit über das Wasser. Gelegentlich überschütteten jähe Graupelschauer den sich träge dahinwälgenden Fluß und überzogen ihn mit einem perlfarbenen Schimmer.

Doch der Frühling konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen. In geschützten Mulden entdeckte ich Buschwindröschen, Schneeglöckchen, Gänseblümchen und Märzenbecher und da und dort den ersten grünen Hauch an den Weiden. Manchmal sah ich einen Fisch bei dem vergeblichen Versuch, in ein anderes Universum zu gelangen.

Am elften Tag wurde die Strömung wahrnehmbar und zu stark, um gegen sie anzusegeln. Am aufgeschütteten Ufer standen Pferde und Treidelknechte bereit. Leinen wurden an Bord geworfen und festgemacht; nun wurden wir geschleppt.

Am dreißigsten Tag erreichten wir endlich Köln. Schon von weitem hörte ich das dumpfe Rumpeln, Poltern und Stampfen der Walkschiffe entlang des Ufers, das Knarren und Kreischen der Kräne und das Bimmeln zahlloser Kirchenglocken.

\*

Grit hatte mir geraten, bei der Ankunft in einer Stadt immer als erstes um Quartier in einem Kloster zu bitten, vielleicht sogar eine längere Bleibe für die Dauer des Aufenthalts zu finden, um dann von dort aus mit leichtem Gepäck Exkursionen zu unternehmen und die Ausbeute sicher zu deponieren. In Köln hatte ich kein Glück; wo immer ich fragte, wurde ich kühl abgewiesen, in einem Fall sogar schroff. Lag es

an meinem südländischen Aussehen? Das konnte sehr wohl sein. Ich erfuhr nämlich bald, daß in den Nonnenklöstern am Niederrhein allenthalben die Angst umging und sich wachsende Aufsässigkeit ausbreitete. Es ging das Gerücht, daß Rom strengere Einhaltung der Regeln angemahnt habe und sie durchzusetzen willens sei. Befugnisse sollten beschnitten werden, und Visitationen stünden ins Haus, um Mißstände aufzudecken und rechtliche Handhaben für personelle Umbesetzungen zu finden. So wurden fremde Reisende besonders mißtrauisch beäugt und von der Schwelle gewiesen, weil es leicht Schnüffler in päpstlichem Auftrag sein mochten.

Überhaupt war die Atmosphäre in Köln vergiftet. Seit Jahrzehnten schon schwelte der Streit zwischen Dietrich von Moers, dem Erzbischof von Köln, der auf alte Rechte pochte und als gerissener Taktiker seine Machtposition noch auszubauen trachtete, und dem Rat der Stadt, den Vertretern einer wohlhabenden und selbstbewußten Bürgerschaft, die alte Zwänge abschütteln und sich in Rechtsdingen nicht reinreden lassen wollte. Sie betrieb ihre eigene Politik und war bestrebt, die Privilegien des Klerus zurückzustutzen.

Das schuf rechtliche Unsicherheit und eine unguete, aggressive Haltung unter den Bürgern, die sich häufig in handfesten Händeln und Ausbrüchen von Gewalt entlud. Hinzu kam eine latente Hysterie, vor allem unter den einfachen Leuten, die von der Gelehr-

tenschaft ihren Ausgang nahm. Köln war zwar nicht Paris, aber auch hier trafen sich seit jeher die Scholastiker verschiedener Couleur zu ihren Turnieren im Spiegelfechten und in der Haarspalterei. Es war zwar schon fast zweihundert Jahre her, daß die beiden Dominikaner Albertus Magnus, der große »Doctor universalis«, und Thomas von Aquin, der große »Doctor angelicus«, in Köln gelehrt und gewirkt hatten, aber ihre Autorität war in der Zwischenzeit noch weiter gewachsen. Die beiden größten Schwätzer ihres Jahrhunderts hatte Leendert de Hooghe, Grits Bekannter, sie spöttisch genannt. Das war sicher ungerecht und so pauschal nicht aufrechtzuerhalten. Sie hatten sich große Verdienste um antikes Wissen und, im Fall von Albertus, auch in der Naturbeobachtung erworben. Ich kannte sein *De vegetabilibus*, für jene Zeit ein beachtliches Buch über Botanik, mit einer Menge genauer Beschreibungen. Aber beide hatten mit ihren Traktätchen über die Macht des Teufels auf Erden auch großes Unheil gestiftet und zahllose Jünger im Geiste gezeugt, die spitzfindig über den Tatbestand einer durch Zauberei verursachten Impotenz, den Hexenflug und die verschiedenen Möglichkeiten des Geschlechtsverkehrs mit dem Teufel disputierten – ob »incubus« oder »succubus«, das heißt, ob der Leibhaftige während des Beischlafs darauf- oder daruntergelegen habe. Es war eine unheilvolle Saat, die auf fruchtbaren Boden gefallen war, und sie würde

schrecklich aufgehen, wenn in den achtziger Jahren Papst Innozenz VIII. seine Bulle *Summis desiderantes affectibus* herausgeben würde. Aber schon jetzt warfen die schlimmen Ereignisse ihre Schatten voraus. Die Menschen hatten Angst vor teuflischen Kräften und den dunklen Mächtschaften seiner Handlanger. Man konnte die Exzesse der Hexenverfolgungen vorausahnen, die in Köln und Umgebung bald stattfinden würden. Es herrschte ein Klima des Mißtrauens, der gegenseitigen Bespitzelung und der Denunziation, das ich als bedrückend empfand. Ich beschloß, Köln so bald wie möglich zu verlassen und mich an meine Feldarbeit zu machen.

\*

Es war am fünften oder sechsten Tag, als ich Zeuge einer grausamen Hinrichtung wurde. Ein Mann hatte einen Raubüberfall auf einen Tuchhändler verübt und, als dieser sich zur Wehr setzte, ihn und seinen zwölfjährigen Sohn erstochen. Er war dazu verurteilt worden, gevierteilt zu werden.

Schon seit dem frühen Morgen waren Zuschauer auf dem Marktplatz zusammengeströmt, darunter viele Frauen, Jugendliche und Kinder. Sie umlagerten die Richtstätte, als fände eine Zirkusvorstellung statt. Für mich war das Gemetzel – selbst im nanotechnisch bewirkten Distanzmodus, in den ich mich

wohlweislich geflüchtet hatte – ein grauenhaftes Erlebnis. Zu meiner Zeit war – zumindest in Europa – das Töten, auch das Schlachten von Tieren, sozusagen ins Off verlegt. Hier geschah es augenfällig – und man genoß ganz unbefangen die Qual der Kreatur, wenn dieser arme Mensch mit ein paar Axthieben auf Fleisch und Blut, Knochen und Gehirnmasse reduziert wurde. Es war eine Szene tiefsten Entsetzens: Der blutige Kadaver, die herausquellenden Gedärme und zerschmetterten Knochen, als die Gelenkkapseln mit der Axt durchgehackt und die Bänder durchtrennt wurden, als der Henker vom Anus an aufwärts die Wirbelsäule in Angriff nahm, das Becken spaltete, bis der Körper in vier grotesken Teilen mit je einer Gliedmaße auf der blutbespritzten Holzbühne lag; und dann ein Mund, der nicht aufhören wollte zu schreien und noch qualvoll röchelte, bis ein letzter Hieb den Schädel öffnete.

Ich fühlte mich wie erstarrt, während die Menschen ringsum jubelten und begeistert die Augen rollten. Kleine Kinder wurden hochgehalten, damit auch sie das Schauspiel sehen konnten, und Jugendliche schmähten den zerstückelten Leichnam und bespuckten ihn. Sie hätten sich der Leichenteile bemächtigt und sie im Triumph durch die Gassen geschleift, wären sie nicht von den Klocken, den Gewalttrichterdienern der Stadt, mit Schlagstöcken zurückgedrängt worden.

Schnell stahl ich mich davon und erbrach mich in einem Häuserwinkel. Ich zitterte am ganzen Körper. Am Brunnen spülte ich mir den Mund aus und wusch mir das Gesicht, als könnte ich damit die gräßlichen Bilder loswerden. Verzweifelt versuchte ich mir klarzumachen, daß in meiner Heimatwelt bei Kriegsereignissen, Terroranschlägen oder Verkehrsunfällen und Flugzeugabstürzen ähnliche Verstümmelungen vorkamen, doch die Medien hielten sich bei der Zurschaustellung auf Druck der Öffentlichkeit weitgehend zurück. Hier waren die Grausamkeiten eine öffentliche Lustbarkeit, ein makabres Schauspiel. Waren diese Menschen animalischer, gleichgültiger, unempfindlicher für Leid – dem Leid anderer und auch eigener Drangsal gegenüber? Sollte es doch so etwas wie eine zivilisatorische Evolution geben, ein langsames – viel zu langsames – Herausführen des Menschen aus der Barbarei, oder entwickelte er nur zunehmend die Kunst des Make-up, um einen angenehmeren Anblick zu bieten, wenn er vor den Spiegel trat?

War es die allgegenwärtige, nackte Wirklichkeit eines schrecklichen Todes, die den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele bei den Menschen dieser Zeit so bestärkte? Die Seele war der unverletzliche und unzerstörbare Teil, an dem sie ihre Hoffnung festmachten. Sie war der Garant für eine Existenz über den Tod hinaus. Mit ihr war jeder einzelne, und

sei er noch so unbedeutend und unwürdig, persönlich eingebunden in die Welt- und Heilsgeschichte. Die Seele konnte nicht verlorengehen, denn sie hatte am Tag des Jüngsten Gerichts vor den Richterstuhl Gottes zu treten und Rechenschaft abzulegen. Das gab in allen Fährnissen und angesichts des Todes die Gewißheit, mehr zu sein als ein verletzlicher Leib. Diese Gewißheit war vielen von uns Nachgeborenen abhanden gekommen. Ich suchte in mir vergeblich nach diesem Trost, dieser Zuversicht.

Ich stand unter Schock und lag die ganze Nacht wach. Immer wieder traten mir die schauerlichen Bilder vor Augen. Ich starrte an die dunkle Decke, lauschte dem Trippeln und Fiepen der Mäuse und dem Knacken und Rascheln der Kakerlaken. Allmählich wurde mir bewußt, daß ich in einer fremden Welt angekommen war, daß ich meinen Zielplaneten erreicht hatte – sonnenfern, düster und verhangen. Dabei hatte ich mich auf die Suche nach Helligkeit, nach Unberührtheit und Unversehrtheit gemacht.

Steck dir solche Träume in die Botanisiertrommel, sagte ich mir, als endlich der Morgen graute. Wo immer der Mensch hingekommen ist, dieser unberechenbare und teuflisch schlaue Affe, hat er Dreck und Tod verbreitet – aber auch immer einen Funken Hoffnung auf eine bessere Welt mit sich herumgetragen. Ich war hierhergekommen, um dieser Hoffnung mehr Gewicht zu verleihen, etwas von dem zu

retten und wieder einzubringen, was durch Gleichgültigkeit und Habgier, den beiden schlimmsten Geißeln unserer Spezies, zerstört worden war.

\*

Ich hatte bei einer Witwe in der Holzgasse Unterkunft gefunden, in einem schäbigen Dielenhaus aus Fachwerk mit einem aufgesetzten, auskragenden Stockwerk. Im Erdgeschoß hatte es früher eine Bäckerei beherbergt, weshalb es von Mäusen und Kakerlaken wimmelte, die wohl immer noch Mehltrester unter den Dielen aufstöberten. Die Witwe des Bäckers hieß Lena; sie war eine hagere Person, die ein flinkes und spitzes Mundwerk hatte, mich aber vom ersten Augenblick an mit Freundlichkeit, ja Herzlichkeit behandelte. Sie war recht rührig – weniger in ihrem Haushalt als in ihrem Bett, wie ich den nächtlichen Geräuschen in ihrer Schlafkammer nebenan entnehmen mußte, und es war nicht nur *ein* Liebhaber, der ihre Gunst genoß und ihr in ihrer Witwenschaft Trost spendete, sondern ein halbes Dutzend, wenn man sie nach Temperament und Stimmlage sortierte. So manchen Weißpfennig mochte sie des Nachts beritten erkämpfen, den sie tagsüber auf dem Markt kaum verdienen konnte, wo sie das Brot eines Bäckermeisters verkaufte, der ein paar Häuser weiter seine Backstube hatte. Sie gab das Geld mit leichter Hand

für Bier und hübsche Kleider aus. Ein paar Tage, nachdem ich bei ihr eingezogen war, begann sie, mir Geschenke zu machen; sie bestand darauf, mir das Haar zu bürsten, zupfte an mir herum und streichelte meine Kleider. Mir schwante, daß sie vielleicht nicht ausschließlich auf das andere Geschlecht fixiert war und sich bei einer Duldung ihrer Zärtlichkeiten Unheil zusammenbrauen könnte.

Also beschloß ich, die Zeit der »Akklimatisierung«, auf der die Einsatzleitung bestand, auf ein Minimum abzukürzen. Ich gab bei einem Sargtischler eine verschließbare, mit Kupferblech beschlagene Truhe in Auftrag. Darin verstaute ich meine Sachen, die ich auf meinen Exkursionen nicht unbedingt mit-schleppen mochte, und gab sie Lena in Verwahrung. Auf dem Viehmarkt kaufte ich mir einen Esel, der anderthalb rheinische Gulden kostete – ein schon etwas bejahrtes Tier, das aber noch gut auf den Beinen war. Er hatte ein struppiges grau-schwarz gemustertes Fell und einen lustigen Knick in seinem linken Ohr. Ich taufte ihn auf den Namen Buridan, und er wurde mein geduldiger Begleiter.

Ich durchstreifte die Kölner Bucht und das angrenzende Bergland, soweit es Weg und Steg erlaubten, übernachtete in kleinen Dörfern und einsamen Gehöften im Stroh und gab mich als Kräuterweiblein im Dienst eines Apothekers aus. Gewissenhaft machte ich mir Notizen über den Standort verschiedener

Pflanzen, um am Ende des Sommers ihre Samen einzusammeln. In den Städten hausten die Menschen in bedrückender Enge; überall herrschte Gedränge. Das Land jedoch war menschenleer, vielfach ungerodet und unzugänglich – zum Teil sogar gefährlich, weil Bären und Wölfe die Wälder unsicher machten. Und Menschen.

Manchmal überwältigte mich die Stille, vor allem mittags, wenn die Vögel schwiegen oder nur ein Kuckuck in der Ferne rief, wenn die Luft beladen war mit Tonnen von Pollen, erfüllt von olfaktorischen Paarungsrufen und chemischen Sehnsüchten, verschwenderischer Hingabe und süßer Überwältigung, aufgeladen mit Billionen von Botschaften in unvorstellbarer Redundanz – winzige modulare Sonden, die vollgepackt mit Bauplänen und Montageanleitungen, Materialbedarfsdateien und Expertenprogrammen sich auf die Suche begaben nach ihren Adressaten, den spezifischen Andockstellen ihrer genetischen Gegenstücke. Es war ein Universum aus Puzzleteilen, die zueinanderstrebten, kurzum: Frühling.

Ich hielt Ausschau nach Lochschlund und Herzlöffel, nach der Wasserfalle und dem Drachenkopf, dem Quirligen Tännel, der Salzschuppenniere und dem Lauch-Tätschelkraut – allesamt Geschöpfe, die es in meinem Jahrhundert nicht mehr geben würde. Manchmal wünschte ich mir, Sarah an meiner Seite

zu haben. Sie war immer absolut sicher gewesen, an welchem Standort sie zu suchen hatte, wenn sie eine bestimmte Pflanze aufstöbern wollte. Ich stieß auf Arten, deren Namen ich nicht kannte, die mir bisher in keinem Register begegnet waren, die vielleicht nie einen Namen getragen hatten, weil sie verschwunden waren, ehe das Auge eines interessierten Naturforschers darauf hätte fallen können – Pflanzen, die sich irgendwann stillschweigend aus der Schöpfung verabschiedet hatten von einem Frühling zum nächsten, weil sie anderen Formen hatten Platz machen müssen in der Welt.

Überrascht war ich von der Fülle der Getreidearten. Es gab Dutzende verschiedener Gersten, Roggen und Weizen, für die ich keine Namen wußte – ich nahm mir vor, sie einfach zu numerieren. Sie waren meist von geringem Ertrag und kläglichem Wuchs, aber welch ein Reichtum an unerforschten genetischen Eigenschaften und Möglichkeiten! Meine Ausbeute würde zwar kaum vergleichbar sein mit den Schätzen des berühmten Sankt Petersburger Archivs, aber meine Proben würden lebendig und keimfähig sein und keine verstaubten Mumien.

Das Kennzeichnen der Proben machte Probleme. Ich hatte die Schiffsreise dazu benutzt, mir Säckchen aus dünnem Leinen, das mir Wouter besorgt hatte, zuzuschneiden und zu nähen, aber es war schwierig, den Stoff zu beschriften. Grit hatte mir empfohlen,

Reißblei zu verwenden – das eigentlich kein Blei, sondern ein schwarzer Graphit war –, das man aus England bezog. In Köln hatte ich aber keines auftreiben können. Niemand hatte je von Reißblei gehört. Wahrscheinlich brachten es Händler erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aufs Festland. Die Silberstifte, die ich fand – eigentlich ein Gemenge aus Zinn und Blei –, erwiesen sich als zu hart und brüchig, und Tinten, selbst ganz dünn aufgetragen, zerliefen im Gewebe. Also schnitt ich mir Schildchen aus italienischem Papier, das zwar sehr teuer, aber gut war – das weitaus billigere Lüneburger war zu weich und löste sich auf, wenn es feucht wurde. Ich beschriftete die Schildchen mit Federkiel und Tinte und nähte sie mit fest, wenn ich die Leinenbeutel mit Ahle und Faden verschloß.

Gelegentlich reiste ich zurück nach Köln, um Dinge einzukaufen, die man nur in der Stadt bekam, wie Käse, Rosinen, Datteln, Feigen und – wenn man Glück hatte – einen Batzen Rohrzucker. Welch eine saure, salzige, bittere Zeit war das für ein vom 21. Jahrhundert verwöhntes Leckermaul wie mich! Zum Süßen konnte man allenfalls dann und wann etwas Honig ergattern, und der war oft mangelhaft geschleudert und voller Wachs. Trotzdem verschlang ich ihn mit Heißhunger.

Ich vergaß auch nie, mich auf dem Markt mit Salz einzudecken: grobkörniges Baysalz aus der Norman-

die, das meist grau aussah und muffig roch nach dem Schweineblut und scharf schmeckte nach dem Alaun, das man beim Sieden zusetzte. Man konnte es bei Bauern, die es zum Pökeln brauchten, gegen Eier, Brot, Nüsse, geräucherten Speck oder Schmalz eintauschen. Für mich selbst versuchte ich immer portugiesisches Salz aus Setubal zu bekommen, das, in südlicher Sonne getrocknet, schneeweiß war und appetitlich aussah – aber auch fast das Doppelte kostete. Und ich versäumte es nie, mir in der Apotheke am Alten Markt, deren Besitzer als einer der wenigen in der Stadt die Kunst des Destillierens beherrschte, mein Tonkrüglein mit Branntwein füllen zu lassen.

Ich suchte mein Zimmer im Haus an der Holzgasse auf, um meine Ausbeute in der Truhe zu verwahren. Lena begrüßte mich jedesmal wie eine liebe Verwandte, die viel zu selten zu Besuch kommt, vergaß aber nie, mich an meine Miete für die schäbige kleine Kammer zu erinnern. Die Bäckerwitwe mochte geldgierig sein und liederlich in ihrem Lebenswandel, aber sie kochte den besten Blamensier, den ich je gegessen hatte. Sie bereitete diesen Pudding zu aus geriebenen Mandeln, Reismehl, Weißwein, Schweineschmalz, gewiegter Hühnerbrust und Zucker. Mit geschlossenen Augen erinnerte ich mich noch oft an den himmlischen Geschmack dieser Leckerei.

Im Lauf des Sommers dehnte ich meine Exkursionen rheinaufwärts aus. Ich zog das Lahn- und das Maintal hinauf, durch das die vielbefahrene Straße nach Nürnberg führte. Sie war deshalb aber keineswegs sicherer – im Gegenteil: Straßenräuber und Wegelagerer versprachen sich dort reichere Beute.

Am besten, das wurde mir bald klar, reiste man als Dame von Stand, wenn man rasch und unbeschadet vorankommen wollte – hoch zu Roß und mit Eskorte, mit Titeln und Talern versehen, mit Empfehlungsschreiben und Petschaften sowie mit viel Gepäck und Gesinde. Doch das kam für unsereins nicht in Frage. Der Adel kannte sich, und wenn man auch sonst nicht viel wußte, so hatte man doch Kenntnis von jedem Bastard und von jeder Nebenlinie des Klüngels. Und für eine Botanikerin kam das erst recht nicht in Frage, denn was sollte sich ein adliges Fräulein darum kümmern, was sein Reittier fraß oder seine Hunde anpißten am Straßenrand, ob es Maßliebchen waren oder Huflattich.

Grits Ratschlag, mich reisenden Nonnen anzuschließen, mochte vielleicht in späteren Jahrzehnten oder im 16. Jahrhundert beherzigenswert sein, im Jahr 1451 bot dies, wie ich beobachten konnte, nicht den geringsten Schutz – im Gegenteil. Die Sitten dieser Gottesjungfern waren so locker, daß Fuhrleute

und Reitknechte es mit Vorliebe auf Grüppchen reisender Klosterfrauen abgesehen hatten, weil sie wußten, in ihren Absichten auf wenig Widerstand zu stoßen, wenn sie in der Herberge mit derbem Gelächter die Kammer stürmten. Zog ein strammer Bursche blank, reckten sie ihm meist willig ihr Stiefelchen entgegen und ließen ihn mit viel Gekreisch, inbrünstigem Gebet und übertriebenem Gezappel über sich kommen, als war es eine unverhoffte Gottesgabe.

Also, dachte ich mir, miete dir einen kräftigen Eseltreiber, der dich vor solchen Belästigungen schützt; doch sah ich schon am selben Tag, daß ich mir einen Bock zum Gärtner erwählt hatte. Wiewohl gut bezahlt, forderte er am Abend einen Ritt als Draufgabe, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt wie ein Fährenpfennig oder ein Brückenzoll. Ich konnte ihn mir nur mit der Reitgerte vom Leib halten und mußte ihm ein paar überziehen, ehe er begriff, daß er bei mir an die Falsche geraten war.

Aber eines Tages sollte es mich doch kalt erwischen.

An einem heißen Julitag – ich war die Mosel aufwärts gereist – erreichte ich Kues. Die zweite Mahd auf den Wiesen entlang des Flusses war vorbei, das Grummet hing, zu duftenden Kegeln aufgetürmt, an aufgestellten Stangen. Der Fluß zog still vorbei und gluckste leise in den Mulden der Uferböschung. Ich befand mich keine fünfzig Meter vom Haus entfernt,

aus dem Nicolaus Cusanus stammte. Es stand erhöht über dem Moselufer, war breit und solide aus Stein gebaut, mit großen Fenstern im ersten Stock – das stattlichste Bauwerk in der Gegend. Es war das Haus eines wohlhabenden Mannes, des Flußschiffers und Weinhändlers Johan Cryfftz, das Geburtshaus des berühmten Kardinals. Unmittelbar rechts davon, etwas zurückgesetzt und angelehnt, erhob sich ein älteres, noch höheres Gebäude, durch das ein Torbogen ins Dorf Kues hineinführte. Dies mußte das sogenannte gemeine Haus sein, das der Vater hinzugekauft hatte, als Nicolaus zur Welt gekommen war.

Ein breiter Nachen war an der Anlegestelle davor angebunden, eine Fähre, die bei Bedarf nach Bernka-  
stei übersetzte. Im Garten neben dem Haus hingte eine Frau Wäsche an die Leine. Eine Haushälterin? Die Mutter war um diese Zeit schon längst tot. Lebte der Vater noch? Wenn ich mich recht erinnerte, war er um die Jahrhundertmitte gestorben.

Hier hatte Nicolaus als Kind gespielt; hier war er den Weg am Fluß entlang zur Schule gegangen, auf dem nun eine Schar Gänse schnatternd zum Wasser zog, und hatte dem Vater beim Fährbetrieb geholfen. Von hier aus hatte er ihn auf seinen Handelsfahrten die Mosel hinauf und nach Koblenz hinunter begleitet.

Ein Mann mittleren Alters trat aus der Haustür. Er trug eine schwarze Bundhose und trotz des warmen

Wetters einen schwarzen Mantel. Er kam an mir vorbei und warf mir einen mißmutigen Blick zu. Sein teigiges Gesicht wirkte ungesund, schütteres dunkles Haar hing ihm in die Stirn. War er der jüngere Bruder Johannes, dem Nicolaus eine Pfarrstelle in Bernkastei verschafft hatte und der den Bau des Stifts beaufsichtigen sollte, das Nicolaus hier würde errichten lassen? Eine gewisse Ähnlichkeit war erkennbar: das großflächige Gesicht, die schmale Nase, das ausgeprägte Kinn. Der Mann strebte den Uferweg entlang zum Dorf. Ich folgte ihm langsamen Schritts zu dem Stein, an dem ich Buridan angebunden hatte. Die Kirchenglocke begann ihr Mittagsgeläut.

Ich ließ mich von einem jungen Mann nach Bernkastei übersetzen und ritt talwärts. Die Luft war schwül; hungrige Mücken fielen über Buridan und mich her. Ich hatte Zeltingen noch nicht erreicht, als sich über den Bergkuppen im Westen ein Gewitterkopf hochreckte, dessen Stirn und Schläfen sich rasch verdunkelten. Ich trieb mein Reittier zur Eile an und hielt Ausschau nach einem Unterstand. Bald fand ich eine Scheune, deren Torflügel sich öffnen ließ, und zerrte Buridan hinein. Gerade noch rechtzeitig, denn schon bauschte heftiger Wind die Wipfel der Bäume, und erste dicke Tropfen schlugen aufs Schieferdach. Ich blickte mich im Halbdunkel um und sah einen Leiterwagen. Eine Ladung Heu war gleich neben der Tenne aus gestampftem Lehm auf-

getürmt. An der Wand hingen zwei Dreschflegel und ein Rechen; ein paar Sicheln waren in die Balken gehackt. Plötzlich hörte ich Hufgetrappel. Ein Reiter schwang sich vom Pferd, öffnete das Scheunentor weiter, zögerte, als er mich sah, dann zerrte er sein Tier herein und band es fest.

»Erlaubst du?« fragte er.

Ich zuckte die Achseln.

»Die Scheune gehört nicht mir«, entgegnete ich.

Der Mann nickte.

Ein Regenguß setzte ein, und es klingelte, als hieben tausend winzige Fäustchen auf die Schieferplatten des Dachs. Donner grollte. Der Wind bewegte die Spinnweben an den Dachbalken.

Der Reiter griff in den Habersack am Sattel und holte eine Handvoll Hafer hervor, rollte das Getreide zwischen den Handflächen, blies die Spelzen weg und bot mir die Körner an.

»Danke, nein.«

Er warf sie sich selbst in den Mund und begann zu kauen.

Ein Blitz fuhr in die Weiden am Flußufer, keine hundert Meter entfernt. Ein krachender Donnerschlag folgte. Der Reiter sah mich prüfend an. Er trug eine graue Filzkappe mit zwei Klappen, die ihm über die Ohren herabhingen.

»Woher kommt das?« fragte er.

»Was?«

»So ein Blitz.«

»Aus dem Himmel«, sagte ich achselzuckend.

»Das habe ich auch gesagt, als der Gelehrte mich fragte, mit dem ich kürzlich ritt. Weißt du, was er darauf erwiderte?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Er sagte: ›Natürlich kommt er aus dem Himmel, oder vielmehr aus den Wolken, aber welche Ursache könnt es haben?‹ – ›Wenn Ihr's nicht wißt, Herr, wie sollte ich es wissen?‹ erwiderte ich.«

Der Reiter hielt mit Kauen inne, Spelzen hingen in seinem dunklen Bart.

»Weißt du, was er darauf sagte? Er sagte: ›Könnt's nicht so sein, daß ein Ausgleich von Licht vonnöten ist? Wenn die Wolken das Licht der Sonne einsaugen und der Erde vorenthalten, müssen sie's nicht dann, damit kein Ungleichgewicht entsteht, an die Erde weitergeben?‹ – ›Manche Blitze fahren aber von Wolke zu Wolke«, gab ich zu bedenken. ›Und man hat auch schon Blitze gesehen, die zum Himmel auf-führend – ›Ja, durchaus«, erwiderte er. ›Stets ist Aus-gleich vonnöten, damit in der Schöpfung ein Gleich-gewicht gewahrt ist. Wohin du auch siehst, stellt sich Ausgleich her zwischen den Gegensätzen‹ – ›Emi-nenz«, wagte ich einzuwerfen, ›als einfacher Mensch macht man sich besser keine solchen Gedanken. Es könnte sein, daß sie nicht gottgefällig sind. Ich nehm die Schöpfung, wie sie ist. Gott hat gewiß alles recht

gemacht, Eminenz.< Da sah er mich ernst an und sagte: ›Gewiß hat er das, aber weshalb sollte es Gott nicht gefällig sein, wenn wir über seine Schöpfung nachdenken und sie genauer besehen, um ihren Sinn zu begreifen und die vielen Wunder zu verstehen, in denen sie sich uns offenbart?«

»Eminenz?« fragte ich.

»Wie?«

»Du sagtest Eminenz zu ihm. War der, mit dem du geritten bist, ein Kardinal?«

»Ja, freilich. Unser Kardinal. Nicolaus der Cusaner nennt er sich. Ganz in der Nähe geboren. In Kues. Des alten Cryfftsen Sohn. Er hat ein hohes Amt in Rom. Vor sechs Jahren war er viel unterwegs hier an Rhein und Mosel. Hat viel gepredigt. Er ist ein guter Prediger. Die Leute hören ihm gern zu, auch wenn sie nicht immer alles verstehen, was er sagt«, erwiderte der Mann.

»Du kennst den Nicolaus Cusanus persönlich?«

»Jeder hier kennt ihn. Du kennst ihn nicht?«

»Wie sollte ich? Aber ich habe von ihm gehört.«

»Ich dachte, du bist von hier.«

»Nein.«

»Ich bin zweimal mit ihm geritten. Von Köln aus. Aber das ist einige Jahre her. Diesen Herbst wird er wieder hier sein, hörte ich. Es soll eine Synode stattfinden in Köln.«

Ein weiterer Blitzschlag erhellte das Halbdunkel

der Scheune. Ein Windstoß schlug das Tor zu. Das Pferd scheute; der Reiter riß es am Zügel zu sich her und band es am Leiterwagen fest. Buridan, der am Heu herumgezupft hatte, wich ängstlich zurück und stellte die Ohren auf. Der Regen, der zwischendurch nachgelassen hatte, setzte mit neuerlicher Heftigkeit ein.

Plötzlich legte sich von hinten ein Arm um meinen Hals und drückte mir die Luft ab. Ich schrie empört auf und versuchte mich zu entwinden, aber der Kerl drückte noch fester zu. Er war kräftig; ich hatte keine Chance gegen ihn.

»Der Hafer macht mich feurig«, zischte er mir ins Ohr, »du wirst es nicht bereuen.«

Er roch nach Pferdeschweiß und geöltem Sattelleder.

»Laß mich los!« keuchte ich.

Der Mann zog mir die Arme auf den Rücken und hielt sie mit eisernem Griff fest. Er drängte mich auf den Heuhaufen zu, drückte mich nieder, schob mir die Röcke hoch und zwängte mir mit dem Knie die Beine auseinander. Ich spürte, wie sein hartes Glied meinen Schenkel entlangscharrte und nach Einlaß suchte. Der Kerl mußte Erfahrung im Vergewaltigen haben, denn ich vermochte nichts gegen sein lastendes Gewicht und seinen grausam harten Griff zu unternehmen, sosehr ich mich auch wand. Er hielt sein Gesicht außer Reichweite meiner Zähne und kam mit jeder meiner Bewegungen seinem Ziel näher.

Plötzlich war das auf mir lastende Gewicht verschwunden. Irgend jemand mußte den Halunken am Genick gepackt und von mir geschleudert haben, doch ich sah niemanden. Ich wälzte mich eilends herum und kam auf die Knie. Da sah ich, wie der Reitknecht sich vier Meter entfernt vom Boden aufrappelte, ein langes Messer aus dem Stiefel zog und mit einem Wutschrei losstürmte. Verzweifelt versuchte ich, unter den Leiterwagen zu gelangen; dann merkte ich aber, daß der Angriff nicht mir galt, sondern jemandem, der sich am Tor befinden mußte. Das Pferd stieg vor Schreck hoch und wurde von seinem kurzen Zügel zurückgerissen. Seine Vorderhufe droschen gegen das Wagenrad dicht neben mir. Und im nächsten Augenblick sah ich, wie der Reitknecht, das Messer in der Hand, mit ausgebreiteten Armen vier, fünf Meter durch die Luft flog und mit einem häßlichen Geräusch rücklings auf der Tenne landete, wo er reglos liegenblieb.

Am Tor sah ich eine flüchtige Bewegung, konnte aber nichts und niemanden erkennen. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf, solange der heimtückische Kerl außer Gefecht war – mochte er sich doch den Hals oder den Schädel gebrochen haben –, band Buridan los und zerrte ihn aus der Scheune.

Weit und breit war niemand zu sehen. Der Regen hatte die Feldsteinmauern der Weinberge dunkel gefärbt. Die Hänge rechts und links des Flusses wirkten

nun bedrohlich. Die Luft roch plötzlich nach Herbst. Im Osten, im Rheintal, wohin das Gewitter abgezogen war, grollte noch ferner Donner. Ich trieb Buridan zur Eile an und blickte mich immer wieder ängstlich um, weil ich Hufschlag zu hören meinte, aber kein Reiter folgte mir.

Ob es stimmte, daß der Halunke mit Cusanus geritten war? Oder wollte er sich nur wichtig machen und mir imponieren? Andererseits: Erfand ein Reitknecht solche Dialoge? Unwahrscheinlich. Mußte aber ein Kardinal in solcher Gesellschaft reisen? Wahrscheinlich hatte er keine Ahnung gehabt, welchen Taugenichts man ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Ob ich dem Cusaner in Köln begegnen würde? Im Herbst sollte er kommen. Würde das heißen: im Oktober? Vielleicht kurz vor meiner Abreise zurück nach Amsterdam? Die Chance, dem lebendigen Cusanus zu begegnen, von Angesicht zu Angesicht – dem Mann, auf dessen kühler Grabplatte in San Pietro in Vincoli ich so oft gesessen hatte in jenem heißen Sommer?

Am Abend des nächsten Tages erreichte ich Koblenz. Die gedrungene Turmhauben von Sankt Florin glänzten in der Abendsonne.

## VII EIN HERBST ...

»WOLLT IHR SOVIEL MÜHE, STUDIUM UND SCHWEISS UM BÜCHER ... UMSONST GEWESEN SEIN LASSEN, WORÜBER SICH SO VIELE SCHREIBER VON PARAPHRASEN, GLOSSEN, KOMPENDIEN, SUMMEN UND RANDBEMERKUNGEN, SO VIELE VERFASSER VON ÜBERSETZUNGEN, QUÄSTIONEN UND THEOREMEN DAS HIRN ZERMARTERT HABEN? – WAS VON SO VIELEN TIEFEN, SUBTILLEN, GOLDGESCHMÜCKTEN, GROSSEN, UNBEZWINGLICHEN, UNWIDERLEGLICHEN, ENGELHAFTEN, SERAPHISCHEN, CHERUBINISCHEN UND GÖTTLICHEN DOKTOREN ALS GRUNDLAGE UND FUNDAMENT GENOMMEN WORDEN IST? ... NIMM HINZU DIE STEINMAHLENDEN UND STEINBRECHENDEN, DIE HORNSTÖSSIGEN UND TRITTMÄCHTIGEN DOKTOREN; DAZU DIE MINERVA- UND JUPITERGLEICHEN DOKTOREN UND DIE, WELCHE VOM FIRMAMENT UND VOM FEUERHIMMEL HERABBLICKEN, SOWIE DIE HOCHDONNERNDEN ... DIESE ALLE SOLLTEN WIR ... IN EINEN ABTRITT WERFEN? – GEWISS, UM DIE HERRSCHAFT DER WELT WIRD ES WOHLBESTELT SEIN, WENN DIE SPEKULATIONEN SO VIELER UND SO WÜRDIGER PHILOSOPHEN DER VERACHTUNG PREISGEGEBEN UND ABGETAN SEIN WERDEN.«

*Giordano Bruno*

Im August und September brachte ich meine »Ernte« ein. Ich besuchte die Orte, die ich mir gemerkt hatte, und füllte Samenproben, Blätter, Wurzelstückchen sowie Obst- und Getreidekörner in Leinensäckchen. Mit beschrifteten Etiketten versehen verstaute ich sie in den Satteltaschen. Die Ausbeute war umfangreicher, als ich erhofft hatte. Mir war es gelungen, mehr als sechshundert Pflanzenarten und ihre Varianten zu sammeln, und die meisten hatte ich identifizieren können. Etwa drei Dutzend hatte ich mit einem Fragezeichen versehen müssen, weil ich sie nicht zuordnen konnte. Jedenfalls hatte ich mit den etwa zweihundert Leinensäckchen, die bereits in meiner Truhe in Köln lagerten, fast tausend Proben zusammengestellt. Es war eine schöne Ausbeute vorwiegend von Arten und Unterarten, von denen schon viele im 20. und mehr noch im 21. Jahrhundert als ausgestorben galten, vor allem nach der Katastrophe von Cattenom, die zu einem unvergleichlichen Artensterben in ganz Mitteleuropa geführt, zahllose Biotope ausgelöscht und lange evolutionäre Entwicklungsreihen gekappt hatte.

Mit meiner Mission war ich sehr zufrieden, als ich Ende September nach Köln zurückkehrte. Ich wollte mich nur einige Tage in der Stadt aufhalten und eine gute Bleibe für Buridan finden, der mir in den Monaten ans Herz gewachsen war. Danach würde ich nach einer Passage flußabwärts Ausschau halten, um im

Lauf des Oktober noch in Amsterdam zu sein und Wouter und schließlich den Referenzpunkt für die Heimkehr aufzusuchen.

Als ich in der Holzgasse ankam und Buridan absetzte, erschien Lena in der Tür, und sofort wußte ich, daß irgend etwas Unangenehmes geschehen war. Sie empfing mich mit einem schrillen Lamento und warf mir vor, ich hätte ihr Vertrauen mißbraucht. Ich solle bloß nicht wagen, einen Fuß in ihr Haus zu setzen. Mir war völlig unklar, was Lena eigentlich wollte, denn was sie hysterisch hervorsprudelte, war so wirr, daß ich mich hilfesuchend an die Nachbarn wandte, die um uns herumstanden – nette, freundliche Menschen, mit denen ich manchen Abend im Gespräch verbracht hatte. Doch nun wandten sie sich von mir ab, und einige nahmen sogar eine drohende Haltung ein. Ein paarmal fiel das Wort »Herbaria«, Kräuterhexe, und einmal hörte ich aus dem Hintergrund eine Frau laut »Striga« keifen, was nur bedeuten konnte, daß man mich der Zauberei verdächtigte. Ich konnte mir das nicht erklären. Waren diese Menschen von irgend jemanden gegen mich aufgehetzt worden?

»Gut«, sagte ich zu Lena, »wenn du mir verbietest, dein Haus zu betreten, dann gib mir meine Truhe, und ich ziehe weiter. Du wirst mich nicht mehr sehen.«

»Ich habe deine Truhe nicht«, entgegnete Lena.

»Was soll das heißen? Hast du sie verkauft?«

»Ich hatte ja keine Ahnung, was du für Hexenzeug darin versteckt hattest. Und das unter meinem Dach!« schrie sie und bekreuzigte sich.

»Was meinst du mit Hexenzeug, um Himmels willen?«

»Zaubermittel. Üble Kräuter, um Tiere und Menschen zu verderben oder die Saat. Blätter, um sie anzuzünden und Unwetter zu machen!« riefen die Umstehenden. »So etwas dulden wir hier nicht. Verschwinde!«

»Wo ist meine Truhe, Lena?«

Plötzlich brach sie in Tränen aus.

»Die Klocken haben sie abgeholt.«

»Wohin hat man sie gebracht?«

»Dorthin, wo man dich auch bringen wird, du hergelaufenes Miststück«, sagte eine Nachbarin. »In den Turm.«

»Du Hexe hast unser Vertrauen mißbraucht«, schluchzte Lena.

Erschreckt durch die heftige Reaktion und die Gehässigkeit, die mir mit einem Mal entgegenschlug von Menschen, die ich bei meiner Ankunft im Frühjahr als freundlich und hilfsbereit erlebt hatte, war ich im ersten Moment zu überrascht und verwirrt, als daß ich die ganze Tragweite ihrer Anschuldigungen erfassen konnte. Eine *Herbaria* zu sein – nun gut, so wurden Kräuterweiblein genannt. Ich würde beim Rat der Stadt vorsprechen und um die Herausgabe meiner Besitztü-

mer bitten, würde meine Geschichte von dem Apotheker in Amsterdam aufsuchen, in dessen Diensten ich stand, um Sämereien und Kräuter für Arzneien und Tinkturen zu sammeln. Doch es war das Wort *Striga* gefallen. Der Schwarzen Magie beschuldigt zu werden, war ein massiver und ernstzunehmender Vorwurf. Wer hatte das diesen einfachen Menschen in den Mund gelegt? Wer hatte meine Truhe beschlagnahmt und aus welchem Grund? Das mußte ich schleunigst klären.

Ich hob meine Satteltaschen wieder auf Buridans Rücken und wollte mich eben auf den Weg zum Rathaus machen, als zwei Klocken auftauchten, um mich festzunehmen. Entweder hatte es sich rasch herumgesprochen, daß ich in die Stadt zurückgekehrt war, oder ein Denunziant war spornstreichs zur Obrigkeit geeilt, um sie davon in Kenntnis zu setzen. Ich wurde zur Trankgassenpforte gebracht und in Verwahrung genommen. Meine Habe und mein Reittier wurden beschlagnahmt.

Ich gab Buridan einen Klaps.

»Sucht mir eine gute Bleibe für ihn«, bat ich sie.

Sie zerrten ihn weg.

Man erlaubte mir wenigstens, mich zu waschen und frische Kleidung aus meinem Bündel zu suchen und eine Mahlzeit einzunehmen. Danach sah ich dem nächsten Tag mit Zuversicht entgegen. Das Mißverständnis mußte doch leicht aus der Welt zu schaffen sein. Meine Abreise würde sich dadurch kaum verzögern.

Doch am nächsten Tag tat sich nichts und am übernächsten und dem darauffolgenden ebensowenig. Ich erhielt meine Mahlzeiten – für die ich am Ende würde bezahlen müssen – und wartete zunehmend ungeduldig, daß sich jemand vom Rat der Stadt herbeiließ, mich zu sich zu bestellen. Ich vermutete, daß die Verzögerung dadurch zustande kam, daß sie vor meiner Vernehmung meine botanischen Proben durchschnüffelten und begutachteten – und angesichts harmloser Roggen-, Gersten- und Weizenkörner, Blumen- und Gräsersamen, getrockneter Blüten und Würzelchen ratlos waren. Damit sollte ich recht behalten, aber die Dinge schienen sich nicht zu meinen Gunsten zu entwickeln. Beweis dafür war die Tatsache, daß ich am fünften Tag von der Trankgassenpforte in den Frankenturm gebracht wurde.

\*

»Tri-ti-cum di-coc-con«, stammelte der kleine, sich besonders eifrig gebärdende Sachverständige kopfschüttelnd. »Weizen? Das ist kein Weizen!«

»Ihr kennt es als Emmer«, erwiderte ich. »Emmer ist eine Weizensorte.«

»Niemals!« schrie er und warf seinem Kollegen, der anderthalb Köpfe größer war als er, kahl und von blasser Gesichtsfarbe, einen fragenden Blick zu.

Ich gab keine Antwort, denn es war hoffnungslos.

»Sor-bus do-mes-ti-ca. Was soll das sein?« fragte er und schnupperte an den braunen Körnern.

»Man sagt auch Speierling dazu«, erwiderte ich.

»Ha! Sorbus bezeichnet die Vogelbeere. Die Frucht der Eberesche.«

»Der Speierling ist ein Verwandter der Eberesche ...«

»Verwandter? Was soll das heißen?«

»Sie sind sich sehr ähnlich, auch wenn die Früchte eher kleinen mehligten Birnen gleichen. Sie haben einen gemeinsamen Vorfahren. Deshalb sind sie miteinander verwandt. Sie sind sozusagen Vettern.«

Der Sachverständige sah mich stirnrunzelnd an, als hege er den Verdacht, ich wolle ihn auf den Arm nehmen; dann brach er in Lachen aus.

»Habt Ihr je so einen Unfug gehört, Herr Collega?« fragte er den Kahlen.

Der verzog das Gesicht und zuckte die Achseln. Der Kleine wandte sich wieder dem Tisch und meiner Sammlung zu.

»Das sind Pferdebohnen. Ganz eindeutig«, sagte er und schüttelte sie in der hohlen Hand hin und her, dann beugte er sich kurzsichtig über das Etikett. »Vicia fa-ba. Faba – ja! Aber nicht Vicia, nicht Wicke!«

»Es ist eine Wickenart ...«

»Behauptest du. Aber das ist schlichtweg Unsinn.«

Wut stieg in mir hoch über so viel Unverstand und Dünkelhaftigkeit.

»Was ist das hier? Phy-sa-lis al-ke-ken-gi«, las er vom Etikett. »Zweifellos eine Kirsche.«

»Man nennt sie hier Judenkirsche.«

»Richtig. Was soll dann der alberne lateinische Doppelname?« bohrte er nach.

»Es dient dazu, die Pflanze genau zu kennzeichnen.«

»Ha!«

»Zu kennzeichnen?« fragte der andere Sachverständige und beugte den kahlen Schädel; zum ersten Mal zeigte er gelindes Interesse.

»Und was soll das hier sein?« schrie der Kleine, riß ein weiteres Leinenbeutelchen auf und verstreute den Inhalt – Ähren mit winzigen blaßvioletten Blüten – achtlos über den Tisch. »An-arr-hi-num bel-li-di-fo-lium?«

»Die Pflanze ist auch unter dem Namen Lochschlund bekannt«, belehrte ich ihn.

Der Kleine zerrieb eine der Ähren zwischen Daumen und Zeigefinger, schnüffelte daran und nickte wichtigtuertisch.

»Und was haben wir da? Dra-co-ce-pha-lum ruschian?« buchstabierte er und klaubte einen weiteren Beutel aus dem Haufen meiner Proben. Dann riß er ihn auf und verstreute kleine verwelkte blau-lila Blütenblätter über den Tisch.

»Drachenkopf, wie der Name sagt, Herr. Ihr seid doch als Arzt oder Apotheker des Lateinischen

mächtig, nehme ich an. Und schüttet bitte nicht den Samen auf den Tisch. Ihr bringt mir die Proben durcheinander.«

Er hielt inne und blickte mich, verblüfft über meine Anmaßung, aus zusammengekniffenen Augen an.

»Und was bedeutet ruyschiana?« schnarrte der Kahle.

»Das wird der Name des Entdeckers sein, nehme ich an.«

»Des *Entdeckers*?« hakte er verständnislos nach und schüttelte ratlos den Kopf.

»Lachhaft!« sekundierte der andere bissig.

O heiliger Carolus, steh mir bei! Das also waren die Autoritäten der hiesigen Universität. Welch großspürige Arroganz, Welch besserwisserische Ignoranz! Die Selbstherrlichkeit dieses wichtigtuersichen »Sachverständigen« widerte mich an. Aber, sagte ich mir, woher sollten diese Menschen eine Ahnung haben von einem genialen System botanischer Kennzeichnung, das Liné erst dreihundert Jahre später entwickeln würde?

»Du wurdest etwas gefragt«, polterte der Turmmeister und blickte zum ersten Mal auf. »Gib gefälligst Antwort!«

»Ich sagte es schon: Der Name des Entdeckers der Pflanze. Und sorgt bitte dafür, daß die Herren meine Pflanzenproben nicht durcheinanderschmeißen. Ich habe nämlich den ganzen Sommer damit zugebracht, sie zu sammeln und zu bestimmen.«

»Bestimmen?« fragte der Kleine. »Was gibt es da zu bestimmen?«

Er fuhr fort, meine Beutel aufzureißen, daran zu schnuppern und sie über den Tisch zu verstreuen.

»Bei allem Respekt vor Eurer Gelehrsamkeit, Professor, aber von Pflanzen scheint Ihr nicht viel zu verstehen.«

»Es ... es ist *unglaublich!*« rief er zornbebend.

»Eine weitere Insubordination, und ich laß dich in Eisen schließen!« grollte der Turmmeister.

Der Kahle winkte ungeduldig ab und wollte es nochmals wissen:

»Was sind das für Bezeichnungen? Wer hat sie dich gelehrt?«

»Dort, wo ich herkomme, sind sie üblich. Dort hat man sie mich gelehrt.«

»Und wo ist das?«

»In Rom.«

»In Rom? Niemals! Ich hätte davon gehört. Außerdem: In deiner sogenannten botanischen Sammlung befinden sich Pflanzen, die man in Rom, ja überhaupt südlich der Alpen gar nicht kennen kann, weil sie nur hier im Norden wachsen.«

O heiliger Carolus, er hat ja recht, sagte ich mir. Aber weshalb sollte man sie dort nicht kennen? Nur weil sie dort nicht wachsen?

»Sie lügt!« sagte der Kleine.

Der Turmmeister nickte gewichtig und gab dem

Protokollführer ein Zeichen. Der Federkiel kratzte über Papier.

Der Kahle ließ den Einwurf seines Kollegen unbeachtet.

»Es scheint irgendein System dahinterzustecken«, murmelte er nachdenklich und legte den Zeigefinger an die Lippen.

Ja! hätte ich am liebsten geschrien: ein geniales System! *Fundamentum botanices duplex est: dispositio et denominatio*, meine Herren. Aber ich darf es euch nicht erklären!

»Wer hat es sich ausgedacht?« fragte er.

»Carolus Linnaeus.«

»Nie gehört. Ein Jude? Ein Muselmane?«

»Ein Schwede.«

»Ein Schwede? Unmöglich! Ein Medicus?«

»Ein Quacksalber«, warf der Kleine ein.

»Nein, ein königlicher Medicus.«

»Sie lügt.«

»Junge Frau, wäre dies ein christliches System, ich wüßte davon«, erklärte der Kahle würdevoll.

»Ich bin der Ansicht, Herr Collega, es ist ein unchristliches. Womöglich ein teuflisches System. Hexengeheimnisse ...«

Der Turmmeister nickte.

»Meine Herren, ich breche die Vernehmung ab«, sagte er und runzelte verdrießlich die Stirn. »Besteht ein Verdacht dieser Art, dann muß ein Theologe oder

ein Schöffe des Erzbischofs zugegen sein.«

\*

Der Geistliche, der sich beim nächsten Verhör zwei Tage später einfand, war ein unsympathischer junger Mann mit eng beieinanderstehenden Augen, was schon aus Gründen der Optik Weitblick ausschloß. Er war Dechant an Sankt Maria im Kapitol und sichtlich ein Eiferer, wahrscheinlich ein fanatischer Anhänger der Lehren des Albertus, was das Hexenwesen betraf. Ich sah es dem haßerfüllten Blick seiner dunklen Äuglein an, daß er mich bereits als Striga gebrandmarkt sah. Mir sank der Mut, als ich gewahr wurde, in welcher gefährlichen Situation ich hineinzuschlittern im Begriff war.

»Was hast du mit den Kräutlein vorgehabt?« fragte er lauernd mit seinem gedehnten schwäbischen Dialekt. »Schadenszauber? Die Flur und das Vieh vergiften? Üble Tränklein brauen, wie?«

»Ein großer Teil der Sammlung besteht aus Roggen- und Gerstenkörnern, Apfel- und Birnen- und anderen Obstkernen, Samen und Blüten aller möglichen Blumen und dergleichen«, wies ihn der kahlköpfige Professor zurecht. »Es sind ein paar Kräutlein dabei, aber ich kann keines entdecken, mit dem man irgendwelchen Schaden anrichten könnte.«

»Das werden wir bald feststellen. Sie wird uns

gewiß verraten, welche Mischungen man daraus zubereiten kann, die auf einen Zauberspruch hin ihre teuflische Wirkung entfalten«, hielt der Geistliche entgegen. Der Medicus winkte ungeduldig ab.

»Unfug«, murmelte er. »Laßt Ihr mich die Befragung fortsetzen, Dechant? Ihr könnt die Frau später verhören, wenn Ihr weiteren Verdacht hegt.«

»Gewiß.«

»Du behauptest, daß dieses System, nach dem du die Pflanzen geordnet hast, sich ein Schwede ausgedacht hat.«

»Carolus Linnaeus ist sein Name, königlicher Medicus in Uppsala.«

»Wo bist du ihm begegnet? Wo hat er dich dieses System gelehrt? Bist du in seinem Auftrag unterwegs?«

»Nein, ich bin ihm nie begegnet. Ich reise ...«, begann ich und fuhr tief Atem holend fort: »Ich reise im Auftrag des Heiligen Vaters.« Der Dechant fuhr hoch wie eine aufgestöberte Kobra.

»Sie lügt! Sie sagte bei ihrer Festnahme, sie reise im Auftrag eines Medicus in Amsterdam. So steht's im Protokoll.«

»Der Medicus in Amsterdam steht ebenso im Dienst des Heiligen Vaters wie ich«, bekräftigte ich.

»Welch unglaubliche Infamie!« giftete er. »Nie und nimmer nähme der Heilige Vater solche Personen wie dich in seine Dienste und würde sie beauf-

tragen, in Gottes Schöpfung herumzuwühlen, wo alles nach Seinem weisen Ratschluß seinen festen Platz hat. Wie sollte etwas neu geordnet werden, das der Herr längst vortrefflich geordnet hat? Das ist eine lästerliche Anmaßung! Eine Häresie!«

»O nein! Ihr irrt. Es geht um die Erkenntnis der Ordnung in Gottes Schöpfung«, hielt ich ihm entgegen.

»Das überlaßt besser den Autoritäten, die etwas davon verstehen.«

»Nun, der Heilige Vater hat mich damit beauftragt, tätig zu werden für eine Rinascita della Creazione ...«

»Welch dreiste Beleidigung Seiner Heiligkeit!« schrie der Dechant, Zornesröte im Gesicht. »Sie ist eine freche, lügnerische Metze. Sie ist des Teufels!«

»Mäßigen Sie sich!« herrschte der Professor ihn an.

»Ruhe! Ruhe!« mahnte der Turmmeister, der ärgerlich gewahrte, daß ihm dieser Fall über den Kopf wuchs.

Weshalb hatte ich diese Karte ausgespielt? Was versprach ich mir davon? Was hatte ich damit erreichen wollen? Vielleicht ging es mir darum, daß ihnen allen die Dinge, die meinen Fall betrafen, über den Kopf wuchsen, daß sie kein Urteil zu fällen wagten und ich Zeit gewann. Ich weiß es nicht mehr. Ich hatte die höchste Instanz ins Spiel gebracht – und doch nichts anderes als die Wahrheit gesagt.

\*

Wieder vergingen Tage um Tage, ohne daß etwas geschah. Mittlerweile mußte es wohl schon November sein. Schließlich wurde ich wieder vor den Turmmeister geführt.

»Es haben sich weitere Verdachtsmomente ergeben, für die jedoch der Rat nicht zuständig ist«, eröffnete er mir und blickte mich finster an. »Dein Fall ist vom Greven übernommen worden, dem erzbischöflichen Vicecomes. Sollte sich der Verdacht bestätigen, sieht es schlecht für dich aus, junge Frau. Ich hätte dich wegen deiner Kräuter und der Zaubertränke, die sich daraus womöglich zubereiten lassen, als Venenata, als Giftmischerin, oder als Lamia in Schadenszauber bewandert, verurteilt und dich Urfehde schwören und aus der Stadt bringen lassen. Aber nun gibt es Hinweise, daß du auch noch ganz anderer Dinge fähig bist.«

Der Turmmeister bekreuzigte sich.

»Welcher Dinge?«

Er ignorierte meine Frage.

»Du wirst hiermit der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs überstellt und in die Hacht am Domhof gebracht. Dort wird weiter mit dir verfahren.« Der Turmmeister gab dem Cancellarius ein Zeichen, das Protokoll mit diesem Bemerkten abzuschließen, und

nun überkam mich zum ersten Mal die nackte Angst.

»Was sind denn das für Hinweise?« fragte ich.

Doch der Richter hatte sich bereits abgewandt und verließ den Raum. Der Klocke, der mich bisher schweigsam, aber nicht unfreundlich behandelt hatte, packte mich nun mit harter Hand, drehte mich um und führte mich hinaus.

\*

Der haßerfüllte Dechant von Sankt Maria im Kapitol, dem ich schon vor dem Gericht des Rats begegnet war, schien sich nun zum Ankläger aufgeschwungen zu haben. Der Greven, ein wohlbeleibter grauhaariger Geistlicher, der hinter ihm thronte, schien sich mehr für seine Fingernägel und den schweren Ring am Mittelfinger seiner linken Hand zu interessieren als für meinen Fall. Sein Beisitzer, ein junger Geistlicher von etwa dreißig Jahren, war offensichtlich von eher schlichtem Gemüt, aber von hündischer Unterwürfigkeit, und er war, was schier an ein Wunder grenzte, in der Lage, die Reaktion seines Herrn instinktiv oder vielleicht auch aufgrund seiner Körpersprache vorauszuahnen und den Bruchteil einer Sekunde früher zu nicken oder zu lächeln als jener selbst. So sicherte er sich den Vorteil der Einvernehmlichkeit.

»Incipit confessio strigae«, sagte der Dechant zum Cancellarius.

Der Greven hob erstaunt die Brauen, war es doch an ihm, formal die Verhandlung zu eröffnen, und nicht die Aufgabe des Anklägers.

»Eine Frage, Euer Ehrwürden«, warf ich ein. »Der Ankläger bezeichnet mich als Striga. Bin ich bereits als der Zauberei beschuldigte Hexe verurteilt?«

»Das wird nicht lange auf sich warten lassen!« rief der Dechant gehässig. »Du bist so gut wie überführt.«

»Ach?«

Der Greven nickte dem Cancellarius zu und eröffnete die Vernehmung.

»Es beginnt das Geständnis der Domenica Ligrina, geboren nach ihren eigenen Angaben zu Rom, der Hexerei, des Schadenszaubers, der Giftmischerei verdächtig, ferner des Zukunftswissens, des Hexenflugs sowie der Buhlschaft mit dem Teufel.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wie kamen sie zu diesen aberwitzigen Verdächtigungen? Worauf wollten sie diese Anschuldigungen stützen? Wollten sie durch die Folter ein Geständnis erpressen, um die ungeheuerlichen Behauptungen zu »beweisen«? Das war in späteren Zeiten tatsächlich die Methode mancher Inquisitoren gewesen. Die Mitte des 15. Jahrhunderts war gemäß Falcotti eine ungefährliche, eine ruhige Zeit – das hatte er mir zumindest versichert. Die großen Pestgänge waren vorüber, und die Hexenverfolgungen lagen noch fast ein halbes Jahrhun-

dert in der Zukunft. Der Hexenhammer, der *Malleus maleficarum* von Institoris und Sprenger würde erst Ende des Jahrhunderts erscheinen, aber dieser unselige Geist regte sich offenbar schon in den Köpfen der Eiferer und Scharfmacher. Es bedurfte kaum noch eines Befehls von oben, um sie von der Leine zu lassen und ihr Wüten abzusegnen. Die Saat ging auf, die leichtfertig ausgestreut worden war.

»Es hat dir wohl die Sprache verschlagen, wie?« sagte der Dechant triumphierend.

Seine Äuglein, zwischen denen gerade noch seine schmale Nase Platz fand, funkelten boshaft. Wodurch, um Himmels willen, hatte ich nur seinen Haß auf mich gezogen?

»Du glaubst doch, daß es Hexen gibt, oder nicht?«

Das war natürlich eine Fangfrage: Das Bestreiten der Existenz von Hexen galt bereits als Häresie, konnte also mit dem Tod bestraft werden.

»Ich habe noch nie eine gesehen«, erwiderte ich.

»Wir haben dich nicht gefragt, ob du eine gesehen hast, sondern ob du an Hexerei glaubst oder nicht. Beantworte die Fragen, die dir gestellt werden!«

Der Greven nickte.

»Man hat mir glaubwürdig versichert, daß es dergleichen gibt. Mir gegenüber hat sich jedoch noch nie jemand als Hexer oder Hexe zu erkennen gegeben«, erwiderte ich.

»Du glaubst wohl, eine von den ganz besonders

Klugen zu sein?« fragte der Dechant zornig. »Wer hat dir solche rhetorischen Tricks gelehrt?« fragte er lauend. »Andere Hexen ... oder ... vielleicht gar ...?«

Wenn er damit rechnete, daß ich mich dazu hinreißen lassen würde, unbedachterweise das Wort »Teufel« in den Mund zu nehmen, dann hatte er sich getäuscht. Ich würde mich von diesem religiösen Hitzkopf nicht aufs Eis führen lassen.

»Ich kenne keine Hexen. Das sagte ich schon«, beharrte ich.

»Immer allein geflogen? Nie in Gesellschaft anderer Hexen? Das ist ungewöhnlich.«

»Geflogen?«

Der Dechant entrollte ein Schriftstück.

»Hier ist die Aussage einer unbescholtenen, gläubigen, gottesfürchtigen Frau dieser Stadt. Ihr Name ist Lena Bittner. Sie ist die Witwe des vormaligen Bäckermeisters Gotthelf Bittner, wohnhaft in der Holzgasse. Sie hat bei ihrer Vernehmung zu Protokoll gegeben, du hättest zu ihr gesagt, es sei möglich, in zwei Stunden von hier nach Rom zu fliegen«, sagte er und legte das Schriftstück wichtigtuend dem Greven vor.

Ach, Lena! Ich hätte es ahnen können, daß man sie unter Druck gesetzt und ihr mit Kerker oder Schlimmerem gedroht hatte. Irgendwann hatte ich mich einmal verplappert, als wir beim Bier saßen. Als sie erfuhr, daß ich aus Rom stammte, hatte sie mir sehn-

süchtig gestanden, daß es ihr größter Wunsch sei, eine Pilgerfahrt in die Heilige Stadt zu unternehmen, doch die Reise sei beschwerlich und nehme fast ein ganzes Jahr in Anspruch. Und unbedachterweise hatte ich erwähnt, daß man in fünfhundert Jahren in zwei Stunden von Köln nach Rom werde fliegen können.

»Nun?« fragte mein Inquisitor höhnisch. »Willst du das bestreiten?«

»Ich habe nie gesagt, daß ich von Köln nach Rom geflogen bin, sondern daß man in einer fernen Zukunft – vielleicht in fünfhundert Jahren – wohl in zwei Stunden von Köln nach Rom wird fliegen können.«

»In fünfhundert Jahren!« wiederholte der Dechant und gackerte vor Vergnügen, dabei warf er einen Blick über die Schulter zum Vicecomes, der zum ersten Mal gelindes Interesse zeigte.

»Gesetzt der Fall«, sagte mein Ankläger, »daß die Welt noch so lange besteht – was sehr unwahrscheinlich ist, denn Gott unser Herr wird die Seelen der Gestorbenen nicht über Jahrhunderte im Fegefeuer schmachten lassen –, wie kannst du so etwas schauen? Sind es Zauberklein, die dich zur Sibylle machen? Schierling? Wolfsmilch? Schwarzes Korn?« Ich zuckte die Achseln.

»Ich brauche keine Tränklein dazu. Solche Visionen stellen sich bei mir im Traum ein. Es ist ... es ist

wie eine Erinnerung an eine andere Zeit, die noch vor uns liegt.«

»Gesteh's, kommen dir solche ... Erinnerungen bei der Buhlschaft mit ...?«

Der Greven hob die Hand.

»Wie kannst du dir sicher sein, daß es sich bei diesen Traumbildern um Zukunftsvisionen handelt und nicht um Wirrnis, Lug und Trug durch Einflüsterungen des Teufels?«

Der Beisitzer und der Dechant nickten einträchtig.

»Das weiß ich freilich nicht«, räumte ich ein.

»Oh, sie wird sich besinnen und es uns verraten«, erklärte mein Ankläger. »Sie wird ...«

Der Greven unterbrach ihn ungeduldig.

»Und wie wird man fliegen? Was zeigen deine Visionen?« fragte er mich.

»Mit Maschinen, die sich wie Vögel in die Luft erheben können. Mechanische Vögel.«

»Maschinen? Nicht mit der Kraft des Geistes?« hakte er nach.

Ich sah seinem Gesicht an, wie sein Interesse erlosch.

Der Dechant entrollte ein weiteres Schriftstück.

»Hier ist die Aussage des Sebastian Melker, eines Reitknechts im Dienst Seiner Exzellenz des Erzbischofs von Köln. Er berichtet von einem Ereignis am Tag des heiligen Jacobus dieses Jahres bei Zeltingen an der oberen Mosel, dessen Zeuge und Opfer er

wurde. »Es war ein klarer, heller Tag, als plötzlich im heiteren Himmel ein Gewitter erschien. Mein erster Gedanke war, daß es ein Wetterzauber sein mußte, denn die Erscheinung war unerklärlich und sehr heftig. Ich suchte für mich und mein Pferd Unterstand in einer Scheune auf freiem Feld und traf dort eine junge Frau an, die bei meinem Eintreten verstohlen einige Kräuter in der Packtasche ihres Esels verschwinden ließ. Ich vermutete sogleich, daß es sich um eine Hexe handelte, die durch das Abbrennen gewisser Kräuter einen Wetterzauber bewirkt hatte, um die Flur und vor allem die umliegenden Weinberge mit Hagelschlag zu verheeren. Ich nahm Brandgeruch wahr, aber untermischt mit einem noch viel übleren Gestank von Fäulnis und Flatulenz und anderen ekligen Dämpfen. Mir war sofort klar, daß ich hier jemanden beim Buhlen gestört hatte. Und bei diesen höllischen Ausdünstungen konnte das nur eins bedeuten: Ich hatte die Hexe und den Teufel in flagranti überrascht. Ich blickte mich um, und tatsächlich gewahrte ich bei der Scheunentür eine dunkelhäutige Gestalt mit einem schnauzenartigen Gesicht und einem Bocksfuß. Ich flehte den Allmächtigen um Beistand an und stürzte mich mutig auf die Gestalt, doch noch ehe ich das Tor erreichte, spürte ich von unsichtbarer Hand einen Schlag vor die Brust, der mich fünf, sechs Schritte zurückschleuderte. Ich zog mein Messer und stürzte mich ein zweites Mal

mutig auf die unheimliche Gestalt. Erneut wurde ich von unsichtbarer Hand zurückgestoßen, und diesmal so heftig, daß ich niederstürzte und mir die Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, schmerzte mir der Schädel, mit dem ich auf die Tenne geschlagen war, und in der Brust stach mir der Atem, daß ich mich kaum im Sattel halten konnte und für zwei Monate außerstande war, meinen Dienst in den Stallungen Seiner Exzellenz zu versehen. Sowohl die dunkle Gestalt als auch die Hexe mit ihrem Esel waren aus der Scheune verschwunden, als ich wieder bei Sinnen war. Ich habe diese junge Frau wiedererkannt. Es handelt sich um eine Landstreicherin und Streunerin, die in der Stadt als die Römerin bekannt ist und früher in der Holzgasse bei der Witwe des Bäckermeisters Bittner Quartier hatte. Das bezeuge ich im Angesicht Gottes, unseres himmlischen Vaters. Amen.<<

Dieser verlogene, scheinheilige Dreckskerl!

»Gestehst du, daß du die genannte Hexe warst, die der Reitknecht beim Buhlen mit dem Teufel überrascht hat?« fragte mein Ankläger. »Ich bin keine Hexe, und dieser Vorfall hat sich ganz anders zuge tragen ...«, rief ich empört.

»Du gibst aber zu, daß du diese Person bist, die sich in besagter Scheune aufgehalten hat.«

»Ja. Aber der Vorfall hat sich ganz anders abge spielt. Dieser perfide Halunke von Reitknecht ...«

»Du sprichst von einem treuen Diener des Erzbischofs, einem rechtschaffenen, frommen Mann. Achte auf deine Worte! Wir werden dich peitschen lassen, wenn du üble Reden führst.«

»... ist über mich hergefallen und hat mir Gewalt antun wollen. Jemand kam dazu ...«

»Aha! Und dieser Jemand ...?«

»... ist mir, Gott sei Dank ...«

»Versündige dich nicht!«

»... zu Hilfe gekommen. Ich habe ihn nicht gesehen. Ich weiß nicht, wer es war.«

»Hast du ihn nicht gerochen, oder wenigstens ... gespürt?«

Der Greven, der in seine Lethargie zurückgesunken war, richtete sich auf und verkündete mit seiner leisen, heiseren Stimme: »Ich ordne eine Untersuchung an nach *signa diaboli* durch *doctores medicinae* der hiesigen Fakultät.«

Der Dechant musterte mich mit höhnischem Blick. Dieser junge Mann war von einer erbarmungslosen Selbstgerechtigkeit, die nichts anfocht, und zugleich von einer Borniertheit und besserwisserischen Ignoranz, mit der meist die Frömmsten unter den Frommen geschlagen sind. Es bereitete ihm eine tiefe Genugtuung, mich zu demütigen, mich zu verletzen, ja zu vernichten. Und bei alledem hatte er offenbar noch das Gefühl, ein gottgefälliges Werk zu tun.

Man würde mich also nackt auf einem Tisch fest-

schnallen und nach *adventitiae mammae* fahnden, nach überzähligen Brustwarzen, sogenannten Hexentitten, mit denen ich meine in Teufelsbuhlschaft gezeugten Familiären nährte. Man würde mit Silbernadeln in jedes Muttermal, in jede Warze stechen, um festzustellen, ob Blut fließe. Man würde mein Geschlecht begutachten, ob Wunden oder Narben auf heftigen oder abartigen Verkehr – *succubus* oder *incubus* – hindeuteten.

Gewöhnlich wurden diese *majus argumentum et satisfirma probatio* – im Sinne von Albertus Magnus –, die den Schluß auf eine erfolgreiche Inbesitznahme durch den Teufel erlaubten, von dem zuständigen Foltermeister und seinen Knechten in der Nacht vor der Untersuchung herbeigeführt, denen man den rohen Spaß zugestand, einmal wie der Teufel zugange zu sein – und um vollendete Tatsachen zu schaffen.

Das triumphierende Grinsen meines Anklägers, das heisere Geleier des Vicecomes und das Kratzen der Feder des Cancellarius waren das letzte, was ich wahrnahm. Als man mich hochzog und umdrehte, um mich zurück in die Zelle zu führen, wurde mir schwarz vor Augen.

\*

Von diesem Zeitpunkt an verschwammen meine Erinnerungen; ich hatte das Gefühl, daß sie disparate

Ereignisstränge umfaßten. Mein Erleben verzweigte sich gewissermaßen, so wie ein Photon sich aufspalten kann, indem es von einem halbdurchlässigen Spiegel sowohl reflektiert als auch durchgelassen wird und in zwei Universen gleichzeitig existiert – dem, wenn zwei Wege sich öffnen, ein Schattenbruder zu Hilfe eilt, damit beide Universen bereist werden können.

Zunächst dachte ich, eine Art verschärften Distanzmodus ausgelöst zu haben, indem ich meine Depots mit Nanotecten aktivierte, um meine Schmerzwahrnehmungen zu dämpfen und die emotionale Belastung abzufedern, aber es ging darüber hinaus. Es war etwas anderes. Mir schien, als eile eine Schattenschwester an meine Seite und nehme es auf sich, den anderen, den schwereren Weg anzutreten, der eigentlich mir zugedacht war. Schon als Mädchen hatte ich manchmal das Gefühl gehabt, eine Traumschwester zu haben, eine wesensgleiche Doppelgängerin, aber ich hatte nie den Mut gehabt, jemandem davon zu erzählen – aus Angst, für geisteskrank gehalten zu werden. Seit ich mich mit der Biographie von Urban Hargitai beschäftigt hatte, wußte ich, daß es noch mehr Menschen gab, die im Traum oder unter besonderen Umständen Kontakt hatten mit ihren anderen Ichs – mit Schattenwesen, die jenseits der Grenzen unserer Wirklichkeit in parallelen Universen leben, in denen die Ereignisse ei-

nen anderen Verlauf nehmen. Ich verstand, was Urban Hargitai durchgemacht hatte, als sein Schattenbruder bei dem Eisenbahnunglück das Augenlicht verlor. Ich konnte nachfühlen, was sein Großvater, André Goldfaden, durchgemacht hatte, als sein anderes Ich den Schrecken der Konzentrationslager ausgeliefert war. Die Qualen blieben ihnen auch am sicheren Ufer eines anderen Universums nicht erspart.

\*

Natürlich kamen sie in jener Nacht. Sie waren betrunken und auf ihre rohe Weise vergnügt. Ich spürte sie nicht. Ich sah ihre Gesichter dicht über mir, immer wieder ein anderes, glotzügig, den Blick nach innen gekehrt; auch das jenes verlogenen Reitknechts war darunter. Grinsend zeigte er seine Genugtuung, daß er nun doch zu seinem Vergnügen kam. Ich hörte ihr Gurren und Schnaufen, die aufmunternden Zurufe der anderen, die sich um den Tisch drängten, auf dem ich festgebunden war; ich roch ihren ekligen Atem, der mir ins Gesicht schlug, ihren Schweiß, ihre ungewaschenen Leiber. Aber ich spürte keinen physischen Schmerz, spürte keine Regung – ich spürte nichts.

Zur Untersuchung nach *signa diaboli* fand sich der kurzsichtige kleine Spitzbauch in blauem Wams ein, der schon meine botanischen Proben inspiziert und

durcheinandergeworfen hatte. Seine Diagnose bezüglich einer erfolgreichen Inbesitznahme durch den Teufel bekam ich nicht mit. Oft mußte ich aber an seine langen schmutzigen Fingernägel zurückdenken und daran, wie viele Frauen noch im Kindsbett würden sterben müssen, bevor Semmelweis diesen selbstherrlichen Schmutzfinken beibrachte, daß man sich als Arzt gelegentlich die Hände waschen sollte.

\*

Es ist erstaunlich, welches Maß an Verwahrlosung man ertragen kann. Die Bauern streuten ihren Tieren für jede Nacht ein, um sie sauberzuhalten. Ich hingegen erhielt nur jede Woche einmal frisches Stroh, und es wimmelte schon am zweiten, dritten Tag von Ungeziefer. Ich wunderte mich, daß noch keine Ratten aufgetaucht waren.

»Ich halte sie dir vom Leib«, hörte ich da plötzlich eine Stimme.

Ich drehte mich erschrocken um, denn ich hatte weder das Knirschen von Riegeln noch das Knarren der Tür gehört. Über mir, in einer Nische der Wand, saß die größte Ratte, die ich je gesehen hatte – ein Monster von einer Ratte, weder schwarz noch grau oder weiß, sondern buntscheckig, mit einem dichten Fell aus Rostrot, Umbra und Ocker wie eine Katze. Ihr langer nackter Schwanz hing über den Balken

herunter, auf dem sie es sich bequem gemacht hatte. Mit der Zunge speichelte sie sich die Vorderpfote ein und putzte sich das Gesicht. Dann blickte sie mit ihren an schwarze Perlen gemahnenden Augen auf mich herab.

»Bevor du dich schauernd abwendest oder gar schreist, sage ich dir, daß der erste Eindruck täuscht«, gab sie mit beruhigender Stimme zu bedenken.

»Du kannst sprechen?« fragte ich sie verblüfft.

»Klar.«

»Bist du ein modifiziertes Tier? Dort, wo ich herkomme, werden Hunde daraufhin gezüchtet. Man liftet ihre Intelligenz und gibt ihnen ein bißchen Sprachvermögen.«

»Um sie erfolgreicher auf Menschen zu hetzen, ohne sich dabei die Hände schmutzig zu machen. Ich weiß.«

»Aber daß Ratten ...«

»Ich bin keine Ratte, junge Frau.«

»Doch nicht etwa ... ein Mensch?«

»Oh, das ist eine schwierige Frage.« Die Ratte hob die Schnauze und sträubte die Witterhaare. »Ich habe jedenfalls eine ganze Menge menschlicher Gene in mir ... Nein, ich habe diese Daseinsform gewählt.«

War es ein Traum? Ich spürte zwar, daß ich durch den Schock der Vergewaltigung immer noch tief im Distanzmodus steckte, daß ein Zustand der Asono-

gnosie meine Wahrnehmung abflachte, aber mit Halluzinationen konnte das nicht verbunden sein.

»*Rattus rattus* ist eine geradezu optimale Lebensform«, fuhr das Tier fort. »Sie ist allgegenwärtig, wo auch immer der Mensch seinen Fuß hingewetzt und seinen Dreck hinterlassen hat. Seit vielen Millionen Jahren ist sie zeitheimisch und deshalb unauffällig, darüber hinaus robust und unverwundlich – fast nicht umzubringen.«

»Wer bist du dann?« fragte ich.

»Verzeihung, ich vergaß mich vorzustellen. Meine Freunde nennen mich Don Fernando«, erwiderte die Ratte.

»Don Fernando? Und Ihr haltet mir die Ratten vom Leib?«

»Wenigstens die vierbeinigen, und das ...«

Die Ratte verstummte plötzlich, denn in diesem Augenblick betrat der junge Mann mein Verlies, der mir seit einigen Tagen das Essen brachte. Er schien die Ratte auf ihrem Hochsitz gar nicht zu bemerken. Der Bursche war von bemerkenswerter Häßlichkeit. Das zottelige schwarze Haar hing ihm über die Augen, und der Mund war umgeben von einem ausgefransten schütterten Bart. Aber welcher Mund! Sowohl die Zähne im Ober- wie im Unterkiefer standen fast waagrecht hervor, als hätte man ihm als Kleinkind dauernd ein Stück Rohr in den Rachen geschoben, durch das ihm die Nahrung eingeflößt worden

war. Diese Mißbildung zog meinen Blick magisch auf sich. Immer wieder ertappte ich mich dabei, daß ich dieses groteske Gebiß anstarrte, über das sich die Lippen nicht schließen konnten.

»Wie heißt du?« fragte ich ihn.

Der Bursche gab ein wimmerndes Schnaufen von sich und deutete auf seine geöffnete Mundhöhle. Sie war leer; man hatte ihm offenbar die Zunge herausgeschnitten. Er war eine jener armen Kreaturen, denen die Folterknechte niedere Verrichtungen zuweisen konnten. Sie konnten nichts ausplaudern, sich nicht mitteilen – stumm und blöde, wie sie waren.

Nein, der hier war nicht blöde. Der Winter nahte. Es war kalt im Kerker; das Stroh war feucht und roch faulig. Er brachte frisches Stroh und eine Woldecke. Dankbar streichelte ich ihm die Wange. Er grunzte, und seine Augen glänzten. Wer schenkte einer derart häßlichen Kreatur schon Aufmerksamkeit? Stundenlang saß er auf der Treppe vor der Tür und starrte auf mich herab. Ob er mich wohl beehrte?

Es mußte mittlerweile Dezember sein. Nicolaus Cusanus wurde in der Stadt erwartet. War es nicht so, daß er kurz vor Weihnachten in Köln weilte, bevor er nach Löwen und Brüssel weiterreiste? Ich wußte es nicht genau. Weshalb hatte ich mich nicht gründlicher mit den Quellen befaßt, als ich noch meinen Scarabeo zur Verfügung hatte?

Da folgte ich einer Eingebung. Vielleicht würde

ich mit einer Bittschrift an den Kardinal meinem grausamen Schicksal entgehen können? Doch wie sollte ich mich an ihn wenden? Wie könnte ich seine Aufmerksamkeit auf mich ziehen?

»Kannst du mir Papier und Schreibzeug besorgen?« fragte ich den armen Kerl.

Der Stumme blickte mich an und zuckte die Achseln. Wieder vergingen Tage. Immer wieder sah ich ihn fragend an, wenn er mir das Essen brachte, meinen Kübel ausleerte und die Zelle ausfegte. Hatte er mich überhaupt verstanden? Wahrscheinlich überstieg ja meine Bitte seine Möglichkeiten. Er mußte schließlich Bestrafung fürchten, wenn er Dinge herein- und hinaus schmuggelte. Weshalb also sollte er es riskieren? Irgendwann kam er aber und kramte Papier aus seinem Hemd – eine Handvoll Bögen, einen Becher Tinte, Federkiele und ein kleines Messer. Ich war überwältigt, drückte ihn an mich und gab ihm einen Kuß aufs wirre Haar. Nein, er war nicht blöde, er war liebenswert – und gerissen.

Was sollte ich nun schreiben? *An Seine Eminenz Kardinal Nicolaus von Kusa. Eure Eminenz ...* Aber würde man die Briefe an ihn weiterleiten? Oder würden meine Ankläger sie lächelnd zu den Akten nehmen, um die Beweislast gegen mich zu erhöhen? Doch was würde meine Lage noch verschlechtern können? Wäre es nicht besser, den Versuch zu wagen, so gering die Chancen auf einen Erfolg auch

sein mochten, und die Flucht nach vorn anzutreten? Mich zu erkennen zu geben als eine aus der Zukunft, die im Dienst der Kurie unterwegs war wie er? Einfach die Wahrheit zu sagen?

*Östlich von Cattenom, schrieb ich, ist das Land schwarz, bis weit ins Böhmisches und Polnische hinein, wie man vom Orbit aus sehen kann ... So geschehen im Jahre des Herrn 2028 ...*

Ich gab dem Stummen den Brief, bat ihn, das Papier jemandem zu übergeben, der es dem Kardinal aushändigen könnte, wenn er in der Stadt sei. Er nickte und versteckte den Brief in seinem Hemd.

\*

Derweil gingen die Verhöre weiter. Meine Ankläger wollten wissen, welche Hexen mich in den magischen Praktiken unterwiesen hätten. Ich wußte keine Namen zu nennen, auch wenn sie uns nun – meine Schattenschwester und mich – der Tortur des *curlo* unterwarfen, dem Hochziehen und Fallenlassen an den Händen, die auf den Rücken gefesselt waren. Hochziehen – ein *Paternoster*, ein *Salve Regina* und ein *Miserere* lang – Fallenlassen; Hochziehen – ein *Paternoster*, ein *Salve Regina*, ein *Miserere* – ach, wie schrecklich lang – Fallenlassen; Hochziehen – *ter squassata*, dreimal hintereinander.

›Weißt du Rat, Schwester? Ich weiß ihnen keine

Namen zu nennen. Man hält uns für verstockt. Die Schmerzen in den Schultern wachsen ins Unermeßliche. Wir versuchen gemeinsam, sie zu ertragen. Heckings kleine Zauberer stehen uns bei. Ich trage die Magie unsichtbar in mir, nach der sie so fieberhaft suchen, doch sie werden sie nicht finden.< Das waren meine Gedanken, die Gedanken einer Gefolterten, die der Hexerei beschuldigt wurde, einer fünfhundert Jahre vor ihrer Zeit Gestrandeten – und ihrer Schattenschwester.

Keine Erwähnung der Briefe. Hatte der Stumme sie hinausschmuggeln und einer vertrauenswürdigen Person übergeben können, die Zugang zu seiner Eminenz hatte? Ich vertraute darauf.

Also schrieb ich: *Ihr habt als erster den Mut gehabt, der Unendlichkeit, der Ewigkeit ins Auge zu blicken. Ihr habt versucht, Sie Euch vorzustellen, wo andere das Wort so unbedacht in den Mund nehmen, als sei es nur die Zeit bis Sankt Bartholomä im nächsten Jahr.*

Ich schrieb: *Ihr habt erklärt, »In der Zeit findet sich also nur geordnete Gegenwart. Die Vergangenheit und die Zukunft sind die Entfaltung der Gegenwart. Die Gegenwart ist die Einfaltung aller Gegenwarten, und die gegenwärtigen Zeitmomente sind ihre reihenweise Entfaltung.«*

Und ich schrieb: *Ihr habt erklärt, »Wie also vieles in der Materie der Möglichkeit nach ist, was niemals*

*geschehen wird, so ist im Gegensatz dazu alles, was nicht geschehen wird, aber geschehen könnte, nicht der Möglichkeit nach, sondern in Wirklichkeit, wenn es in der göttlichen Vorsehung ist. Daraus folgt aber nicht, daß diese Ereignisse wirklich sind.<*

*Und Ihr habt weiter erklärt: ›So umgreift die unendliche göttliche Vorsehung ebenso das, was geschehen wird, wie das, was nicht geschehen wird, aber geschehen könnte, und ebenso das Gegenteil davon, wie die Gattung die konträren Unterschiede umgreift. Und das, was die göttliche Vorsehung weiß, weiß sie in Unterscheidung der Zeit, weil sie das Künftige nicht als künftig, noch das Vergangene als vergangen weiß, sondern in ewiger Weise und damit das Wandelbare in unwandelbarer Weise.<*

*Und ich schrieb weiter: Ihr habt erklärt, › Wüßte jemand nicht um das Fließen des Wassers und sähe das Ufer nicht, während er sich auf einem Schiff inmitten des Wassers befindet, wie sollte er erkennen, daß das Schiff sich bewegt? Und da es stets jedem, ob er sich auf der Erde oder der Sonne oder auf einem anderen Stern befindet, so vorkommt, daß er sich gleichsam an einem unbeweglichen Mittelpunkt befindet und daß alles andere sich bewegt, deshalb würde jener, wenn er sich auf der Sonne, der Erde, dem Mond, dem Mars usw. befände, sich sicherlich immer neue Pole bilden. Der Bau der Welt ist deshalb so, als hätte sie überall ihren Mittelpunkt und*

*nirgends ihre Peripherie.< Ihr könnt schwerlich er-  
messen, Eminenz, was Ihr damit vorweggenommen  
habt, nicht nur philosophisch, sondern auch mathe-  
matisch und kosmologisch. Erst in mehr als vierhun-  
dert Jahren wird man dies begreifen und daran an-  
knüpfen.*

Und weiter schrieb ich: *Ihr habt erkannt, daß die  
Wirklichkeit, das actu esse, und die Virtualität, das  
posse esse, die Möglichkeit, miteinander verschränkt  
sind, eine Einheit bilden.*

Was könnte unsere Situation besser kennzeichnen,  
Schattenschwester? Ich schrieb schließlich: *Hütet  
Euch vor Todi.*

\*

Man wollte meine Halsstarrigkeit brechen. Das Hei-  
lige Tribunal hatte sich entschlossen, mir einen Sud  
aus Wermut, Aloe und Raute zwangsweise einzuflö-  
ßen, damit der Teufel ausfahre in *flatus, stercus aut  
utumque in corporis excrementa* – in Winden, Kot  
und anderen körperlichen Ausscheidungen.

Drei Tage Brechdurchfall. Ich war ermattet und  
am Ende meiner Kräfte. Kochende Hitze spürte ich  
in mir und zugleich fror ich. Meine Nanotecten wa-  
ren in höchster Alarmbereitschaft; sie schwärmten  
aus zum Einsatz. Mir klapperten die Zähne. Der  
Stumme brachte frisches Stroh, eine weitere Decke

und ein gewärmtes Bier. Die Glocken hatten in den letzten Tagen häufig geläutet. Weihnachten mußte vorüber und der Kardinal längst in die Niederlande abgereist sein. Er hatte mir kein Zeichen gegeben. Hatten ihn meine Briefe nicht erreicht? Vielleicht, dachte ich mir, würde ihm wenigstens meine Warnung zu Ohren kommen. Wenn er sie beherzigen sollte, würde er der Seuche in Todi entgehen und noch viele Jahre segensreich wirken.

Don Fernando besuchte mich.

»Du weißt, was diese Briefe bewirken könnten, Domenica.«

Ich blicke hinauf zu dem Balken, auf dem er fett und wohlgenährt in seinem warmen Pelz thronte.

»Ja, aber es ist mir ziemlich gleichgültig.«

»Die Geschichte könnte einen anderen Verlauf nehmen«, gab er zu bedenken.

»Vielleicht einen besseren. Eine Welt ohne Hexenwahn, eine hellere, vernünftigere, den Wissenschaften eher aufgeschlossene Welt. Vielleicht wäre sie gut genug, um in den Corpus des Multiversums aufgenommen zu werden«, entgegnete ich.

Oder waren das eitle Hoffnungen, die alsbald an der Trägheit der Geschichte, an der Trägheit der Menschen scheitern würden? Don Fernando blieb mir die Antwort schuldig.

\*

In der Nacht träumte ich wieder von der menschenleeren Welt. Diesmal schwebte kein Auge über mir. Der Himmel war leer und nahezu schwarz, obwohl die Sonne noch über dem Horizont stand. Die Dünen warfen lange scharfe Schatten. Ich stand am Ufer des trockengefallenen Ozeans, in dessen Tiefen sich die Nacht sammelte und aufstieg wie schwarzes Wasser. Jenseits des Abgrunds, entlang des grau verhangenen Steilabfalls wehte der Wind Rauchschwaden davon, die aus brennenden unterirdischen Kohleflözen aufzusteigen schienen.

»Was ist das?« fragte ich Don Fernando, der an meiner Seite war.

Don Fernando hob den Kopf und witterte.

»Dort«, sagte er, »liegt die Asche von Milliarden Milliarden Chroniken von möglichen Welten, die scheiterten.«

## VIII ... UND EIN WINTER

»IN EINEM UNVORSTELLBAR KOMPLIZIERTEN KOSMOS WAR DIESES PRINZIP NOCH ERWEITERT WORDEN. JEDESMAL, WENN EIN WESEN VOR EINE ENTSCHEIDUNG GESTELLT WAR, ERGRIFF ES ALLE ZU GEBOTE STEHENDEN MÖGLICHKEITEN UND SCHUF AUF DIESE WEISE EINE UNZAHL VERSCHIEDENER ZEITLICHER DIMENSIONEN UND KOSMISCHER ENTWICKLUNGEN. DA ES IN JEDER ENTWICKLUNGSPERIODE DES KOSMOS ZAHLREICHE WESEN GAB, DIE SICH STÄNDIG ZAHLOSEN ENTSCHEIDUNGEN GEGENÜBERSAHEN, UND DA DARÜBER HINAUS DIE KOMBINATIONSMÖGLICHKEITEN AUS ALLEN IHREN ENTSCHEIDUNGEN UNENDLICH WAREN, ENTSTAND EINE UNENDLICHKEIT AUS UNIVERSEN IN JEDEM AUGENBLICK JEDES NUR DENKBAREN KOSMISCHEN ZEITALTERS.«

*Olaf Stapledon*

»Hexen muß man im Winter verbrennen«, hatte mein Inquisitor aus dem schwäbischen Dillingen, der Dechant von Sankt Maria im Kapitol, erklärt. »Dann kann ihre Asche kein Unheil anrichten auf der Flur. Das Gras fürs Vieh oder die Früchte des Feldes wird sie nicht vergiften.«

Maria Lichtmeß. Es war ein windiger Tag; die

Kälte war gebrochen. Die Wolken eilten dahin, daß einem schwindlig werden konnte, wenn man ihnen zusah. Böen zerrten an den Bannern und Wimpeln, mit denen man die Empore geschmückt hatte, von der aus der Erzbischof das Schauspiel zu verfolgen gedachte. Er wusch seine Hände in Unschuld. Sein Vicecomes, der Greven, führte nur die Untersuchungen durch und fällte das Urteil. Die Vollstreckung oblag der Gerichtsbarkeit des Rates der Stadt.

Der Scheiterhaufen war aufgerichtet. Auf dem Platz drängte sich die Menge, doch sie schwieg. Es war keine Hochstimmung zu spüren wie bei der Hinrichtung des Mörders, die ich im Frühjahr miterlebt hatte. Besorgte Blicke galten dem Himmel, an dem Licht und Schatten wechselten, während der Wind an den Läden und Dachluken der hohen Häuser rüttelte. Würde die Striga sich in ihrer Todesstunde durch Funkenflug und Brand rächen? Würde der Teufel mit einem Gluthauch ausfahren, der als roter Hahn von Giebel zu Giebel flatterte? Auch Seine Exzellenz der Erzbischof blickte prüfend zum Himmel auf; das blasse, erschlaffte Gesicht des wohlgenährten alten Mannes schien vom Zweifel befallen.

Der Scharfrichter hieß seine Gehilfen, rund um die Richtstätte gefüllte Wasserkübel bereitzustellen, und ließ das Reisig anfeuchten, damit die Flammen nicht zu ungestüm hochloderten. Das machte es für die Verurteilte leichter: Sie würde nicht die wütenden

Bisse der Flammen spüren, sondern vorher im Rauch umkommen.

Man hatte ihr ein Kleid aus Papier angelegt und eine Mütze aus Papier aufgesetzt, auf die man Kräuter, Alraunen, Blitze und Augen gemalt hatte. Letzte Darreichungen wurden ihr gewährt. Die Glocken von Sankt Martin nahebei schwiegen. Diese Seele brauchte dem Himmel nicht angekündigt zu werden; sie würde geradewegs zur Hölle fahren. Dann wurden die Strohbindel entzündet und ringsum ins Reisig gestoßen. Im Nu war die Richtstätte von einer dichten Qualmwolke umgeben. Die Henkersknechte zogen sich hustend zurück, und zögernd schlugen Flammen empor.

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Ich erinnere mich an nichts. Mit wessen Augen hätte ich noch sehen sollen? Ich wußte, wie der schreckliche Vorgang ablief. Bilder prägten sich ein – von simulierten Brandunglücken, von den Leichenverbrennungen an den Ghats von Varanasi. Da die Brandhinrichtung in der Regel aufrecht stehend an einem Pfahl erfolgt, übernimmt die Schwerkraft einen wesentlichen Anteil bei der Zerstörung des Körpers. Wenn das Fettgewebe der Brüste voll entflammt ist, erreicht die Temperatur über tausend Kelvin. Die Gesichtszüge werden rasch bis auf die Schädelknochen und das Gebiß verzehrt. Ohrmuscheln und Nase verglimmen und lösen sich in Minutenschnelle auf. Die Dampf-

entwicklung der siedenden Gehirnflüssigkeit bricht sich Bahn durch Nasen- und Augenhöhlen und stülpt das Innenohr nach außen. Dann verlieren die Halswirbel ihre Verbindung, der Kopf sinkt vornüber auf die Brust und fällt schließlich ab. Die Leibeshöhle birst auf, und die brodelnden Gedärme sacken an den zu Stecken verbrannten Beinen entlang nach unten. Sie zerren die anderen inneren Organe mit sich in die Glut. Der freigelegte geschwärzte Brustkorb unterscheidet sich kaum noch von den abgebrannten Scheiten. Das Rückgrat und die Beckenknochen halten am längsten stand, werden am Schluß von den Knechten mit Schürhaken zerschlagen, in die Glut gestoßen und mit dem Rest des Holzes bedeckt, während die Meßdiener ihre Gerätschaften einsammeln, das Tuch vom gezimmerten Notaltar ziehen und zusammenfalten, während der Scharfrichter sich das erhitzte Gesicht mit dem Sacktuch wischt und den ersehnten Schluck Wein aus der ihm zugereichten Blechkanne trinkt.

\*

Ging sie nach ihrem Flammentod in Asche an meiner Seite, meine Schattenschwester? Tauschten die Moleküle meines Körpers immer noch subatomare Teilchen miteinander aus? War sie durch die Verschränkung der Materie noch an mich gekettet? War ich

von dem Moment an gekleidet in einen schimmern-  
den Mantel aus aufscheinenden und wieder ver-  
schwindenden Partikeln aus ihrem Universum – in  
ein Gestöber aus Zufall und Nichts? Nein. Ihr Ag-  
gregatzustand hatte sich verändert. Ihre Weltlinie, die  
zuvor parallel zu der meinen verlief, war ausgefasert  
und abgerissen. Ein Teil ihres Leibes war eingegan-  
gen in die Materie dieser Welt; er war Bestandteil der  
Kruste dieses Planeten und seines Luftmeers gewor-  
den. Ein anderer hatte sich in Licht verwandelt, in  
Photonen, die in ihrer eigentümlichen Zeitlosigkeit  
und Allgegenwart seitdem das Weltall durcheilen,  
solange es existieren wird, ein winziges Bündel  
Strahlung, das die Dunkelheit zwischen den Sternen  
erhellt. Gleichzeitig war sie ein Teil von mir gewor-  
den, ein Erinnerungsbild, das sich über die Gedäch-  
nisfelder meines Cortex ausbreitet. Sie hat Zuflucht  
und Heimstatt gefunden in mir, in meinem Ich, das  
sie gerettet hatte, indem sie die schreckliche Alterna-  
tive auf sich nahm, damit ich das rettende Ufer einer  
Welt erreichen konnte, in der ich nicht zum Hexen-  
brand verurteilt wurde. Nur, wo lebte ich? In der  
Welt, aus der ich einst kam, oder hatte ich mich in  
eine alternative verirrt?

\*

Der Vicecomes ließ mich zu sich bringen und eröff-

nete mir, daß Seine Exzellenz der Erzbischof entschieden habe, das Urteil auszusetzen und vorerst nicht vollstrecken zu lassen. Es hätten sich in meinem Fall, insbesondere die Zukunftsschau betreffend, Fragen ergeben, die höheren Orts von Bedeutung sein könnten. Man habe in Rom um Rat ersucht und um Entsendung einer Untersuchungskommission gebeten. Diesem Ersuchen sei stattgegeben worden, und nun erwarte man das Eintreffen von Gelehrten und Geistlichen. Dies sei freilich vor Frühsommer nicht zu erwarten, denn man könne den hohen Herren nicht zumuten, die Reise über die Alpen vor der Schneeschmelze anzutreten oder sich während der Winterstürme einem Schiff anzuvertrauen. Für die Zeit, so habe man entschieden, sei ein Verbleib im Kerker geraten, indes unter erleichterten Bedingungen. Hatten meine Briefe doch ihren Adressaten erreicht? Hatte sich Nicolaus Cusanus für mich verwendet?

»Ist der Kardinal in der Stadt?« fragte ich den Stummen. Er nickte.

»Er reist morgen in aller Frühe ab«, sagte Don Fernando, der wieder auf seinem Balken hockte.

Dann hatte er meine Briefe sicher nicht erhalten. Selbst ein vielbeschäftigter Mann wie er wäre neugierig geworden und hätte mich zu sich bringen lassen, um mich zu befragen und sich ein Bild von einer Frau zu machen, die ihn auf diese Weise angespro-

chen und Kenntnis seiner Werke bewiesen hatte. Wahrscheinlich hatte der Greven die Blätter beschlagnahmt und den Prozeßunterlagen beigefügt. Oder ... »Gib's zu, du hast die Briefe in Wirklichkeit gar nicht weitergegeben«, sagte ich bitter zu dem Stummen.

»Welche Wirklichkeit meinst du?« fragte Don Fernando.

\*

In der Nacht träumte ich vom Scheiterhaufen. Aber nicht ich wurde verbrannt, sondern Falcotti. Als sein Kopf sich nach vorn neigte, brach seine Schläfe auf, und das silberne Kreuz, das er unter der Haut getragen hatte, floß wie ein helles Rinnsal über den geschwärtzten Wangenknochen.

Jemand rüttelte mich wach. Im Kerker war es stockdunkel. Ich hörte das stöhnende Winseln des Stummen ganz in der Nähe. Wieder griff er nach meiner Schulter. Ich schüttelte seine Hand ab und erhob mich.

Über mir hörte ich ein Trippeln. War es Don Fernando?

»Komm«, sagte er. »Du hast Besuch.«

»Der Kardinal?« fragte ich bang.

Don Fernando kicherte. Der Stumme öffnete die Kerkertür; von draußen fiel Kerzenschein herein.

»Mir war, als hörte ich Stimmen heute nacht«, sagte ich. »Ist die Kommission von Rom eingetroffen?«

Mir war, als hätte ich die Stimme Falcottis hinter der Tür gehört.

Oder war das Teil meines Traums gewesen?

»Nein. Die ist nicht vor Mai oder Juni zu erwarten – sollte sie sich überhaupt auf den Weg machen«, sagte Don Fernando.

»Wer ist es?«

»Komm endlich!«

Ich tastete mich die Treppe hinauf.

Die Luft war kühl. Es war früh am Morgen, kurz vor Tagesanbruch.

Niemand war unterwegs, doch irgendwo in der Nähe schnaubte ein Pferd. Der Stumme blies die Kerze aus. Undeutlich sah ich drei Reittiere in der Gasse und einen Mann, der die Zügel hielt.

»Was soll das?« fragte ich mißtrauisch. Wollte man mich etwa beseitigen?

»Ich bring dich von hier weg«, erwiderte der Mann. Er war klein und drahtig, soweit ich das im ersten Tageslicht erkennen konnte. Er trug einen spitzen Filzhut mit einer Feder daran, eine Bundhose und dicke gestrickte Strümpfe. Seine Jacke war wattiert und mit vielen Taschen versehen. Er hatte ein wettergegerbtes, freundliches Gesicht. Als er kurz lächelte, bemerkte ich, daß ihm im Oberkiefer zwei Schneidezähne fehlten.

»Wer seid Ihr?« fragte ich ihn.

»Hoha!« rief er und zügelte die scheuenden Pferde, als Don Fernando an ihnen vorbeizockelte und sich in Richtung Fluß davonmachte.

Der Mann bemerkte, daß mir die Zähne vor Kälte klapperten; er zerrte einen Mantel aus einer der Satteltaschen, legte ihn mir um die Schultern und schloß mit kräftigen kleinen Händen die Knebel über der Brust. Ich bemerkte, daß seine linke Hand verstümmelt war.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte er und schwang sich in den Sattel, reichte mir die Hand und zog mich hinter sich aufs Pferd; dann gab er dem Tier die Sporen und ritt über den Domplatz auf das Tor zu.

Der Mann hatte sein langes graues Haar zu einer Art Pferdeschwanz zusammengerafft und am Hinterkopf mit einem Dorn in einer Holzspange festgesteckt. Ich starrte auf die Spange. Sie war alt, und die blaue Farbe war abgewetzt, aber an manchen Stellen erkannte ich Umrisse von Enzian und Edelweiß. Träumte ich? Welch ein wundervoller Morgen! Ich ballte die Hand zur Faust und schlug auf den Rücken vor mir ein, zweimal, dreimal, viermal ...

»Renata!« schrie ich. »Renata!«

»He! He! Hör auf, mir auf den Rücken zu dreschen!« rief sie zurück.

Eine Welle der Freude überschwemmte mich. Ich barg mein Gesicht an ihrer wattierten Jacke, um-

schlang sie mit beiden Armen und spürte unter den Händen ihre kleinen, mager gewordenen Brüste.

»Renata!« schluchzte ich.

Das Tor war bereits geöffnet. Man führte eben eine Gruppe Juden zur ersten Fähre hinunter, die sie nach Deutz bringen würde. Sie waren zusammengekettet; wahrscheinlich hatte man sie nach Einbruch der Dunkelheit in der Stadt aufgegriffen. Weitere Reisende waren bereits an Bord, darunter ein Geistlicher, der einen breitkrempigen Hut trug, und sein Reitknecht. Die Packpferde waren mit Gepäck behängt, sperrigen Köchern und sorgfältig vernähten Schatullen aus festem Leder. Da versperrten uns plötzlich zwei Klocken den Weg und reckten uns ihre Piken entgegen.

»Nimm die Zügel!« sagte Renata und reichte mir die Riemen der Packpferde, die hinter uns hertröteten. »Laß sie um Gottes willen nicht los. In ihren Packen steckt das Ergebnis von mehr als zwanzig Jahren Feldarbeit. Und halt dich fest!«

Renata lenkte das Tier auf einen der Wächter zu.

»Was ist?« schrie sie.

»Wer seid ihr beide?«

»Ich fürchte, es würde etwas zu lange dauern, um euch das zu erzählen«, erklärte sie lachend, schlug dem Pferd die Sporen in die Flanken und ritt den Mann einfach nieder. Die Pike klapperte aufs Pflaster. Dem anderen, der seinem Kameraden zur Hilfe eilte, schlug sie die Reitgerte zwei-, drei-, viermal

kreuz und quer übers Gesicht, bis ihm Hören und Sehen verging und er zurücktaumelte. Dann trieb sie das Pferd zur Anlegestelle hinunter. Ich hielt die Zügel der Packpferde krampfhaft fest und zerrte die scheuenden Tiere hinter uns her, während ich mit dem anderen Arm Renata umklammerte.

Wir polterten über die Holzbohlen der schwimmenden Anlegestelle und auf die Fähre, die zum Ablegen bereit war. Renata fischte eine Handvoll Münzen aus ihrer Jackentasche und klatschte sie dem Fährmeister in die ausgestreckte Hand. »Legt ab!« rief sie ihm zu.

Er hob die Brauen, als er den Betrag in seiner Hand sah.

»Rudert!« rief er laut. »Rudert!«

Die Fährknechte stemmten die langen Ruder gegen die Bohlen der Anlegestelle und schoben das Fahrzeug in die Strömung.

»Halt!« rief der Anführer der Wachen.

»Bist du von Sinnen?« rief der Fährmeister zurück. »Wir sind schon mitten im Fluß.«

»Das werdet Ihr mir büßen!« schrie der Wachtmeister zornig.

»Mäßige dich! Wir Deutzer Fährmeister unterstehen nicht dem Kölner Rat. Merk dir das!«

»Halt!« rief nun auch der geistliche Herr und hob die Hand; er deutete auf eine Gestalt, die, ein Felleisen auf dem Rücken, mit beiden Armen winkend

vom Tor zur Anlegestelle heruntereilte. »Ist das nicht einer der Schreiber des Erzbischofs?«

»Bitte verzeiht«, sagte der Fährmeister. »So gern ich's für Euch täte, hoher Herr, wir sind bereits zu tief in der Strömung. Selbst wenn wir alle Kraft darinsetzten, wir könnten nicht zur Anlegestelle zurückkehren. Der Herr Schreiber wird die nächste Fähre nehmen müssen. Sie geht noch vor Mittag.«

Der geistliche Herr nickte verstehend. Der junge Mann mit dem Felleisen hielt in seinem Lauf inne und breitete resigniert die Arme aus. Unter den dunklen feuchten Bohlen der Anlegestelle ertönte ein lautes Kreischen.

»Don Fernando«, sagte ich.

»Wer?« fragte Renata.

»Die Ratte, die mir in meinem Kerker Gesellschaft geleistet hat«, entgegnete ich.

»Eine *Ratte*?«

»Eine gebildete Ratte, mit der ich so manche anregende Unterhaltung führte.«

»So witzig habe ich dich gar nicht in Erinnerung, Domenica«, sagte sie und schlang ihre kräftigen Arme um mich.

Die Grübchen in den Wangen waren tiefer geworden. Sie wirkte zäh und drahtig, war aber mager geworden und – schrecklich alt. Und als hätte sie meine Gedanken belauscht, sagte sie: »Wie jung du geblieben bist.«

»Dabei war es ein hartes Jahr, das ich hier durchgemacht habe. Ein wunderbarer Sommer, ein bitterer Herbst und ein scheußlicher Winter.«

»Ein Jahr! Ich bin seit dreiundzwanzig Jahren hier«, erwiderte Renata. »Unsere Freunde haben mich irrtümlich ins Jahr 1429 expediert. Aber ich will nicht klagen. Es war eine herrliche Zeit.«

»Weshalb bist du nicht früher zurückgekehrt?«

Sie zuckte die Achseln.

»Hätte ich sollen? Mir gefällt es gut hier. Ich habe es immer wieder verschoben, nach Amsterdam zurückzukehren. Außerdem hatte ich versprochen, nach dir Ausschau zu halten. Es war ja nicht umsonst.«

»Wie hast du mich gefunden?«

Sie kramte in ihren Jackentaschen und zog ein abgerissenes Stückchen Papier heraus. *Hol mich ab, stand darauf Hacht am Domplatz zu Köln, am 10. März, vor Tagesanbruch.* Es war meine Handschrift.

»Das habe ich nicht geschrieben«, sagte ich.

Renata runzelte die Stirn.

»Dann wirst du es irgendwann schreiben. Als Reisende muß man sich, weiß Gott, an solche Paradoxa gewöhnen.«

Der Fährmeister gesellte sich zu uns.

»Ihr habt es ziemlich eilig gehabt, will mir scheinen«, sagte er.

Renata hob die Hand.

»Nichts Unrechtes, Meister«, erwiderte sie und

grinste mit ihrem lückenhaften Gebiß. »Eher so etwas wie eine Privatfehde mit der Obrigkeit.«

»Die läßt du dir was kosten, wie?« Er lachte. »Ist mir indes einerlei«, versicherte er und klingelte mit den Münzen in der Jackentasche.

»Wer ist der hohe Herr?« fragte ich und wies mit dem Kinn auf den Geistlichen mit dem breitkrempigen Hut, der mit seinem Reitknecht bei den Pferden an der Reling stand und zum östlichen Ufer hinüberblickte.

»Das ist Nicolaus, der Sohn des alten Krebs von Kues, eines Flußschiffers wie ich«, erklärte er stolz. »Sein Junge hat es zu etwas gebracht im Dienst der Kirche. Der Papst hat ihn zum Kardinal ernannt.«

Mir wurden die Knie weich. Keine zehn Schritte entfernt von mir stand Nicolaus Cusanus. Sollte ich hingehen zu ihm und mich zu erkennen geben, daß ich es war, die ihm aus dem Kerker Briefe schrieb? Aber vielleicht hatte er sie nie erhalten. Womöglich würde er denken, ich wolle mich nur wichtig machen oder sei nicht ganz richtig im Kopf. Ich wagte es nicht.

»Dein Lieblingsphilosoph, ich erinnere mich. Jeden Tag hast du in San Pietro in Vincoli auf seiner Grabplatte gehockt. Nun steht er leibhaftig vor dir. Welch ein Glücksfall! Aber du siehst nicht gerade beglückt aus. Du traust dich nicht, ihn anzusprechen, wie? Es ist ein merkwürdiges Gefühl, ich geb's zu.

Ich weiß nicht, ob ich es täte. ›Halt dich fern von allen VIPs‹ – achtetes Gebot«, erinnerte mich Renata.

›Ich habe ihm aus dem Kerker Briefe geschrieben«, gestand ich.

›Bist du wahnsinnig? ›Hüte dich davor, historische Quellen zu verunreinigen‹. Hast du das vergessen? So kannst du leicht ein neues Universum lostreten, auf dem du dann abdriftest wie auf einer abgebrochenen Eisscholle. Das war übrigens am Anfang meine größte Angst, als ich feststellte, daß es mich mehr als zwanzig Jahre weiter in die Vergangenheit verschlagen hatte als geplant. Ich fürchtete, durch Unachtsamkeit und falsche Entscheidungen in ein Universum abzutreiben, das keine Verbindung mit unserer Zukunft hat. Vielleicht war das der wahre Grund, weshalb ich meine Rückkehr nach Amsterdam immer wieder hinausschob«, erklärte Renata und rieb sich die Stirn. »Ich hatte einfach Angst, nichts und niemanden dort vorzufinden. Keinen Tunnel ... Aber allmählich wurde ich in dieser Welt heimisch. Und nun habe ich dich gefunden. Ich kann also nicht weit abgetrieben sein.«

Sie strich sich eine graue Haarsträhne aus der Stirn.

›Und hat er dir geantwortet?« fragte sie und deutete mit einem Nicken auf den Kardinal.

›Nein.«

›So ging es schon mancher Verehrerin großer Männer«, bemerkte Renata lächelnd.

»Weißt du, ich dachte, das sei meine letzte Chance.«

Wir erreichten das Ostufer und legten an. Renata band die Pferde los, noch ehe die Ruderknechte das Gefährt festgemacht und den Steg auf die Anlegestelle geschoben hatten. Sie führte ihre Tiere an Land und die Uferböschung hinauf. Der Atem von Menschen und Tieren bildete Dunstwolken in der kühlen Morgenluft. Hinter ihr stapfte der Reitknecht des Kardinals mit den beiden Reitpferden und den Packpferden von der Fähre. Der Kardinal bildete die Nachhut. Sein Blick wanderte aufmerksam über die seltsamen Futterale und Lederbehälter. Ob er wohl astronomische Instrumente mit sich führte? Ich folgte ihm zögernden Schritts. Sollte ich mir nicht doch noch ein Herz fassen?

Der Reitknecht war stehengeblieben und hielt eins der Reitpferde für ihn bereit, beugte sich ehrerbietig, den Blick zu Boden gerichtet, und hielt den Steigbügel. Der Kardinal faßte den Sattelknopf und hob den Fuß, um ihn in den Bügel zu schieben – und senkte ihn wieder, während der Knecht in gebückter Haltung verharrte.

Auch ich war stehengeblieben und blickte Nicolaus Cusanus an: das großflächige Gesicht, die breite Stirn waren mir vertraut – nur die Falten über den Mundwinkeln waren noch nicht so tief eingegraben wie auf dem Basrelief von Bregno in San Pietro in

Vincoli. Eigentlich hatte er ausgeprägt bäuerliche Gesichtszüge, wären da nicht die schmale, gekrümmte, aristokratische Nase, die großen Ohren, die gänzlich angewachsenen Ohrläppchen, das ausgeprägte Kinn, der ausdrucksvolle Mund und die großen, kräftigen und doch schlanken Hände gewesen.

»Wolltest du mich sprechen?« fragte er freundlich und nickte mir aufmunternd zu.

Seine blaugrauen Augen musterten mich aufmerksam. Ich mußte fürchterlich aussehen: die von der Kälte gerötete Nase, das verfilzte Haar, die schmutzigen nackten Füße. Meine Kehle war wie zugeschnürt.

»N-nein, Herr«, stieß ich hervor und flüsterte fast.

»Weißt du nicht, wen du vor dir hast?« zischte der Reitknecht, das Gesicht abgewandt, den Blick unterwürfig zu Boden gerichtet.

»Laß sie«, sagte der Kardinal ruhig, aber mit einer Stimme, die es gewohnt war, Anweisungen zu erteilen.

»Verzeiht, Eure Eminenz«, brachte ich heraus.  
»Ich wollte Euch nicht ...«

Er wartete geduldig, aber mir hatte es die Sprache verschlagen.

»Ich hatte den Eindruck, du wolltest mir etwas sagen«, ermunterte er mich mit einem Lächeln, das die Falten auf seinen Wangen vertiefte.

»Wie heißt du?«

»Domenica, Eminenz.«

Nicolaus Cusanus nickte.

»Der Tag des Herrn. Der Herr segne und behüte dich, Domenica«, sagte er und hob die Hand.

Dann faßte er nach dem Sattelknopf, schob die Stiefelspitze in den bereitgehaltenen Steigbügel und schwang sich hinauf. Großgewachsen, wie er war, machte er zu Pferd eine eindrucksvolle Figur.

»Wir brechen auf«, befahl er seinem Begleiter, der sich ebenfalls in den Sattel geschwungen hatte. Der Kardinal verknotete das Hutband unterm Kinn und ergriff die Zügel. »Ich will zur Sext in Heisterbach sein bei den Zisterziensern und zur Vesper in Andernach. Der Tag ist kurz, und ich hasse es, im Dunkeln zu reisen.«

In dem Moment wandte mir der Reitknecht das Gesicht zu. Es war der Halunke, der mich im vergangenen Sommer zu vergewaltigen versucht und dann vor dem Rat die falschen belastenden Aussagen gegen mich gemacht hatte. Hinter dem Rücken des Kardinals spuckte er nun in meine Richtung aus und blickte grinsend hinaus auf den Fluß, wo dicht überm Wasser zwei Wildgänse stromaufwärts flogen. Das Geräusch ihrer Flügel klang wie ein rhythmisches Stöhnen.

»Du elender Hundsfott!« rief ich ihm nach, doch meine Stimme ging unter im Kettengeklirr und Peitschenknall der Treidelknechte, die ihre Tiere an-

schirrten, um die Fähre zur weit entfernten südlichen Anlegestelle zu schleppen, von wo aus sie zurück nach Köln übersetzen würde.

Währenddessen hatte ich Renata aus den Augen verloren. Sie stand mit ihren Pferden bei einem Mann auf der Dammkrone und winkte mir mit beiden Armen zu.

»Sieh mal, wen ich gefunden habe, Domenica!« rief sie vergnügt und deutete mit der Reitpeitsche auf den schlaksigen jungen Mann, der mit verschränkten Armen auf dem Damm stand – umgeben von barfüßigen Judenkindern, die vor den langen Peitschenschnüren der Treidler die Böschung hinauf geflohen waren und in seiner Nähe Schutz gesucht hatten. Die Sonne war eben aufgegangen; sein rotes Haar leuchtete auf, und er blickte mir unschlüssig entgegen. Es war unglaublich – ein Morgen voller Wunder!

»Frans!« rief ich. »Frans!«

Ich rannte los, glitt auf dem nassen Gras aus und stürzte hin. Dann rappelte ich mich hoch, raffte den Mantel und rannte weiter. Befremdet und unsicher schaute er mir entgegen. Erkannte er mich nicht in meinem schrecklichen Aufzug? Freudig breitete ich die Arme aus, und er fing mich auf.

»Oh, Frans«, seufzte ich.

»Kennen wir uns?« fragte er.

Ich schob ihn von mir und blickte ihn entgeistert an. Wie jung er aussah!

»Du kennst mich nicht?«

»Tut mir leid. Ihr seid beide« – er machte eine unbestimmte Geste – »Reisende?«

Renata kicherte plötzlich und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ich bin Renata«, sagte sie und nahm ihren Hut ab, löste die hölzerne Spange und schüttelte ihr graues Haar aus. »Und sie« – mit dem Daumen in meine Richtung deutend – »ist Domenica.«

Und zu mir gewandt fuhr sie fort: »Meine Liebe, wir haben es hier anscheinend mit einer sehr frühen Version von Frans zu tun. Du bist ihm noch nicht begegnet.«

»Allerdings«, sagte er stirnrunzelnd und ein bißchen verunsichert, »dies ist meine erste Reise so tief in die Vergangenheit.«

Ich musterte ihn mit wachsendem Entsetzen. »Und Venedig?« fragte ich schier verzweifelt.

»Venedig?«

»All das liegt für ihn noch in weiter Zukunft«, erklärte Renata, und die Bernsteinsplitter in ihren Augen funkelten. »Wie schön für ihn. Wir werden ihm dort in unserer jugendlichen Unschuld begegnen.«

»Du bist also nicht gekommen, um nach uns Ausschau zu halten?« fragte ich Frans.

Meine Worte kondensierten in der kühlen Morgenluft. Der Wind trug sie davon. Verständnislos schüttelte er den Kopf.

»Nein, ich bin beauftragt, den genauen Stand der Bauarbeiten festzustellen«, entgegnete er und wies mit einem Kopfnicken auf die Bauruine des Doms am anderen Ufer. »Ich bin Architekt.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Wie meinen Sie das?« fragte er mich.

»Ach, das ist nicht wichtig«, erwiderte ich mit einem Seufzen.

»In der Zeit, aus der er kommt, kennt man im CIA noch nicht einmal unsere Namen«, erläuterte Renata. »Trotzdem kann der junge Mann sich nützlich machen. Wir brauchen eine Unterkunft, in der wir uns einigermaßen restaurieren können, und dann eine Passage flußabwärts.«

Als wir Frans die Umstände meiner Befreiung erzählt hatten, hielt er es für ratsam, daß wir uns nach Düsseldorf absetzten, um sicher zu sein vor den Klocken des Rats von Köln und den Schergen des Erzbischofs. Wir ritten einen Tag lang rheinabwärts und suchten uns ein Quartier. Renata verkaufte ihre Pferde, und ich half ihr beim Ordnen und Umpacken ihrer botanischen Sammlung. Ihre Ausbeute übertraf alle Erwartungen. Frans trieb sich am Hafen herum und fand schließlich einen Schiffer, der nach Utrecht unterwegs war. Es war ein Kahn, voll mit Bauholz aus der Eifel. Auf seiner Fahrt nach Nordwesten legte er noch für ein paar Tage in Duisburg an, um Eisenwaren zu laden.

Die Strömung war durch die Schneeschmelze ziemlich stark. Wir brauchten keine Woche bis Utrecht und von dort aus einen Tag zu Pferd nach Amsterdam. Wir waren also fast schon zu Hause.

»Heute beginnt eine neue Zeit«, sagte Frans, als wir durchs Schilf ritten.

»Für uns?« fragte Renata.

»Für die Welt«, erwiderte er lächelnd. »Heute wird Leonardo da Vinci geboren.«

\*

»Ach je! Verzeiht, Eminenz. Wir haben Euch noch nicht erwartet. Wir dachten, Ihr weiltet noch in Köln. O Gott, ich wollte morgen früh zum Markt und etliche Dinge kaufen, die Ihr mögt und schätzt, wie ich von früher weiß. Ach, Eminenz. Wie steh ich da vor Euch? Laßt Euch ...«

»Aber, Katrin! Willst du allen Ernstes vor mir auf die Knie sinken? Erheb dich und laß dich umarmen. Und nenn mich nicht Eminenz! Wie sagtest du immer zu mir, als ich noch Dechant an Sankt Florin war?«

»Ich wag's nicht.«

»Nico, sagtest du und warst wie eine Mutter zu mir. Dabei wollen wir doch bleiben, Katrin.«

»Aber Ihr seid ein so hoher Herr geworden. Käm't gleich nach dem Heiligen Vater, sagt Helwicus.«

»Nun, ist's nicht so?« warf der Dechant ein. »Man sagt, Papst Nicolaus sei Euer Freund und schätze Euren Rat.«

»Fürwahr, wir sind in vielem einer Meinung.«

»Wie steh ich da?« klagte die alte Haushälterin und breitete die Hände aus. »Gänzlich unvorbereitet. Ein Hühnchen hätt ich anzubieten, in Butter und Rosmarin gebraten, aber kalt. Das Brot ist frisch.«

»Ich bin nicht hungrig. Wir sind heute nach dem Mittagsmahl erst losgeritten von Andernach. Ich hatte dort am Morgen noch einen dringenden Brief zu diktieren ans Kapitel von Sankt Johann in Osnabrück. Doch mich dürstet. Ein Glas Wein könnt ich wohl vertragen.«

»Wein von zu Hause?«

»Ja. Hast du welchen aus den Weinbergen meines Vaters?«

»Freilich, alle Jahr schickt uns Euer Bruder Johannes ein Fuder die Mosel herunter. Es ist der beste Wein weit und breit.«

»Dann bring mir davon einen Krug, Katrin, damit ich wenigstens einen Mund voll Heimat schmecke.«

»Wie, Ihr reitet nicht hinauf nach Kues?« fragte der Dechant.

»Ich tät's von Herzen gern, doch fehlt mir die Zeit, Helwicus. Man erwartet mich in Frankfurt. Und nächsten Monat soll ich schon wieder in Brixen sein. Ich wäre gern hinaufgeritten nach Kues, um nach

dem Rechten zu sehen und wie weit die Pläne gediehen sind fürs Stift, doch ich habe vertrauensvolle Leute unter der Aufsicht meines Bruders, die meine Sache befördern und gut verwalten.«

»Das nämliche hörte ich auch.«

»Hörtet Ihr auch von der Hexe, der man zu Köln den Prozeß machen will?«

»Ja, doch nichts Genaueres. Es gehen viele Gerüchte um in Köln. Ich denke, es wird so ausgehn, wie anno '46 mit jener Zauberin. Der Rat der Stadt ließ sie Urfehde schwören. Ein glimpfliches Urteil für die Frau.«

»Ich hoffe, man verfährt in diesem Falle ebenso.«

»Ich hoff es auch. Nur gab es wieder einmal Streit zwischen dem Rat der Stadt und dem Erzbischof. Da könnte so ein Hexlein leicht zwischen die Mühlsteine geraten, wenn einer Seite danach ist, ein Exempel zu statuieren.«

Die Haushälterin brachte ein gebratenes Hühnchen und einen Krug Wein.

Der Kardinal füllte das Glas und trank mit prüfenden kleinen Schlucken.

»Er ist gut«, sagte er und nickte anerkennend. »Da fällt mir ein: Es ist ein Weingeschenk unterwegs aus Brüssel. Dietrich von Xanten wird nächste Woche hier eintreffen. Nehmt es für Euch, Helwicus, für Eure Gastfreundschaft.«

»Das ist zu gütig, Eminenz.«

»Ich brauche den Wein weder in Frankfurt noch in Brixen. Und das Reisen tut ihm nicht gut. Überall wohin ich komme, erhalte ich Weingeschenke, als sei ich der heilige Florin selbst«, sagte er lachend. »Als habe mich Gott nicht hinreichend mit eigenen Reben gesegnet.«

Der Dechant stimmte diskret in sein Lachen ein.

»Und der ist der beste«, erklärte Katrin mit Nachdruck und zog sich zurück.

»Darf ich mich auch zurückziehen?« fragte der Dechant. »Ich habe in der Kirche noch Vorbereitungen zu treffen für den morgigen Tag. Werdet Ihr wieder die Predigt halten, wie jedesmal, wenn Ihr in Koblenz weilt?«

»Es ist mir immer wieder eine Freude und eine Ehre, in Sankt Florin Gott zu dienen. *Beau, qui audiunt verbum Dei et custodiunt illud* habe ich mir zum Thema gewählt.«

»Es ist für uns alle ebenfalls eine große Freude und Ehre, Eminenz.«

Der Dechant verbeugte sich und wandte sich zum Gehen.

»Helwicus«, sagte der Kardinal. »Kennst du einen Ort namens Cattenom?«

Der Dechant blieb stehen und wandte sich um.

»Oh, ich glaube, so heißt ein Weiler, ganz oben an der Mosel, im Lothringischen, unweit von Metz. Ich weiß es nicht genau, doch Adrien, der Fischer, der

uns jeden Donnerstagabend seinen Fang bringt, stammt aus dieser Gegend. Ich werde ihn fragen.«

»Im Lothringischen?« wiederholte der Kardinal versonnen. »Östlich von Cattenom ist das Land schwarz ...«

»Ich verstehe nicht ...«

Der Cusaner seufzte.

»Ich auch nicht. Verzeiht. Manchmal fliegen einem seltsame Gedanken zu. Gott sei mit uns.«

Woher kommt dieser Name? Woher diese dunkle Rede? fragte er sich. War es eine Eingebung? Ein Fingerzeig Gottes? Er sah das Gesicht der jungen Frau vor sich, der er tags zuvor auf der Fähre begegnet war. Der Blick ihrer Augen war so erschrocken gewesen – und so wissend.

Es war müßig, sich in derlei Spekulationen zu verlieren. Er betete; dann brach er das Brot und die Gelenke des Hühnchens, löste das helle Fleisch von der Brust und das dunklere von Flügeln und Beinen. Langsam aß er und mit Genuß; nur einmal hielt er inne.

»Todi«, murmelte er, und es überkam ihn ein Frösteln. »Wie komme ich auf Todi?«

Der Cusaner trat ans Fenster und schaute hinaus über die Mündungsausien der Mosel, die sich fast bis hinunter nach Andernach erstreckten – ein ausge dehntes Sumpfbgebiet, wo im Sommer Myriaden von Stechmücken aufstiegen; es war eine Plage für

Mensch und Tier, wie er sich erinnerte. Welch sorglose Zeit war das gewesen, als er noch hier an Sankt Florin seinen Dienst als Dechant versah!

Nebel stieg auf wie Rauch von kalten Feuern. Ein Heerlager von Gespenstern, die weitergezogen waren durch die Zeit.

»Herr«, betete er. »Glücklich sind jene, die Dein Wort hören und es befolgen. Nur Du allein kennst den Lauf der Welt. Bewahre uns vor Heimsuchung und Leid. Sei uns gnädig, Herr, und allen Deinen Geschöpfen ...«

# FÜNFTES BUCH

# I KREUZWEGE

»WEITER SAGE ICH, DASS DIESES UNENDLICHE UND UNERMESSLICHE EIN LEBEWESEN IST, OBGLEICH ES KEINE BEGRENZTE GESTALT NOCH SINNE HAT, DIE SICH AUF ÄUSSERE DINGE RICHTEN, DENN ES HAT DIE SEELE INSGESAMT IN SICH UND SCHLIESST IN SICH ALLES BESEELTE UND IST ALL DIESES.«

*Giordano Bruno*

»Jetzt ist mir natürlich klar, warum Frans mich bereits kannte, als wir uns damals in Venedig begegneten. Fälschlicherweise hielt ich es für Anmache. Und doch ist mir etwas unerklärlich: Ich hatte, als ich ihn zum ersten Mal sah, das seltsame Gefühl, ihn schon lange zu kennen. Es ist mir immer noch unerklärlich. Ich dachte zuerst, es sei so eine Art Déjà-vu-Erlebnis gewesen, aber ... naja ... Und er wußte damals ganz genau, was mir noch alles bevorstand, was ich alles würde durchmachen müssen. Kein Wort hat er mir darüber gesagt! Frans stand mir sehr nahe. Ich liebe ihn heute noch. Und er wußte genau, was mir in Köln ...«

Grit, die bisher schweigend zugehört hatte, nahm die Pfeife aus dem Mund und schüttelte den Kopf.

»Nein, das wußte er nicht«, sagte sie entschieden.

Licht und Schatten wechselten. Graupelschauer peitschten das Alte Meer, das weißköpfig vor einem dunklen Himmel an den Strand rollte. Der Neue Damm war von Wolken verhangen – unsichtbar.

»Alles, was sein kann, *ist* – irgendwo«, fuhr sie fort. »Kein Reisender wird je einem anderen etwas über dessen Zukunft erzählen. Das kann er gar nicht. Wie soll er denn wissen, welche Zukunft er gesehen hat?«

Wir schwiegen. Schloßen prasselten gegen die Fensterscheiben. Grit legte schließlich ihre Pfeife in den Aschenbecher und schaltete die Stehlampe ein.

»*Posse esse* und *actu esse*. Sie sind eins«, sagte ich.

»Quantenmechanik?«

»Nein, Cusanus.«

»Ach was! Nicht zu glauben«, bemerkte Grit und schüttelte ungläubig den Kopf. »Du bist ihm begegnet, hat Renata mir erzählt. Hast du mit ihm gesprochen?«

»Es hatte ihr die Sprache verschlagen«, erklärte Renata lächelnd.

Man hatte ihr in die Lücken der fehlenden Schneidezähne Zahnembryos implantiert, die aus Stammzellen gezüchtet worden waren. Sie war beim Friseur gewesen und hatte sich das Haar färben lassen – dunkelblond mit hellen Strähnen. Sie sah nun nicht mehr wie eine Greisin, sondern wie eine flotte Mittvierzigerin aus.

»Vielleicht ist es besser, daß du nicht mit ihm gesprochen hast«, sagte Grit. »Wie leicht kann man in solchen Situationen ein Universum lostreten.«

»Vielleicht ist es doch geschehen. Sie hat dem Kardinal Briefe geschrieben und künftige Ereignisse erwähnt«, wandte Renata ein.

»Er hat sie nie erhalten«, entgegnete ich. »Ich bin mir da ganz sicher. Er hätte bestimmt in irgendeiner Form reagiert.«

»Vielleicht nicht der Cusanus, dem du begegnet bist«, warf Grit ein.

»Und dir hat es dort gefallen, Renata?«

»Wenn man mir eine reizvolle Aufgabe anbieten würde, sei es in der Botanik oder einem anderen Forschungsbereich, würde ich mit Vergnügen wieder in jene Zeit reisen. Ich glaube, ich habe meinen Job gut gemacht, wie mir die Leute vom Hortus versichern. Ich hab Hunderte von Pflanzen mitgebracht, die ausgestorben waren, darunter ein paar Dutzend, von deren Existenz man keine Ahnung hatte. Das wird die *All Species Foundation* enorm bereichern, sagten sie mir. Einige davon sind interessante evolutionäre Missing Links. Sie wollen sie nach mir benennen – *renata*. Ich stimme dem nur zu, wenn sie die schönsten darunter *domenica* nennen. Du kannst ja nichts dafür, daß die gelehrten *Doctores* in Köln deine Sammlung beschlagnahmt und verwüstet haben.«

»Das ist lieb von dir, aber ich bin selbst schuld.

Ich war zu leichtsinnig – zu naiv. Und ich habe die nötige Sorgfalt vermissen lassen.«

»Ihr seid beide wieder da. Das ist die Hauptsache«, sagte Grit, hob die Karaffe von dem Stövchen und füllte unsere Gläser mit Glühwein auf »Und rechtzeitig vor Weihnachten.«

Renata war am 26. November zurückgekehrt, genau eine Woche nach meiner Abreise. Mich hatte das aufsteigende Soliton am 18. Dezember abgesetzt. Da war das Institut fast verwaist; die meisten Physiker und Techniker waren bereits in den Weihnachtsurlaub gegangen. Nur Dr. Coen tat noch Dienst. Er hatte fest mit meiner Rückkehr vor den Feiertagen gerechnet und die Simulation nicht aus den Augen verloren. Vorsorglich hatte er sie mit Bewegungssensoren gespickt, die ihm melden würden, wenn jemand in der Szene auftauchte.

»Ich nehme an, Frans ist in die Zeit zurückgekehrt, aus der er gekommen war«, sagte ich.

»Ja, ins Jahr 2045, vermute ich«, bestätigte Grit. »Wenn ich mich recht erinnere, ist er im Jahr darauf nach Venedig gegangen, als die Japaner mit dem Restaurierungsprojekt begannen. Sie suchten Reisende mit Architekturkenntnissen und hatten ihn abgeworben.«

»Mein Gott, zu der Zeit hatte ich gerade für das Abitur gebüffelt«, sagte ich.

»Was wirst du jetzt machen, Domenica?« fragte mich Grit.

»Keine Ahnung. Ich glaube kaum, daß man für mich nach dem Fehlschlag noch Verwendung haben wird.«

»Das weiß man nie.«

»Also bitte, Grit! Ich bin für meine Blödheit fast auf dem Scheiterhaufen gelandet. Ich habe alles vermasselt.«

Grit schüttelte den Kopf.

»Nein, deine Transition hat funktioniert – trotz allem.«

»Und was bedeutet das?«

»Daß deine Reise einen Sinn hatte, sonst hätte sie nicht stattgefunden; die Transition hätte sich nicht geöffnet.«

»Ach. Was sollte sie für einen Sinn gehabt haben?«

»Das hättest du Don Fernando fragen sollen«, warf Renata ein.

»Ja. Wenn er nicht gewesen wäre ... Ich weiß nicht, ob ich den Winter im Kerker durchgehalten hätte.«

»Sie werden einen Job für dich finden«, sagte Grit.  
»Das Institut braucht Reisende mit Erfahrung.«

»Erfahrung!«

»Hat dich Falcotti bei dem Einstellungsgespräch nicht auch gefragt, was du gern tätest, wenn du die Zeit zurückdrehen könntest?« fragte Renata.

»Ja. Ich hatte mir gewünscht, in den September

2039 zurückzukehren, um meinen Vater daran zu hindern, in Neapel in den Unglückszug zu steigen. Er kam bei dem Anschlag ums Leben. Glaubst du allen Ernstes ...?«

»Vielleicht gewährt man dir den Wunsch.«

»Meinst du einen Kraken-Einsatz?« fragte Grit und nippte an ihrem Glühwein.

»Nein. Es reicht ja, wenn Domenica auf ihren Vater zugeht und sagt: ›Steig um Himmels willen nicht in diesen Zug ein‹«, schlug Renata vor.

»Wie stellst du dir das vor, Renata? Sag, wie stellst du dir das vor? Ich trete auf dem Bahnsteig vor ihn hin und sage: ›Hör mal, Papa, ich habe so ein komisches Gefühl. Steig bitte nicht in diesen Zug. Es könnte was passieren.‹ Er sieht eine achtundzwanzigjährige Frau vor sich, greift sich an die Stirn und sagt: ›Signora, ist Ihnen nicht gut?‹ – Ich war damals schließlich erst zwölf, Renata!«

»Eine Bombendrohung«, sinnierte Grit. »Man könnte die Nachricht verbreiten, daß ein Bombenanschlag geplant ist. Bei der Polizei anrufen.«

»Oh, das kann verdammt gefährlich werden. Das weiß ich aus Erfahrung«, sagte Renata. »Die kriegen blitzschnell raus, wer du bist. Und wenn dann der Zug tatsächlich aufgehalten wird, wenn sie ihn untersuchen und eine Bombe finden, dann bist du dran.«

»Aber du hättest nicht nur deinem Vater, sondern Hunderten von Menschen das Leben gerettet. Wenn

es sich freilich um ein konstituierendes Ereignis handelt, wirst du nie ins Jahr 2039 gelangen«, wandte Grit ein. »Aber darüber muß ohnehin die Kommission entscheiden.«

»Ich hätte einen anderen Vorschlag, Domenica«, warf Renata mit einem süffisanten Lächeln ein. »Du machst dich im Hotel an deinen Vater ran, bevor er zum Bahnhof geht. Du schmachtetest ihn an, läßt dich zu einem Glas an der Hotelbar einladen, gehst mit ihm aufs Zimmer und sorgst dafür, daß er den Zug versäumt.«

»Mit meinem eigenen Vater? Du bist frivol!« erwiderte ich entrüstet.

»Du mußt ja nicht aufs Ganze gehen, Schätzchen«, frotzelte Renata weiter. »Du kannst ihn doch um eine Gefälligkeit bitten. Meine Güte, dir wird schon etwas einfallen! Du kannst dich immer noch ins Bad einschließen, wenn es dir zu brenzlig wird.«

Grit lachte laut auf und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Mit einem lauten Knacken zerbrach die Karaffe auf dem Stövchen; der Wein löschte die Kerze und breitete sich als rote Lache über den Tisch aus. Grit sprang erschrocken auf, eilte in die Küche und kam mit einer Rolle Küchenpapier zurück.

»Wie konnte denn das passieren?« fragte sie. Wir halfen ihr beim Aufwischen.

»Wann fährst du nach Genua?« fragte mich Grit.

»Daraus ist nichts geworden«, seufzte ich. »Aus der Hochzeit, meine ich. Chalid, der famose Bräutigam, ist mit einer Jüngerin durchgebrannt.«

»Du fährst also nicht.«

»Soll ich mir über die Feiertage das Lamento meiner verlassenen Mutter anhören? Nicht nach diesem Jahr! Ihr Anruf hat mir schon gereicht.«

»Na, wunderbar«, sagte Grit. »Dann feiern wir Weihnachten zu dritt – wie geplant. Die Gans ist bestellt. Ich fülle sie ...«

»... mit Äpfeln und Kastanien«, sagte ich, »ich freue mich darauf«

\*

»Wir stehen in der Tat vor einem Rätsel«, sagte van Waalen.

Sorgenvoll blies er die Hängebacken auf und runzelte die Stirn. Das Jackett seines dunkelblauen Zweireihers spannte sich über dem Bauch, und am Revers und den Ärmeln hafteten lange weiße Haare. Angora? Er liebte Katzen, fiel mir ein. Neben ihm stand Jörn Auerbach; sein mausgrauer Anzug, der einem zwanzig Kilo schwereren Mann gepaßt hätte, schlotterte um seine ausgemergelte Gestalt. Er sog die hohlen Wangen noch mehr ein und spitzte skeptisch den Mund.

»Aber bitte, setzen Sie sich doch, Miß Ligrina«, sagte van Waalen und wies mit seiner fleischigen

Hand auf einen Stuhl, der dem Tisch gegenüberstand, an dem die beiden Direktoren nun Platz nahmen. Plötzlich kam ich mir vor wie bei einem Rigorosum. Dr. Coen eilte mit offenem Labormantel herein, murmelte eine Entschuldigung, nahm Platz und deponierte seine Unterlagen und seinen Palmtop vor sich auf dem Tisch. Freundlich nickte er mir zu.

Sagt es mir schon, dachte ich. Ich habe auf der ganzen Linie versagt. Ihr habt keine Verwendung mehr für mich. Ich bin gefeuert.

Auerbach, der in der Mitte saß, warfeinen fragenden Blick nach links und nach rechts, dann legte er seine schrecklich dünnen sommersprossigen Hände zu einem Spitzgiebel zusammen und schnarrte in seinem harten baltischen Akzent: »Es gibt ja wohl keine Regel der Selbstkonsistenz, die Sie nicht verletzt haben, meine Verehrteste. Ich muß doch annehmen, daß man Sie vor Antritt Ihrer Mission mit den zehn Gesetzen vertraut gemacht hat, an die ein Reisender sich zu halten hat.«

Er warf Dr. Coen einen Seitenblick zu; der schien ihn jedoch nicht zu bemerken, weil er mit äußerster Konzentration seinen Palmtop konsultierte.

»Natürlich hat man mich dahingehend unterwiesen, Herr Direktor. Es tut mir leid, daß ich nicht die nötige Sorgfalt habe walten lassen. Ich bin mir bewußt, daß ich mir große Fehler habe zuschulden kommen lassen.«

»Verheerende«, sagte Auerbach.

»Dennoch«, warf van Waalen ein und nickte mir wohlwollend zu, »ist die Transition in die Vergangenheit planmäßig und problemlos erfolgt. Das ist das Frappierende. Sie scheinen mächtige Fürsprecher zu haben.«

»Fürsprecher?« fragte ich verblüfft. »Wo?«

Er hob die mächtigen runden Schultern und wies mit dem Daumen zur Decke. »Vielleicht dort oben«, sagte er.

Auerbach stieß ein kurzes Lachen aus, das wie ein unterdrücktes Niesen klang. Dann legte er beide Hände flach auf den Tisch und blickte streng geradeaus, als müsse er dringend wissenschaftliche Disziplin anmahnen. Dr. Coen drehte das Gesicht feixend zum Fenster und blickte hinaus auf den IJ und die Silhouette von Java, hinter der die Skyline von Amsterdam im blassen Januarlicht aufragte. Immer wieder die gleichen amüsanten Spielchen der beiden Fraktionen des CIA, schien er sich zu sagen.

»Miß Ligrina«, sagte Auerbach in sachlichem Ton, »das Selbstreparaturprogramm des Multiversums ist evolutionär, das heißt, ihm ist die Tendenz inhärent, sich ständig zu redigieren und seine Zielvorstellungen zu optimieren. Es probiert also immer wieder verschiedene Möglichkeiten durch. Ergeben sich keine Verbesserungen, werden diese Alternativen verworfen und gelöscht. Das Problem ist, daß sich

die virtuellen Universen nicht von den realen unterscheiden lassen. Die Quantenkosmologie läßt beide und theoretisch unendlich viele weitere Varianten als gleichberechtigt zu.«

»Nur gemäß Ihrer Theorie, Herr Kollege«, warf van Waalen ein und strich sich selbstgefällig den weißen Haarschopf aus der Stirn.

»Nach der Erweiterten Allgemeinen Branentheorie von Hla Thilawuntha«, korrigierte ihn Auerbach mit einem ätzenden Seitenblick. »Nach Ihrer Interpretation dieser Theorie«, erwiderte van Waalen süffisant lächelnd. »Es gibt andere.«

»Was den Fall von Miß Ligrina anbetrifft ...« wagte Dr. Coen einzuwerfen, verstummte jedoch, als er die tadelnden Blicke der beiden Professoren auf sich gerichtet sah.

Auerbach räusperte sich und schlug einen formellen Ton an: »Was den Fall von Miß Ligrina anbetrifft, so ist zu befürchten, daß durch ihre Aktivitäten drastische Frakturen in der historischen Textur verursacht worden sind. Insbesondere was die Briefe an den Kardinal Nicolaus Cusanus betrifft – eine unglaubliche Unvorsichtigkeit, ein verheerender Eingriff in die Quellensituation, dessen Folgen gar nicht abzuschätzen sind. Eine Kontamination beispiellosen Ausmaßes.«

»Ich hatte Todesangst, Herr Direktor. Ich sah darin die einzige Möglichkeit, mein Leben ...«

Er blickte mich so konsterniert an, als hätte die Maus, die zu sezieren er sich gerade anschickte, »Erbarmen!« gerufen.

»Entschuldigen Sie, aber wir sprechen hier über die Existenz oder Nichtexistenz von Universen, junge Frau«, sagte er.

»Jeder Mensch ist ein Universum«, warf van Waalen in pastoralem Ton ein und faltete die Hände vor dem Kinn, um sein feines Lächeln zu verbergen, als hätte er nur darauf gewartet, bis sein Kontrahent sich so weit auf dünnes Eis wagte, daß er ihn genüßlich beim Einbrechen beobachten konnte.

»Ja, ja, werter Herr Kollege«, schnaubte Auerbach und warf die dürren Arme hoch. »Kein Spatz fällt vom Dach, ohne daß ... und so weiter. Nur wissen Sie so gut wie ich, daß dieser gleiche Mensch in zahllosen Universen gegenwärtig ist.«

»Das macht ihn aber nicht zu einer vernachlässigbaren Größe«, konterte van Waalen. »In jedem dieser Universen ist er eine verletzliche Kreatur; er wird von Schmerzen heimgesucht und erleidet Todesangst. Es geht um den Menschen – in jedem einzelnen dieser Universen.«

Auerbach ließ sich auf seinem Stuhl zurücksinken, trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte und richtete den Blick zur Decke.

»Was den Fall von Miß Ligrina betrifft ...« wagte Dr. Coen einen neuerlichen Vorstoß.

»Was den Fall von Miß Ligrina betrifft«, erklärte van Waalen energisch, »so wurden ihre Verstöße gegen die Regeln der Selbstkonsistenz – für die ich im übrigen volles Verständnis habe – nicht nur von dem ... äh ... Selbstreparaturprogramm oder wem auch immer nicht nur gebilligt, sondern möglicherweise sogar provoziert. Anders ist der Verlauf ihrer Mission nicht zu erklären. Es ist uns nicht möglich, die historischen Weiterungen hochzurechnen, die sie verursacht haben könnte. Aber – das gebe ich zu bedenken – sie waren möglicherweise erwünscht. Sie wurden in Erwägung gezogen und – wir werden es nie wissen – schließlich akzeptiert oder verworfen.«

»Ausgebürstet«, grinste Auerbach zähnefletschend.

»Ausgebürstet«, erwiderte van Waalen mit Nachdruck und zupfte sich ein Haar vom Revers.

»Weshalb eigentlich?« wandte Auerbach ein und malte mit seinem dünnen Finger ein Fragezeichen in die Luft. »Theoretisch können doch solche Alternativen im Multiversum durchaus nebeneinander existieren.«

»Es könnte aber genausogut sein, daß eine bessere Variante gefunden wurde und daß die Tage dieses unseres Universums gezählt sind«, hielt ihm van Waalen entgegen.

Plötzlich sah ich wieder die rauchenden Flöze jenseits des Abgrunds – die Asche der Chroniken zahlloser Welten, die ihre Chance vertan hatten.

»Dann ist es doch nur recht und billig«, sagte Dr. Coen, »daß Miß Ligrina die Möglichkeit erhält, die Chancen dieses unseres Universums im kosmischen Wettstreit der Alternativen zu verbessern.« Auerbach sah erst mich, dann ihn stirnrunzelnd an.

»Trauen Sie ihr das zu?« fragte er.

»Ich traue ihr das zu«, sagte Dr. Coen mit Nachdruck.

»Darüber haben wir nicht zu befinden«, erklärte van Waalen. »Wir können, wie in jedem Fall, nur eine Vorentscheidung treffen und die Mission gutheißen oder nicht. Die letztendliche Entscheidung liegt in der Hand ...«

»Bitte!« sagte Auerbach scharf. »Das letztendliche Kriterium ist die Frage, ob sich die Transition für dieses Vorhaben öffnen wird oder nicht.«

Ich war verblüfft. Offenbar hatte ich wirklich mächtige Fürsprecher – wo auch immer.

»Darf ich das so verstehen«, fragte ich, »daß man mir erlaubt ...?«

Die beiden Direktoren warfen sich einen Blick zu. Dr. Coen nickte.

»Sie dürfen«, sagte Auerbach und räusperte sich. »Die Kommission ist übereingekommen, das Experiment zu genehmigen und Ihnen, Miß Ligrina, den Versuch zu ermöglichen, ins Jahr 2039 zu reisen und Ihren Vater vor dem Tod bei jenem Zugunglück in der Nähe von Neapel zu bewahren. Wir möchten Ih-

nen aber nicht verhehlen, daß die Mehrheit der Kommissionsmitglieder eine Verhinderung des Zugunglücks nicht gutheißt, weil es sich um ein konstituierendes historisches Ereignis handeln könnte. Ich teile diese Meinung nicht; ich halte das Ereignis für marginal.«

Wie zartfühlend, dachte ich. Für mich war es ganz und gar nicht marginal, ebensowenig wie für die vielen anderen Menschen, die durch das scheußliche Attentat ihre Angehörigen verloren hatten. Jedenfalls würde ich versuchen, wenigstens meinen Vater zu retten. Das war meine Zielvorgabe, weil ich sonst das Jahr 2039 nicht erreichen würde.

\*

Im Archiv des CIA waren natürlich von den Jahrzehnten seit der Gründung des Instituts eine Fülle von Referenzpunkten gespeichert. Ich bat Dr. Coen, mir einen Tag Ende August oder Anfang September auszusuchen. Der Aufbau der Simulation war eine Angelegenheit von wenigen Minuten.

Dr. Coen führte mich in ein spartanisch eingerichtetes Büro, das überall im Institut hätte sein können; zwei Sessel standen darin, ein Schreibtisch und darauf ein altmodisches Tastentelefon mit einem kleinen Bildschirm. Durch das Fenster sah ich die Silhouette von Amsterdam jenseits des IJ in der Simulation von

2039. Einige der markanten Gebäude der Skyline fehlten; sie waren erst danach errichtet worden.

»Wir mußten Sie natürlich entsprechend einbürgern«, sagte er und überreichte mir einen Europaß, wie er fünfzehn Jahre zuvor noch üblich gewesen war. Als mein Geburtsdatum war der 25. Mai 2014 angegeben.

»Da sehe ich ja ganz schön alt aus«, sagte ich.

»Es ist unvermeidlich, wenn Sie als Zeitheimische durchgehen sollen«, erwiderte Dr. Coen. »Es sind schwierige Jahre. Die Katastrophe von Cattenom liegt gerade ein Jahrzehnt zurück. Europa bricht immer mehr auseinander. Die politische Lage ist angespannt; zahlreiche Flüchtlinge sind unterwegs. Die Behörden sind mißtrauisch und greifen streng durch. Wir wollen Sie doch nicht verlieren.« Ich steckte das ungewohnte Dokument ein.

»Eine Kreditkarte können Sie leider nicht verwenden, aber wir geben Ihnen ausreichend Bargeld mit. Und kommen Sie gesund wieder zurück«, sagte Dr. Coen.

»Wann wird sich das Soliton einstellen?«

Er blickte auf die Uhr.

»Ich glaube, ich gehe jetzt besser. Es kann nicht mehr lange dauern.« Er eilte aus dem Raum und schloß die Tür, über der ein rotes Lämpchen brannte. Ich wartete auf das Wash out, aber nichts geschah. War die Transition nicht erfolgt? Ich versuchte das

Fenster zu öffnen, um mich zu vergewissern, aber es war fest eingebaut. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß das Lämpchen über der Tür die Farbe gewechselt hatte.

In dem Moment klopfte jemand, und eine junge Frau streckte den Kopf herein. Sie hatte ein freundliches, offenes Gesicht mit Grübchen in den Wangen. Ihr kastanienbraunes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Mir war doch so, als sei jemand eingetroffen«, sagte sie lachend. »Herzlich willkommen im Jahr 2039! Ich hoffe, da wollten Sie hin. Sie sehen mich so entgeistert an.«

»Die Transition ...« stotterte ich. »Ich habe nichts gespürt.«

Die junge Frau zuckte die Achseln und erwiderte. »Die Physiker behaupten, es sei unmöglich, sie zu spüren.«

»Die Meinungen gehen da auseinander.«

Sie blickte mich mitfühlend an. »Die Reise scheint Sie ganz schön mitgenommen zu haben. Kommen Sie doch zuerst mal in mein Büro und trinken Sie einen Kaffee mit mir.«

Mein Blick fiel auf den Ausweis, den sie an ihrer hellgrauen Bluse trug; mir stockte der Atem. »Grit Haas« stand darauf. O Gott! Wie jung sie war! Liebe Grit, wie viele lange Jahre wirst du in der Vergangenheit zubringen müssen! Das hatte sie mir nie er-

zählt! Ich folgte ihr benommen in einen Raum, der mit Postern von Kunstausstellungen geschmückt war. Stedelijk Museum. Rijksmuseum. Van Gogh Museum. Rembrandthuis.

»Sie lieben Kunst?« fragte ich.

»Ich verstehe nicht viel von Kunstgeschichte, wenn Sie das meinen. Aber ich hasse es, kahle Wände um mich zu haben«, sagte sie. »Wir hausen hier in einem Provisorium, solange der Neubau des Instituts noch nicht fertig ist. Wir sollen ja sogar unter Wasser gelegene Büros bekommen, was ich für eine Schnapsidee halte.«

Ich nickte und lächelte ihr zu.

»Sie sollten mich nicht kontaminieren«, sagte sie, reichte mir eine Tasse und goß mir aus einer großen Thermoskanne heißen Kaffee ein. »Kontaminieren?« Es sollte beiläufig klingen, aber es gelang mir nicht.

»Sie sehen mich an, als ob Sie mich gut kennen würden. Da ich Sie aber noch nie gesehen habe, muß ich daraus schließen, daß wir uns irgendwann näher kennen lernen werden. Ich finde es ja beruhigend.«

»Beruhigend?«

»Nun, das beweist mir, daß ich eine Zukunft habe und sicher von meinen Reisen zurückkehren werde, auf die man mich zur Zeit vorbereitet. Und dadurch bin ich bereits kontaminiert. So nennt man das doch, oder?«

Ein hübscher junger Mann betrat das Büro. Er war

ein kräftiger, sportlich aussehender Typ und trug sein blondes Haar lang bis auf die Schultern. Er nickte mir grüßend zu und fragte: »Kommst du mit, Grit?«

Sie blickte auf ihre Armbanduhr.

»Ich werde hier in einer halben Stunde abgelöst, Leendert. Dann können wir hinüberfahren. Okay?«

Er nickte und verschwand wieder.

Leendert de Hooghe. Ich biß die Zähne zusammen, als ich an den verbitterten Mann mit dem verletzten Auge dachte, dem ich in der *Waag* begegnet war, und an das schmerzliche Schicksal dieser beiden Menschen, die so sorglos in die Zukunft blickten.

»Danke für den Kaffee«, sagte ich und eilte hinaus.

\*

Die Stadt selbst hatte sich in den fünfzehn Jahren nicht sehr verändert. Einige der Hochhäuser im südwestlichen Hafengebiet waren noch nicht gebaut. Um die Centralstation dominierten noch die Fahrräder; die Lectrics waren in der Minderzahl.

Das Angebot an Flügen war, verglichen mit dem um die Jahrhundertmitte, noch opulent. Das Öl begann aber bereits knapp zu werden. Die ersten Lichtclipper flogen inzwischen auf den Langstrecken rund um den Äquator, und überall baute man an den Magnetschwebe-Katapulten für die Wasserstoffbooster. Auch in Schiphol.

Die verhängnisvolle politische Entwicklung im Orient lag noch einige Jahre in der Zukunft: die saudische Revolution, das Dschahiliya-Massaker in Riad, das Desaster von Hormus, bei dem die USA eine katastrophale Niederlage würden hinnehmen müssen, das britisch-italienische Nordafrika-Abenteuer, der Kaukasus-Krieg und der Agäische Krieg. Diese Konflikte würden das endgültige Versiegen der Rohölströme zur Folge haben und damit das Ende der unbeschränkten Mobilität, des privaten Autoverkehrs und der traditionellen Zivilluftfahrt. Ganz zu schweigen von den marktwirtschaftlichen Konsequenzen dieser Entwicklung: der Zusammenbruch der Auto- und Flugzeugindustrie. Die westliche Zivilisation würde im Vertrauen auf ihre militärische Überlegenheit versuchen, sich ihre exterritorialen Lebensgrundlagen mit Gewalt zu sichern, dabei aber jämmerlich scheitern. Die Terrororganisationen würden ihnen das heißgeliebte Öl frei Haus liefern, Hunderttausende von Tonnen in die Häfen, an die Strände – brennend. Alle späteren Versuche, vor allem der Amerikaner, die Folgen ihrer verheerenden Politik nachträglich zu vermeiden und durch Kraken-Einsätze ungeschehen zu machen, würden fehlschlagen. Diese historischen Ereignisse würden sich als konstituierende und damit unangreifbare Fakten dieses Universums erweisen wie der 11. September 2001 und die Nuklearkatastrophe von Cattenom. Es waren die häß-

lichen negativen Einkerbungen, die das Antlitz der neueren Geschichte mitprägten.

\*

Rom war 2039 noch eine andere Stadt. Es war die Stadt meiner Kindheit – voller Leben, voller Menschen, voller Autos und Motorroller –, nicht die Frontstadt, in der ich zehn Jahre später studieren sollte. Ich nahm mir ein Zimmer im *Vatte*, einem kleinen Hotel in der Via Cavour ganz in der Nähe des Bahnhofs und der Metropolitan. San Pietro in Vincoli lag nur wenige Schritte entfernt.

Ich schlenderte über die Piazza Navona und den Campo di Fiore, doch diesmal atmete ich, anders als während meiner – späteren – Studienzeit, tief durch, um ein Molekül der Asche von Giordano Bruno zu erhaschen – und sog den herben Duft der ersten Spätsommerblumen ein – von Gladiolen, Asten, Phlox und Dahlien, die an den Ständen feilgeboten wurden. Mir fiel ein, daß auch hier ein kleiner Teil des durch Feuer zerstörten Körpers zu Licht geworden war, das die Dunkelheit zwischen den Sternen erhellte.

In »meiner« Wohnung in der Via Garibaldi lebte jemand, der Bartocelli hieß. Im Kloster gegenüber traf eben ein Bus mit einer Reisegruppe ein. Die Pilger rollten ihre Koffer über das Kopfsteinpflaster der Straße und durch den Torbogen in den Klosterhof,

wobei sie durch die ungeschickte Handhabung ihrer Fernbedienungen den gesamten Verkehr aufhielten. Es gab ein Hupkonzert und viel Geschrei. Um der Behinderung ein Ende zu machen, packte der Reiseleiter kurzerhand zwei der widerspenstigsten Koffer, um sie von der Fahrbahn zu tragen – worauf sie laut zu kreischen anfangen, weil ihr Diebstahlsalarm ausgelöst wurde. Schließlich waren die letzten Pilger im Innenhof verschwunden, und die Autos bollerten wieder dicht an dicht über das Kopfsteinpflaster hinunter zum Tiberufer. Ich hatte vergessen, wie viele Autos damals noch auf den Straßen unterwegs gewesen waren.

Die Universität war im Tiefschlaf der Sommerferien versunken. Ich bog um die Ecke auf die Piazza San Pietro, stieg die Treppe hinauf und betrat das geräumige kühle Schiff der Kirche. Mehrmals musste ich mir klarmachen, daß meine Erinnerungen an diesen vertrauten Ort Erinnerungen aus der Zukunft waren, daß alles, was mich damit verband, nicht in der Vergangenheit geschehen war, sondern erst geschehen würde. Ich betrachtete den stattlichen Krebs in der Reuse aus zwanzig dicken roten Quasten auf dem Schild unter dem Relief von Bregno. Nun, da ich Nicolaus persönlich begegnet war, konnte ich seine Ähnlichkeit mit der Darstellung besser beurteilen. Die tiefen Kerben über seinen Mundwinkeln mußten sich in den bitteren Jahren eingegraben ha-

ben, die er in Brixen verbracht hatte. Neben dem Eingang zündete ich drei Kerzen an, eine für Renata, eine für meine Schattenschwester und eine für mich, dann trat ich hinaus auf den sonnenhellen Platz.

Es war später Vormittag und ich beschloß, die Vatikanischen Museen zu besuchen, denn um diese Zeit war der Andrang am geringsten. Die meisten Touristen waren auf dem Weg in ihre Hotels, um ihren Lunch einzunehmen. Es waren trotzdem viel zu viele Besucher da, und die Wärter portionierten den Menschenstrom, um ihn treppauf, treppab durchs Gebäude und die Sixtina zu schleusen. Ich kannte ein paar Abkürzungen und gelangte in den Saal mit den Karten, Globen und Atlanten, an dessen Ende, wenn ich mich recht erinnerte, fast unmittelbar vor dem Ausgang in einem rechten Seitenraum das große Paradiesbild von Peter Wenzel hing, das mich als Kind durch seine Farbigkeit und seinen Formenreichtum an Tieren und Pflanzen so begeistert hatte.

Zu spät bemerkte ich das aufkommende Schwindelgefühl, als ich um die Ecke bog und den Raum betrat. Da sah ich ein dunkelhaariges Mädchen im Alter von elf oder zwölf Jahren vor mir, mit ausgewaschenen Bluejeans und einem hellblauen Top. Es war in Begleitung eines Mannes um die Vierzig, der auffallend elegant gekleidet war. In der einen Hand hielt er einen Panamahut, mit dem er sich Kühlung zufächelte, in der anderen eine fest zusammengeroll-

te Zeitung, mit der er sich ungeduldig ans Bein schlug.

Ich erstarrte. Es war wie ein Déjà-vu-Erlebnis – nur aus einer veränderten Perspektive. Ich sah das Mädchen im Profil, wie es hingerissen mein Lieblingsbild betrachtete. Es mußte jedoch mein Eintreten bemerkt haben, denn es blickte kurz in meine Richtung. Plötzlich hob es beide Hände an die Schläfen und begann zu wimmern. Im gleichen Moment wußte ich, daß ich einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte.

»Du ...« setzte ich an, dann brachte ich kein Wort mehr heraus. *Nein! Nein! Nein!* Ich holte keuchend Luft, weil ein stechender Schmerz in den Schläfen mir fast das Bewußtsein raubte. Dann suchte ich Halt an der Wand und tastete mich mit geschlossenen Augen zum Ausgang.

»Ist Ihnen nicht gut, junge Frau?« fragte mich der Mann. »Brauchen Sie Hilfe?«

»Ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht«, murmelte ich. »Bitte verzeiht.«

Das Mädchen brach in Tränen aus. Bestürzt wandte sich der Mann von mir ab, eilte zu der Kleinen, nahm sie in die Arme und fragte sie besorgt: »Geht es dir nicht gut, Cara? Setz dich einen Augenblick hin.«

»Ich gehe«, versicherte ich hastig und schüttelte den Kopf, um den bohrenden Schmerz zu vertreiben. »Ich gehe ...«

Ein Wärter kam herbeigeeilt und stützte mich; teilnahmsvoll bot er mir seinen Stuhl an und wollte über sein Sprechgerät Hilfe herbeirufen.

»Bitte nicht«, sagte ich. »Mir geht es schon besser. Es ist sicher die Hitze.«

Der Wärter führte mich zum Ausgang; draußen ließ ich mich dann für ein paar Minuten auf einer Bank nieder und atmete tief durch.

»Wie geht es dem Mädchen?« fragte ich ihn.

»Meinen Sie das Mädchen, das mit seinem Vater hier war? Die beiden sind gegangen, nehme ich an«, entgegnete er.

Bald darauf verließ ich das Gebäude, denn mir war klar, daß nur eins bei solchen Attacken half: möglichst rasch räumliche Entfernung zwischen sich und seinem anderen Ich zu schaffen. Die Wissenschaftler warnten eindringlich davor, solche Begegnungen zu riskieren. Im Bewußtsein des einen wie des anderen konnten Interferenzen auftreten, für die es keine neurologische Erklärung gab. Es handle sich um Überlagerungen, die möglicherweise durch identische Strukturen bedingt würden, behaupteten die Psychologen. Die Neurologen hingegen schlossen dies aus, denn ihnen zufolge sei das Gehirn in ständigem Wandel begriffen; mit jeder Sinneswahrnehmung, mit jedem Gedanken würden neue neuronale Strukturen geschaffen und alte modifiziert oder abgebaut, behaupteten sie.

Wie auch immer, es war ein jäher Schmerz gewesen, der hinter meinen Schläfen aufgeflammt war. Und nun erinnerte ich mich wieder an diesen Vorfall aus der Sicht meines jüngeren Ichs, an jenen Tag, als ich mit meinem Vater in den Vatikanischen Museen gewesen war und das Gemälde *Paradiso Terrestre* gesehen hatte. Es war jener zauberhafte Augenblick gewesen, den ich durch mein täppisches Eintreten zerstört hatte. Ich selbst war eben diese dunkelhaarige Frau mittleren Alters gewesen, die damals hereingestolpert war, mir Kopfschmerzen und Übelkeit verursacht hatte und sich dann Entschuldigungen murmelnd am Arm eines Wärters entfernt hatte. Der menschliche Organismus tauscht sich in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren komplett aus; er ersetzt sich sukzessive, Molekül für Molekül, durch neues Material aus der Umwelt und gibt das »abgetragene«, das »verbrauchte« an sie zurück, aber die Erinnerung blieb gespeichert.

Was hatte ich diesmal gesehen? Ein hübsches, leicht pummeliges Mädchen in Designer-Jeans, mit einem schicken nabelfreien Top und weiß-blauen Turnschuhen. Sichtlich verwöhnt und ein bißchen eitel. Und mein Vater? Seltsam, ich hatte ihn anders in Erinnerung gehabt. Er war mir immer groß und schön vorgekommen, von eleganter Erscheinung und stets tadellos gekleidet. Er war aber ein eher kleiner Mann, der seine fehlende Körpergröße durch betont

aufrechte Haltung und hohe Absätze an seinen teuren Wildlederschuhenausgleich. Er war selbst für einen Reisenden in ausgesucht modischen Textilien und poppigem bis frechem Schnickschnack eine Spur zu extravagant gekleidet gewesen, fast ein wenig – nun, stutzerhaft.

Im nachhinein betrachtet, hatte sein Tod in mir einen seltsamen Verarbeitungsprozeß ausgelöst. Als Kind empfindet man den Verlust eines geliebten Menschen nicht als ein schockierendes, qualvolles Entrissenwerden. Es ist eher eine merkwürdige Mischung von Sensation und Ungläubigkeit. Ich war die einzige in meiner Schule gewesen, die bei dem Terroranschlag von Mondragone einen Familienangehörigen verloren hatte – ja, sogar den Vater. Ingeheim hatte ich es sogar genossen, im Mittelpunkt des Interesses meiner Mitschüler zu stehen, denn das Ereignis hatte tagelang die Zeitungen und das Fernsehen mit schrecklichen Bildern überschwemmt. Es war mir eher peinlich gewesen, wenn ich nach Hause kam, und Mutter saß apathisch in ihrem schwarzen Kleid wie eine Krähe im Wohnzimmer, in der Küche oder auf der Terrasse – mit blassem, versteinertem Gesicht, als wolle sie den Toten verklagen, weil er ihr dies angetan und sich aus der Verantwortung gestohlen hatte. Erst ganz allmählich begriff ich, daß sich in mir eine Lücke aufgetan hatte, die sich nie, nie mehr würde schließen können. Sie tat sich

schmerzlich auf an den Wochenenden, an denen Vater mit einem Mal nicht mehr heimkehrte mit seinen Musterkoffern – jenen Koffern, in denen er immer schöne Kleidung für Mutter und mich als Überraschung mitgebracht hatte, meist Ausstellungsstücke oder Vorführmodelle von Modeschauen und für mich immer noch eine besondere Überraschung: ein Vid- oder Holoclip, Ohringe, einen Armreif oder eine Kette. Die Schränke quollen über, aber meine Mutter machte wenig Gebrauch von den Schätzen, die er unerbittlich anhäuften. Sie mochte diese Art von Kleidung nicht. Ich trug sie, und was mir nicht paßte oder mir nicht stand, verschenkte ich an meine Freundinnen, um mir ihre Sympathie zu erkaufen und ihre Anhänglichkeit zu sichern.

Das war mein Vater gewesen, wie ich ihn in Erinnerung hatte. In den folgenden Monaten und Jahren träumte ich häufig von ihm. Ich liebte ihn, ich idealisierte ihn, baute einen Altar für ihn in der Lücke, die er hinterlassen hatte. Ich litt unter dem Entzug seiner Nähe, seiner Aufmerksamkeit und seiner Zuwendung. Mir fehlte die Hand, die mir sanft übers Haar streichelte und meine Wange liebte. Ich vermißte das Kratzen seines schmalen Bärtchens an der Nase, die Berührung seiner geschürzten Lippen.

Nun war ich ihm begegnet; ich hatte ihn gesehen, wie er tatsächlich gewesen war, mit den Augen einer erwachsenen Frau. Es hatte mir – ich gestehe es –

nicht ins Herz geschnitten. Lag es an den Umständen des Zusammentreffens, dem Schock der unverhofften Begegnung mit mir selbst? Lag es an der nanotechnischen Panzerung meines Ichs, die immer noch wirksam war und auch mein Herz beschirmte? Die Distanz, die mich von ihm trennte, befremdete mich. Mir war sein lüstern-abschätzender Blick auf meine Figur ebensowenig entgangen wie seine Ungeduld, mit der er das Ausharren seiner Tochter vor dem Gemälde tadelnd zur Kenntnis nahm, während sie die Einzelheiten von Formen und Farben in sich aufzog, und die unterdrückte Gereiztheit, mit der er den straff gerollten *Corriere* seitlich gegen das Knie schnappen ließ, weil sie nicht genug kriegen konnte von der Vielfalt an Pflanzen und Tieren.

\*

Auf dem Rückweg ins Hotel kaufte ich mir eine Fahrkarte nach Neapel und nahm eine Reservierung für den 14. September vor. Ich würde nach Neapel fahren und versuchen einen Weg zu finden, meinen Vater am Besteigen des Unglückszuges zu hindern. Ich würde kein konstituierendes Faktum dieses Universums im Sinne von Herrn Professor Auerbach verhindern, aber ein konstituierendes Faktum meines Universums, so marginal es auch sein mochte. Ich würde ihn vor dem Tod bewahren. Mein Vater würde

weiterhin am Wochenende nach Hause kommen mit seinen Überraschungen für mich in den Musterkoffern. Es würde sich für meine Mutter und mich nichts ändern. Das Leben würde weitergehen. Was würde in dem Fall aus mir werden? Wo bist du, meine andere Schattenschwester, die behütet aufgewachsen ist bei Mami und Papi? Hast du brav dein Abitur gemacht und auch Botanik studiert, bist du in meine Fußstapfen getreten? Oder hast du ganz andere Wege eingeschlagen, die in ganz andere Universen geführt haben? Werde ich es je erfahren?

## II ABWEGE

»AUF DEM GRUND ALLER DINGE ERWARTET UNS EINE FRAGE, KEINE ANTWORT. WENN WIR DIE GEHEIMSTEN WINKEL DER MATERIE ODER DEN ÄUSSERSTEN RAND DES UNIVERSUMS ERGRÜNDEN, SEHEN WIR SCHLUSSENDLICH, WIE UNSER EIGENES FRAGENDES GESICHT ZU UNS ZURÜCKBLICKT.«

*John Wheeler*

Ich ließ das Buch sinken, als der Expresß in den Tunnel unter dem Monte Mássico einfuhr. Genau hier würde am Abend des morgigen Tages auf den Gezug, den Expresß Neapel-Rom, ein Sprengstoffanschlag verübt werden, bei dem mehr als fünfhundert Menschen umkommen würden. Mein Vater würde, wenn mein Vorhaben Erfolg hatte, nicht zu den Opfern gehören.

Ich betrachtete mein Spiegelbild im Wagenfenster. Noch immer hatte ich keine Ahnung, wie ich es bewerkstelligen sollte, ihn am Besteigen des Zuges zu hindern. Ich mußte irgendwie seine Aufmerksamkeit auf mich lenken, ihn irgendwie abfangen, auf dem Bahnhofsvorplatz, in der Schalterhalle, spätestens auf dem Bahnsteig – ihn ansprechen, ihn bitten, ihn beschwören ...

Wir hatten einen langen Aufenthalt in Casoria. Der Grund dafür, erfuhren wir später, waren Unruhen, die es um Napoli Centrale herum gegeben hatte, weshalb der Bahnhof zeitweise hatte gesperrt werden müssen. Einige Reisende hatten es vorgezogen, bereits in Casoria auszusteigen, um mit den städtischen Bussen oder einem Taxi ans Ziel zu gelangen, ohne in der Innenstadt aufgehalten zu werden. Es war bereits Nacht, als der Expresß endlich seine Endstation erreichte.

In der Stadt brodelte es. Die Menschen reagierten mit Protestkundgebungen auf die Verfügung Roms, daß die Bewohner südlich einer Linie Gaeta – Termoli eine Sondergenehmigung brauchten, wenn sie in den Norden reisen wollten. Viele, vor allem Flüchtlinge aus dem Süden und illegale Einwanderer, versuchten diese Grenze zu überwinden, bevor die behördlichen Maßnahmen voll griffen, und überall spürte ich Gereiztheit und Aggressivität.

Ich hatte mir ein Zimmer im *Grand Hotel Terminus* an der Piazza Garibaldi reservieren lassen, einem Haus von gediegener Eleganz, aber mit erschwinglichen Preisen, in dem offenbar häufig bessergestellte Geschäftsreisende abstiegen. Mein Zimmer auf der Rückseite ging nach Osten und bot einen Blick auf den Vesuv. Auf der linken Seite erstreckte sich die hell erleuchtete Skyline des Centro Direzionale mit seinen modernen Hochhäusern, die man um die Jahrtausendwende gebaut hatte.

Nachdem ich eingecheckt hatte, unternahm ich noch einen Spaziergang den Corso Umberto Primo hinunter zur Piazza Nicola Amore und die Via Duomo entlang zum Hafen und am Castel Nuovo vorbei zur Piazza Trieste et Trento. Noch war es nicht so weit, aber in vier oder fünf Jahren würden diese beiden Städte offiziell Triest und Trient heißen und man würde jenseits der Grenzen in Slowenien, Friaul oder Südtirol nirgends mehr ein Hinweisschild auf die alten italienischen Namen finden.

Es war ein warmer Abend; obwohl schon fast Mitternacht, zeigte das Thermometer immer noch 28 Grad. Die Straßencafés waren überfüllt mit Besuchern des Teatro San Carlo, die sich nach dem letzten Vorhang zu einem Glas eingefunden hatten und mit lauter Stimme und beredter Gestik die Aufführung diskutierten. Es waren überwiegend gut gekleidete junge Leute aus wohlhabenden Familien. Ich sah die ersten IKoms als Anhänger an Halsketten oder Armreifen baumeln. Sie waren noch lächerlich groß. Es war die Zeit, in der sie allmählich die »Universals«, die Super-Allzweckhandys, ablösten. Die Bezeichnung IKom, die die Funktion als Identifikations- und Kommunikationsgerät treffend kennzeichnete, setzte sich erst später durch. Am Anfang hießen sie »Partner«. Hatte man die Superhandys noch selbst bedienen müssen – von den neuen Geräten wurde man bedient. Sie verfügten über eine perfekte

Stimmerkennung, besorgten selbständig alle gewünschten Informationen aus den Netzen und führten nach Weisung selbständig Telefongespräche und machten Terminabsprachen; sie überwachten das Bankkonto, bezahlten Rechnungen und standen mit den halbintelligenten Chips in der unmittelbaren Umgebung in ständigem Kontakt, um sich über Vorratshaltung, fällige Einkäufe oder notwendige Reparaturen zu unterrichten.

Nur wenige Schritte von den eleganten Cafés entfernt saßen bettelnde Bauern aus dem Süden auf dem Gehsteig; Afrikaner hatten Matten ausgebreitet, auf denen sie geschnitzte Holzstatuetten und Lederwaren anboten. Man sah ihnen an, daß sie Not litten, und ich wußte, daß es noch viel schlimmer kommen würde.

Auf dem Rückweg zum Hotel sah ich in einer Boutique am Corso Umberto Primo einen der Holo-Minis im Schaufenster liegen. Mein Vater hatte sich frühzeitig für die animierten Textilien aus Fernost interessiert, weil er sich davon ein großes Geschäft versprach. Der Chip war eingeschaltet und zeigte eine pornographische Sequenz: Die Hand eines Farbigen fuhr über den Bauch einer hellhäutigen Frau nach unten und schob sich zwischen die Beine, wo sie streichelnde, masturbierende Bewegungen vollführte, bis sie wieder nach oben glitt, um dann, dem Programm auf dem Chip folgend, wieder nach unten zu gleiten.

Eine Traube junger Leute drängte sich vor dem Schaufenster, Jungen und Mädchen, die sich erregt aneinander festhielten und mit Kreischen, Pfiffen und Gelächter reagierten, wenn die Hand zwischen die Oberschenkel glitt. Die Rechnung meines Vaters wäre bestimmt aufgegangen ...

Das wäre der geeignete Blickfänger, sagte ich mir. Wenn er mich in einem dieser animierten Miniröcke sah, die er als Vertreter anbot, würde er bestimmt Notiz von mir nehmen und mich ansprechen. Ich wußte nicht, ob die ersten Modelle mit verschiedenen Programmen ausgestattet waren, ging aber davon aus. Diese pornographische Sequenz war als Schlafzimmerspaß oder allenfalls als Partygag geeignet, aber nicht für die Öffentlichkeit. Bei Bedarf konnte man das Programm aber auch abschalten, dann füllten sich die aufgedruckten Flexmons mit lustigen Mustern. Ich beschloß, mir am nächsten Morgen einen solchen Holo-Mini zu kaufen.

Im Zimmer war es stickig. Ich zog das Rollo hoch, öffnete die Balkontür und trat hinaus. Kein Lüftchen rührte sich. Die Gäste nebenan schienen sich einem sehr privaten Vergnügen hinzugeben. In der halb geöffneten Glastür spiegelte sich ein hell erleuchteter Raum. Ein Sektkübel stand auf einem Servierwagen neben dem Bett, und auf dem Bett selbst war eine heftige Kopulation im Gange. Ein Mann lag auf dem Rücken, und über seinen Lenden hockte eine dunkel-

haarige Frau, die lustig auf und nieder hüpfte und den Rhythmus mit spitzen Schreien begleitete.

Ich zog mich in mein Zimmer zurück und löschte das Licht. Seltsam, wie ich auf den Gedanken kam, aber irgendwie erinnerte mich der Mann, von dem ich nur die Beine gesehen hatte, an meinen Vater.

Könnte diese Frau ...?

Nein, niemals! sagte ich mir.

Hatte mir Renata nicht geraten, ich solle meinen Vater anmachen und mit ihm aufs Zimmer gehen? Allmählich schien mir wirklich der Sinn für die Realität abhanden zu kommen.

\*

Der Pfiff einer Lokomotive weckte mich. Ich hörte Stimmen draußen auf dem Gang und das Schließen der Tür zum Nachbarzimmer. Ich stand rasch auf, öffnete meine Tür einen Spaltbreit und spähte hinaus. Es waren zwei Personen, die den Gang entlang zum Aufzug gingen: ein kleiner Mann in einem Rohleinenanzug und mit einem Panamahut; neben ihm eine dunkelhaarige Frau meiner Größe und etwa meines Alters in einem hellroten Minikleid und mit einem Strohhut, den sie über den Arm gehängt hatte.

Das Liebespaar von heute nacht reiste offenbar ab; es betrat den Aufzug. Die rechteckigen, von polierten Messingleisten gefaßten Spiegel im Innern warfen

ein verzerrtes Bild zurück, so daß ich die Gesichter nicht erkennen konnte. Bitte dreht euch nicht um, flehte ich. Meine Bitte wurde erhört. Die beiden wandten mir den Rücken zu, als sich die Aufzugtür schloß. Ich glaube, ich wäre gestorben, wenn ich in mein eigenes Gesicht geblickt hätte.

\*

Die Besitzerin der Boutique war eine gutaussehende, schlanke Frau Ende Vierzig. Sie hatte halblanges schwarzes Haar und blaue Augen, wie man sie nicht selten bei Neapolitanerinnen findet – sicher ein Erbe der normannischen Eroberer.

»Bedaure«, sagte sie. »Ich habe den letzten dieser Röcke vor einer Viertelstunde verkauft. Es war der einzige, den ich noch anzubieten ...«

Verdutzt brach sie ab und setzte die Brille auf, die sie an einem Silberkettchen um den Hals hängen hatte; dann beäugte sie mich von oben bis unten.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, junge Frau, oder habe ich Halluzinationen? Waren das nicht Sie, die mir gerade eben den letzten Holo-Mini abgekauft hat?«

»Ganz bestimmt nicht, sonst wäre ich nicht hier. Sie müssen sich täuschen«, beteuerte ich.

Die Verkäuferin schien nicht überzeugt zu sein.

»Ich persönlich mag ja diesen Sexkitsch aus Korea

nicht, um ehrlich zu sein, aber die jungen Mädchen sind ganz heiß darauf. Ich könnte jeden Tag zwei bis drei Dutzend davon verkaufen. Gestern war der Vertreter da. Er hat mir zwei dagelassen – aus alter Freundschaft. Ich hatte hundert bestellt, aber er sagte mir, er könne mir kurzfristig allenfalls zehn liefern. Alle Welt ist verrückt nach diesen animierten Textilien. Die Hersteller kämen mit der Produktion nicht nach, klagte er.«

»Wissen Sie, wo der Vertreter zu erreichen ist?«

Sie holte ein Kärtchen aus der Schublade ihres nachgemachten Biedermeier-Sekretärs.

»Er heißt ... Moment ...« – sie setzte wieder die Brille auf – »Jacopo Ligrina, wohnt in Frascati. Wollen Sie seine Adresse oder seine Nummer haben?«

»Nein, danke.«

»Wenn er in der Stadt ist, wohnt er meist im *Grand Hotel Terminus*. Das liegt gleich um die Ecke, am Bahnhof. Früher hat er mich manchmal dorthin eingeladen ...«, fuhr sie fort und klopfte versonnen mit der Brille auf das Kärtchen. »Zu einer geschäftlichen Besprechung bei einem Glas Wein. Wir haben uns immer gut verstanden. Er hat mir viel geholfen, als ich diesen Laden übernommen habe.

Aber das ist schon ein paar Jahre her«, fugte sie seufzend hinzu.

»Ich werde versuchen, ihn dort zu erreichen«, sagte ich.

»Keine schlechte Idee. Vielleicht können Sie ihm eins von den Rökkchen abluchsen. Er mag hübsche junge Frauen«, entgegnete sie und eine Spur von Bitterkeit stahl sich in ihre Stimme. »Tut mir leid, ich wäre jede Wette eingegangen, daß Sie vorhin ...«

Ich schüttelte den Kopf.

»Jedenfalls danke für den Tip.«

\*

Ich kehrte ins Hotel zurück. Sollte ich nicht doch lieber die Polizei anrufen und sie warnen, daß ein Anschlag auf den Zug geplant war? Die Transition hatte problemlos stattgefunden. Lag es dann nicht in meinem Ermessen ...?

Ich wählte die Nummer der Polizei. Als sich das Präsidium meldete, sagte ich: »Ich habe durch Zufall ein Gespräch mitangehört. Auf den Expreß nach Rom, der 16 Uhr 49 hier abfährt, soll heute ein Anschlag verübt werden. Es war von einer Bombe die Rede.«

»Hören Sie, Signora, wir sind seit Tagen in erhöhter Alarmbereitschaft wegen der Unruhen im Centrale«, entgegnete eine gereizte Stimme. »Wir haben schon genug Schwierigkeiten. Dies ist der dreißigste anonyme Anruf wegen aller möglichen Anschläge auf Einrichtungen und Personen, Racheakte, Morddrohungen ...«

»Ich weiß es aber ganz genau. Im ersten Waggon soll ...«

»Signora, wir gehen selbstverständlich allen Hinweisen nach. Sagen Sie mir bitte Ihren Namen.«

»Ich möchte in diese Sache nicht verwickelt werden«, warf ich ein. »Das sind skrupellose Killer. Der Zug soll bei Mondragone gesprengt werden. Sie wollen von einem Viadukt aus, der sich kurz vor einem Tunnel befindet, eine Bombe zünden, die vorher im Zug deponiert ...«

»Gute Frau, bitte! Sie rufen aus dem Foyer des *Grand Hotel Terminus* an, wie ich sehe. Bitte sagen Sie mir Ihren Namen ...«

Ich legte auf.

Möglicherweise war es mir versagt, das Unglück ungeschehen zu machen, aber Vater würde ich auf jeden Fall daran hindern, den Zug zu besteigen. Sollte ich ihn, wie Renata im Scherz vorgeschlagen hatte, anmachen und mich von ihm aufs Zimmer schleppen lassen? Ich, seine eigene Tochter? Nun, ich konnte ihn daran hindern, mit mir intim zu werden, aber ich mußte ihn irgendwie so lange aufhalten, daß er den Unglückszug versäumte. Das mußte machbar sein.

Aber wo war er?

Ich blickte auf die Uhr.

\*

Ich betrachtete mich im Spiegel über dem Waschbecken.

»Wir kennen uns doch«, hatte er gesagt.

»Ich habe Sie noch nie gesehen«, hatte ich standhaft behauptet.

»Doch, doch! Das muß erst kürzlich gewesen sein. Ich vergesse das Gesicht einer schönen Frau nicht so leicht. Und Ihres bestimmt nicht.«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, daß wir uns schon irgendwo begegnet sind.«

»Nun, dann ist es höchste Zeit, daß wir unsere Bekanntschaft vertiefen und uns näher kennenlernen«, hatte er lächelnd gesagt.

Es überlief mich heiß und kalt. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Den Zug um 16:49 Uhr würde er auf keinen Fall mehr erreichen. Ich wusch mir die Hände. Sie zitterten derart, daß die Tropfen wegspritzten, bevor ich sie abtrocknen konnte.

Als ich aus dem Bad kam, lag er nackt auf dem Bett und hatte das Laken über die Hüften geschlagen. Er mußte sich blitzschnell ausgezogen haben; seine Kleider hatte er über den Sessel geworfen.

Mein Vater sah mich mit seinen braunen Augen verwundert an.

»Ziehst du dich nicht aus?«

»Nein, das werde ich nicht tun.«

Er faltete die Hände hinterm Kopf und fragte lächelnd: »Das ist doch sicher nicht das erste Mal, daß du dich auf so eine Affäre einläßt?«

»Worauf lasse ich mich denn ein?«

»Nun hab dich doch nicht so! Wenn man sich überreden läßt, nach einem Glas Champagner mit einem Mann auf sein Hotelzimmer zu gehen, dann liegt es doch auf der Hand ...«

Mit einem Anflug von Ekel und Unbehagen nahm ich die erwartungsvolle Erektion wahr, die sich unter dem Laken abzeichnete.

»Nun komm schon, Mädchen! Es macht dir bestimmt Spaß, wollen wir wetten? Ich bin kein Anfänger.«

Ich starrte ihn wie gelähmt an.

»Du wirst doch nicht plötzlich den Moralischen kriegen«, seufzte er und schwang die Beine über den Bettrand. »Dann hätte ich auch gleich den früheren Zug nach Rom nehmen können.«

Er blickte verdrießlich auf seine Armbanduhr und stand auf. Als das Laken herabglitt, wandte ich mich rasch ab.

»Oder bin ich dir zu alt?« fragte er herausfordernd und betrachtete seine schlanke Gestalt in dem hohen Spiegel des Kleiderschranks, dabei fuhr er sich mit der Hand über den Bauch und streichelte seinen straffen Penis.

»Sie sind nicht alt«, sagte ich.

»Ich könnte immerhin dein Vater sein.«

»Ja«, schluchzte ich, griff nach meiner Handtasche und stürzte an ihm vorbei, damit er die Tränen nicht

sah. Hastig schloß ich die Tür auf und rannte den Gang entlang zum Aufzug.

Nein, sagte ich mir. Du mußt dir diese Tagträume aus dem Kopf schlagen, sonst drehst du durch. Eine solche Konfrontation würde mir den Rest meiner Illusionen rauben und mich meine Selbstachtung kosten. Ich mußte einen anderen Weg finden. Irgendwie mußte ich auf den Bahnsteig gelangen und ihn auf mich aufmerksam machen.

\*

Noch nie war ich derart von Menschen eingekeilt gewesen. Ein Anfall von Klaustrophobie beutelte mich, ich konnte kaum atmen. Schweiß lief mir in Strömen über den Körper. Schließlich war es mir gelungen, mich bis in die Schalterhalle durchzukämpfen, aber es war unmöglich, an der Absperrung zum Bahnsteig durchzukommen.

»Bitte, lassen Sie mich durch!« flehte ich. »Mein Vater ist auf dem Bahnsteig. Ich muß zu ihm.«

»Red keinen Scheiß!« keuchte der junge Polizist.

Sein Gesicht war von der Anstrengung gerötet; er schwitzte noch schlimmer als ich in seiner schußsicheren Weste und mit dem Helm auf dem Kopf. Wütend drückte er mich mit seinem transparenten Plastikschild zurück; ich hatte die zerkratzte Oberfläche dicht vor Augen.

»Zurück!« brüllte er. »Hier kommt niemand durch!«

Die Menge hinter mir wogte unerbittlich heran wie eine Dünung; sie preßte mich gegen den Schild und quetschte mir die Luft aus den Lungen. Die Leute schrien und machten ihrem Zorn laut Luft, aber sie konnten den Kordon nicht durchbrechen. Die Polizisten hatten ihre Schilde an den Rändern ineinander verhakt. Sie bildeten einen federnden, aber undurchdringlichen Wall. Ich war froh, daß sie nicht mit lebenden Schilden ausgerüstet waren, wie man sie ein paar Jahre später gegen Demonstranten einsetzen würde – zusammengeklebte dünne Schichten aus Kalziumkarbonat, die durch Muskeln miteinander verbunden waren. Diese aus Muschelgenen gezüchteten Muskeln reagierten auf Druck mit kraftvollen Gegenbewegungen. Wenn eine Gruppe Polizisten mit solchen Schilden ausgerüstet war, konnte sie sich einen Weg durch die dichteste Menschenmenge bahnen.

»Letzter Aufruf«, dröhnte eine Stimme aus dem Deckenlautsprecher: »Passagiere nach Rom mit gültigen Reisepapieren, bitte begeben Sie sich zum Durchgang neben Schalter eins. Ich wiederhole: Letzter Aufruf...«

Die weiteren Worte gingen in einem Knall unter, dem ein Klirren, Schmerzensschreie und Hilferufe folgten. Eine der riesigen Glaswände am Eingang zur Schalterhalle war unter dem Ansturm der Leiber ge-

borsten. Wieder brandete die Dünung heran und trieb mir den Atem aus den Lungen. Ich hätte nicht einmal mehr schreien können, sondern japste nur schmerzvoll nach Luft. Das angestrengte Keuchen der Menschen bedrängte mich; ich spürte ihren heißen Atem im Genick und an den Ohren, roch ihren Schweiß und die Ausdünstung ihrer Angstpheromone. Meine Reisetasche hing mir irgendwo zwischen den Knien. Ich konnte mich nicht einmal bücken, um sie zu erreichen.

Da sah ich Vater. Er ging mit seinen beiden Musterkoffern den Bahnsteig entlang.

»Vater!« schrie ich. »Vater!« Aber ich brachte nur ein Krächzen heraus, das hoffnungslos in dem Tumult unterging.

Ganz vorn am Zug stand eine junge Frau, die auf ihn zueilte, als sie ihn sah. Sie trug einen dieser Miniröcke aus animierten Textilien, den ich am Morgen vergeblich zu kaufen versucht hatte. Aber mein Vater beachtete sie überhaupt nicht. Bevor sie ihn erreichte, bestieg er einen Waggon in der Mitte des Zuges. Ein Schaffner hob ihm seine Koffer durch die Tür, und er bedankte sich, indem er den Hut lüftete. Die Frau blieb stehen und ließ die Hände sinken. Dann stieg auch sie ein.

Wer war diese Frau, die ihn erwartet hatte, von der er aber keine Notiz nahm? Hatte er sie nicht gesehen? Unwahrscheinlich, denn es befanden sich nur

wenige Leute auf dem Bahnsteig. Man hatte keine Begleitpersonen hereingelassen, und die Reisenden hatten es bei dem Andrang offenbar vorgezogen, rechtzeitig ihre Plätze einzunehmen.

Kurz darauf schlossen sich die Türen, und der Expreß setzte sich in Bewegung. Nun nahm das Verhängnis unerbittlich seinen Lauf. Mit Tränen in den Augen starrte ich den roten Lichtern des hinteren Triebkopfes hinterher.

Der Druck der Menschenmassen hinter mir hatte nachgelassen, nachdem der Zug verschwunden war. Der Tumult hatte sich auf die Piazza Garibaldi verlagert. Steine flogen, Rudel von Polizisten trabten schildbewehrt und mit geschlossenem Visier über den Platz zum nächsten Einsatz. Ein umgestürztes Polizeiauto brannte, und schwarzer Rauch stieg in den Himmel. Ganz in der Nähe waren die Sirenen von Feuerwehr und Notarztwagen zu hören; die Fahrzeuge hatten aber große Mühe, durch die verstopften Straßen auf die Piazza zu gelangen. Die Polizisten mußten ihnen eine Gasse freiprügeln. Ich blieb am Eingang zur Schalterhalle stehen. Glascherben knirschten unter meinen Sohlen. Mir war zum Heulen zumute. Ich konnte es nicht glauben, daß ich wieder so jämmerlich versagt hatte. Nun würde ich unverrichteter Dinge, sobald sich eine Gelegenheit ergab, nach Amsterdam zurückkehren und meine Niederlage zu Protokoll geben. Ich hatte

nichts bewirkt. In einer halben Stunde würde mein Vater tot sein.

Ich wandte mich nach links, wo zwischen den häßlichen Betonsäulen unter dem Bahnhofsvordach die wilden Hunde der Stadt lebten. Sie schienen von der Aufgeregtheit der Menschen mäßig beeindruckt zu sein und sahen gleichgültig einem Wasserwerfer zu, der das brennende Polizeifahrzeug zu löschen versuchte. Ein großer grauer Mischling – scheckig, fast ohne Fell, mit furchterregenden gelben Fängen in der häßlichen Schnauze und in zahllosen Kämpfen zerfetzten Schlappohren – erhob sich von seinem Stammplatz und kam gemessenen Schritts auf mich zu, um an meiner Hand zu schnüffeln. Dieser Hund war nicht modifiziert – so etwas gab es um diese Zeit noch nicht –, aber seine schönen braunen Augen, das Schönste an ihm, waren von wacher Intelligenz und blickten mich auffordernd an. Sein Stummelschwanz zuckte freundlich.

Ich kauerte mich hin und kramte eine Tafel belgischer Schokolade aus meiner Reisetasche. Sie war weich geworden. In Schiphol hatte ich mir in einem Anfall von Heißhunger ein halbes Dutzend Tafeln gekauft, nachdem ich ein Jahr lang auf Süßigkeiten hatte verzichten müssen. Er fraß mir die weiche Masse aus der Hand, ohne mich auch nur mit seinen dunklen Lefzen zu berühren. Als seine Kumpane sich erhoben und herandrängten, genügte ein Blick aus

dem Augenwinkel und ein warnendes Knurren, um sie auf die Plätze zu verweisen. Sie sahen ihm sabbernd zu, wie er die letzten Reste vom Staniolpapier leckte.

Ich bemerkte, daß meine Hand zitterte. In diesen Minuten geschah es, in diesen Sekunden. Das Tier sah mich aufmerksam an. Es spürte meine Anspannung. Empfund es Mitgefühl? Ich schloß die Augen und konnte die Tränen nicht länger zurückhalten. Der Expreß hatte den Raumzeit-Punkt seines Verhältnisses erreicht.

Was war ich doch für eine Versagerin, verdammt noch mal.

\*

Fünfundzwanzig Minuten nach der Abfahrt von Napoli Centrale – in dieser Zeit umrundete er in einem weiträumigen Bogen den Norden der Stadt – erreichte der Expreß die Biegung bei Villa Literno und fuhr in die erste Hochgeschwindigkeitsstrecke in Richtung Rom ein. Innerhalb von fünf Minuten beschleunigte er auf 360 km/h, die er etwa bei Falciano erreichte. Kurz dahinter unterquerte er den Viadukt der Straße von Carinola nach Mondragone, dann schoß er in einer halbhohen Betonwanne über den Fontanelle hinweg und jagte auf den Tunnel durch Monte Mássico zu.

Von dem Viadukt aus wurde vermutlich die Bombe gezündet, die von den Terroristen in einem der Abteile des Waggons unmittelbar hinter dem vorderen Triebkopf deponiert worden war. Der Explosionsdruck der Detonation entfaltete sich zu seiner vollen Stärke, als die Spitze des Zuges etwa 60 bis 80 Meter weit in die Tunnelröhre eingefahren war. Der vordere Triebkopf wurde abgesprengt und raste weiter; er wurde allerdings von der Explosion aus den Schienen gehoben und schoß, rotierend wie ein Projektil in einem Gewehrlauf, durch den Tunnel, bis die Reibung durch die Wände ihn nach etwa 500 Metern stoppte und er auf der Seite liegend zur Ruhe kam.

Als die Explosion den ersten Waggon auseinanderriß, wurde der zweite in ihn hineingeschoben, gefolgt vom dritten und vierten. In Bruchteilen von Sekunden verkeilten sie sich und verstopften den Tunnel. Die kinetische Energie der nachdrängenden Waggons fünf bis acht und des massigen hinteren Triebkopfs, der wie der Kolben einer Schrottpresse wirkte, verdichtete die Materieballung noch mehr und bewirkte, daß im Kernbereich eine Temperatur von über 2000 °C entstand. Der Zug und seine Passagiere wurden unter Luftabschluß zu einer kompakten Masse aus Metall, Plastik, Leder, Textilien und menschlichem Fleisch verbacken. Keiner der Passagiere kam mit dem Leben davon. Wie viele Menschen insgesamt den Tod fanden, wurde nie festge-

stellt. Die Behörden sprachen von 412 Opfern, doch das waren nur jene, die gültige Reisepapiere und reservierte Plätze gehabt hatten. Manche vermuteten, daß es über fünfhundert waren, denn manch einer hatte es trotz der Absperrungen geschafft, in den Zug zu gelangen.

\*

Ich starrte deprimiert in mein Weinglas. Wie hatte ich so dumm und unüberlegt an mein Vorhaben herangehen können? Es hätte genauer Recherchen, exakter Planung und einer ausgeklügelten Strategie bedurft – so wie die Kraken sich auf ihre Einsätze vorbereiteten. Ich hatte nicht erwartet, daß es unmöglich sein würde, an den Zug zu gelangen, obwohl ich es mir hätte denken können.

Wer war die Frau auf dem Bahnsteig gewesen, die meinen Vater erwartet hatte? Das hätte ich sein sollen. Sie war genau in der Situation gewesen, die mir für mein Vorhaben hätte zustatten kommen können. War ich es womöglich selbst gewesen? War ich ein zweites Mal aus der Zukunft zurückgekehrt, um meinen Plan auszuführen? Unsinn! Die Frau war in den Zug gestiegen. War sie mit ihm umgekommen? Unweigerlich. Ich hatte sie nicht wieder aussteigen sehen. Als ich eine halbe Stunde später das Hotel betrat, kam eine Frau aus dem Lift gestürzt, aufgelöst

und mit Tränen in den Augen, und eilte an mir vorbei. Einen Moment lang war mir, als blickte ich in mein eigenes Gesicht. Sah ich schon Gespenster?

Der Kellner schenkte mir nach. Ich blickte mich im Foyer um. In einem tiefen, mit Naturseide bezogenen Sofa saßen nebeneinander ein Herr mittleren Alters und eine junge schwarzhaarige Frau unter einem riesigen goldgerahmten Bild, das einen Waldweg zeigte, über den ein Hirsch wechselte. Beide saßen sie mit dem Rücken zu mir, aber im Spiegel seitlich hinter ihnen konnte ich das Profil des Mannes erkennen. Hätte ich nicht mit eigenen Augen gesehen, wie mein Vater in den Zug stieg, hätte ich wetten können, Zeugin bei einer der »geschäftlichen Besprechungen« meines Vaters zu sein. Natürlich täuschte ich mich, aber ich hätte mir gewünscht, er wäre es, denn zu diesem Zeitpunkt war er bereits tot. Tiefe Apathie überkam mich. Ich brachte es nicht über mich, aufzustehen und um die Säule herumzugehen, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Eine alte Dame setzte sich an den Tisch neben mir. Aus ihrer Handtasche brachte sie eine Orange zum Vorschein und schälte sie. Ich betrachtete ihre altersfleckigen mageren Hände. In ihren dünnen Fingern hielt sie ein kleines perlmuttbesetztes Taschenmesser, an dem ein Silberkettchen baumelte. »Dir wird nichts geschehen«, hatte Heloise gesagt, »solange du dich nicht zu weit von dir selbst entfernst. Es wird

nicht immer leicht sein, aber du kannst in deine Welt zurückkehren. Du mußt es nur wollen.«

Ich starrte fasziniert das Messer an. Der Perlmuttergriff funkelte, und das Kettchen blitzte.

»Ist was?« krächzte die alte Dame.

»N-nein, nein«, sagte ich und wandte den Blick ab. »Entschuldigen Sie bitte. Ich war für einen Moment nicht ganz bei mir.«

»Das kommt vor«, sagte die ältere Dame, »aber eigentlich sind Sie dafür noch zu jung.«

Sie lachte rasselnd, schlitzte mit dem Daumennagel die Frucht in ihre Segmente und schob sie nacheinander in den Mund.

Ich war erschöpft von den Ereignissen im Bahnhof und deprimiert über mein Versagen. Schließlich hatte ich es in der Hand gehabt und meine Chance vertan, die Stäbchen der Wirklichkeit nur ein kleines bißchen anders fallen zu lassen. Ich wollte allein sein. Deshalb bat ich den Kellner, mir den Rest des Weins aufs Zimmer zu bringen. Ich wollte nicht zusehen, wenn die ersten Nachrichten über den Terroranschlag im Fernsehen kamen.

Im Nebenzimmer schien sich wieder ein munteres Liebespaar eingenistet zu haben. Ich schloß das Rollo zum Balkon, trank die Flasche Wein aus, duschte und ging bald ins Bett. Morgen würde ich versuchen, irgendwie nach Rom zu kommen, um von dort aus einen Flug nach Amsterdam zu buchen. Die Maschi-

nen, die von Neapel starteten, waren sicher alle ausgebucht.

\*

Mitten in der Nacht weckte mich ein Grollen. Ich griff nach dem Lichtschalter, aber offenbar war ein Stromausfall eingetreten. Wieder ein Grollen. War das ein Gewitter? Dann eine leichte Erschütterung. Das war kein Gewitter. War es ein Erdbeben? Ein Vulkanausbruch? Irgendwo war ein lautes klirrendes Geräusch zu hören, als wäre ein großes Bild oder ein Spiegel von der Wand gefallen und auf dem Boden zerschellt. Etwas rieselte mir ins Gesicht. War die Decke geborsten? Fiel Verputz herab? Ich stand eilig auf und öffnete die Tür zum Korridor. Auch draußen brannte kein Licht. Ich zog das Rollo an der Balkontür hoch und spähte hinaus. Es war lange vor Tagesanbruch. Über dem Vesuv hing eine Rauchwolke, in der Blitze zuckten. Oder war es der Widerschein vulkanischer Eruptionen? An den dunklen Hängen des Berges hingen zerfaserte Wolken. Waren es Ausdünstungen? Giftige Gase, wie sie Pompeji heimgesucht hatten? In der Ferne war das Wimmern von Polizei- und Rettungsfahrzeugen zu hören, die durch die Straßen jagten. Über der Stadt schien ein Nebel zu liegen, der vom Meer heraufzog. Kuppeln ragten daraus hervor und schlanke Bauwerke, die wie Mina-

rette aussahen. Die Hochhäuser im Nordosten waren nicht mehr da, die gesamte Skyline des Centro Direzionale war verschwunden. Nirgends war ein Licht zu sehen. War die ganze Stadt vom Stromausfall betroffen? Ich blickte nach unten. Der Bahnhof war verschwunden. Ich glaubte in der Dämmerung einen weiten, von Unkraut überwucherten Platz zu erkennen, auf dem vereinzelt halb abgebrochene und baufällige Marktbuden standen. Überall lagen Berge von Müll und halbverweste Kadaver von Pferden und Hunden. Waren auch Leichen von Menschen dabei? Das Gelände glich einem Schlachtfeld, und der rote Widerschein, der sich flackernd darüber ergoß, verstärkte den Eindruck, man hätte die Gefallenen abgehäutet. Der Himmel spiegelte sich in schwarzen Pfützen. Verwesungsgeruch erfüllte die Luft.

Weit im Süden, in der Nähe des Hafens, entdeckte ich vereinzelt Lichter und glaubte Schiffe zu sehen: Dhaus, Dreimaster ... darüber weitere Lichter in einer Wolkenlücke. Waren es Flugzeuge? Satelliten? Nein, sie standen still. Eine Kette von Ballons? Nein, es waren Sterne – ein markantes Sternbild. Die Corona borealis? Unmöglich. Diese Konstellation kannte ich nicht; nie hatte ich sie gesehen: ein Roter Überriese wie Rigel – aber heller als Sirius oder Capella –, im Zentrum, umgeben von einem Halbbrund aus sieben hellen jungen Sternen, das er um den Hals trug wie ein funkelndes Geschmeide. Ich kehrte ins

Bett zurück und starrte in die Dunkelheit. Wo befand ich mich? Narrte mich ein hartnäckiger Traum? Oder war ich in ein anderes Universum geraten? In einer Parallelwelt gestrandet? Etwa in einer fernen Zeit? Ich dürfe mich nicht zu weit von mir selbst entfernen, hatte Heli mich gewarnt. Ich war auf Bahnen unterwegs, deren Schwerkraftzentren ich ebenso hilflos ausgeliefert war wie sie damals, als sie einem weiten Umweg zu folgen hatte, um zur Erde zurückzukehren.

Plötzlich ging das Licht wieder an. Eine nackte Glühbirne hing an einem Kabel von der geborstenen, fleckigen Decke. Ich schloß die Augen. Ganz in der Nähe sang ein Muezzin das Subuh, das erste Gebet des Tages. Welch schrecklicher, gottverlassener Ort – und dennoch lobten seine Bewohner den Allmächtigen.

Mich schwindelte. Ich öffnete die Augen. Dunkelheit umgab mich. Dann hörte ich ganz in der Nähe den Pfiff einer Lokomotive. Der Bahnhof – ich war wohl wieder zurückgekehrt.

\*

Als ich erwachte, war es heller Tag. Die Sonne stand über der Ostflanke des Vesuvs. Von der Straße ertönte Geschrei herauf. Auf dem Gehsteig waren über Nacht Verkaufsstände aus dem Boden gewachsen

wie Pilze nach einem Sommerregen. Die Schirme standen dicht an dicht, und der Verkehr quälte sich durch ein Gewirr von parkenden Lieferwagen und zweirädrigen Lastkarren, die entladen wurden. Die Glasfassaden des Centro Direzionale glitzerten, und auf dem Vorplatz und im Bahnhof selbst drängten sich bereits Menschenmassen. Wohin wollten diese Reisenden? Die Strecke nach Norden würde für Monate unpassierbar sein. Die Züge mußten zur Ostküste umgeleitet werden.

Ich hörte Stimmen draußen auf dem Gang und das Schließen der Tür zum Nachbarzimmer. Ich stand rasch auf, öffnete meine Tür einen Spaltbreit und spähte hinaus. Es waren zwei Personen, die den Gang entlang zum Aufzug gingen: ein kleiner Mann in einem Rohleinenanzug und mit einem Panamahut; neben ihm eine dunkelhaarige Frau meiner Größe und etwa meines Alters in einem hellroten Minikleid und mit einem Strohhut, den sie über den Arm gehängt hatte.

Das Liebespaar war offenbar gestern doch nicht abgereist, sondern hatte eine weitere Nacht im Nachbarzimmer verbracht. Die beiden betraten den Aufzug. Die rechteckigen, von polierten Messingleisten gefaßten Spiegel im Innern warfen ein verzerrtes Bild zurück, so daß ich die Gesichter nicht erkennen konnte. Waren es die beiden, die ich am Abend zuvor im Foyer hatte sitzen sehen? Hatte ein anderes

Ich, eine Schattenschwester meiner selbst, in einem anderen Universum weniger Skrupel gehabt und ...? Nein, sagte ich mir. Ich würde mich niemals so weit von mir selbst entfernen.

\*

»Buon giorno, Signorina«, begrüßte mich der junge Mann hinter dem Tresen, als ich an der Rezeption vorbei zum Frühstück ging. Dabei fiel mein Blick zufällig auf den Kalender an der Wand. Er zeigte den 16. September.

»Der Kalender ...« sagte ich und blieb stehen.

»Der Kalender?« fragte er. »Was ist damit?«

»Heute ist der Siebzehnte ...«

»Bedaure, Sie irren sich«, erwiderte er freundlich, aber bestimmt.

»Heute ist der Sechzehnte.«

»Ist das wirklich wahr?« fragte ich.

Er blickte mich strirrunzelnd über seine schmale Brille hinweg an, dann schob er mir die neuesten Zeitungen über den Tresen und deutete auf das Datum. Ich warf einen scheuen Blick auf die Schlagzeilen. Keine einzige erwähnte den Terroranschlag auf den Rom-Express. Keine Zeile über die mehr als 500 Opfer, die in dem Tunnel den Tod gefunden hatten. Nichts über die Katastrophe von Mondragone ... Natürlich nicht, wenn heute erst der Sechzehnte war.

»Ich muß mich geirrt haben«, sagte ich tonlos.

Schwindel befiel mich. Ich hielt mich am Tresen fest und atmete tief durch.

»Ist Ihnen nicht gut, Signorina?« fragte der Rezeptionist besorgt.

»Mir geht es ausgezeichnet«, versicherte ich, obwohl mir die Beine fast nachgaben.

Was hatte Ernesto zu mir gesagt? »Du gehörst vielleicht zu denen, die unsere Technik überhaupt nicht mehr brauchen.« Aber, um Himmels willen, wie sollte das möglich sein?

Die Reaktion der Besitzerin der Boutique ... Und dann die Frau auf dem Bahnsteig ... Vater lebte noch; er war irgendwo in der Stadt unterwegs. Alle Menschen lebten noch, die in den Zug gestiegen waren. Ich hatte eine zweite Chance! Eine Welt tat sich vor mir auf, ein neuer Tag, ein neues Universum! Ich hätte jauchzen können vor Erleichterung. Ich hatte also noch mehr als sieben Stunden Zeit. Diesmal würde ich sorgfältiger zu Werke gehen ...

Spontan beschloß ich, auf das Frühstück zu verzichten. Ich eilte in die Boutique am Corso Umberto Primo und kaufte den Minirock, den ich am Abend zuvor im Schaufenster entdeckt hatte. Es war der letzte.

»Ich bewundere Frauen, die den Mut haben, so etwas anzuziehen«, sagte die Besitzerin mit einem Lächeln, das ihr etwas schief geriet.

»Ich weiß, daß es schrecklich geschmacklos ist. Es ist als Partygag gedacht«, erwiderte ich.

»Dann viel Spaß damit!« schnurrte sie geschäftig.

Ich kehrte ins Hotel zurück, zog den Rock an und betrachtete mich im Spiegel. Unmöglich! Schnell zog ich ihn wieder aus, nahm meine Reisetasche und zahlte meine Rechnung. Auf der Rechnung war eine Nacht weniger verzeichnet – eine Nacht, die auf rätselhafte Weise abhanden gekommen war. Dann schlenderte ich zum Bahnhof und nahm die Stellen in Augenschein, an denen ich im ersten Anlauf gescheitert war.

Da Napoli Centrale im Vorfeld U-förmig angelegt ist, wurde der Strom der Reisenden, der sich von der geräumigen Piazza Garibaldi her hineinbewegte, wie vom Rechen eines Stauwehrs erst gebündelt, dann durch trichterförmige Öffnungen zwischen großen Glasfronten in der Schalterhalle zusammengeführt und von dort zu den Bahnsteigen weitergeleitet. Dieses Konzept war zweckmäßig und funktionierte bei normalem Andrang sicher tadellos; wenn der Andrang jedoch anstieg und größere Menschenmassen versuchten, in das Gebäude und zu den Zügen zu gelangen, war diese Bauweise katastrophal unfallträchtig. Die Trichter zwischen den Glasfronten bildeten gefährliche Engstellen, die Panikreaktionen auslösen konnten. Wenn diese Engstellen zudem noch abgeriegelt würden, um die Menschen am Betreten der

Schalterhalle und der Bahnsteige zu hindern, würde der geballte Ansturm gegen ebendiese Glaswände branden, die nicht bruchsicher waren. So waren Panikreaktionen bei Menschen, die sich hilflos und in die Enge getrieben fühlten, und Schnittverletzungen beim Bersten der Scheiben vorprogrammiert. Hinzu kam, daß ein Stock tiefer ein sehr ähnliches Trichtersystem angelegt war, aus dem Geh- und Rolltreppen heraufführten – die Metropolitan im Untergeschoß und die Querverbindung zur Circumvesuviana, wodurch sich der Druck auf die Einlasse zur Schalterhalle verdoppelte.

Die Polizei hatte dem Ansturm der Reisenden, welche die Stadt verlassen wollten, bis dahin standgehalten, die Glasscheiben nicht. Es hatte Dutzende von Verletzten gegeben. Aber selbst Passagiere, die Reisegenehmigungen in den Norden hatten, erfuhr ich im Hotel, waren außerstande gewesen, zu den für sie vorgesehenen Schleusen zu gelangen, weil sie in der anbrandenden Menge eingekeilt waren. So ging es offenbar schon seit Tagen zu. Die Glaser hatten Hochkonjunktur.

Kurz vor Mittag gelang es mir, die Schalterhalle zu betreten. Ich erkundigte mich nach einer Möglichkeit, einen Platz in den Rom-Express um 16:49 Uhr zu bekommen. Es war aussichtslos, obwohl ich eine gültige Rückfahrkarte besaß. Der Zug war über Tage hinweg ausgebucht. Ich bot meinen ganzen

Charme auf. Vergeblich. Irgendwie mußte ich auf den Bahnsteig gelangen, aber ein Blick in die grimigen Gesichter der Polizisten, die den Zugang kontrollierten, sagte mir, daß dort kein Durchkommen war. Es waren junge Männer, die stark motiviert, aber ein bißchen ängstlich waren. Blaß starrten sie unter ihren Visieren hervor und nahmen die Beschimpfungen hin, mit denen man sie überschüttete.

Ich kehrte zurück auf den Bahnhofsvorplatz, wo die wilden Hunde, unberührt von der ganzen Aufregung, im Schatten der Betonsäulen der Zufahrt lagerten. Ich sah den großen scheckigen Grauen auf seinem Stammplatz liegen. Er hob den Kopf und blickte mich mit seinen schönen braunen Augen an, während sein knotiger Schwanzstummel auf den Asphalt klopfte. He, dachte ich, woher kennst du mich? Wir sind uns doch noch nie begegnet. Oder lebst du auch ein bißchen in meiner verrückten Welt? Erwinnere ich dich an den Geschmack von Schokolade? Er erhob sich träge, streckte sich und schüttelte die ausgefranstesten Schlappohren aus. Er kam zu mir und schnüffelte an meiner Hand, dann ging er an mir vorbei, blieb nach ein paar Schritten stehen und blickte sich nach mir um, als wolle er sagen: »Na, komm schon!«

Der Hund trottete voraus, und ich folgte ihm. Er pißte beiläufig an die Stange eines Halteverbotschildes und sah sich von neuem um, als wolle er sich vergewissern, daß ich noch hinter ihm war. Er

ging auf ein Gittertor am Ostflügel des Bahnhofs zu, hinter dem sich ein kleiner Hof und ein Schalter für Fracht und Expresgut befanden, schnüffelte an dem Tor und wartete, bis ich neben ihm war. Ich probierte; das Tor ließ sich mühelos aufschieben. Er sah mich mit seinen sanften braunen Augen an. »Na?« schien er sagen zu wollen. »Und danke für die Schokolade.«

Ich zwängte mich durch das Tor und schloß es hinter mir. Der Graue blieb draußen und blickte mir nach. Der Eingang war tatsächlich unbewacht. Drei Bahnbedienstete saßen im Raum hinter dem Schalter und schauten sich im Fernsehen ein Radrennen an. Sie unterhielten sich laut und nahmen keine Notiz von mir.

Ich war im Bahnhof! Nun mußte ich nur noch die Zeit überbrücken, bis der Rom-Expres bereitgestellt wurde. Ich war froh, daß ich mich im letzten Moment gegen den Minirock entschieden hatte, der alle Blicke auf mich gezogen hätte. Weshalb hatte ich mir dieses geschmacklose Ding überhaupt gekauft? fragte ich mich verwirrt. Gut, die Idee hatte sich bei mir festgesetzt, mit diesem Rock seine Aufmerksamkeit zu erregen. Aber ich wußte doch, daß dies seinen Zweck verfehlen würde. Mein Vater hatte gestern nicht die geringste Notiz von der jungen Frau auf dem Bahnsteig genommen.

Bald drängten immer mehr Reisende auf den

Bahnsteig, und schließlich wurde der Expreß bereitgestellt. Ich bemerkte einen jungen Mann, der einen schweren Alu-Koffer von einem Gepäckkarren hob und in den ersten Waggon stieg. Ein paar Minuten später stieg er wieder aus – ohne Koffer – und nahm Platz in dem Nahverkehrszug auf dem Gleis gegenüber, der kurz darauf abfuhr. Ich stieg in den Waggon und durchsuchte ihn, konnte den Alu-Koffer aber nirgends entdecken. Ich ging zweimal durch den ganzen Waggon und blickte in jedes Abteil. Einige der Reisenden warfen mir argwöhnische Blicke zu. Keine Spur von dem Koffer. Hatte er ihn in den zweiten Waggon geschleppt? Auch dort konnte ich ihn nicht finden.

»Haben Sie etwas verloren?« fragte mich der Schaffner.

Ich berichtete ihm von meiner Beobachtung. Er warf mir einen bekümmerten Blick zu, nahm es aber trotzdem auf sich, mit mir zusammen nochmals in jedem Abteil, in jedem Gepäckfach und sogar unter den Sitzen nachzusehen. Wir fanden nichts. Beim dritten Waggon wurde es ihm schließlich zuviel.

»Sie müssen sich getäuscht haben, Signorina«, sagte er achselzuckend, als wir wieder auf dem Bahnsteig standen.

»Wäre es nicht besser, die Sicherheitsbehörden einzuschalten?« schlug ich vor.

»Mutter Gottes«, murmelte er und verdrehte die

Augen; dann wies er mit einem Nicken auf die Polizeiabsperrung am Zugang zum Bahnsteig und die drängelnde Menschenmasse dahinter. »Die hätten uns gerade noch gefehlt. Außerdem fahren wir in fünf Minuten ab.«

Plötzlich sah ich Vater ganz hinten auf dem Bahnsteig. Er hatte seine Musterkoffer auf einen Gepäckkarren geladen, den er vor sich herschob. An seinem Arm hing eine junge Frau, die eines dieser animierten koreanischen Miniröckchen trug. Beide stiegen sie in der Mitte des Zuges ein. Der Schaffner half ihnen, die Koffer in den Zug zu heben. Vater bedankte sich bei ihm, indem er den Hut lüftete.

Wir fuhren pünktlich ab.

In den ersten fünfundzwanzig Minuten legte der Hochgeschwindigkeitsexpreß Neapel-Rom nur ein mäßiges Tempo vor. Er umfuhr in einem weiten Bogen die nordöstliche Peripherie der Stadt: Casorio – diesmal machte er nicht halt –, Frattamaggiore, Aversa, San Marcellino, San Cipriano d’Aversa. Ich hatte mich inzwischen durch den dritten Waggon gekämpft und in jedes Abteil geschaut – ohne Ergebnis. Der Zug war vollbesetzt, in den Gängen standen Reisende; überall war Gepäck gestapelt. Viele hatten es geschafft, ohne Reservierung einzusteigen, obwohl Platzkartenzwang bestand. Nun, auch ich hatte es geschafft.

In den Abteilen saßen dichtgedrängt Mütter mit

Kindern. Die Männer standen auf dem Gang, rauchten, debattierten und machten nur widerwillig Platz.

Nach der Biegung bei Villa Literno begann die erste Hochgeschwindigkeitsstrecke in Richtung Rom ...

Ich zwängte mich durch die Verbindung zum vierten Waggon ...

Der Expresß beschleunigte nun innerhalb von fünf Minuten auf eine Geschwindigkeit von 360 km/h ...

... das zweite, das dritte, das vierte Abteil, mißtrauische, ablehnende Blicke ...

... die er etwa bei Falciano erreichte ...

... das fünfte, das sechste Abteil – nichts. Vor mir aufgetürmte Koffer und verschnürte Kartons, auf denen Kinder herumkletterten. Es ist kein Durchkommen.

Kurz dahinter unterquerte der Zug den Viadukt ...

Sollte ich nicht besser die Notbremse ziehen? Dazu mußte ich aber erst zum Ende des Waggons gelangen.

... den Viadukt einer Straße von Carînola nach Mondragone ...

»Bitte lassen Sie mich durch!«

... dann schoß er in einer halbhohen Betonwanne ...

Die nächste Abteiltür stand offen ...

... in einer halbhohen Betonwanne über den Fontanelle hinweg ...

Da sah ich den großen Alu-Koffer oben auf der Gepäckablage stehen. Daneben zwei Musterkoffer ...

... und jagte ...

An den Fensterplätzen saß ein Mann mittleren Alters in einem eleganten Rohleinenanzug mit Fliege und ihm gegenüber eine dunkelhaarige Frau Ende zwanzig. Sie hielten sich an den Händen, und beide starrten sie mich schweigend an.

... jagte auf den Eingang des Tunnels durch den Monte Mássico zu ...

Nach Atem ringend stand ich in der Tür und blickte in fremde Gesichter. Es war, als stünde die Zeit still, als hätte ich ein altes Foto vor mir, das einen Augenblick festgehalten hat, der längst vergangen war. Eine Zufallskonstellation von erstarrten Bewegungen, ein stochastisches Muster, eingebrannt von der zurückschwappenden Photonenflut eines Blitzlichts. Fossile Zeit.

Erschrocken wich ich in den Gang zurück. Das Ende des Waggons war noch zwei Abteile entfernt. Ich schaffte es nicht mehr.

»Bitte lassen Sie mich durch!«

Plötzlich flogen die vier, fünf Männer, die mir den Weg versperrten und sich, brennende Zigaretten in der Hand, fragend nach mir umdrehten, von mir weg den Gang entlang. Ich wurde von den Beinen gerissen und stürzte ihnen nach, klammerte mich an Gepäckstücken fest, die ebenfalls in Fahrtrichtung rutschten. Koffer und Taschen purzelten von den Gepäckablagen. Menschen rissen schützend die Arme hoch und

schrien auf. Das Chaos gipfelte in einem infernalischen Kreischen, das von draußen hereindrang. Schlagartig herrschte Dunkelheit, während Funken garben an den Fenstern vorbeiströmten. Schließlich, nach scheinbar endlosen Minuten, stand der Zug. Wir waren im Tunnel. Tiefste Dunkelheit. Dies war der Augenblick, in dem die Explosion erfolgte. Aber nichts geschah – Stille. Die Menschen standen unter Schock. Dann hörte ich das Weinen von Kindern. Namen wurden gerufen. Besorgte Stimmen. Erregte Stimmen. Empörte Stimmen. Lautes Stimmengewirr. Endlich sprang die Notbeleuchtung an. Es roch nach verschmortem Plastik und heißem Metall.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte eine um Ruhe bemühte Stimme aus den Lautsprechern. »Wir mußten eine Notbremsung durchführen.« Kein Wort der Erklärung. Die Empörung wuchs.

Mein Gott, dachte ich, es gibt ein Universum, in dem ihr in diesem Moment nur noch eine heiße Schmiere aus Kohleteer seid. Ich weiß nicht weshalb, aber um ein Haar seid ihr diesem Schicksal entgangen – dem alles versengenden Blitz, der eure Transsubstantiation bewirkt hätte.

\*

Zehn Minuten später setzte sich der Zug rückwärts in Bewegung; im Schrittempo fuhr er aus der Tunnel-

röhre hinaus in die Betonwanne über dem Fontanelle und hielt an. Die Sonne stand tief im Westen. Hubschrauber umkreisten den Zug im Tiefflug. Die Männer der Antiterrorereinheit, die das Gelände entlang der Bahnlinie durchkämmten und auf dem Viadukt Stellung bezogen hatten, sahen in ihren antennenbestückten Keramikpanzern aus wie bizarre, aufrecht gehende Krustentiere.

Mir war ganz schwindelig vor Glück. Ich hatte es geschafft. Offenbar hatte meine Warnung in letzter Sekunde doch noch die richtige Stelle erreicht? Aber ich hatte das Telefongespräch an jenem imaginären Tag geführt, den es in diesem Universum gar nicht gab. Trotzdem wurde in dem Universum, in dem ich mich nun befand, der Anschlag vereitelt und das Leben von mehr als fünfhundert Menschen gerettet.

Aber wo war Vater?

# III AUSWEGE

»DIE HIMMEL WERDEN VERGEHEN WIE EIN RAUCH UND DIE ERDE ZERFALLEN WIE EIN GEWAND, UND DIE DARAUF WOHNEN, WERDEN WIE MÜCKEN DAHINSTERBEN.«

*Jesaja*

Kurz darauf – und doch Jahre später – begegnete ich meinem Vater wieder in Rom. Ich saß im Foyer des *Hotel Vatte* an der Via Cavour, in dem ich wohnte; da kam er plötzlich durch den Eingang herein. Zögernd blieb er stehen, und als er mich sah, legte er für einen Moment die Hand an die Stirn. Er ging etwas gebückt und war nicht mehr ganz so elegant gekleidet, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Dann kam er an meinen Tisch, nahm seine Sonnenbrille ab, lüftete den Strohhut und fragte mit einer höflichen Verbeugung, ob er sich zu mir setzen dürfe. »Aber bitte«, sagte ich.

Wie fremd er mir geworden war. Er zog die Bügelfalten seiner etwas fadenscheinig gewordenen taubengrauen Gabardinehose hoch, nahm in dem Sessel gegenüber Platz und legte den Hut auf den Sessel daneben.

»Darf ich Sie etwas fragen, Signorina?« fragte er mit leiser Stimme.

»Bitte.«

»Sind wir uns nicht schon mal begegnet?«

O Gott, bitte nicht!

»Nicht daß ich wüßte, Signore ...«

»Ligrina. Jacopo Ligrina.«

»... Signore Ligrina.«

»Erstaunlich«, sagte er und musterte mich aufmerksam mit seinen dunkelbraunen Augen. »Diese Ähnlichkeit. Es ist einige Jahre her, aber ich erinnere mich ganz deutlich, denn es war der Tag, an dem ein Anschlag auf den Expresß Neapel-Rom verübt werden sollte, der in letzter Sekunde vereitelt wurde.«

Neugierig geworden sagte ich: »Erzählen Sie.«

»Signorina, ich will Ihnen nicht zu nahe treten. Aber die Ähnlichkeit ist wirklich frappierend. Ich war für ein paar Tage geschäftlich in Neapel gewesen und hatte eine Reservierung für genau diesen Zug. Da lernte ich im Foyer des *Grand Hotel Terminus* eine höchst charmante junge Frau kennen.«

»So wie wir uns jetzt ...«

Das durfte nicht wahr sein!

Er warf mir einen verunsicherten Blick zu, dann lächelte er versonnen und fuhr fort: »Nein, nein. Entschuldigen Sie bitte, es waren ganz andere Umstände. Wir tranken an der Bar eine Flasche Champagner und verstanden uns auf Anhieb ausgezeichnet. Um es kurz zu machen, sie erklärte sich bereit, auf meinem Zimmer ein weiteres Glas mit mir zu trinken.«

»Wollen Sie mir das wirklich erzählen? Soll das ein Geständnis werden?« fragte ich ihn nachdrücklich.

»Oh, es kam nicht zu Intimitäten. Wahrscheinlich war sie verheiratet oder verlobt.«

»Aber sie ging trotzdem mit Ihnen aufs Zimmer?« hakte ich nach.

Er hob die Schultern.

»Wie gesagt, wir verstanden uns gut.«

»Und Sie haben den Eindruck, daß ich große Ähnlichkeit mit dieser ... Dame habe?«

Er warf mir einen bestürzten Blick zu.

»Nein, nein. Wirklich nur rein äußerlich! Nichts liegt mir ferner, als ...«

»Es kam also nicht zu Intimitäten«, vergewisserte ich mich.

»Nein. Sie verließ das Zimmer, offenbar hatte sie es plötzlich sehr eilig. Ich weiß nicht, weshalb. Ich war zunächst ein wenig ärgerlich, weil ich feststellte, daß ich den Zug nach Rom versäumt hatte und mich um eine neue Platzreservierung bemühen mußte.«

»Sie haben das einer charmanten Frau doch sicher verziehen und das kleine Ungemach auf sich genommen«, wollte ich wissen.

»Ich war ihr von Herzen *dankbar*, Signorina! Denn ich hatte den Zug versäumt, auf den man den Terroranschlag verüben wollte. Sie hat mir sozusagen das Leben gerettet.«

»Ich verstehe nicht ganz. Der Terroranschlag wurde doch vereitelt. Wie kommen Sie darauf, daß Ihnen diese Frau das Leben gerettet hat?« Nachdenklich warf er die Stirn in Falten und strich sich mit dem Daumennagel über das Revers seines dunkelblauen Blazers. Die altersfleckige Hand, die aus dem abgewetzten Ärmel hervorschaute, zitterte.

»Nun«, sagte er mit einer hilflosen Geste, »wie kann ich ganz sicher sein, ob der Anschlag auch dann vereitelt worden wäre, wenn ich mich in dem Zug befunden hätte?«

Ich nickte. Mein Blick fiel durch die Glasplatte des Tisches auf seine Schuhe. Sie waren sorgfältig poliert, aber rissig, und die Absätze hätten dringend einer Reparatur bedurft.

»So hat meine Doppelgängerin für Sie den Schutzengel gespielt und dazu beigetragen, daß Sie wohlbehalten zu Frau und Tochter heimkehren konnten«, sagte ich.

»Woher wissen Sie ...?«

»Das war jetzt wirklich nur geraten.«

»Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen?«

»Oh! Domenica.«

»Welch ein Zufall! Meine Tochter heißt genauso. Sie ist inzwischen – lassen Sie mich nachrechnen – dreiundzwanzig. Ich habe leider seit Jahren keinen Kontakt mit ihr. Seit der Scheidung von meiner Frau ...« Er brach ab und fuhr dann nach einer Weile fort:

»Ich arbeite in der Modebranche und bin sehr viel unterwegs in der Welt, wissen Sie, Paris, New York, Budapest – wo eben Mode gemacht wird.«

So sah er nicht aus. Ich glaubte ihm kein Wort.

»Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist? Ihrer Tochter, meine ich«, fragte ich ihn.

»Sie ist damals mit ihrer Mutter nach Genua gezogen. Meine Frau war Genueserin. Es würde mich nicht wundern, wenn Domenica – meine Tochter meine ich – inzwischen wieder in Rom wäre. Sie wollte hier Botanik studieren, wenn ich mich recht erinnere. Ich weiß leider nicht, ob etwas daraus geworden ist. Wir haben uns ganz aus den Augen verloren. Meine Frau hat es ihr verboten, sich mit mir zu treffen, und so ... Ich weiß nicht einmal, wie sie heute aussieht.«

Er stand auf.

»Darf ich Sie zu einem Glas einladen, Signorina Domenica?«

»Um es ganz klar zu sagen, Signore Ligrina. Ich werde nicht mit Ihnen aufs Zimmer gehen ...«

»Bitte, wo denken Sie hin!« sagte er und hob abwehrend beide Hände.

»Ich wollte es nur gesagt haben. Wenn Sie mich unbedingt einladen wollen, dann würde ich es vorziehen, irgendwo in einem Straßencafé eine Limonade oder einen Kaffee zu trinken.«

Er schmunzelte, ergriff seinen Hut, holte die Son-

nenbrille aus der Brusttasche seiner Jacke und setzte sie auf. Er erhob sich und verbeugte sich galant.

Wir gingen die Via Cavour entlang und bogen um die Ecke in die Santa Maria Maggiore, als mein Blick auf die Gäste fiel, die an einem Tisch des *Emanuele* auf der anderen Straßenseite saßen. Bernd und Birgit – und bei ihnen CarlAntonio. Sie blickten herüber und tuschelten miteinander. Ich war unwillkürlich für einen Moment stehengeblieben, aber Vater hatte nichts von meiner Schrecksekunde bemerkt.

»Gehen wir ins *Emanuele*?« schlug er vor.

»Ungern«, sagte ich. »Suchen wir uns ein anderes Café.«

»Wie Sie wünschen«, erwiderte er.

Später, als wir uns getrennt hatten, fragte ich mich beklommen, was ich von den Tagträumen halten sollte, die mich manchmal überkamen. Schon als Kind hatte ich sie gehabt, und sie waren manchmal von einer Deutlichkeit und Kohärenz, daß ich sie in der Erinnerung nicht von der Realität unterscheiden konnte. Manchmal erschien es mir im nachhinein, als hätte ich sie wirklich erlebt. Aber wie konnte er, Vater, davon wissen?

Ich erinnerte mich an die Frau, die aus dem Aufzug gestürzt kam und schluchzend an mir vorbeige-eilt war, als ich vom Bahnhof zurückkehrend das Foyer des *Grand Hotel Terminus* betreten hatte. Und da ahnte ich allmählich, daß ich lernen mußte, mit sol-

chen sich übereinander schiebenden, nur teilweise zur Deckung gebrachten Wirklichkeiten zu leben.

\*

Ein paar Tage später ging ich hinüber ins Trastevere, um Stavros zu besuchen. Die Haustür war verschlossen, aber in der Durchfahrt zum Hof kehrte ein kleiner rundlicher Mann in einem grauen Arbeitsmantel das Pflaster.

»Sind Sie der Hausmeister hier?« fragte ich.

»Ja«, sagte er knapp.

»Wohnt ein Signore Vulgaris hier? Signore Stavros Vulgaris?«

»Hier wohnen keine Ausländer«, erwiderte er unfreundlich.

»Stehen in dem Haus Wohnungen leer?«

Ich hatte gesehen, daß an einigen Klingeln Namensschilder fehlten. Auch die Bartocelli wohnten offenbar nicht mehr hier. »Meine« Wohnung schien frei zu sein.

»Das fragen Sie besser die Hausverwaltung«, erwiderte er. »Ich kann Ihnen keine Auskunft geben.«

Hätte Stavros um diese Zeit nicht schon hier Hausmeister sein müssen? Der Ägäis-Konflikt lag bereits drei Jahre zurück. War Stavros bei der Schlacht um Ikaria von dem Laserstrahl tödlich getroffen worden,

der ihm in meiner Erinnerung nur die Brust versengt hatte? War er in türkischer Gefangenschaft umgekommen, als sie ihm das Auge ausgeschlagen und die Zunge herausgeschnitten hatten?

Plötzlich kam mir der Gedanke: hatte ich zu diesem Zeitpunkt nicht selbst schon in diesem Haus gewohnt? Ich konnte mich nicht mehr an das genaue Datum erinnern, an dem ich eingezogen war, aber ich erinnerte mich auch nicht, hier jemals diesem grämlichen Zwerg im grauen Arbeitsmantel begegnet zu sein.

Verwirrt blickte ich zu den Fenstern hinauf, von denen aus ich an jenem Morgen die Opfer des Massakers auf dem Gianoccolo gesehen hatte. Ich wandte mich ab und ging hinüber ins Kloster der Schwestern von Santa Maria dei Sette Dolori. Das Tor zu dem kleinen Vorhof stand offen. Ein Auto war an der Mauer geparkt und mit einer staubigen Plane zugeeckt.

Die Tür zum Eingangsbereich sprang klickend auf, als ich dagegedrückte. Auch die zweite Tür war nicht versperrt. Ich warf einen Blick auf den uralten Sekretär aus dunklem Holz zwischen dem Eingang zur Kapelle und dem Glasschrank aus Walnußholz, in dem das Jesuskind in Lebensgröße stand – ein blonder Junge in blaßrotem Gewand und mit einem goldenen Heiligenschein. Über der segnend erhobenen Hand lag eine gelbe Schleife, auf der in großen

goldenen Lettern IO SONO L'AMORE stand. Noch war die Figur nicht in Fetzen geschossen. Helles Licht fiel durch die hohen schmalen Fenster aus dem Klostergarten herein, in dem ein Springbrunnen plätscherte. Unwillkürlich fiel mein Blick auf die Stelle an der Wand, wo man Stavros' Konturen auf den Boden gesprüht hatte. Kein Blut, keine Glasscherben.

»Kann man bei Ihnen einfach so reinspazieren?« fragte ich die kleine blasse Schwester, die in ihrem schwarzen Habit hinter dem Schreibtisch saß.

»Ich habe Sie längst gesehen«, sagte sie und deutete auf einen Monitor neben sich. »Sie machten keinen sonderlich gefährlichen Eindruck, also habe ich Sie reingelassen«, erklärte sie lachend.

»Man weiß nie«, gab ich zu bedenken. »Die Zeiten sind unsicher geworden.«

»Die Muttergottes wird uns behüten«, versicherte sie. »Außerdem haben wir keine Kunstwerke hier; ein Raubüberfall lohnt sich also kaum. Wir sind ein armer Orden.«

»Ich weiß.«

»Kann ich etwas für Sie tun? Möchten Sie sich die Kapelle ansehen?«

»Sehr freundlich von Ihnen. Aber ich war schon öfter hier. Ich wohne ganz in der Nähe.«

»Ich kann mich nicht erinnern, Sie schon einmal hier gesehen zu haben. Dabei tue ich fast jeden Tag Dienst an der Pforte«, antwortete sie.

Ich zuckte die Achseln. »Jedenfalls vielen Dank, Schwester.«

\*

Ich versuchte auch, CarlAntonio zu finden, aber die siamesischen Zwillinge schienen wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Wen immer ich nach ihnen fragte, niemand kannte das bizarre Paar – Antonio mit seinem »Rucksack«. Waren die beiden nie bis nach Rom gekommen? Hatten die Barmherzigen Brüder zu Regensburg die Neugeborenen »selektiert«? Oder waren sie ihren ehrgeizigen chirurgischen Experimenten zum Opfer gefallen?

Bernd hingegen traf ich ganz unversehens. Es war direkt vor der Stazione Termini, an einem dieser heißen Sommertage in jenen Jahren. Die Sonne brannte gnadenlos herab. Ich stand im Schatten unter dem großen Vordach des Bahnhofs und überlegte, ob ich ein Taxi ins Hotel nehmen oder das kurze Stück zu Fuß gehen sollte. Da erblickte ich ihn, wie er von der Metropolitan herüberkam. Er sah mich im gleichen Augenblick und kam auf mich zugeeilt, bevor ich mich abwenden und in der Menge der Passanten verschwinden konnte.

»Domenica?« fragte er unsicher.

Er blickte mich erschrocken mit seinen großen blauen Augen an. Seit Tagen hatte er sich nicht rasiert; ein blonder Flaum bedeckte Kinn und Wangen.

Wie jung er war! Sein T-Shirt wies große Schweißflecken auf unter den Armen, und ich roch seinen jugendlichen Körper. Wie ich ihn begehrt hatte! Erinnerungen stiegen auf. »Kennen wir uns?« fragte ich, und der Hals wurde mir eng.

Er schüttelte den Kopf.

»Du kannst mich nicht täuschen«, erwiderte er. »Mein Gott, was haben sie mit dir gemacht? Was ist mit dir passiert?«

Ich zwang mich zu einem Lächeln.

»Ich habe mich ein bißchen verirrt«, erwiderte ich leichthin, »zwischen den Zeiten, den Welten.«

Er musterte mich von oben bis unten.

»Ja, ich bin alt geworden, Bernd. Ich habe sehr viel erlebt in der Zwischenzeit.«

Er strich sich die langen blonden Haare aus der Stirn. Wie gern hatte ich dieses Haar immer berührt!

»Domenica, ich werde ...«

»Nein, Bernd, du wirst nichts tun. Du wirst nicht einmal etwas sagen. Zu niemandem, hörst du? Auch zu mir nicht, zu der Domenica, die noch von nichts weiß. Versprich mir das!«

»Ich kann nicht ...« erwiderte er und schluchzte beinahe.

»Doch, du kannst. Ich weiß, daß du kannst. Die Domenica, die du kennst und die du vielleicht liebst, lebt in einer anderen Welt. Du würdest ihre und deine Welt zerstören.«

Er blickte mich verständnislos an.

»Aber ...«

»Leb wohl, Bernd!« rief ich und ließ ihn stehen. Ich schritt rasch aus und wandte mich nicht um.

\*

So verabschiedete ich mich nach und nach von allen meinen Wurzeln. Welches Lebewesen kann überhaupt ohne Wurzeln existieren? Einzeller vielleicht.

»Was sind wir eigentlich?« frage ich Don Fernando. Er stößt ein aufgeregtes Fiepen aus, das er immer von sich gibt, wenn er sich vor eine schwierige Frage gestellt sieht.

»Das ist gar nicht so leicht zu beantworten«, sagt er, trippelt ein paar Schritte, macht kehrt und trippelt wieder zurück. Schließlich läßt er sich seufzend auf der schwarzen Steinplatte des Tisches niederplumpsen. »Du bist doch Biologin, Domenica. Das verstehst du bestimmt viel besser als ich.«

»Was soll ich verstehen?«

»Nun, jeder Organismus braucht so etwas wie Botenstoffe, die frei und ungehindert durch den Körper reisen können und zwischen seinen Teilen die Verbindung aufrechterhalten, die Informationen übermitteln, Ressourcen zugänglich machen, Störungen aufspüren und beseitigen. So etwas Ähnliches sind wir.«

Ich denke darüber nach.

»Du meinst Hormone, die im Blutkreislauf unterwegs sind? Serotonin, Dopamin, LI?« frage ich ihn.

Wieder fiept Don Fernando.

»Nicht ganz«, sagt er. »Wir gehören zu jenen, die sich auch frei außerhalb des Systems bewegen können. Außerhalb der Tunnel.«

»Du meinst... Antikörper? Suppressoren? Cytokine? Lymphozyten?«

»Ja, so ähnlich. Ich glaube, der Vergleich ist nicht schlecht. Aber ich dachte eher an Enzyme, RNA-Gene, mikroRNA, Riboswitches, die kleinen smarten Helfer des Lebens. So in der Richtung«, erwidert er.

»Und wer ist dieser Organismus, dem wir behilflich sind?« frage ich, obwohl ich die Antwort kenne.

»Das Multiversum.«

»Und dieser Organismus ist, wie jeder andere auch, in Evolution begriffen. Er versucht unentwegt, sich zu verbessern, ist auf der Suche nach Möglichkeiten, sich zu optimieren. Es wachsen neue Zellen, andere sterben ab.«

»Das trifft es ganz gut. Es ist ein Wesen, das aus Membranen von Raumzeit-Kontinua besteht, aus zahllosen Universen – wirklichen Universen, die entstehen, wachsen und kollabieren, und virtuellen, die sich in jedem Moment in die Dimensionen hinein entfalten können. Sie sind miteinander verknüpft und bilden zusammen ein Ganzes. Vielleicht ist es nur ein Mechanismus oder gar nur ein Computerpro-

gramm, wie manche meinen. Das ist eine philosophische Frage oder eine Frage des Glaubens. Wir wissen es nicht. Nur daß wir selbst ein Teil davon sind.«

Ich blicke hinüber zu den rauchenden Ascheblöcken, den Sedimenten ungezählter gescheiterter Möglichkeiten. Es gibt Zellen, die ihr Maß nicht finden und in ihrer Unersättlichkeit in ihren eigenen Exkrementen ersticken.

»Wieso sollten wir uns für dieses ... Monster einsetzen?« frage ich.

Don Fernando kichert.

»Wir leben in ihm. Wo sollten wir sonst existieren können?«

»Werden wir von ihm dirigiert? Erhalten wir Befehle?«

Wieder trippelt er aufgereggt hin und her. Seine Pfoten patschen über die polierte Steinplatte. Dann läßt er sich wieder hinplumpsen.

»Vielleicht sind wir programmiert. Wie sollte man das je herausfinden können?« fragt er, leckt sich über die Vorderpfote und putzt sich die Stirn. »Von Zeitvertreib zu reden, steht uns nicht an, oder? Unbestimmtheitsreduktion klingt schrecklich gespreizt. Wie wär's mit Neugier, Entdeckerfreude, der Lust am Spiel? Eigenschaften, die intelligente Lebewesen auszeichnen. Wir sind ruhelos und neugierig. Wir stoßen auf Probleme und versuchen sie zu lösen. Das ist alles.«

Ich denke darüber nach. Lange Zeit schweigen wir. Der Himmel über uns ist leer. Es ist kein Auge zu sehen.

»Wo sind wir hier eigentlich?« frage ich ihn.

Don Fernando erhebt sich und blickt sich um, als müßte er sich selbst vergewissern.

»Highgate«, sagt er.

»Und was bedeutet das?«

Mit einer eleganten Bewegung schlingt er seinen Schwanz ums Hinterteil.

»Die Grenze«, erklärt er. »Es ist die äußerste Welt, in der sich noch Leben findet. Jenseits davon beginnen die Universen, die kein Leben hervorgebracht haben. Und es ist der Wendepunkt der Zeit. Hier hat sie ihre maximale Ausdehnung erreicht. Der Zeitpfeil schaut unschlüssig mal in diese, mal in die andere Richtung. Da verliert vieles seine Gültigkeit.«

Und als wolle sie seine Worte unterstreichen, sinkt die Sonne, die sich erst vor einer Weile aus dem Sandmeer erhoben hat, wieder dem Horizont entgegen. Die Felsen, die am Abend zuvor noch am Strand gelagert hatten, sind verschwunden. Vielleicht sind sie, eine Zeitanomalie nutzend, weitergezogen, um sich am Küstensaum einen neuen Liegeplatz zu suchen. Oder sie haben sich, den Verführungen einer launenhaften Schwerkraft folgend, in tiefere Regionen des Kontinentalschelfs sinken lassen, um der letzten Wärme im Herzen dieser sterbenden Welt näher zu sein.

»Hier machen die Solitone, welche die Zeitdimension begleiten und hegen wie Hirtenmonde, kehrt und beginnen ihren Abstieg in die Vergangenheit. Sie rollen wie eine Dünung über den Pol: Sie ändern ihre Richtung, ohne ihre Bahn zu ändern.«

\*

Ich bin jetzt häufig in Highgate. Ich liebe den kühlen Salzgeruch des Morgens und den bitteren Geschmack des Mittags, wenn der Wind aus der Wüste kommt. Manchmal bricht der Himmel auf, und Sir Whitefang und sein Gefährte Kertschul finden sich ein zu einem kurzen Besuch. Ich sehe sie schon von weitem, wie sie die Gletscherzunge der Zeit heraufgestapft kommen – ein Schritt der Mann, vier Schritte der Wolf.

»Wo leben die?« frage ich den uralten jungen Mann, den Weitgereisten, den manche Zeitheimische den Engel nennen, als der Himmel sich wieder geschlossen hat und der Eishauch verschwunden ist.

»Sie leben auf der anderen Seite der biophilen Zone. Sie bewachen die Grenze zu den Universen der Kälte und der Dunkelheit, die ebenfalls ohne Leben sind«, entgegnet er. »Die Grenzen überlappen sich hier am Ende der Zeit.«

»Wieso nennt man dich eigentlich den Engel?« frage ich den Weitgereisten.

»Vielleicht weil ich fliegen kann.«

»Hast du keinen Namen?«

»Oh, ich hatte schon viele Namen. Manche nennen mich Hermes.«

»Hermes? Den Götterboten?«

Kaum merklich die Achseln zuckend antwortet er:  
»Die Zeitheimischen sind sehr erfinderisch, um das Fremde mit einem Namen zu belegen. Sie glauben, es damit besser im Griff zu haben – es festhalten zu können.«

»Sind wir etwas Besonderes, die wir so frei durch die Zeiten reisen?«

»Frei? Sind wir frei?«

Er schaut mich spöttisch an mit seinen merkwürdigen honigfarbenen Augen.

»Wir sind sehr beweglich, ja. Aber sind wir deshalb frei?« fugt er hinzu, lehnt sich in seinem Schaukelstuhl zurück und faltet die Hände über der Brust.  
»Etwas Besonderes? Eine schwierige Frage, Domenica. Es gibt Milliarden von Lymphozyten in einem Körper. Sie entstehen und vergehen. Sie haben eine wichtige Funktion. Aber ist deshalb eine von ihnen etwas Besonderes? Ich glaube nicht.«

\*

Manchmal kehre ich nach Amsterdam zurück – nach Venedig, nach Rom. Ich gehe ein paar Schritte mit

Grit, sitze in der *Waag*, während Leendert, mit vertrackten Gedanken beschäftigt, um Widersprüche in den Quellen aufzustöbern, schweigend in seinen Bierkrug starrt. Ich besuche Großvater, wenn er nachts, nachdem die letzten Gäste gegangen sind, in seinem Rollstuhl auf der Terrasse sitzt, und lasse mir von ihm die Sterne zeigen.

»Du solltest mal im Winter kommen«, sagt er, »da ist der Himmel gefüllt mit Sternen.«

Ich verspreche es ihm. Manchmal reite ich ein paar Stunden lang an Renatas Seite durch das steinige Bett des Isarco oder schlafe mit Frans in seiner kleinen Wohnung im Castello. Doch ich merke, sie alle haben zunehmend Mühe, mich wahrzunehmen. Bin ich für sie inzwischen zu einer nebelhaften Erscheinung geworden, daß ich ihnen nur noch in ihren Tagträumen begegne – in der Mattigkeit der Mittagsstunde, oder des Nachts, wenn ihre Sinne vom Schlaf umfangen sind?

Zuweilen habe ich Mühe, mich auf die Gegenwart zu konzentrieren, in der ich mich gerade befinde. Ich blicke mich um, staune über die Fakten, zwischen denen ich mich wiederfinde, denn mein Bewußtsein schweift ständig ab, durchstreift meine virtuelle Zukunft und meine virtuelle Vergangenheit, die sich in ständiger Veränderung befinden. So ähnlich muß das Multiversum sich selbst empfinden.

Dann wieder, wenn ich meine Aufmerksamkeit

auf die Wirklichkeit richte, die mich gerade umgibt, laufe ich Gefahr, mich im Gestrüpp des Faktischen zu verheddern. Es ist von einer erschreckenden, überwältigenden Dichte. Eine unerträgliche Flut von Daten stürmt auf mich ein, die mein Aufnahmevermögen übersteigt. Die Zeit scheint stillzustehen, und mir ist, als betrachte ich eine Fotografie, auf der ich immer neue Details entdecke, vor denen ich allerdings die Augen verschließen möchte.

Manchmal stoße ich tiefer vor in die dunklen Regionen dieses Universums, Bereiche voller Grauen, in denen der Geruch von Angst und Qual überwältigend ist. Dort, an den Festungen der Finsternis, begegne ich keinen Reisenden mehr, die ich kenne, denn sie sind alle auf die Technik angewiesen – auf die Verkehrsadern durch die Zeit und die Stationen an den Tunneln.

Wohin ich auch immer komme, sammle ich Informationen, denn ich denke, daß auch jene Ereignisse, die von den Historikern »konstituierende Fakten« genannt werden – diese häßlichen Verkapselungen aus Gewalt und Tod, die bössartigen Knoten aus Zufall, Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit –, aufzudröseln und aufzulösen sind durch ein umsichtiges Sondieren, behutsames Glätten, durch subtile Änderungen im Vorfeld. Man muß es nur versuchen. Ich hoffe, es bleibt uns genug Zeit dafür. Noch hat unser Universum Bestand. Aber wie lange noch?

\*

Mittag auf Highgate – die Zeit, da die Glut ihren Höhepunkt erreicht. Der sepiafarbene Dunst der Tiefe ist verschwunden, und aus dem Salz des ausgetrockneten Ozeans bricht ein Licht hervor, das alle Farben auslöscht, das alle Schatten verzehrt und die Konturen der Wirklichkeit in zittrige Chimären verwandelt, die über der Wüste zu perlfarbenen Pfützen schmelzen und im Sand versickern.

»Wie ist es, wenn ein Universum verschwindet?« frage ich den Weitgereisten, der neben mir im Schaukelstuhl unter der Pergola sitzt.

»Geht es schnell?«

»Sehr schnell«, sagt er, ohne die Augen zu öffnen.

»So schnell wie das Licht?«

Don Fernando hält mit Pfotenlecken inne und fiept.

»Glaubst du, das Ende kommt durch die Galaxis gekrochen?« stichelt er. »Nein. Es ist wie eine Hand, die durch Spinnweben geht.«

»Und wodurch geschieht es?«

Der Weitgereiste zuckt die Achseln.

»Eine weitere Kraft koppelt sich aus – oder es entfaltet sich eine der eingerollten Dimensionen. Eine der Naturkonstanten verändert sich oder beginnt zu oszillieren. Die Elementarteilchen zerfallen. Vaku-

umblasen zerreißen die Raumzeit, und die Materie verdampft zu Vakuumenergie. Ein Moment der Reglosigkeit – dann: *nada*. Du würdest nichts spüren, Domenica, nichts bemerken.«

Ich blicke in die Ferne. Kein Schatten verdüstert die Landschaft. Kein Auge starrt gleichgültig auf uns herab. Der Himmel ist leer. Es ist die Stunde der absoluten Stille, kein Laut ist zu hören, nur der leise knisternde Rhythmus des Schaukelstuhls. Es ist, als bewege sich die Zeit selbst – vor ... und zurück, vor ... und zurück –, eine Dünung wie der Atem eines friedlich Schlafenden.

Manchmal allerdings, wenn die Hitze einen zu erstickern droht, beschleicht mich die Angst, dieser leise Rhythmus, dieses leise Atmen könne innehalten – und mit ihm das allerletzte Geräusch verstummen.

# DANKSAGUNG

Dieser Roman macht Abstecher in einige Fachgebiete, in denen ich nicht oder nicht sattelfest genug bin. Ich bedanke mich bei allen, die mir geholfen haben, die Daten, die ich zusammengetragen habe, zu überprüfen und Fragen zu beantworten, so Fariborz Abedinpour (Immunologie), Willi Geier (Botanik), und ganz besonders Alexander Seibold (Religion und Kirche), der mir darüber hinaus wertvolle Hinweise gab auf das Werk des Cusaners und mich im Park der Katholischen Akademie in Schwabing lehrte, wie man die Kugeln aufs Brett des Cusanus-Spiels setzen muß. Was Rom betrifft, verdanke ich zahlreiche Details Manfred Fischer, dem vormaligen Direktor der Evangelischen Akademie Bad Boll, mit dem ich einige interessante Romreisen unternehmen durfte. Was das Holländische und die Stadt Amsterdam betrifft, war mir Carla Remé behilflich, die dort zu Hause ist. Ihr Mann, der Künstler Jörg Remé, machte mich auf manches Detail in Venedig aufmerksam. Sollten sich trotzdem da und dort im Text Fehler oder Unstimmigkeiten eingeschlichen haben, so habe ich sie zu verantworten.

Dank auch den literarischen Vorbildern, bei denen ich Anleihen machte – die Kenner werden sie unschwer identifiziert haben: »Das andere Ufer der

Zeit« von Jack Finney ist zu nennen und »Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein« von Arkadi und Boris N. Strugatzki. Dank an Dieter Kühn, der mit seinen subtilen Annäherungen an eine uns absolut fremde Welt, in »Ich Wolkenstein« und »Neidhart aus dem Reuental«, mir Mut machte, das exotische Terrain des 15. Jahrhunderts zu betreten und erzählerisch in Angriff zu nehmen, und natürlich an Carl Amery, dessen »Königsprojekt« Ausgangspunkt und Urquell aller Spekulationen über dunkle Machenschaften des Vatikans entlang der Zeitlinie war und ist. Vieles aus den Gesprächen über die Gefährdung der Schöpfung durch Sorglosigkeit und Raffgier, die wir in dreißig Jahren miteinander führten, hat hier seinen Niederschlag gefunden. Wie gern hätte ich ihm augenzwinkernd diesen Roman in die Hand gedrückt und sein Lachen gehört, wenn er die eine oder andere Stelle gelesen hätte. Es hat nicht sein sollen, aber ich habe versucht, ihm, dem bei jeder Gelegenheit ein treffender Vers einfiel, auf Seite 519 ein kleines Andenken einzurichten.

Dank schließlich an Friedel Wahren, die es auf sich nahm, das umfangreiche Manuskript sprachlich zu überprüfen, an Sascha Mamczak, der mir mit seinem Rat als Lektor behilflich war, an Erik Simon für seine Ratschläge und Verbesserungen am Text des schwierigsten Kapitels – »Die Cusanische Acceleratio« –, das er 1999 vorab in seiner Anthologie »Alex-

anders langes Leben, Stalins früher Tod« publizierte (es wurde mit dem Kurd-Laßwitz-Preis als beste Erzählung des Jahres ausgezeichnet). Ich danke Thomas Schlück, meinem Agenten, dem es gelungen ist, das Buch so zu plazieren, daß ich sehr stolz darauf sein kann, an Hans-Peter Ubleis, der es auf sich genommen hat, das Konvolut selbst zu lesen, obwohl er ein vielbeschäftigter Mann ist, und sodann ein schmeichelhaftes Urteil fällte und grünes Licht gab, sowie an Thomas Tücher, der letzte Hand an den Text legte, ihn gründlich durchbürstete und mir bei der endgültigen Fassung mit weisem Rat und praktischen Hinweisen zur Seite stand.

Und natürlich Dank an meine Frau Rosemarie, die schon immer meine unnachsichtigste Kritikerin war und die mir während der acht Jahre, die ich an dem Roman arbeitete, immer wieder Mut machte und vom Gelingen von Anfang an überzeugt war, sowie an meinen Sohn Julian, weil mich der Gedanke an ihn immer wieder beflügelte, mit dem Geschriebenen an einer besseren Zukunft mitzuwirken, die ja seine sein wird.

*Wolfgang Jeschke  
München, im Sommer 2005*